



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

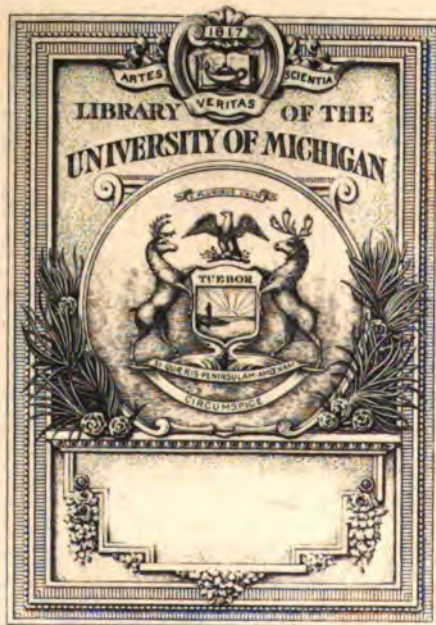
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6

**Z94**





# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebzehnter Band.

---

Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
1896.



1. Aufl.  
 1912  
 1.22 21  
 2.3.11

## Inhalt.

Amerikanische Wahlen f. Wahlen.		Festen, zwischen den . . . . .	623
Anleihen, neue . . . . .	277	Frau, die offizielle . . . . .	79
Antwort auf eine studentische		Frau, die offizielle, f. Theater.	
Fulldigung . . . . .	105	Frau, die weise, von Fiesole . . . . .	424
Arbeiterbetriebschutz, der . . . . .	606	Frauen, die . . . . .	1
Aesthetik, soziologische . . . . .	204	Frauenfrage f. Ursachen	
Ausbildung, die, des Arztes 440,	499	Frauenkongreß, der . . . . .	80
Austritt, mein, aus der Sozial-		Frauentag f. Nachlese.	
demokratie . . . . .	256	Freie Silberprägung . . . . .	107
Bären f. Jm.		Gedanken aus der Zeit der Mor-	
Bergregal, das, . . . . .	227	genröthe . . . . .	8
Bilder aus der Irrenanstalt . . . . .	512	Geschichte, die kurzichtige . . . . .	87
Bismarck f. Dem Fürsten f. a.		Geschichtswissenschaftliche Probleme	
Kollege.			247, 300
Bismarcks Landesverrath . . . . .	237	Gewerbelammer . . . . .	289
Bismarcks Rache . . . . .	337	Großbanken, unsere . . . . .	374
Börsengesetz, vor dem . . . . .	428	Handel, unser, mit Südamerika	181
Börsenstille, während der . . . . .	476	Hinrichtung, die, des großen Mör-	
Brüßwitz, von, f. Tat Twam.		ders . . . . .	49
Bücherliste . . . . .	576	Hintertreppe, die . . . . .	577
Buchheim, Karl Adolf . . . . .	119	Hypotheken . . . . .	44
Christlich-Sozial . . . . .	13	Im Grauen Bären . . . . .	465
Damenbedienung . . . . .	47	Inferno . . . . .	283
Dem Fürsten Bismarck . . . . .	372	Interviews und Journalisten 175,	280,
Deutschland und Norwegen . . . . .	394		371
htung, die epische . . . . .	153	Irrenanstalt f. Bilder.	
igenten f. Drei.		Ist Lieben pathologisch? . . . . .	27
na Elvira . . . . .	479	Kant und Swedenborg . . . . .	273
oman, der, . . . . .	136	Kayser f. Notizbuch 184, 287.	
Dirigenten . . . . .	222	Knaufuß, der neue . . . . .	141
I, das, . . . . .	70, 312	Kollege Bismarck . . . . .	241
und Auslese . . . . .	385	König, der . . . . .	433
ität, die, vor Gericht . . . . .	234	König Stumm auf Aktien? . . . . .	94
		Konzil, ein modernes . . . . .	470

Röppings Gläser . . . . .	598	Schiemann, Herr Professor	323, 381
Kriminalkommissar, der . . . .	529	Schillerpreis f. Notizbuch	431.
Kulturwelt, römische f. Unter- gang.		Schule f. Parteien.	
Kunstausstellungen, Internatio- nale . . . . .	355	Selbstanzeigen 41, 92, 179, 281, 319, 377, 421, 473, 520, 570	
Landesverrath f. Bismarcks.		Siebelungsgenossenschaft, die . .	409
Lechter, Melchior, f. Notizbuch 526.		Siegerin, die . . . . .	30
Leipziger Reichsgericht, vom . .	344	Shakespeares Entthronung . .	545
Levys Mord f. Notizbuch 285, f. a. Tat Twam.		Silberprägung f. Freie.	
Liebknecht f. Wilhelm.		Silberfaden . . . . .	620
Lieben f. Ist Lieben.		Sozialaristokraten f. Selbstan- zeigen 421.	
List, Friedrich . . . . .	449	Sozialdemokratie f. Austritt.	
Lombrosos Verbrecher . . . .	555	Soziale Pädagogie . . . . .	489
Loewe-Kartell, das . . . . .	573	Sozialreform f. Wem frommts?	
Mac Kinley und die Börse . .	330	Spekulation und Geld . . . .	133
Marshall's und Titanias Hochzeit	568	Staaten, Vereinigte, f. Wahl- kampf.	
Mene Tefel Peres . . . . .	145	Strife, der, in Hamburg . . .	523
Meyer, der Große . . . . .	564	Stumm f. König Stumm.	
Militärnotizbuch . . . . .	561	Swebenborg f. Kant.	
Montjarret . . . . .	97	Tat Twam Asi . . . . .	193
Morituri . . . . .	333	Tausch f. Prozeß f. a. Krimi- nalkommissar.	
Nachlese vom Frauentag . . .	85	Theater . . . . .	36
Nächstensucht . . . . .	602	Türkei, die, in Liquidation . .	115
Niebsche, Frei nach . . . .	615	Untergang, der, der römischen Kulturwelt . . . . .	400
Notizbuch 138, 184, 285, 431, 526		Ursachen der Frauenfrage . .	55
Pädagogie f. Soziale.		Vatermörder, ein, . . . . .	129
Papstthum, Deutsches . . . .	558	Versammlungen, zwei, f. Im.	
Parteien, die politischen, und die Schule . . . . .	61	Wahlen, nach den amerikanischen	354
Probleme f. Geschichtswissen- schaftliche.		Wahlkampf, der, in den Verei- nigten Staaten . . . . .	217
Prozeß Tausch, der . . . . .	481	Wem frommts? . . . . .	455
Rache f. Bismarcks.		Wilhelm und Bertha . . . .	188
Reichsgericht f. Leipziger.		Weihnachtbetrachtung, eine . .	593



Berlin, den 3. Oktober 1896.

## Die Frauen.

Dharma, so lehrt den Japaner seit manchem Jahr eine alte Legende, war ein weiser Mann, ein Asket, der im Geruch der Heiligkeit stand und den Schlaf als den Tröster allzu menschlicher Schwachheit hochmüthig verschmähte. Lange war es dem Weisen gelungen, die einlullende Müdigkeit zu verschrecken; in einer schwülen Nacht aber erlahmte dem Starken die Kraft, der heilige Mann schief ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da erhob der stolze Philosoph sich in grimmem Zorn über die eigene Schwäche und ersann sich selbst, dem Hinfälligen, die strengste Strafe: er schnitt sich mit scharfem Messer die Augenlider ab, die sich allzu willig im Dunkel gesenkt hatten, und warf sie weit fort, wie Stücke gemeinen Menschenfleisches, die ihn auf dem Wege zur Heiligkeit nicht ferner mehr hemmen sollten. Denn dem Weisen schien es ganz sicher, daß er ohne Augenlider nie wieder schläfriger Schwachheit verfallen könne. Doch die blutigen, zuckenden Lider wurzelten sich in den warmen Erdboden ein und ihnen entkeimte bald ein köstlicher Strauch, dessen duftende Blätter den Theetrank spenden, den Banner des Schlafes. Dharma, den liderlosen Asketen, hat auch später die Müdigkeit gewiß noch oft übermannt; aber das im Zorn dargebrachte Opfer hatte ihm den braunen Balsam verschafft, der die Mühe des Wachens in weisen Gedanken erleichtern konnte, und der Heilige kündete seitdem mit verklärtem Blick seinem gelben Volk die Trostlegende vom Thee . . . Der weiße Mensch, den die europäische Sitte gesänftigt hat, ist jähem Handeln nicht so geneigt; er bewundert den Märtyrermuth meist nur an Anderen, hat sich den Fanatismus, der seinen Gewinn bringt, längst abgewöhnt und würde sich niemals selbst

gräßlich verstümmeln, weil er, statt munter zu bleiben, eingeschlafen war, während er heiligen — also uneinträglichen — Dingen nachsann. Er wüthet dann nur gegen sich selbst, wenn seine Schläfrigkeit ihn verhindert hat, einen Vortheil zu erhaschen oder sein Leben auf ein besseres Lager zu betten; aber auch diese Wuth vergreift sich nicht an dem eigenen, geliebten Leib, sondern tobt sich gefahrlos in Tönen aus. Der gelbe Mann schnitt mit zornigem Griff den schützenden Deckel aus der Augenhöhle, der weiße Mann schüttet den überkochenden Zorn in die feste Form einer widerhallenden Rede; und nun modernisirt sich gleich auch der Schluß der alten Legende. Kein Wunderbaum sprießt aus Europens erkältem Erdbreich empor, Alles geht vielmehr ganz natürlich zu: der Rede des Einen lauschen die Anderen, die unter ähnlichem Ungemach leiden und ihrem Schmerz bisher noch nicht den Ausdruck gefunden haben, sie sammeln sich um den beredten Ränder ihres Wehes, küren ihn zum Führer und werden vereint fortan ihren bangen Hilferuf in die Lüfte schmettern. Dadurch wird der Schmerz, der den Ausdruck suchte, zwar nicht beseitigt; aber schließlich ist doch ein Trost, mitten in einem großen Haufen Siecher zu leiden, und das Geschrei schützt die Unglücksgegnossen jedenfalls vor der Schläfrigkeit. Das ist die europäische, sanfteren Sitten und einem gegen den Wunderglauben verhärteten Sinn entsprechende Fassung der alten Legende, die den Japaner lehrte, daß der Ausbruch des Zornes den Zorn auch zu lindern vermag.

Alle Bedrückten, die sich trotzend je gegen ein widriges Geschick erhoben, haben die Probe auf die banale Gassenweisheit dieser Lehre gemacht, — meist freilich, ohne ihr Walten zu ahnen. Sie waffneten sich gewöhnlich zu einem Kolonnenmarsch, der sie einem hohen Ziel entgegenführen sollte, und merkten gar nicht, daß ihnen schon unterwegs leichter ums Herz wurde, weil gut klingende Reden den Tag verkürzten und der Anblick der stattlich schreitenden Schaar ein tröstendes Gefühl der Gemeinsamkeit schuf. Von Zeit zu Zeit hieß es dann, jetzt sei man bereits dicht beim ersehnten Ziel, und die Wandelnden empfanden nicht, wie sich das Tempo des Marsches verlangsamt hatte, wie stets neue Waldungen und Hügelketten am Horizont auftauchten und die Richtung, die ihre Seele suchte, sich noch immer nicht dem schweifenden Auge enthüllen wollte. Man war doch nicht mehr allein, war mit gleich gestimmten Menschen vereint und fand leicht eine Beschäftigung, die über das ärgste Unbehagen hinweghalf: da war der wankende Zug zu ordnen, zu organisiren, da mußten Ermattete mit munterem Zuspruch ermahnt, allzu Hitzige mit ernster

Nede zur Ruhe gewiesen werden, da lockte überall lohnende Arbeit und führte in die erregten Gemüther mählich Frieden und Frohsinn zurück. Was thuts, wenn man auf dem einmal beschrittenen Wege nicht an das hohe Ziel der Wünsche gelangt? . . . Der Unmuth macht sich doch Luft, Körper und Geister tummeln sich im frischen Wind und das dumpfe Bangen und Bangen der Verlassenheit hat ein Ende. So entstehen Bewegungen, so erstarren sie zur Bewegungslosigkeit und gewähren dennoch ein reichliches Maß von Trost und wärmendem Glück. So kann eine Reisegesellschaft, wenn das Schiff, das sie in den sonnigen Süden führen sollte, zwischen Eisschollen steckt, sich in geschäftigem Müßiggang doch sehr angenehm unterhalten und beim Gesang lustiger Lieder völlig vergessen, daß die Maschine schon lange stillsteht. Ob der Lärm Ausbrüchen der Heiterkeit oder der Wuth entstammt, kommt kaum in Betracht; wer sich geräuschvoll regt, wird immer gern wähnen, daß er sich vorwärts bewegt, und der Wahn wird rasch zur Gewißheit werden, wenn das Geräusch von einem großen Schwarm ausgeht und die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erzwingt. Deshalb muß der Flächenraum, der die Bewegung umgrenzt, möglichst erweitert werden, deshalb werden aus den fernsten Ländern die durch das Schicksal Verwandten herangezogen und internationale Paraden veranstaltet. Solche Schaustellungen führen die Bewegung zwar nicht um eines Fußes Breite vorwärts, aber sie steigern ihr Geräusch; das Bemühen, die zusammengetrommelte Gesellschaft auf einen Ton und eine Weltanschauung zu stimmen, bleibt so fruchtlos wie der Versuch des spleenigen Vords, der dreihundert Uhren in gleichen Gang bringen wollte, — aber das Ticken, Schnurren und Schlagen von dreihundert Uhren gelst den Wachen doch in die Ohren und weckt die Schläfer aus träger Ruhe. Das Ziel der Bewegung bleibt zwar in dem Nebel, der es vorher den Blicken verbarg, aber der Mund darf mit gerechtem Stolz doch von moralischen Erfolgen sprechen.

Solchen moralischen Erfolg haben wir eben wieder erlebt. Mächtig dröhnte das Getöse von dem Paradesfeld her, wo die um ihr Recht kämpfenden Frauen die große Heerschau hielten, und mancher Mann trugte sich hinter dem langen Ohr und meinte, jetzt sei der Teufel gar in die Weibsbilder gefahren und bedrohe uns Arme, denen doch die Proletarier gerade genug zu schaffen machen, zu allem Unheil auch noch mit einer schrecklichen Amazonenschlacht. Nun ist der Lärm kaum verhallt, — und die aufgeschreckten Schläfer schütteln schon wieder die Kissen, um sich zu neuer Rast hinzustrecken, denn sie merken, daß der



Hahnschrei sie genarrt hat und daß der schlimme Morgen der modernen Matriarchie noch lange nicht graut. Dem internationalen Frauenheer fehlt die Einheit, die straffe Gliederung und der alle Kämpferinnen bindende Entschluß, unter einer weithin sichtbaren Fahne in Reihe und Glied zu fechten; es rückt, da es keinen gemeinsamen Feind hat und kein gemeinsames Ziel kennt, nicht fest zum Angriff vor, sondern ergötzt sich im Zeltlager an erbaulichen Vorträgen. Und auch in der deutschen Damengarde muß der prüfende Blick die Geschlossenheit und das feste Kommando vermissen. Die Frauen erklären, daß sie für ihre Rechte kämpfen, aber sie bezeichnen die Natur dieser Rechte niemals ganz deutlich und müssen das Hoh-nort hinnehmen, ihr Streben gelte nur dem Doktorhut und der besseren Versorgung der höheren Töchter. Sie haben sich zu einem möglichst großen Haufen zusammengescharrt, dessen einzelne Theile keine innere Gemeinschaft verbindet, sie freuen sich ihrer Zahl und suchen durch geräuschvolle Ver-anstaltungen die Aufmerksamkeit träger Geschlechts-genossinnen und gleichgiltiger Männer zu fesseln. Eine gewisse Wirkung mag diesem Bemühen be-schieden sein: das Echo vom Frauentag, der nach einem lächerlichen Anfang manche verständige Rede brachte, ist bis in die fernsten Weiler gedrungen und hat da oder dort gewiß eine Frau, die sich sonst um das Schicksal ihrer Schwestern kaum jemals bekümmert hatte, für ein paar Wochen wenigstens nachdenklich gestimmt. Ob diese Wirkung dem verthanan Aufwand entspricht? Sie bleibt im Bereich der unwägbaren, moralischen Erfolge und wäre wohl auch möglich gewesen, wenn würdige Damen nicht erst die Reise über den Atlantischen und den Stillen Ozean gemacht hätten. Den streitbaren Frauen, und besonders den Führerinnen, werden solche Bedenken nicht dämmern; für sie war der Wunsch entscheidend, endlich einmal die überschüssigen Kräfte wieder im hellen Tageslicht regen zu können. Sie wüthen über die schlechte Behandlung, die der Männerstaat ihnen zu Theil werden läßt, und sie empfinden jetzt in getröstetem Sinn, daß der Ausbruch des Jornes den Jorn auch zu lindern vermag. Schade, daß die strebsame Beherrscherin der Volksküchen so billige Weisheit nicht schon früher mit ihrem Suppenlöffel geschöpft hat.

Auf Paradeplätzen werden ernste Kämpfe nicht ausgefochten; da zeigt sich das Heer in der Festtagsmontur, die Waffen sind blank, das Federzeug ist sauber gepußt, die Knöpfe funkeln im Sonnenschein und keine Lanzenspitze des Feindes ist ringsum zu erschauen. Es ist gleichgiltig, ob die Kritik der Frauenparade, der die feindlichen Heer-

führer als Zaungäste zusahen, günstig oder ungünstig lautet, denn in kommenden Kriegen wird der Paradedrill schwerlich die Entscheidung bringen. Der Kampf der Geschlechter wütht weiter, — ganz leise, aber mit unerbittlicher Wuth. Selten nur wird er dem Oberflächenblick sichtbar, gewöhnlich nur in den Epochen, wo der Begriff der erworbenen Rechte wieder einmal streitig geworden ist, und dann erwacht die Erinnerung an Brünnhildes Ringen mit Siegfried und an das Nesselgrab, das Aristophanes unter schrillum Spottgelächter einst auf hellenischem Boden den Ekklisiazusen geschaufelt hat. Dann melden sich Christen und Heiden zum Wort, Frauenhasser und Frauenbewunderer, und Jeder beruft sich auf eine hoch thronende Autorität: vom fernen Chronisten der Genesis bis zu Vombroso und Havelock Ellis, von den Kirchenvätern bis zu Dumas, dem galantesten Urchristen, zu Tolstoi und Strindberg dehnt sich die lange Reihe und in dem Citatenpark, der in den Jahrhunderten ringsum entstanden ist, sind die Beete noch immer nicht leergepflückt. Freilich: frische Blumen blühen hier nicht mehr, den letzten Frühling, einen Venz von asiatischer Pracht, schuf der Zauberer Zarathustra und wir müssen geduldig einstweilen des nächsten Dichters harren, der in neuen großen Akkorden noch einmal die alte Weise erklingen läßt: Und ich will Feindschaft setzen zwischen Dir und dem Weibe, zwischen Deinem Samen und ihrem Samen, — das alte Lied von dem grausamen Herrschaftskampf der Geschlechter.

Dieser Kampf ist, auch wenn er sich in der ärmlichsten Enge einer Philisterwohnung abspielt, immer tragisch und sein Ausgang, der ein Menschengeschick zermalmen muß, weht selbst den kühlen Betrachter mit dem frommen Schrecken der Furcht und des Mitleidens an. Aber bis in diese unwirthliche Eisregion bringt der Lärm der Frauenbewegung nicht, wird er niemals dringen. Der Geschlechterkampf ist ein Duell, das, ohne Sekundanten und Unparteiische, mitunter Jahre lang währt, ein bis zur Kampfunfähigkeit durchzufechtendes Duell, das kein Rodeo kennt und in dem alle Mittel der Roheit und Arglist gelten. Wo die Frauenbewegung beginnt, endet das Reich der Tragödie und die Stimmung zersplittert zur Tragikomik. Die Frau der Frauenbewegung will nicht Weib sein, nicht ein besonderes, differenzirtes Wesen, das dem *sexus sequior* angehört, sondern die Mannin, die Konkurrentin des Mannes, mit dem sie auf seinem eigensten Gebiet die Kräfte zu messen begehrt. Aus Rousseaus Evangelium von der natürlichen Gleichheit der Menschen sind verflatterte Laute in ihr unkritisches Ohr gedrungen; sie hat John Stuart Mill kennen gelernt, den

starken Rationalisten, der alles Unheil von der Hörigkeit der Frau herleitet und sich vor der Behauptung nicht scheut, daß wir von dem Weibe und seinen Fähigkeiten noch gar nichts wissen, weil wir es bisher nie in Freiheit gesehen haben; und sie wird von dem voll und ganz liberalen Gedanken beherrscht, daß es außer den Verschiedenheiten des baaren Besitzes in der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft Werthunterschiede nicht geben dürfe. Mit diesem Rüstzeug zieht sie getrostes Muthes ins Treffen und ärgert sich, wenn sie auf Schopenhauer stößt und sein böses Wort hören muß: „Wie den Löwen mit Klauen und Gebiß, den Elephanten mit Stoßzähnen, den Eber mit Hauern, den Stier mit Hörnern und die Sepia mit der wassertrübenden Tinte, so hat die Natur das Weib mit Verstellungskraft ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle die Kraft, die sie dem Manne als körperliche Stärke und Vernunft verlieh, dem Weibe in Gestalt jener Gabe zugewendet.“ Das kränkt die Frau, weil sie den Mann ja mit Männerwaffen bestreiten und nicht einräumen will, daß sie von anderer Art ist als er. Dieser Frauenversuch, dem Mann das Terrain streitig zu machen, war komisch, so lange er einer eiteln Vaune oder übermüthiger Vermessenheit entsprang. Damals entstanden die Zerrbilder der emanzipirten Weiber, die fochten, rauchten und rausten, der brave Benedix ließ ein arges Mädchen in Herrenhosen auftreten und spät erst wieder zu Unterröcken befehren und die Schaar der neuen Pragagoren war die Zielscheibe der wohlfeilsten Wige. Eben erst war das Junge Deutschland über den Markt getobt, hatte alte Sitte und Sägung zum Urbätertrödel geworfen und Anbetung für seine wilden Weiber geheischt, die in verbuhlten Kämpfen sich das Initiativrecht anmaßten und die Emancipation des Fleisches bei den Festen freiester Liebe verherrlichen wollten. Die Frau, die sich von dem Gesetz ihres Geschlechtes losgesagt hatte, war eine halb lächerliche, halb verächtliche Gestalt und Friedrich Hebbel war noch sehr mild, als er sie der Blumenzwiebel verglich, die ihr Glas gesprengt hat und deshalb hinwelken muß. Dieser Spuk aus der Mitte unseres Jahrhunderts wirkt heute noch vielfach nach und man vergift darüber, daß die Posse längst zur Tragikomoedie geworden ist. Komisch wirkt jede muthwillige Entfernung von der Natur; aber ist es Muthwille, der in allen Klassen jetzt unzählige Frauen treibt, dem Manne durch Unterbietung Schmutzkonkurrenz zu machen, und kann es nur komisch wirken, wenn das Weib, dem der eigentliche Beruf als Gattin und Mutter versperrt ist, sich gewaltsam entweiben und da eine farge Lebensmöglichkeit suchen muß,

wo billige Hände verlangt werden? Die Gesellschaft, die den äußeren Schein ihrer Sittlichkeit nur durch die Prostitution, durch die gehäuften Menschenopfer auf dem Altar der Monogamie, wahren kann, hat ganz sicher das Recht verwirkt, über die Tragikomoedie der emanzipirten Frau höhnisch zu lachen.

Das Lachen hört allgemach denn auch auf. Der Konsument sieht mit wachsendem Behagen, wie das Angebot der Hände sich mehrt, und der Unternehmer hofft, die Kombination Maschine + Arbeiterin werde ihn vor neuen Lohnerhöhungen schützen. Diesen eifrigen Freunden der Volksgesundheit wird die schroffe Scheidung der proletarischen von der bürgerlichen Frauenbewegung eine schlimme Enttäuschung bereitet haben; sie mußten auf dem Frauentag jetzt erkennen, daß die Proletarin sich den männlichen Klassengenossen näher fühlt als den Geschlechtsschwestern aus anderen sozialen Zonen und daß sie bereit ist, selbst unter den härtesten Opfern in den Lohnkämpfen ihrer Klasse ohne Want auf dem Posten zu stehen. Ob solcher Opfermuth auch in der bürgerlichen Frauenbewegung häufig zu finden ist? Noch ist sie von nebligen Ideologien beherrscht und träumt den liberalen Traum von der Vertretung der fabelhaften Gesamtinteressen. Dieser Traum wird nicht lange mehr währen; schon sondern sich insgeheim die Heerhaufen und nur auf Paraden, wo an ernste Arbeit nicht zu denken ist, läßt sich allenfalls noch der Schein einer Einheit erheucheln. Eines Tages werden auch die avancirtesten Damen einsehen müssen, daß die Geschlechter nicht zum Wettstreit, sondern zur Ergänzung bestimmt sind und daß deshalb die Frage nach der Fähigkeit der Frauen, solchen Wettstreit zu bestehen, viel weniger wichtig ist als die sehr ernste Sorge, wie dieses unnatürliche Konkurrenzverhältniß, das die Krankheit des sozialen Körpers andeutet, rasch und gründlich beseitigt werden kann. Die Frau muß, als Gebärerin, als das kostbarste Werkzeug der Gattung, von anderen Pflichten entlastet und in den Stand gesetzt werden, mit ganzer Kraft der Propagation des Geschlechtes zu dienen; sie muß die Möglichkeit haben, sich als Persönlichkeit frei zu entwickeln, — aber als Weib, nicht als männerndes Glied eines *troisième sexe*, auf den Michelets Wort vom *enfant malade et douze fois impur* passen würde. Bis dieses für die Gattung wünschenswerthe Ziel erreicht ist, wird noch manches Vorpostengefecht ausgekämpft werden und wir werden noch oft den Versuch erleben, den Trägerinnen der Bewegung, deren Ziel im Nebel verschwimmt, durch Wortgewitter und Theekongresse die Viderung zu schaffen, die jedem Zornigen der laute, ringsum das Echo weckende Ausbruch des Zornes gewährt.

## Gedanken aus der Zeit der „Morgenröthe“.\*)

**W**enn in die Seele eines Kindes in einer abergläubischen Umgebung und Zeit der Gedanke fällt: „Du bist der Sohn Gottes“ und er von früh an durch die Frömmigkeit seiner Mutter belehrt wird, daß dieser Gott heilig ist und Heiligkeit will: dazu ein sanftes Temperament und eine glühende visionäre Phantasie, ein durch Enthaltbarkeit und Einsamkeit erzogenes Vertrauen zu sich selber: so Einer kann zum Glauben, sündlos zu sein, kommen, sobald er als Sohn Gottes sich glaubt und somit seinen eigenen Befehlen gehorcht — sublimen Art des Stolzes. Als Gesetzgeber ist er dem Gesetz überlegen, er kann Höheres darüber hinaus zeigen, es vollenden: wie ungeeignet ist für ihn, Etwas zu thun, das wider seine fixe Idee geht! Von dieser Höhe aus sehnt er sich nach Liebe — die Menschen sollen an ihn glauben: Dies ist das Einzige, was ihm fehlt, und dafür will er ihnen Alles geben, was er kann, z. B. Gottes Gnade. Die Kinder, die Armen, die Dummen, die Verachteten, die sich selber Verachtenden sind seine Lieblinge. Er dichtet sich seinen Gott nach seinem Bilde, so daß er Liebe erweisen kann als Gott: er eliminirt und schwächt Vorstellungen, aus denen ein anderer Gott sich ergibt. Seine Redlichkeit gegen sich ist sehr gering, er hat weder in Bezug auf seinen Glauben als Gottes Sohn ein feines Gewissen, noch in Bezug auf seine Erkenntniß der Natur und der Menschen. Er belügt sich, ganz im Dienste jener Leidenschaft: was er nicht kennt, schätzt er nicht, er behandelt sich als Maß der Dinge, mit der Unerfahrenheit eines einsamen Schöpfers, der nur Schafe um sich hat. Sein wunder Punkt ist, daß die Menschen ihm nicht glauben wollen, während er sich selber glaubt: und hierbei wird seine Phantasie grausam und düster und er dichtet die Hölle für Die, welche nicht an ihn glauben. Sein Mangel an Bildung schützt ihn davor, sich die Entstehung einer Leidenschaft vorzustellen und sich selber einmal objektiv zu sehen;

\*) Diese „Gedanken“ werden im ersten Bande der (bei C. G. Naumann in Leipzig erscheinenden) Gesamtausgabe der Werke Nietzsches ihren Platz finden. Sie werden hier zum ersten Male veröffentlicht, — für ernste, nachdenkliche Leser, die selbst in ihrem Allerheiligsten, in ihrem religiösen Empfinden, nicht blinde Anbetung fordern und die einem starken, den Troß überragenden Menschen folgen können, auch wenn das Ziel seines Weges ihnen nicht verlockend erscheint. Die Gedanken stammen aus dem Jahre 1880, dem Jahr der Entstehung der „Morgenröthe“, und in ihnen klingt leise schon der Ton an, der im „Antichrist“ später dann heller und schriller vernehmbar wurde. Die Entwicklung, die von der „Morgenröthe“ zum „Antichrist“ führte, wird erst völlig klar sein, wenn die umfangreichen Vorarbeiten zu dem Hauptwerk Nietzsches, der „Umwertung aller Werthe“, veröffentlicht sein werden, zu denen man wohl auch die hier mitgetheilten Aphorismen rechnen darf.

er steht nie über sich (wie z. B. Napoleon). Das Furchtbarste, ewig Unföhrbare der Menschen wurde das Verschmähen seiner Liebe . . .

---

In unseren Schulen wird die jüdische Geschichte als die heilige vorge-  
tragen; Abraham ist uns mehr als irgend eine Person der griechischen und  
deutschen Geschichte; und von Dem, was wir bei Davids Psalmen empfinden,  
ist Das, was das Lesen Pindars oder Petrarcas in uns erregt, so verschieden  
wie die Heimath von der Fremde. Dieser Zug zu Erzeugnissen einer asiatischen,  
sehr fremden und sehr absonderlichen Rasse ist vielleicht in der Verworrenheit  
unserer modernen Kultur eine der wenigen sicheren Erscheinungen, welche noch  
über den Gegensatz von Bildung und Zerrbild erhaben stehen: die stärkste  
sittliche Nachwirkung des Christenthumes, welches sich nicht an Völder, sondern  
an Menschen wendete und deshalb gar kein Arg dabei hatte, den Menschen  
der indogermanischen Rasse das Religionbuch eines semitischen Volkes in die  
Hand zu geben. Erwägt man aber, welche Anstrengungen das nichtsemitische  
Europa gemacht hat, um dieses fremdartige kleine jüdische Volk sich recht nahe  
ans Herz zu legen, sich über nichts darin mehr zu wundern, so hat vielleicht  
in nichts Europa sich so sehr selbst überwunden wie in dieser Aneignung der  
jüdischen Literatur. Das jetzige europäische Gefühl für die Bibel ist der  
größte Sieg über die Beschränktheit der Rasse und über den Dönfel, daß für  
Jeden eigentlich nur Das werthvoll sei, was sein Großvater und dessen Groß-  
vater gesagt und gethan haben. Dies Gefühl ist so mächtig, daß, wer sich  
jetzt frei und erkennend zur Geschichte der Juden stellen will, erst viele Mühe  
nöthig hat, um aus der allzu großen Nähe und Vertraulichkeit herauszukommen  
und das Jüdische wieder als fremdartig zu empfinden. Denn Europa hat  
sich selber in die Bibel hineinlegen und im Ganzen und Großen zu einem  
guten Theil etwas Aehnliches thun müssen wie die Puritaner Englands,  
welche ihre Gewohnheiten, ihre Zeitgenossen, ihre Kriege, ihre kleinen und  
großen Schicksale in dem jüdischen Buche aufgezeichnet (prophezeit) fanden.

Was aber sagt der Europäer, welcher nach dem Vorzug der altjüdischen  
Literatur vor allen anderen alten Literaturen gefragt wird: „Es ist mehr  
Moral darin.“ Das heißt aber: Es ist mehr von der Moral darin, welche  
jetzt in Europa anerkannt wird; und Das heißt wiederum nichts Anderes  
als: Europa hat die jüdische Moralität angenommen und hält diese für eine  
höhere, bessere, der gegenwärtigen Gesittung und Erkenntniß angemessenere  
als die arabische, griechische, indische, chinesische.

Was ist der Charakter dieser Moralität? Sind die Europäer wirklich  
vermöge dieses moralischen Charakters die ersten und herrschenden Menschen  
des Erdballes? Aber wonach bemißt man den Rang der verschiedenen  
Moralitäten? Zudem wollen es die Nicht-Europäer, wie die Chinesen, gar

nicht Wort haben, daß die Europäer sich durch Moralität vor ihnen auszeichneten. Es gehört vielleicht mit zum Wesen der jüdischen Moralität, daß sie sich für die erste und höchste hält: es ist vielleicht eine Einbildung. Ja, man kann fragen: giebt es überhaupt eine Rangordnung der Moralität, giebt es einen Kanon, der das Sittliche definiert ohne Rücksicht auf Welt, Zeit, Umstände, Erkenntnißgrad? Oder ist ein Ingrebienz aller Moralen, der Grad von Anpassung an die Erkenntniß, vielleicht Das, was eine Rangordnung der Moralen ermöglicht?

---

Unsere Triebe toben sich in den Listen und Künsten der Metaphysiker aus, sie sind die Apologeten des menschlichen Stolzes: die Menschheit kann ihre verlorenen Götter nicht verschmerzen! Geseht, diese Leidenschaft rast sich aus; welcher Zustand der Ermattung, der Blässe, der verloschenen Blicke! Das höchste Mißtrauen gegen den Intellekt als Werkzeug der Triebe: die Nachgeburt des Stolzes ist die Skepsis. Die peinliche Inquisition gegen unsere Triebe und deren Lüge. Es ist eine letzte Rache; in dieser Selbsterhaltung ist der Mensch immer noch der Gott, der sich selber verloren hat. Was folgt auf diese gewaltsame Skepsis? Die Erschöpfung, die zweite Erschöpfung, ein Greisenthum: alle Vergangenheit wird matt empfunden, die Verzweiflung selber wird zur Historie, und zuletzt ist das Wissen um all diese Dinge noch ein genügender Reiz für diese Greise.

Diese ganze Geschichte spielt sich in wenigen Köpfen ab. Aber der Verlust des Glaubens wird ruckbar unter allen übrigen — und nun folgt nach: das Aufhören der Furcht, der Autorität, des Vertrauens, das Leben nach dem Augenblick, nach dem größten Ziele, nach dem Sichtbarsten: eine umgekehrte Bewegung leitet sich ein. Das Vertrauen ist noch am Größten für Das, was dem höheren Ziele am Entgegengesetztesten ist! Ein Versuchen und Experimentiren, ein Gefühl der Unverantwortlichkeit, die Lust an der Anarchie! An die Stelle des Stolzes ist die Klugheit getreten. Die Wissenschaft tritt in ihren Dienst. Eine gemeinere Gattung von Menschen bekommt das Regiment (statt der noblesse und der Priester): erst die Kaufleute, nachher die Arbeiter. Die Masse tritt auf als Herrscher: das Individuum muß sich zur Masse lügen.

Nun werden immer noch Solche geboren, die in früheren Zeiten zu den herrschenden Klassen der Priester, des Adels, der Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, Noblesse und Individualbedeutung. Es sind Nachgeborene. Sie müssen sich eine Bedeutung geben, ein Ziel setzen, um sich nicht schlecht zu befinden. Lüge und heimliche Rückflucht zu überwundenem Dienst in nächtlichen Tempeltrümmern sei ferne! Dienst in den Markthallen ebenfalls! Sie ergreifen die Theile der Erkenntniß, welche durch das Interesse der Klugheit nicht gefördert werden.

Eben so die Künste, welchen der müde Geist abhold ist. Sie sind die Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur größten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reserviren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehen sie — die Menschheit wird sie vielleicht einst nöthig haben, wenn der gemeine Rausch der Anarchie vorüber ist. Psui über Die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als ihrem Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten. Wir wollen auch das böse Gewissen für die Wissenschaft im Dienste der Klugen sein! Wir wollen bereit sein! Wir wollen Tobfeinde Derer von den Unseren sein, welche zur Verlogenheit Zuflucht nehmen und Reaktion wollen! Es ist wahr, wir stammen von Fürsten und Priestern ab! Aber eben deshalb halten wir unsere Ahnen hoch, weil sie sich selber überwunden haben. Wir würden sie schänden, wenn wir ihr Größtes verleugneten! Was gehen uns also die Fürsten und Priester der Gegenwart an, welche durch den Selbstbetrug leben müssen und wollen!

Das Ich ist nicht die Stellung eines Wesens zu mehreren (Triebe, Gedanken u. s. w.), sondern das ego ist eine Mehrheit von personartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als ego und nach den anderen wie ein Subjekt nach einer einflussreichen und bestimmenden Außenwelt hinzieht. Der Subjektpunkt springt herum, wahrscheinlich empfinden wir die Grade der Kräfte und Triebe wie Nähe und Ferne und legen uns wie eine Landschaft und Ebenen aus, wo in Wahrheit eine Vielheit von Quantitätsgraden ist. Das Nächste heißt uns „ich“, mehr als das Entferntere; und gewöhnt an die ungenaue Bezeichnung „ich“ und alles tu, „Anderer“, machen wir instinktiv das Ueberreizende momentan zum ganzen ego und alle schwächeren Triebe stellen wir perspektivisch ferner und machen daraus ein ganzes Du oder „es“. Wir behandeln uns als eine Mehrheit und tragen in diese „sozialen Beziehungen“ alle die sozialen Gewohnheiten, die wir gegen Menschen, Thiere, Gegenden, Dinge haben. Wir verstellen uns, setzen uns in Angst, machen Parteiungen, führen Gerichtsszenen auf, überfallen uns und martern uns, verherrlichen uns, machen uns aus Dem und Jenem in uns unseren Gott und unseren Teufel und sind so unreblich und so reblich, als wir es in Gegenwart der Gesellschaft zu sein pflegen.

Alle sozialen Beziehungen auf den Egoismus zurückführen? Gut: für mich ist aber auch wahr, daß alle egoistischen inneren Erlebnisse auf unsere eingeübten, angelernten Stellungen zu Anderen zurückzuführen sind. Welche Triebe hätten wir, die uns nicht von Anfang an in eine Stellung zu anderen Wesen brächten, Ernährung, Geschlechtstrieb! Das, was Andere uns lehren,



von uns wollen, uns fürchten und verfolgen heißen, ist das ursprüngliche Material unseres Geistes: fremde Urtheile über die Dinge. Jene geben uns unser Bild von uns selbst, nach dem wir uns messen, wohl oder übel mit uns zufrieden sind! Unser eigenes Urtheil ist nur eine Fortzeugung der kombinierten fremden! Unsere eigenen Triebe erscheinen uns unter der Interpretation der anderen: während sie im Grunde alle angenehm sind, sind sie durch die angelernten Urtheile über ihren Werth so gemischt mit unangenehmen Beigefühlen, ja, manche werden als schlechte Triebe jetzt empfunden: „es zieht hin, wohin es nicht sollte“ — während „schlechter Trieb“ eigentlich eine *contradictio in adjecto* ist. Was will also Egoismus sagen! Wir können innerhalb unsrer selber weder egoistisch oder altruistisch, hartherzig, großmüthig, gerecht, mild, verlogen sein, wehe thun oder Lust machen wollen: wie die Triebe im Kampfe sind, ist das Gefühl des Ich immer am Stärksten dort, wo gerade das Uebergewicht ist.

---

Es ist eine Beschränktheit, aber so empfinde ich. Das Bedürfniß zu Luxus scheint mir immer auf eine tiefe innerliche Geistlosigkeit hinzudeuten; wie als ob Jemand sich immer mit Coulißen umstellte, weil er nichts Volles, Wirkliches ist, sondern nur Etwas, das ein Ding vorstellen soll, vor ihm und vor Anderen. Ich meine, wer Geist habe, könne viel Schmerzen und Entbehrung aushalten und dabei noch glücklich sein, ja, er müsse sich im Verhältniß zu Einem, der Ehren und Luxus und Kameradschaft nöthig hat, schämen, weil er bei der Vertheilung der Güter zu gut weggekommen ist. Ich habe eine tiefe Verachtung gegen einen Bankier. Wer Luxus um sich hat, wird mitunter sich so stellen, daß er Anderer wegen hineinpaßt, aber dann soll er auch die Ansichten dieser Anderen haben und ertragen. Freisinnige, kühne, neue Ansichten halte ich für Schwindel oder eine widerliche Art Luxus, wenn sie nicht zu Armuth und zu Niedrigkeit drängen. Mit einer Art von weißer Wäsche hat sich z. B. Lassalle für mich widerlegt. Leute mit solchen Bedürfnissen sollten fromm werden und als Magistratspersonen Ansehen erstreben; es giebt so viel Gutes zu erhalten und zu repräsentiren. Aber den Geist sollen sie nicht repräsentiren wollen. Wer geistig reich und unabhängig ist, ist so wie so auch der mächtigste Mensch, es ist, wenigstens für so humane Zeiten, schimpflich, wenn er noch mehr haben will; es sind die Unerfättlichen. Einfachheit in Speise und Trank, Haß gegen geistige Getränke, — es gehört zu ihm, wie die Getränke zu Jenen gehören, welche sagen könnten: „Das Leben wäre völlig reizlos“ u. s. w. Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort, Gesellschaft, Gegend, Bücher können nicht hoch genug gewählt werden; und anstatt sich zu accomodiren und gemein zu werden, muß man entbehren können, ohne Duldervallen.

## Christlich-Sozial, Evangelisch-Sozial, Kirchlich-Sozial.

**S**eit den grundlegenden Artikeln des Pfarrers Naumann und den scharf zugespitzten Erklärungen des Professors Adolph Wagner sind in dieser Zeitschrift mannichfache Beiträge zur christlich-sozialen Bewegung erschienen. Zumal nach der Bekanntmachung des vielgenannten kaiserlichen Telegrammes an den Geheimrath Hinzpeter hat die Frage hier stets im Vordergrund der Debatte gestanden. Um möglichst an das Vorhergegangene anzuknüpfen, sei darunter wenigstens noch an den Aufsatz „Der Oberkaiser“ erinnert, der im Sinne Friedrichs des Großen der höchsten irdischen die höhere göttliche Autorität gegenüberstellte. Daneben haben Rede und Gegenrede bereits mehrfach hier ihren Raum neben einander gefunden. Trotzdem hatte ich der Anfrage nach einer Meinungsäußerung mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Es waren freilich obenan Bedenken und Warnungen, die sich mir aus den Erfahrungen des Kirchenhistorikers heraus aufgedrängt hatten. Daneben aber war es ein mir selbst auffälliger Zufall, daß ich meinen Bedenken gerade einige Tage vor der Veröffentlichung jenes Telegrammes Ausdruck gegeben hatte: in einer kirchenpolitischen Rundschau bei einer Versammlung des Evangelischen Bundes in Erfurt (am fünften Juni d. J.). Eine am Tage darauf folgende Berathung in engerem Kreise hatte überdies noch einen hochinteressanten Meinungsaustausch mit einem hervorragenden christlich-sozialen Abgeordneten gebracht.

Das waren die Eindrücke, unter denen die freundliche Aufforderung des Herausgebers der „Zukunft“ an mich gelangte. Ich wünschte ihr denn auch alsbald zu entsprechen, blieb aber — offen gesagt — mitten in der Ausführung stecken. Und als ich das Manuscript dann in den ersten Ferientagen wieder hervor suchte, zeigte sich trotz der kurzen Zwischenzeit die Lage so verändert, daß die erste Niederschrift unbrauchbar geworden war. Die Vorfälle vor, auf und nach dem Stuttgarter Kongreß, Göhres Geschichte der evangelisch-sozialen Bewegung, der von den Herren Nathusius, Stoecker und Weber erlassenen Aufruf zu einer kirchlich-sozialen Organisation, Naumanns christlich-soziale Vorträge in Jena und dann wieder auf der anderen Seite die Vorkommnisse auf den sozialdemokratischen Versammlungen in Lille und London, das züricher Nachbild der pariser Kommune, die Behandlung des Arbeiters Lorenzen in Kiel durch die Vorkämpfer des Zukunftsstaates, — alle diese Dinge und manche ähnliche sind in raschem Tempo auf einander gefolgt. Bereits hat auch der Merikale Heerbann der sogenannten katholischen Generalversammlungen in Dortmund unter dem Zeichen der sozialen Frage getagt. Die innerprotestantischen Gegner pflegen freilich nicht darauf zu achten, wie sehr

ihr gemeinsamer Gegner ihre Selbstzerfleischung ausbeutet. Sonst hätten wenigstens die instruktiven Artikel der Historisch-Politischen Blätter (vergl. z. B. Bd. 116 Heft 12 im Jahrgang 1895 über die preussischen Konservativen und die protestantischen Christlich-Sozialen) einige Beachtung gefunden. Obenan die geschickte Veruutzung aller „Geständnisse“ der Pastoren Wittenberg und Wagner-Prigervé über die aus dem Protestantismus entstandene Mißwirtschaft. Nur um so mehr dürfte jedoch gerade in diesen Blättern ein weiterer Meinungsaustausch am Plage sein.

Allerdings — in die technischen Einzelfragen darf und will ich nicht hineinreden. Es muß genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch die sozialen Probleme nicht so isolirt für sich stehen und darum nicht so völlig von anderen Zukunftsaufgaben losgelöst werden können, wie es heute häufig genug den Anschein gewinnt. Aber gerade von dem allgemeineren Zusammenhange aus, in den sich auch jene Erscheinungen für den kirchenhistorischen Beobachter einreihen, müssen die Bedenken über die üblich gewordene Behandlung dieser Dinge von Tag zu Tag wachsen. Bringt doch fast jeder Tag ein anderes Bild. In seiner begeisterten und begeisternden Weise hat unlängst Raumann versichert, daß die alten politischen Parteien sich insgesammt überlebt haben. Unmittelbar nachher aber sahen wir „Volk“ und „Hilfe“ bereits in bitterem Konkurrenzstreit. Während Stoecker sich mit Rathusius geeinigt hat, haben A. Wagner und Hüpeden ihre Wege von den seinigen getrennt. Daneben hat die viel vernommene Parole von der Nachfolge Carlyles, Kingsleys, Robertsons nachgerade doch auch dahin geführt, dem echt konservativen Charakter der britischen Reformer im Unterschiede von ihren deutschen Nachahmern Beachtung zu schenken. Und umgekehrt hat das übel diskreditirte Schlagwort von dem politischen Pastorenthum zugleich mancherlei vergessene Ereignisse aus den Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten und des Sturzes der neuen Ära in Erinnerung gerufen. Ueber dies Alles aber werden Andere besser reden. Die Aufgabe, die ich mir stelle, liegt anderswo. Auf der einen Seite möchte sie an die vorerwähnte ersurter Rede neu anknüpfen, um die dort gegebene Rundschau einem älteren ähnlichen Versuch aus dem Jahre 1868 gegenüberzustellen. Auf der anderen Seite drängen sich aus der unmittelbaren Gegenwart eine Reihe von warnenden Stimmen auf, deren Zusammenfassung wohl eine etwas größere Beachtung finden dürfte als der Kassandraruß eines Einzelnen.

In einer jeden „interkonfessionellen“\*) Rundschau werden die sozialen so gut wie die dogmatischen Zusammenstöße innerhalb einzelner protestantischer

\*) Das Wort ist hier in dem selben Sinne gebraucht wie in der seit zehn Jahren ununterbrochen fortgesetzten Rubrik „Interkonfessionelles“ in dem „Theologischen Jahresbericht“ (früher unter Lipsius', jetzt unter Holzmanns Redaktion)

Kirchen nur als einzelne, besonders typische Ergebnisse allgemeiner geistiger Strömungen erscheinen. Denn die einzelnen Kirchen — oder besser: die religiösen Genossenschaften überhaupt — sind, trotz allen Verschiedenheiten unter einander, von jenen sie sämtlich in ihren Bereich ziehenden Geistesströmungen nicht minder abhängig als die heutige Menschheit als Ganzes. Wer einen nach allen Seiten freien Blick gewährenden Aussichtsturm besteigen will, hat darum stets verwandte und gegensätzliche Erscheinungen in den verschiedenen kirchlichen und außerkirchlichen Gemeinschaftsbildungen der selben allseitigen Vergleichung zu unterziehen. Freilich aber kann jede derartige Momentaufnahme nur dann richtige Schlussfolgerungen gewähren, wenn man sich zugleich ähnliche frühere Ausschnitte aus der allgemeinen Zeitbewegung vor Augen hält. Zur Beantwortung der mir gerade an diesem Orte gestellten Spezialfrage kann ich deshalb schwerlich etwas Besseres thun, als einen gleichartigen älteren Versuch wieder ausgraben. Das wird um so eher gestattet sein, als die „Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868“ gleich Hunderten von ähnlichen Flugschriften jener Tage schon lange im Buchhandel vergriffen ist. Und wenn das heute so beliebte Wörtchen „sozial“ damals noch so gut wie gar nicht mitgespielt hat, so wird eben dadurch der Unterschied unserer Tage von der Zeit zwischen 1860 und 1870 nur um so sichtbarer heraustreten.

Von den fünfundzwanzig Friedensjahren, die unser Volk unlängst gefeiert hat, hebt das unmittelbar vorhergegangene Jahrzehnt 1860 bis 1870 als das der recht eigentlichen Geburtwehen unseres neuen Deutschen Reiches sich ab. Aus dem Zusammentreffen der neuen Ära in Preußen mit dem österreichisch-italienischen Kriege war zunächst nur eine schärfere Zuspitzung der politischen wie der religiös-kirchlichen Gegensätze im alten Deutschen Bunde hervorgegangen. Dem arg befehdeten Nationalverein, dem ersten Produkt jener doppelten Anregung, hatte die fast von allen Höfen begünstigte großdeutsche Richtung noch längere Zeit mit zunehmendem Erfolge den Boden streitig gemacht. Trotz den Errungenschaften der preussischen Politik und der preussischen Armee im dänischen Kriege hat noch der Ausbruch des „Bruderkrieges“ von 1866 eine öffentliche Meinung vorgefunden, von der Diejenigen, die nur die nachmalige Werthung des bismarckischen Lebenswerkes vor Augen haben, sich kaum mehr eine Vorstellung zu machen vermögen. Auch die einzigartigen Erfolge des siebenitägigen Krieges hatten vorerst nur eine Verlegung der Zeitkämpfe auf einen anderen Boden zur Folge. Je mehr die Anzeichen für die Vorbereitung jener doppelten Kriegserklärung hervortraten, die dann auch genau in den gleichen Tagen von Paris und Rom ausging, desto nothwendiger erschien eine allseitige Vorbereitung auf den noch bevorstehenden Entscheidungskampf. Ein instinktives Vorgefühl dieses Kampfes ging zumal durch die süddeutsche Bevölkerung. Der Nationalverein konnte eingehen, nachdem wenigstens

nördlich vom Main die preußische Führung erlangt war; dafür waren die Jahre von 1866 bis 1870 die Blüthezeit des deutschen Protestantenvereins.

Im Anschluß an ein berühmtes autobiographisches Werk Hases habe ich früher „Ideale und Irrthümer“ dieser Vereinsbildung als einen bedeutamen Bruchtheil der allgemeinen „Geschichte der deutschen Theologie“ bezeichnet. In dem gleichen Zusammenhang wurde bereits der derzeitigen Stellung der heidelberger Universität im deutschen Geistesleben gedacht. Aber es muß auch an dieser Stelle ausdrücklich ausgesprochen sein, was damals Männer wie Bluntschli und Mittermaier, wie Häuffer und Treitschke, wie Helmholz und Bunsen, wie Rothe und Schenkel für ihre jüngeren Arbeitsgenossen gewesen sind. Aus der durch diese Namen wohl hinlänglich gekennzeichneten Atmosphäre heraus hat auch die vorerwähnte „Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868“ den gleichen Versuch gemacht wie die jetzige: die Fülle der durcheinander laufenden Einzelercheinungen auf die sie alle gleich sehr ins Leben rufenden geistigen Mächte zurückzuführen. Innerhalb des Gebietes des römischen Katholizismus waren damals als solche gleichzeitige Erscheinungen, die gerade in ihrer Gegensätzlichkeit den Streit der Geister blizartig beleuchteten, auf der einen Seite die Ausschreibung des Vatikanischen Konzils durch Pius den Neunten, auf der anderen Seite die Proklamirung der Religionsfreiheit in Spanien einander gegenüber getreten. Unter diesen beiden Fahnen gruppirten sich die geistigen Heerschaaren. Dort alle offenen und geheimen Freunde der Jesuiten, hier die noch vereinzeltten Vorläufer der Männer, die dem der Majorität der deutschen Bischöfe aufgezwängten Dogma die „altkatholische“ Opposition gegenüberstellen sollten. Aber handelte es sich nicht auch im kirchlichen Protestantismus genau um die gleichen Gegensätze? Drüben Anaks Programm einer Bibelinsfallibilität auch für die naturwissenschaftlichen Fragen, hieben das gewaltige Nationalfest der Enthüllung des wormser Lutherdenkmales —: waren nicht auch diese beiden Thatfachen wieder einfach Symptome für das gleiche Ringen in der evangelischen Christenheit? Zweifellos. Denn dieses Ringen trat nicht minder zu Tage in dem stets erbitterteren Kampfe um das sogenannte „System Müller“ und in den zahlreichen geisterfüllten Reden zum Schleiermacherfest. Alles Dies und manches Dem Aehnliche mußte doch unter die gleichen „natural laws in the spiritual world“ subsummirt werden, die eben so sehr die Entwicklung des Katholizismus wie des Protestantismus bedingen.

Schon der flüchtige Blick auf diese, die damalige Welt in erster Reihe bewegenden Geistesmächte ergibt den denkbar schärfsten Kontrast zwischen den damals unser Volk beherrschenden Lebensfragen und denen der unmittelbaren Gegenwart. Die Gegensätzlichkeiten der verschiedenen sozialen Schulen, um die sich heute der Streit dreht, sind jenen Tagen noch kaum zum Bewußtsein gekommen. Sogar vom Kathedersozialismus war noch nirgendß die

Rede. Nur der eben so kluge wie thatkräftige Bischof von Ketteler hatte versucht, für die Machterweiterung seiner Kirche auch das soziale Problem dienstbar zu machen. Neben seinen eigenen Schriften und denen Mousfangs hat auch das bei dem fünfundsiebenzigjährigen Amtsjubiläum Kettelers von nationalgesinnten Gegnern herausgegebene „Jubiläum“ den gleichen Punkt mit voller Klarheit ins Licht gestellt. Ketteler ist der Vorläufer sowohl der christlich-sozialen Massenbewegung des wiener Lueger wie der literarischen Arbeiten Hises gewesen (von deren späteren protestantischen Satelliten zu schweigen). Aber der jähe Tod seines Schütlings Lassalle und die Streitigkeiten der Diabologen dieses hochbegabten Mannes schienen die beginnende „Arbeiterbewegung“ im Keime zu ersticken. Sogar in den Debatten des Zollparlamentes standen ganz andere Fragen im Vordergrund.

Für die nationalen Aspirationen der von Königrätz nach Sedan führenden „alldeutschen“ Bewegung dürfte es kaum einen idealeren Typus geben als den damaligen Kronprinzen. Mit der nationalen Idee war das sittlich-religiöse Volksleben ihm untrennbar verbunden. Es wird heute keine Indiskretion mehr sein, dieser Ideale des so früh heimgegangenen hohen Herrn zu gedenken. Gerade in den Jahren von 1867 bis 1870 hat der nachmalige Kaiser Friedrich öfters mit mir konferiert. Den Anlaß dazu bot unter Andern der zuerst (theilweise) von Ranke veröffentlichte Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunsen sowie die noch unveröffentlichten Theile des Nachlasses Bunsens.\* Es sind daraus eingehende Gespräche erwachsen. Denn der einzigartig lebenswürdige Herr verstand es wie Wenige, denen, die er einer persönlichen Unterhaltung würdigte, ihre innersten Gedanken zu entlocken, hat aber auch niemals die eigene Ueberzeugung verfehlt. Bei einem dieser Anlässe sprach er sich denn auch speziell über die Gedanken jener kleinen Rundschau mit lebhaftem Interesse aus, hat dabei sogar noch manchen wichtigen Zug des Gesamtbildes ergänzt. So aus seinen Gesprächen mit dem italienischen König und Kronprinzen bei jener Reise, auf der er das Herz des italienischen Volkes noch früher eroberte als das seiner süddeutschen Brüder im großen nationalen Kriege. So aus den mancherlei höfischen Intriguen, durch die gleichzeitig in Darmstadt und in Berlin die Einladung des preussischen Königs zu der Enthüllung des wormser Denkmals verhindert werden sollte, — und Aehnliches mehr. Des kleinen, aber bezeichnenden Faktums über die mehrtägige Zurückhaltung seines Begrüßungstelegrammes zum berliner Schleiermacherfest ist schon an anderer Stelle gedacht worden.

Die Berücksichtigung solcher an sich geringfügigen Momente dürfte heute zugleich die Kritik der Gegensätze der Gegenwart erleichtern. Wer sich den unver-

\*) Vergleiche hierüber die neuerdings vom Dr. G. von Bunsen veröffentlichten Aufsätze in der „Deutschen Revue“.

tilgbaren Gegensatz moralischer Ueberzeugungstreue und pfäffischer Unterdrückung der Geistesfreiheit vergegenwärtigt, kann nicht ohne Wehmuth auf jene gewaltigen Jahre zurückblicken. Allen noch vor uns liegenden Schwierigkeiten zum Trost hat damals der glaubensfrohe bayerische Katholik Böll es doch schon Frühling in Deutschland werden sehen. Seine Zuversicht hat ihn nicht getäuscht, was die äußere Einigung unseres Volkes betraf. Der gemeinsame Kampf gegen den gemeinsamen äußeren Feind hat Nord und Süd für immer national geeint. Aber während dieser Kampf sich vor Aller Augen vollzog, ist es dem inneren Feinde nur zu sehr gelungen, überall seine Netze zu stellen. Als dann der völlig unvorbereitete Kulturkampf religiöse Fragen nach politischem Rezept lösen wollte, kam die schwere Niederlage über uns, deren Tragweite heute noch Wenige ahnen. Von den über das Jesuitendogma erregten Volksmassen sind nur einzelne Wenige ihrem alten Glauben treu geblieben. Zu ihnen gehört denkwürdiger Weise die Familie Bölls. Sie hat in jüngster Zeit — trotz dem von hoher Stelle proklamirten Grundsatz, es sei Zeit, der altkatholischen Sache ein Ende zu machen — den Grundstock der neuen altkatholischen Gemeinde in Augsburg gebildet. Aber welcher unter den Tagespolitikern hat heute für das kleine verspottete Häuflein der Freunde Böllingers noch ein Interesse? Sind nicht die großen, die Jahre 1866 bis 1870 beherrschenden national-religiösen Interessen wie vom Erdboden verschwunden?

Eine heutige Rundschau sieht die Bewegung über die päpstliche Infallibilität nur noch in grauer Ferne. Um so mehr stehen die fortgesetzten Triumphe des auf den polternden Pius gefolgten diplomatischen Papstes im Vordergrund des politischen Interesses. Auf evangelischem Boden aber stoßen wir abermals auf scheinbar unentwirrbare Gegensätze und unveröhnliche Feindschaften. Sollte es nicht hohe Zeit sein, abermals das Gleiche zu erproben, was uns 1870 zum Siege geführt hat: dem gemeinsamen Gegner Alle ins Auge zu schauen und im Kampf gegen die Alle gleich bedrohende Gefahr die innere Einigung zu erstreben? Oder kann es bei der Zersplitterung in christlich-soziale, evangelisch-soziale, kirchlich-soziale Gruppen bleiben?

In den bisherigen Artikeln der „Zukunft“ über die verschiedenen Gruppen, welche die sozialistische Bewegung mit religiösen Gedanken zu durchdringen versuchen, durften die Leser besonders von einer Eigenschaft wohlthuend berührt werden. Die darin geführte Polemik war nämlich durchweg von persönlicher Anerkennung der Vertreter der bekämpften Anschauungen getragen. Das trat besonders in der Behandlung Stoeckers zu Tage. In vollem Unterschied nicht nur von der (durch Stoecker selbst herausgeforderten) sogenannten jüdischen Presse, sondern womöglich noch mehr von den kirchlichen Blättern anderer Richtung ist hier über den bedenklichen Seiten seiner Wirksamkeit niemals das bleibende Verdienst des hochbegabten und thatkräftigen Mannes

verkannt worden. Er steht nun einmal doch als der Schöpfer der bewunderungswürdigen Organisation der Stadtmision in der Reihe der Fliedner, Wichern, Bodelschwingh und ihrer Genossen. Er hat in der schwierigsten Stellung, die es an einem Hofe giebt, sich die Achtung gerade Derer erzwungen, denen jeder Mann mit Rückgrat unbequem ist. In einer Zeit allgemeiner Ungunst und steigender eigener Fehlgriffe Stoeckers ist es ein recht eigentlicher Ehrenpunkt, seiner wirklichen Leistungen nicht zu vergessen. Nur dann haben wir Recht und Pflicht, in unserer Kritik da einzusetzen, worin lange vor seinem bekannten Brief an Hammerstein und gar vor den üblen Versuchen, diesen Brief umzudeuten, sein recht eigentliches Verhängniß gewurzelt hat: in der Verquickung von Religion und Politik, in der Verwerthung religiöser Triebkräfte für politische Machtstellung.

Sowohl in der Anerkennung wie in der Kritik werden wir aber weiter auch bei den anderen Gruppen die gleichen Maßstäbe anzulegen haben wie bei dem Manne, dessen vorläufig letzte Formel die kirchlich-soziale Vereinsgründung ist. In dem evangelisch-sozialen Kongreß hatten sich, ähnlich wie im Evangelischen Bunde, Theologen verschiedener Richtungen zusammengefunden, — und Das sichert schon seinen Anfängen ein dankbares Andenken. Aber das Bündniß zwischen Stoecker und Harnack, das für diese Anfänge besonders charakteristisch war, hat den Arbeiten und Schöpfungen des Kongresses immer weniger den eigentlichen Charakter gegeben. Seine verdienstlichste Nachwirkung lag in den werthvollen Unterrichtskursen auf der einen, der Klärung der nationalökonomischen Ansichten und Aufgaben auf der anderen Seite. Hat sich aber nicht gerade hier wieder eine ähnliche Einseitigkeit geltend gemacht wie in Stoeckers Kirchenpolitik? Wer noch die besonnen abwägende Methode der älteren Führer unserer Nationalökonomie in Erinnerung hat, die doch insgesammt mit Dem, was wirklich mit Recht Manchestertheorie genannt werden darf, gleich wenig zu thun hatten: der Roscher und Böhmert, der Rau und Knies, Der kann in der Ausschließlichkeit der seither die Alleinherrschaft auf den Kathedern anstrebenden Schule nicht den Segen erblicken wie die mehr und mehr wieder zur Partei gewordene Schule selbst. Gleich die ersten Anfänge des sogenannten Kathedersozialismus haben es vielmehr an Verquickung der sozialen Parole mit theologischem Dogmatismus nicht fehlen lassen. Auch die gleichzeitig und gleichmäßig anschwellende Verbreitung jener Universitätschule und der Sozialdemokratie in den Massen hat tieferliegende Gründe, als man sie in dem eignen Kreise Wort haben will. Der verdienstvolle Präsident des evangelisch-sozialen Kongresses dürfte nicht nur die Aufgabe immer schwerer finden, sein Neutralitätsideal aufrecht zu erhalten, sondern mehr noch die andere, die Grenzlinie den Umsturz Tendenzen gegenüber scharf zu fixiren.

Was sich in der kirchlich-sozialen und evangelisch-sozialen Gruppe als



dogmatische Grundlage bezeichnen läßt, kann bei dem Leiter der christlich-sozialen Gruppe einfach als die Kraft der religiösen Begeisterung definiert werden. Naumann ist ein lebendiger Zeuge dafür, welches Echo diese religiöse Begeisterung auch in unserer kirchlich indifferenten Zeit findet. Für den nüchternen Geschichtsforscher ist der Erfolg seines Auftretens jedoch nur ein neuer Beleg dafür, daß nur die auf religiöser Basis aufgebauten sozialen Gebilde lebensfähig sind, während der irreligiöse Kommunismus nur zu zerstören vermag. Die von keiner dogmatischen Zwangsjacke eingeengte Predigt der Frohbotschaft Jesu hat den sozialistischen Theorien Naumanns eine außerordentliche Wirkung gerade auf religiös gestimmte Gemüther verschafft. Gerade weil auch ich gern und freudig jenes Ferment in ihm anerkenne, ist mir aber die Legirung des Edelmetalles mit anderen Zuthaten von Tag zu Tag verhängnisvoller erschienen. Die Armen des Evangeliums (wie schon des Alten Testaments) haben mit dem modernen Begriff des Proletariates auch nicht das Geringste zu thun. Der Ausdruck „Volksmann“ in dem Titel der ersten Broschüre der Göttinger Arbeiterbibliothek stellt den „Menschensohn“ in eine Gesellschaft hinein, die das direkte Gegentheil seines Himmelreiches anstrebt. Je größer der politische Einfluß Naumanns als Parteiführer werden wird, desto mehr werden bei seinen Genossen die religiösen Ausgangspunkte abermals in den Dienst ganz anders gerichteter Ziele gestellt werden. Ich könnte diesen Sätzen noch Manches beifügen, wenn es sich hier einfach um eine Auseinandersetzung mit einem Manne handelte, der mich mit Recht daran erinnern durfte, er habe meinem kirchengeschichtlichen Handbuch den Nachweis entnommen, daß jedesmal, wenn die ursprüngliche Religion Jesu von den argen Auswüchsen ihrer Verkirchlichung befreit worden sei, sie alsbald wieder die ihr ureigene Kraft bewährt habe. Aber die an dieser Stelle zu formulirenden Bedenken (das Wort ist im Sinne der „theologischen Bedenken“ Speners, gewissermaßen der Weiterführung seiner *pia desideria*, gemeint) haben sich gleichmäßig gegen alle Uebertragungen der Tendenz Rottelers, die soziale Frage konfessionell zu verwerthen, auf protestantischen Boden zu richten.

Es ist der volle Christusglaube im Sinne des Evangeliums wie im Sinne der Reformation (als Erneuerung dieses Evangeliums), in dem auch ich für Gegenwart und Zukunft das Heil der Einzelnen wie der Gesamtheit erblicke. Das ist der gemeinsame Standpunkt, der mich mit Stoecker, Nobbe und Naumann verbindet. Aber der Glaube an den Heiland, der nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen gekommen war, hat meines Erachtens eben so wenig mit Dem zu thun, was sich als christlicher Konservatismus bezeichnet, wie mit einer sogenannten christlichen Demokratie. Von einer „Kratie“ ist bei den Jüngern so wenig die Rede wie bei ihrem Herrn. Eben daher denn auch der unbedingte Gegensatz wie des Herrn und

seiner Fänger, so wiederum der Reformatoren gegen jedwede Revolution. In diesem unbedingten Gegensatz, der schon sprachlich zwischen jeder Reformation und jeder Revolution sich aufthut, liegt aber zugleich die Warnung, nicht mit dem Feuer zu spielen, nicht mit den Gefahren der Revolution zu kolettiren. Die pariser Schreckensherrschaft von 1793, der Juni 1848 und der März 1871 in der selben Stadt haben auch auf deutschem Boden nur zu viele Nachfolge gefunden. Und doch hat schon der Bauernkrieg und die Kommune in Münster die Hälfte unseres Volkes um die Segnungen der Reformation gebracht. Es ist freilich bei Alledem kein ehrenkränfender Vorwurf, wenn man Raumann mit Thomas Münzer verglichen hat. Münzer war, so gut wie Hans Denk und Sebastian Frank und wie die ungezählten Märtyrer der religiösen Seite der Täuferbewegung, ein lauterer, selbstloser Idealist. Es lohnt sich in hohem Grade, die eigenen Schriften aller dieser Radikalreformer für die Gegenwart nutzbar zu machen. Aber Der sogar, der die Personen am Höchsten werthet, ja der viele ihrer Ideen dahin beurtheilen muß, daß sie über ihrer Zeit standen, daß nur die Zeit selbst nicht für sie reif war, kann schließlich doch kaum anders urtheilen, als daß auch bei ihnen das Bessere der Feind des Guten geworden ist. Jedes auf der Straße zur Schau getragene Beten, Fasten und Almosengeben schlägt der Religion Jesu ins Gesicht. Jede religiöse Etikette, jedes religiöse Aushängeschild für weltliche Zwecke ist vom Uebel. Die Erhebung der Seele zu Gott und die Lösung politischer und sozialer Machtfragen müssen reinlich auseinander gehalten werden. Die unzähligen Beläge dafür — gleich zahlreich aus der Geschichte des Papismus und des Byzantinismus — kann man in einer von mir vor beinahe zwanzig Jahren in Bern gehaltenen Rektoratsrede finden: „Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat geschichtlich beleuchtet.“ Aber ich ziehe vor, statt Eigenes auszusprechen, derjenigen Stimmen zu gedenken, denen ich selber in Verehrung lausche.

Unter den deutschen Theologen, die hier zunächst in Betracht kommen und deren Name bei Freund und Feind den selben Klang ungemischten Edelmetalles hat, sei wenigstens das schöne Terzett Rothe, Uhthorn, Sulze genannt. Der Erste ist nicht müde geworden, zu mahnen, daß, je mehr die sich aufs Neue aufspitzende konfessionelle Trennung die Gefahr mehre, unser Volk religiös in feindliche Lager auseinanderzureißen, es um so ernstere Pflicht sei, in allen allgemein humanen, sozialen, philanthropischen Angelegenheiten die kirchliche Besonderheit zu Hause zu lassen. Der Zweite hat in seiner großartig unbefangenen Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit die kirchlichen Etiketten wohl zu unterscheiden gewußt von jener schlichten Nachfolge Christi, in der die sogenannte unglaubliche Aufklärungszeit mit der von ihr zuerst aufgenommenen Fürsorge für Blinde und Taubstumme und Dämonische u. s. w. vielleicht noch

Höheres geleistet hat als die Blüthezeit der Mönchsorden und Konventikel. Der Dritte hat der deutsch-evangelischen Kirche jenes Charisma John Wesleys zugeführt, auf das der Freidenker Hartpole Leddy die Rettung Englands vor der Ansteckung durch die Revolution zurückführt, während der Hochkirchler Gladstone die schlimmste Schädigung der church darin gesehen hat, daß sie Wesley zu ihrer Pforte herausdrängte, statt aus ihm einen evangelischen Franciscus oder Ignatius zu machen.

In weitere Kreise noch als alle Theologenworte pflegen heute die Laienpredigten des berner Juristen Hilty zu dringen. Seinen Mahnruf bei der Begründung eines christlich-sozialen Parteivereins in der Schweiz kann auch ich nur Wort für Wort unterschreiben. Als ich die ersten Berichte darüber in der schweizerischen Presse las, beabsichtigte ich sogar, statt aller eigenen Ausführungen, einfach einen bloßen Auszug aus Hilty zu geben. Das ist nun nicht mehr nöthig, seit sein Vortrag als Broschüre vorliegt. (Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine, Bern, A. Siebert.) Um so mehr jedoch ziemt es sich, neben Hiltys Vortrag selbst auf die dem gleichen Anlaß entsprungenen Artikel eines Blattes zu verweisen, das an den kirchlichen und staatlichen Zuständen Deutschlands oft scharfe Kritik übt, das sich aber in diesem Falle von der bloßen Kritik zu positiver Wegbahnung aufgeschwungen hat. In dem berner „Bund“ haben die Nummern 201, 202, 205, 208, 209 eine Reihe von Leitartikeln unter dem gemeinsamen Titel: „Christlich? Christlich-Sozial?“ gebracht. Gleich der erste Artikel: „Der Kernpunkt der sozialen Evolution“ weiß dem Lieblingsbegriff des Darwinismus an der Hand des englischen Darwinisten Kidd eine tief religiöse Seite abzugewinnen, die sich, um im Sinne der Religion Jesu zu wirken, weder als christlich noch als evangelisch noch als kirchlich zu bezeichnen braucht. Der zweite Artikel weist noch bestimmter in der „Religion“ den Keim alles wirklichen Fortschrittes in der Geschichte auf. Der dritte Artikel „Sozialismus und Liberalismus“ zeigt den richtig verstandenen „Liberalismus“, den die deutschen Sozialreformer für überwunden halten, als den eigentlichen Träger jeder wirklichen Reform. Dann erst folgen vier und fünf über Hiltys „Erwägungen“ und die darauf begründete Sozialpolitik. Die theologischen Utopisten hat hier der Verfasser des köstlichen Büchleins „Das Glück“ dahin apostrophirt: „Sie geben Ihr Erstgeburtsrecht um ein Einsengericht hin . . . Man muß die Menschen bessern, dann bessern sich die Verhältnisse . . . Sie dürfen nicht aus der sozialen Politik ein Surrogat für die Religion machen wollen.“ Muß ich leider hier auf weitere Ausführungen des geistvollen Nationalrathes verzichten, so nehme ich keinen Augenblick Anstand, neben den vorgenannten Vertretern „positiven“ Christenglaubens mich gleich rückhaltlos an die Seite völlig anders gestalteter Bestrebungen zu stellen. Herr von Egidy wird die kirchlichen Formen nicht über-

flüssig machen und seine Sachkenntniß auf theologischem und mehr noch auf philosophischem Gebiete weist Lücken genug auf. Aber in der Praxis sozialer Reformarbeit wird er ein Pionier bleiben. In noch höherem Grade gilt das Gleiche von den idealen Elementen in der buntgemischten Gesellschaft für ethische Kultur. Der Astronom Förster hat in Jena unlängst einen Vortrag über die Verpflichtung der Wissenschaft in der sozialen Frage gehalten und darin gesagt, es sei hohe Zeit, daß diese Wissenschaft gut zu machen suche, was sie gerade durch ihre Fortschritte zur Schärfung der sozialen Nothlage beigetragen habe. Was ich in der Debatte nach dem Vortrage bemerkt, möchte ich auch an dieser Stelle wiederholen. Schon oft erinnerte ich mich bei den Männern, die Ethik nennen, was in meinem Wörterbuch Religion Jesu heißt, an das Wort über den fragenden Schriftgelehrten, er sei nicht fern vom Reich Gottes. Nun lernte ich zugleich an ein anderes Wort aus gleichem Munde denken: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Und doch war es im Grunde nichts Absonderliches, wenn auch ein Astronom daran mahnte, daß intellektuelle und ethische Höhepunkte in der Geschichte keine Isothermen sind.

kehren wir aber von diesem Seitenblick auf geistliche und weltliche Propheten zu der Grundthese schon jener Rektoratsrede zurück, wonach der richtige Kern der Formel „Trennung von Kirche und Staat“ in der „Trennung von Theologie und Politik“ gesucht werden muß. Auch die Sozialpolitik ist ja doch nur ein Stück Politik (im Sinne Dahlmanns).

Wer das ganze Verhängniß konfessioneller Färbung sozialer Fragen überschauen will, Der braucht nur des Münchener Stieve Geschichte des Kalenderstreites zu studiren. Er kanns aber noch näher haben, wenn er der neunzehnjährigen Miniarbeit der katholisch-kaufmännischen Vereine und Kongregationen nachgeht (dabei denke ich nur an Deutschland und lasse das belgisch-holländische Rezept außer Acht). Nur vergesse er dann auch weiter nicht, es sich ehrlich zu vergegenwärtigen, daß evangelische Arbeiter- und Männervereine den gleichen moralischen Gefahren ausgesetzt sind\*) wie die päpstlichen Kasinos mit ihrem „katholischen Bier“. Religiöse Mittel und Kräfte, in den Dienst anderer Interessen gestellt, fallen insgesamt unter das allumfassende Gericht Dessen, der während seines Erdenwallens nachdrücklich erklärt hat: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter unter Euch gesetzt!“

Darf ich nach allen diesen theoretischen Auseinandersetzungen noch ein Wort über die praktischen Streitfragen des Augenblicks anschließen? Es sind vier Anlässe, unter sich eng zusammenhängend, die mir die Pflicht einzuschließen scheinen, keinem von ihnen scheu aus dem Wege zu gehen: der Erlaß des

\*) Ich habe schon vor Jahren auf diese Gefahr hingewiesen, in der selben Schrift, wo ich zuerst für den gerichtlich verurtheilten Pfarrer Hümmel als Historiker intrat und — nebenbei gesagt — zugleich zur Ehrenrettung meines Gegners Stoedter.

preussischen Oberkirchenrathes über die sozialistische Thätigkeit der ihm unterstellten Pfarrer, der Streit im Saargebiet zwischen dem Superintendenten Jilleßen und seinen Diözesankollegen und dem Herrn von Stumm, das Telegramm des Kaisers an seinen Jugendlehrer Hinzpeter, und der, wie es scheint, unaufhaltsame Zersekungsprozeß der konservativen Partei.

Selten ist ein Erlaß einer auch von den Gegnern im Grunde als wohlwollend anerkannten Kirchenbehörde so vielfach und so bitter angegriffen worden wie die dritte Rundgebung der berliner Behörde zur sozialen Frage. Obgleich der Erlaß sich ausdrücklich auf die beiden früheren Rundgebungen bezog, wurde er einfach als im Widerspruch mit jenen hingestellt. Damit aber nicht genug, wurde seinem Verfasser Das imputirt, was für den amtlichen Vertreter einer Kirche den denkbar ärgsten moralischen Vorwurf einschließt: daß nämlich diese wechselnden Anschauungen jedesmal das Echo gewesen seien des an oberster staatlicher Stelle eingetretenen Wechsels. Die gleichen kirchlichen Blätter, die jetzt wieder an die bewährte Besonnenheit des Oberkirchenrathes (beispielsweise gegenüber der Donquixoterie im schlesischen Kirchenregiment) appelliren, haben ihren Lesern eine möglichst schiefe Vorstellung von den Tendenzen jener Behörde gegeben. Daß dem letzten Erlaß eine Reihe der denkbar ernstesten Erfahrungen zu Grunde gelegen hat; daß es doch sicherlich wichtiger ist, bei Zeiten zu warnen als, nachdem das Kind ertrunken ist, den Brunnen zuzudecken; daß die deutlich zu Tage tretende Praxis des jetzigen preussischen Kirchenregimentes eine völlig andere geworden ist als in der Ära der von einem kalten Fanatismus systematisch gepflegten Ketzerprozesse, — dafür war gerade denjenigen Organen das Organ verloren gegangen, die doch die eingetretene Beruhigung der Gemüther am Lebhaftesten herbeigewünscht hatten. Kein ruhig Denkender wird es Stoecker verargen, wenn er von den sogenannten Mittelparteien nichts wissen will und beim Centrum seinen Halt sucht, also auch einen Oberkirchenrath anstrebt, der in Raumers, Mühlers, Hegels Gleisen geht. Eben so wenig kann es Verwunderung erregen, wenn Professor Hans Delbrück, der schon in der Frage der Militärfreiheit der vaticanischen Theologen, bei der Unterdrückung des Deutschthumes durch den Polonismus und noch zuletzt wieder in dem Loblied auf die „unsterblichen“ Verdienste des Centrums um das Bürgerliche Gesetzbuch seine eigenen Wege zu gehen liebte, zum Ersatz für seine Unterstützung des Klerikalismus in der einen Kirche die kränkendsten Ausdrücke auf die oberste Behörde der anderen Kirche zu häufen gesucht hat. Eine viel ernstere Erscheinung aber sehe ich darin, daß auch in der theologisch-kirchlichen Presse bisher, so viel ich sehe, nur der eine Sulze den Muth gehabt hat, die Absichten der preussischen Behörde wieder ins Klare zu setzen. Möge denn an das dresdener Votum ein Echo aus Jena sich schließen. Nach und nach wird man wohl auch in Preußen wieder

den schlichten Worten trauen, die in dem Briefe Dr. Barkhausens an den Pfarrer Lorenz und in der durch den Präses der rheinischen Provinzialsynode veröffentlichten authentischen Erklärung niedergelegt sind. Einstweilen aber muß ich offen gestehen, daß der Grad klerikaler Demagogie, der in diesen Dingen mitgespielt hat, geradezu an die Kaplanspresse erinnern mußte.

Böser noch hat sich der Streit im Saargebiet auf Persönliches zugespitzt. Jedes scharfe Wort hüben hat ein schärferes drüben zur Folge gehabt. Jede Indiskretion dort ist durch eine Indiskretion hier überboten worden. Ich weiß mir bei dieser Lage der Dinge selbst auch nur homöopathisch zu helfen, d. h. ebenfalls durch eine Indiskretion, die aber wenigstens nicht dem Streite, sondern dem Frieden dient. Die ungleichmäßige Behandlung der evangelischen und der katholischen Arbeiter- und Rechtsschutzvereine durch die Beamtenschaft Stumms hat zweifellos einen berechtigten Grund zu Klagen gebildet. Solche Klagen liegen noch der Vertrauenserklärung zu Grunde, die der rheinische Hauptverein des Evangelischen Bundes auf seiner letzten Jahresversammlung in Gummersbach den in der Presse angegriffenen Geistlichen der saarbrücker Synode zu Theil werden ließ. Aber schon im Vorjahre hatte der Centralvorstand des Bundes über diesen Streit im eigenen Lager zu berathen gehabt. Es ist damals von diesem Vorstande eine offene Darlegung der Verhältnisse an den Freiherrn von Stumm gefandt worden. Die eingehende, sympathische Antwort, die Stumm damals trotz schwerer Erkrankung alsbald folgen ließ, könnte auch heute noch zur Milderung der Gegensätze beitragen. Ich gestehe offen, daß ich eine solche Milderung wünsche. Das Gesamtinteresse der evangelischen Kirche läßt sich weder für die eine noch für die andere Partei anrufen. Liegen doch im Hintergrunde ähnliche Verstimmungen vor, wie sie für die baltischen Provinzen verhängnißvoll genug geworden sind. Dort hat die Rivalität zwischen Geistlichkeit und Ritterschaft die auf einander angewiesenen deutschen „Literaten“ so lange gegenseitig verfeindet, bis der tertius gaudens gekommen war. Auch im Saargebiet ist von beiden Seiten Del genug ins Feuer gegossen worden. Von den draußen Stehenden wird es um so mehr als ein Segen empfunden werden, wenn die kirchliche Behörde, an die hüben und drüben in Broschüren und Zeitungen appellirt worden ist, in den gemeinsamen Aufgaben den Weg zur Einigung weist. In derartigen Dingen könnte man doch nachgerade etwas von dem Centrum gelernt haben, das ganz andere soziale Gegensätze in seinem Schooße birgt und verbirgt.

Auch wir können uns freilich nicht verhehlen, daß die latenten Gegensätze neuerdings gerade durch Herrn von Stumm persönlich verschärft worden sind. Aber kein Unbefangener darf darüber vergessen, daß die vom Wirthshausstisch aus an die große Glocke (der Frankfurter Zeitung) gehängten vertraulichen Aeußerungen schließlich eine öffentliche Klarlegung zur Nothwendig-

keit machten. Und bedeutsamer als das Hin- und Herreden über den Wortlaut eines Telegrammes, das zu seinem vollen Verständniß die Kenntniß der Behauptungen erfordert, die der alte Lehrer des Kaisers an diesen persönlich heranbringen durfte, ist die nachgerade höchnötig gewordene Verständigung über Das, was die Reformationzeit den „bekenennenden“ Fürsten und Magistraten als Summepiskopat zuwies, und Das, was das Restaurationjahrhundert daraus gemacht hat. Hierüber hätten in erster Reihe die Kirchenrechtslehrer das Wort.

Ich konnte diese wichtigste Zukunftsfrage für die innere Gestaltung der evangelischen Kirche hier nur berühren, um durch den Appell an die ernste Wissenschaft den Leser über die ekelhaften persönlichen Angriffe hüben und drüben hinauszuhoben. Genau die gleiche Stellung aber scheint mir der staatlichen Aufgabe gegenüber zugewiesen zu sein, ohne deren prinzipielle Lösung das Staatsschiff wirklich in uferlose Fluthen hineingeführt wird. Denn auch Derjenige, welcher der konservativen Partei nur den Werth des Ballastes beilegen möchte, könnte doch wissen, daß auch dieser Ballast für eine glückliche Fahrt nöthig ist. Gerade die schwere Krisis aber, in die der von Stoecker gefaltete Terrorismus Hammersteins die preußischen Konservativen hineingeführt hat, kann für sie der Weg zur Besinnung werden. Darf denn ein altpreußisch, d. h. friederizianisch gesinnter Konservativer mit gutem Gewissen jenen Weg weiter verfolgen, den die Adepten des vom berner Großen Rath als Eibbrüchiger ausgestoßenen geheimen Konvertiten Karl Ludwig von Haller einschlugen? Die Tagebücher des Generals von Gerlach, Bismarcks Briefwechsel mit dem selben General von Gerlach geben hierauf die Antwort.

Und nun nochmals von den Spezialfragen zu dem Ausgangspunkte zurück. In der christlich-sozialen, in der evangelisch-sozialen, in der kirchlich-sozialen Gruppe giebt es lebendige Christen, denen es Ernst darum ist, das Evangelium Jesu Christi wieder zum Sauerteig des Volkslebens zu machen. Aber überall droht gleich sehr die Gefahr, die religiöse Belebung des Volksgeistes im Sinne der Papstkirche zur weltlichen Machtfrage zu machen. Auch auf evangelischem Boden kann das Wort: „Dies Alles will ich Dir geben“ seine Erfüllung finden, wenn die Bedingung dafür erfüllt wird, so gut wie in der von Windthorst gepriesenen „Weltregierung“ des Papstes. Aber der eine Herr aller Kirchen hat dem ihn von dem Leidenswege abmahnenden Petrus das selbe Wort zugeschlendert, das den Höhepunkt der tiefinnigen Versuchungsgeschichte ausmacht: „Gehe hinter mich, Satan.“ Und für die wirkliche Nachfolge Christi auch auf sozialem Gebiet gilt noch heute das oberste Kriterium: „Hütet Euch vor dem Sauerteig der Pharisäer.“

Jena.

Professor Dr. F. W. Rippold.



## Ist Lieben pathologisch?

„Sie sind zu gesund, um wirklich lieben zu können,“ erwiderte lächelnd die Dame ihrem Cavalier, der sie im Walzer drehte, und ich erhaschte die Antwort, während ich als müßiger Beobachter an die Thür des Ballsaales gelehnt stand. Auffällige Worte . . . und vielleicht ernstern Sinnes, als sie hier gemeint schienen! Er war Offizier, hohe Figur, schlank und kräftig, von Gesundheit strahlend, — und mich dünkte der Vorwurf ungerecht, den ihm die schöne Sprecherin liebenswürdig ungenirt ins Gesicht geschleudert hatte. Also sollten wir krank sein müssen, um lieben zu können? Ich ging. Die paradoxe Antwort ließ mich aber nicht los und nach einiger Ueberlegung schien sie mir schon weniger absurd als vorher. Mein Gott, die Frauen haben dann und wann eine so merkwürdige Intuition, die zwar nicht bis in die Tiefe geheimnißvollster Probleme hinableuchtet, aber doch zum Nachdenken zwingt. Die Frage wäre also ernsthaft zu stellen: Ist die Liebe ein pathologischer Zustand? Gewiß hatte der ansehnliche Offizier alle erforderlichen Qualitäten, um sinnliche Liebe zu befriedigen, — ist Das aber die wirkliche Liebe?

\* \* \*

Ein charakteristisches Merkzeichen aller Civilisation, ja das Zeichen, das als ihre entscheidende Begriffsbestimmung gelten kann, ist: daß sie das Nothwendige nebensächlich und das Nebensächliche nothwendig macht. Wir kleiden uns, nicht nur um unsere Nacktheit zu bedecken, sondern aus ästhetischem Geschmac, wir essen, nicht nur, um uns zu sättigen, sondern um den Gaumen zu reizen, wir suchen in unseren Behausungen nicht nur den Schutz gegen Unbilden der Witterung, sondern einen erhöhten und verfeinerten Komfort. Der Ausgangspunkt aller unserer Bedürfnisse liegt weit hinter uns, an die Stelle der ursprünglichen Zwecke ist eine Fülle neuer Bestimmungen getreten und die begleitenden Zweckmomente sind unmerklich nach und nach an die erste Stelle gerückt. Auch die Geschlechtsliebe hat diese Transformation erfahren. Sie war physiologisch — um mit Schopenhauer zu reden — zunächst nichts als der Gattunginstinkt, „der es auf eine endlose Reihe von Generationen abgesehen hat“, und verirrt sich nach und nach bis zu den verbrecherischen Erzeugen sexueller Entartung und den zwar harmlosen, aber doch pathologischen Gefühlen eines sentimentalen Platonismus. Beide Erscheinungreihen zeigen die gleiche Verkehrung des natürlichen Endzweckes der Liebe, der Fortpflanzung des Geschlechtes, zu Gunsten anderer Zwecke einer überfeinerten Kultur. Auch ohne diese äußersten Konsequenzen



festzuhalten, müssen wir aber zugeben, daß die Liebe für uns etwas unendlich Komplizirteres ist als das einfach sinnliche Phänomen. Das geistige Element der Liebe, dem Thiere gar nicht oder kaum bekannt, ist zu einer ungeheuren Stärke angewachsen und wir würden uns weislich besinnen, die bloße Brunst des erregten Geschlechtstriebes zwischen Mann und Weib als Liebe zu bezeichnen. Liebe bezeichnet uns etwas Erhabenes und Edles. Das Nebensächliche hat sich zur Hauptsache, das Entbehrliche zum Nothwendigen entwickelt. Liebe bedeutet uns ein Gemüthsverlangen; und unter dem Blumenflor, den die seelischen Beziehungen in den Rahmen der physischen Grundthatfachen bunt hineinwirken, verdecken sie uns diese so, wie die Kronenblätter der blühenden Rose — vergänglicher Duft und Glanz! — das die Samentkospa bergende Pistill dem Blick entziehen.

Von dem so gewonnenen Standpunkte aus, der einwandfrei sein dürfte, erhält die Frage ein anderes Aussehen; und es gilt nun, zu ergründen, ob Liebe in dieser psychisch veredelten Bedeutung Gesundheit oder Krankheit ist. Ehe wir uns entscheiden, ist eine Erklärung nöthig. Unter Kranken verstehe ich hier nicht die Patienten der Kliniken und Krankenhäuser, überhaupt nicht die Träger einer eigentlich akuten oder chronischen Krankheit, sondern Diejenigen — und es giebt deren Viele —, denen die grobe Zufriedenheit, das nichts sagende Gleichgewicht der Alltagsseelen fehlt, die fein genug organisiert sind, um von den Schwingungen der umgebenden geistigen Atmosphäre erfaßt zu werden und das charakteristische Unbehagen, die graue Ungewißheit der Gegenwart zu empfinden: die Neurasthenischen und Alle, deren Leben mehr von der Gehirnfunktion als von Herz und Magen abhängt. Sie sind nicht normal und darum auch nicht gesund. Gesund sind Die, die immer Appetit haben, leicht verdauen und nachts gut schlafen. Aber was ist ihnen auch die Liebe? Nicht einmal so viel wie dem goethischen Schäfer:

„Ein Mädchen konnt' ihn fassen:  
Da war der Tropf verlassen,  
Fort Appetit und Schlaf!  
.....  
Nun, da sie ihn genommen,  
Ist Alles wiederkommen,  
Durst, Appetit und Schlaf.“

Die Liebe im höchsten Sinne ist immer leidenschaftlich; und schon in dem Worte „Leidenschaft“ steckt das Pathologische. Ein Arzt würde von fixer Idee, von Zwangsvorstellungen und Zwangsgefühlen reden, — und diese sind dem Arzt als eigentliche Krankheitserscheinungen vertraut. Auch hülfte es nicht, einzuwenden, daß man sich des Zwangsgefühls in der Liebe bewußt sei. Das trifft für alle solche Fälle zu, ja wird von Falbet für ein

Hauptsymptom gehalten. Die Belasteten wissen fast immer, daß sie die Opfer einer Manie sind, ohne sich ihr doch entziehen zu können. Es giebt Zwangszustände, die ohne Prodromalstadium einsetzen: so entsteht auch häufig die Liebe urplötzlich, der *coup de foudre* würde nicht zur landläufigen Phrase geworden sein, wenn die Fälle nicht wirklich existirten. Zwangszustände haben somatische Begleiterscheinungen: Vollkommenheit, Herzklopfen, allgemeines Uebelfein. Und wie beschreibt Werther seine Liebesqualen? „Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das mir die Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt!“

\*                      \*

Paul Bourget hat einmal, ich erinnere mich nicht mehr genau, wo, gesagt, Das sei keine rechte Liebe, die nicht bis zum Verbrechen treiben könnte. Thatsächlich entspringen der Liebesromantik unzählige Verbrechen. Befremdlicher und schmerzlicher Widerspruch, daß das edelste und am Meisten altruistische Gefühl zu den gemeinsten und egoistisch entartetsten Handlungen führt! Wie Viele haben schon einer Frau wegen fremde Ehre, fremdes Eigenthum und fremdes Leben angegriffen und selbst dabei Ehre und Leben verloren! Ich weiß wohl, man wird mir entgegenhalten: Das waren bereits vorher verbrecherische Charaktere, sie wurden es nicht erst durch die Liebe; und die Liebesleidenschaft hatte geringen Antheil an ihren Verbrechen, sie diente ihnen wohl nur als Vorwand. Aber Niemand kann behaupten, daß die selbe Kraft, die einen Schwächling vorübergehend in einen Helden verwandelt, nicht auch einen ehrlichen Mann im tollen Strudel der Liebesleidenschaft so herumzuwirbeln vermöchte, daß am Ende ein Schuft daraus wird. Das passionelle Verbrechen ist häufig die ungehemmte Bethätigung des Hasses; und Todhaß kann die Rehrseite oder, wenn ein Vergleich aus der Chemie erlaubt ist, ein Präzipitat der Liebe sein. Auch im Psychologischen grenzt eben der tarpejische Fels an das Kapitol. Nun erst gar der Selbstmord! Nichts ist hier gewöhnlicher als Liebesmotive; und die Frauen verfügen in solchen Fällen noch generöser über ihr Leben als die Männer, — vielleicht, weil nach dem Wort der Madame de Staël die Liebe für sie nicht eine Episode wie für die Männer, sondern das wichtigste Lebensbegegniß ist. Aber gleichviel, ob Mann oder Frau: die Opfer sind zahllos; man möchte beinahe sagen, der blinde Schöpfungsdrang der Liebe suche in dieser Vernichtung die Korrektur für das Zuviel seines Hervorbringens. Die Liebe hat also nicht nur gewisse Symptome mit den Neurosen — Zwangszuständen, impulsiven Manien,

krankhaften Erregungen — gemein, sondern die Liebenden steuern auch erheblich zu Verbrechen und Selbstmord bei, stellen sich somit in allen diesen Fällen als „gestört“ heraus.

Dürfen wir jetzt die Frage nach dem pathologischen Zustand noch verneinen? Es ist peinlich genug, die sublimirteste Leistung des menschlichen Herzens des stimmungsvollen Glanzes, in dem sie so gern gezeigt wird, zu entkleiden; aber die nüchterne Wissenschaft duldet weder pietätvolle Schönfärbung noch jesuitische Sophismen. Alles Uebertriebene, Alles, was die Regel sprengt, ist nach ihren Begriffen krankhaft. Diesem unverbrüchlichen Gesetz gehorcht selbst die allbezwingende Liebe. Auch das Genie, das sich über die Fabrikwaare der Natur hoch erhaben dünkt, hat vor dem Richterstuhle der Wissenschaft erscheinen und sich gefallen lassen müssen, auf seine Verwandtschaft mit Wahnsinn und Degeneration geprüft zu werden. Was die geniale Steigerung der Fähigkeiten im Bereich des Gedankens, Das ist aber die Liebesekstase im Bereich des Gefühles. Daraus erklärt sich ihre pathologische Parallelität. Wird damit die Liebe geschmäht? Durchaus nicht. Krankheit in dem angewandten Sinne schließt keineswegs aus, daß eben Das für die Gattung wohlthätig ist, was dem Individuum Leiden bringt: das Martyrium des Einzelnen ist der Pulsschlag der Menschheit. Würde die Perle entstehen, wenn die Muschel nicht erkrankte? Und wir schätzen deshalb doch die Perle nicht weniger.

Rom.

Scipio Sighele.



## Die Siegerin.

**D**as Nachspiel zu dem Liede, das er selbst komponirt und ihr nun vorgetragen hatte, war in einen Mollakkord ausgeklungen. Sie stand, ihn unverwandt betrachtend, an das Klavier gelehnt und schien noch immer zu horchen.

„Nun?“ fragte er am Ende und zog die Hände von den Tasten zurück. „Gefällt es Dir?“

„Es ist wunderschön!“ sagte sie mit inniger, ehrlicher Bewunderung. „Wie glücklich muß es doch machen, etwas so Herrliches schaffen zu können!“ setzte sie hinzu und seufzte ein Wenig.

Das Klavier war ihr Arbeitsfeld, wie es das seine war; freilich mit dem Unterschiede, daß er ausübender und schaffender Künstler war, während sie es nicht weiter als bis zur tüchtigen und gesuchten Lehrerin gebracht hatte; und wenn sie auch hin und wieder ein Konzert gab, geschah Das nur, weil sie den Eltern

und Freunden ihrer Zöglinge zeigen wollte, was sie zu leisten im Stande wäre und wie weit es ihre Schüler unter ihrer Leitung bringen könnten. Darauf beschränkte sich heute ihr Ehrgeiz, der einstens ein höheren Flug genommen, sich jedoch bescheiden gelernt hatte.

Den jungen Künstler kannte sie schon lange. Er war ein Schüler ihres Vaters gewesen, der am wiener Konservatorium die Stellung eines Professors bekleidet hatte. Zu jener Zeit war der junge Mann ziemlich oft in ihr Haus gekommen und hatte mit ihrem Vater und ihr musiziert. Sie hatte ihn geliebt in jenen Tagen: schwärmerisch, leidenschaftlich und heimlich. Er merkte nichts davon, da er sie nicht beachtete und höchstens so eine Art von Kameraden in ihr sah. Dann war er fortgezogen, um in Paris und London Musikstudien zu treiben. Das Glück hatte ihm gelächelt. Er hatte sich schnell einen Namen gemacht, galt als Pianist und Komponist für hochbegabt. Ihr war es weniger gut ergangen. Ihr Vater war gestorben, sie hatte für sich selbst sorgen müssen. Der Kampf ums Brot war hart gewesen; aber sie hatte sich tapfer durchgerungen und erwarb nun mehr, als sie zum Leben brauchte.

Im Sommer war sie dem Künstler wieder begegnet; nach einer Trennung von beinahe zehn Jahren. Auf dem Lande war es gewesen, in Tirol, an einem abgelegenen Orte. Er hatte einen kleinen, etwa dreijährigen Jungen bei sich, der sofort Neigung zu ihr faßte. Es war wie unbewußte, instinktive Sehnsucht nach Mutterliebe, was das Kind zu ihr hinzog. Das Bürschchen brachte sie zusammen. Sie sprachen von alten Zeiten, musizierten gemeinsam, steckten fast den ganzen Tag bei einander. Der Mann war müde vom Leben und von der Welt. Ein Bedürfnis nach Ruhe und stiller Häuslichkeit war in ihm erwacht. Das Kind brauchte eine Mutter. Und so trug er der Jugendfreundin seine Hand an.

Sie sagte Ja dazu. Daß sie ihn schon einmal geliebt und was es sie gekostet, bis sie fertig geworden mit ihrer Liebe, verschwieg sie ihm. Sie versprach ihm einfach, seinem Kinde eine gute Mutter und ihm ein treuer Freund und Kamerad zu sein. Von Liebe war zwischen ihnen kaum die Rede, wohl aber von wechselseitiger freundschaftlicher Neigung, von Vertrauen und treuem Zusammenhalten. Sie wußte ja, wie es um ihn stand. Er hatte die Mutter seines kleinen Jungen sehr geliebt, Jahre lang. Und die Frau hatte ihn zum Besten gehabt, ihn materiell zu Grunde gerichtet und ihn betrogen. Er hatte viel von ihr ertragen; endlich aber war es doch zu Bruch und Trennung gekommen. Er wußte nichts von ihr und nicht, wovon und mit wem sie lebte. Sie war verschollen.

Das hatte er seiner Braut erzählt. Sie hatte ihm schweigend zugehört und am Ende bemerkt: „Wenn Du sie nur wirklich vergessen hast! Bist Du sicher, daß Du sie nicht mehr liebst?“ Darauf war er aufgebraust: „Ich diese Bestie noch lieben, die mich und ihr Kind verlassen hat!“ „Ich dachte, Du hättest sie verlassen,“ entgegnete sie gehesnt. „Sagtest Du nicht so?“ — „Das eibt sich gleich,“ versetzte er mit leichtem Erröthen. „Ich bin glücklich, daß j sie los bin. Für mich ist sie tot.“ Sie hatte auf diese Worte nichts erwidert.

Seit sechs Wochen waren sie in Wien. Er wollte da ein Konzert geben und seine jüngsten Kompositionen zur Aufführung bringen. Das Kind hatte zu sich ins Haus genommen, und während ihre Berufspflichten sie vom Hause

wegriefen, wurde der Kleine ihrer Tante anvertraut, die ihr den Haushalt führte. Der Vater des Jungen war mit dem Einstudiren seiner Konzerte sehr beschäftigt. Nur am Abend kam er zu seiner Braut und brachte ein paar Stunden bei ihr zu. Um diese Zeit pflegte das Kind gewöhnlich schon zu schlafen.

Sie bat ihn, ihr das Lied noch einmal vorzuspielen. Er aber schüttelte den Kopf: „Ich bin müde, Helene. Später, wenn Du willst.“

Darauf versank er in Nachdenken. Freundliche Gedanken konnten es nicht sein. Er starrte auf die Tasten, seine Stirn furchte sich; die Anwesenheit seiner Braut schien er vergessen zu haben.

Leise trat sie von rückwärts zu ihm hin, fuhr mit den schlanken Fingern über seine Stirn: „Hast Du Verdruß gehabt?“

„Nein, nein. Mir thut nur der Kopf weh.“

Sie sah ihn forschend an. Er war hübsch und sah intelligent aus; freilich auch ein Bißchen abgelebt. Sein dunkles Haar und seine hellen Augen bildeten einen anziehenden Gegensatz. Wie sie seine Augen liebte! Im Grunde war er hübscher als sie; auch nur um wenige Jahre älter. Sie hatte ein gutes und kluges Gesicht; ihren Mund umspielte ein humoristischer Zug, ihre Augen aber blickten gewöhnlich sehr ernst. Man geht nicht ungestraft dreißig Jahre durchs Leben; besonders dann nicht, wenn man scharf sieht und tief empfindet. Die Illusionen fallen dabei ab wie im Herbst die Blätter. Das hatte sie erfahren müssen.

„Was sie sich nur einbildet!“ sagte er plötzlich, gleichsam im Selbstgespräch.

Sie fuhr zusammen. „Wer, Paul?“

„Ach! diese . . . nun! ich will keine starken Ausdrücke gebrauchen. Du liebst Das nicht. Sie hat durch eine Freundin an mich schreiben lassen, daß sie traurig sei, sich vereinsamt fühle und so weiter. Was ich mir schon aus solcher Komödie mache!“

„Es scheint doch. Denn Du ärgerst Dich.“

„Gott bewahre! Was geht sie mich denn noch an? Und was kann ich dafür, wenn sie nicht sofort einen neuen Gimpel findet, der sich von ihr rupfen läßt? Ich bitte Dich, wozu redest Du überhaupt von ihr?“

„Ich? Du hast angefangen; nicht ich.“

„So? Nun . . . gleichviel.“ Er zog sie an sich, lehnte die Stirn an ihren Arm. „Du allein bist gut, treu, verläßlich, liebenswerth.“

Sie schwieg und ließ ihn fortfahren in seinen Lobeserhebungen, die mit jedem Worte übertriebener wurden. Es schien, als wollte er damit Etwas beweisen, sich selbst und Anderen, oder als hätte er das Bestreben, Jemand Anderen damit herabzusetzen. Sie entfernte sich endlich leise von ihm.

„Wenn Du mir lieber Eines sagen wolltest, anstatt mir diese ganze Reihe vortrefflicher Eigenschaften anzubieten: daß Du mich liebst!“

„Aber ich hab' Dich doch lieb!“ meinte er verwundert.

„Daß Du in mich verliebt bist, möchte ich hören,“ sagte sie etwas lauter.

„Bin ichs denn nicht?“

„Keine Spur. Verliebt seid Ihr in Eure schlechten Weiber. Wenn Ihr endlich, arm am Beutel und krank am Herzen, zu uns, den Guten, Sanften, Treuen und Verläßlichen, flüchtet, ist nichts mehr für uns übrig als ein recht

schaler Bodensaß; so ein Bißchen Neigung und ein Bißchen Achtung, durch das Bedürfniß nach Ruhe eingeflößt. Wir reizen Euch nicht."

"Unsinn!" sagte er.

"Doch nicht. Du hast mich schon früher gekannt, in meiner Jugend Blüthe. Hast Du damals Augen für mich gehabt? Das ist Dir gar nicht eingefallen. Zu uns, den Braven, kommt Ihr erst, wenn die Anderen, die Schlechten, Euch tüchtig zerzaust haben. Dann dürfen wir Euch trösten. Das duldet Ihr freundlich. Was für eine Geliebte hast Du denn damals gehabt, vor zehn Jahren?"

"Ich weiß es nicht mehr."

"Aber gehabt mußt Du eine haben. Sonst hättest Du doch mich, einen solchen Ausbund weiblicher Tugenden, unmöglich so ganz und gar übersehen können. Was meinst Du, Paul? Oder sollte ich Recht haben, wenn ich behaupte, daß es gerade alle diese herrlichen Eigenschaften sind, die Euch abhalten, Euch in uns zu verlieben? Keine sagt in einem seiner Bücher: Wenn man von mir geliebt sein will, muß man mich en canaille behandeln. Ist dieses Wort nicht auf viele Männer anwendbar?"

Er lachte. "Was weiß denn ich, mein Kind!"

"Kind ist gut," sagte sie. "Ein sehr passender Ausdruck für meine Jahre. Höre, Paul. Wenn Du Dich nur auch über mich einmal ärgern wolltest! Mir graut vor meiner Vollkommenheit."

"Ueber Dich! Wie kann ichs denn? giebst Du mir denn Anlaß dazu?"

"Leider nicht. Dieses Vorrecht haben nur Eure Teufelinnen. Uns Engeln fehlt es an Schneidigkeit."

"Gott sei Dank!"

Sie lachte ein Wenig; es war ein gutes und wie resignirtes Lachen. Dann seufzte sie. Und schließlich nahm sie ihn beim Kopfe und küßte ihn halb zärtlich und halb mitleidig auf beide Augen, auf diese hellen, schönen Augen, die sie so sehr liebte.

Einige Wochen später, als sie am Abend, müde vom Stundengeben, nach Hause kam, wurde sie von ihrer alten Tante mit geheimnißvoller Miene empfangen.

"Nathe einmal, wer heute da war, Helene!"

Von jähem Unbehagen erfaßt, betrat sie das Zimmer, wo der kleine Junge an seinem Tischchen saß und behaglich sein Butterbrot und einen Apfel verzehrte.

"Sag' es mir ohne Umschweife, Tante. Ich bin nicht stark im Errathen."

Die Alte wies mit einem Augenwink nach dem Kleinen. "Seine Mutter!" sprach sie flüsternd.

"Seine" . . . Sie mußte sich setzen.

"a, Hanschens Mutter. Ich habe sie nicht eingelassen. Sie hat gebeten . . . ant: sie müsse ihr Kind sehen. Aber ich bin fest geblieben. Endlich . . . mder fortgegangen."

ene schwieg. Sie fragte nicht, wie die Frau aussehe, ob sie hübsch sei . . . ch. Das war am Ende auch gleichgiltig. Sie empfand auch keine . . . t; nichts als unennbare Traurigkeit, wie das Unglück sie uns einflößt, — . . . s wir nicht abwenden können.

Als Paul kam, saß sie noch immer unbeweglich da, in Hut und Mantel.

„Wie siehst Du aus! Ist Etwas geschehen?“ fragte er erschreckt.

Sie sagte ihm, was geschehen war, und ließ ihn dabei nicht aus den Augen.

Er wurde leichenblass.

„Durch wen sie nur so genau weiß, wo das Kind ist!“ murmelte er nach einer Weile. „Daß es doch immer und überall Zwischenträger giebt, die Alles verrathen! Was sie nur von mir wollen mag?“

„Frag' sie, wenn es Dich interessirt,“ versetzte sie kalt und still.

„Du weißt, daß ich mit ihr fertig bin“, entgegnete er gereizt. „Aber Ruhe möchte ich von ihr haben. Weshalb läuft sie mir denn nach? Ich liebe nur Dich! Nur Dich!“ wiederholte er mit Heftigkeit, als widerspräche ihm Jemand. „Glaub' mir doch. Ich liebe Dich allein.“

„Sag' es Dir recht, recht oft vor. Vielleicht glaubst Du am Ende selbst daran.“

Damit stand sie auf.

„Noch bist Du frei, Paul. Vergiß Das nicht.“

„Ich will aber nicht frei sein. Ich gehöre zu Dir. Ich betrachte mich als gebunden.“

„Das bist Du ja auch,“ sagte sie mit einem seltsamen Lächeln.

„Nun also!“

„Aber nicht an mich,“ dachte sie für sich und ließ sich von ihm küssen, — doch ohne seinen Kuß zu erwidern.

Die Frau kam kein zweites Mal. Sie schrieb auch nicht. Paul war andauernd nervös und ungeduldig, als wenn er auf Etwas wartete.

„Was hast Du denn?“ fragte Helene ihn einmal.

„Nichts! Was soll ich denn haben? Das bevorstehende Konzert regt mich eben auf. Wenn es nur schon vorüber wäre!“

„Ja, wenn nur Alles vorüber wäre!“ meinte sie mit eigenthümlicher Betonung.

Endlich kam der Konzertabend. Helene saß in einer der vordersten Reihen. Der Erfolg des Künstlers war groß. Es regnete Blumen Spenden, Lorbeerkränze und Hervorrufe. Dann wars vorüber. Das Publikum entfernte sich. Helene wartete im Saal auf den Geliebten, der sich noch im Künstlerzimmer befand, um da Beglückwünschungen seiner Kollegen und Freunde entgegenzunehmen. Während sie wartend da stand und die Leute betrachtete, die in das Zimmer gingen und aus dem Zimmer kamen, fiel eine Frau ihr auf. Ein blaßes, nervöses, reizvolles Gesicht, das hinter der Thür verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam.

Sie mußten endlich allein sein in dem Künstlerzimmer, er und sie. Helene wußte, wer es war.

Endlich erschien der Künstler und eilte auf sie zu. Er war blaß und erregt.

„Ich bitte Dich, fahre allein nach Hause,“ sagte er, ohne ihr ins Gesicht zu sehen. „Ich . . . ich muß mit den Mitwirkenden soupiren.“

Sie hoffte nichts mehr. Dennoch wagte sie einen letzten Versuch.

„Komm mit mir! Zu Deinem Kinde!“ flehte sie leise, voll Todesang

und ihre Augen, ihre guten, treuen Augen, baten noch eindringlicher, noch angstvoller als ihr bebender Mund.

Er wurde um einen Schatten bleicher. Sie sah es ihm an: es that ihm weh, ihr so wehzuthun. Er war ja kein schlechter Mensch.

„Ich kann nicht,“ sagte er gequält.

„Neh' denn wohl.“ Sie trat von ihm weg und er ließ sie gehen.

„Aus!“ dachte sie, als sie, stumm und thränenlos, nach Hause fuhr.

„Das hast Du nun davon!“ sagte die Tante zu ihr.

„Ja, Das habe ich davon,“ flüsterte sie mit ihrem wehmüthig humoristischen Lächeln.

Er war fort — mit ihr. In einem Briefe hatte er Helenen Adieu gesagt: er hätte der Mutter seines Kindes verzeihen, sie hätte Besserung gelobt und es wäre ihm zu hart erschienen, wenn er die Bereuende von sich gestoßen hätte. Er bat Helene, ihm zu verzeihen und seine Freundin zu bleiben. Das Kind hatte er durch einen Dritten abholen lassen. Der Kleine hatte bitterlich geweint, als man ihn wegführte, hatte von seiner Mama nichts wissen, hatte bei der neuen Mama bleiben wollen . . .

Beim Abschied von dem Kinde hatte Helene geweint. Wenn sie an den Mann dachte und von ihm sprach, blieben ihre Augen trocken.

„Rehn Jahre lang bist Du dem Lumpen treu geblieben,“ fuhr die Tante fort. „Und zum Dank dafür läßt er Dich sitzen.“

„Ich bin ihm nicht treu geblieben. Ich habe nur keinen Anderen Lieb haben können. Das ist am Ende nicht seine Schuld.“

„Und um solcher Kanaille willen verläßt er Dich!“

„Natürlich. Einer Braven, wie ich eine bin, zu Liebe, hätte er es nicht gethan. Darauf kannst Du Gift nehmen, Tante.“

„Aber was zieht ihn denn zu dieser Person, ums Himmels willen! Ob er denn wirklich an ihre Reue und Besserung glaubt?“

„Er betrügt sich selbst. Er möchte sie gar nicht anders haben, als sie ist. So wie sie ist, gefällt sie ihm, reizt sie ihn. Man gewöhnt sich ja auch an andere Reizmittel. Er kann eben nicht mehr von ihr lassen. So Etwas frißt sich hinein bis ins Mark der Knochen. Man wird es nicht mehr los.“

„Du entschuldigst ihn wohl noch!“ sagte die Tante vorwurfsvoll.

„Ich begreife ihn; begreife, daß sie Siegerin bleiben mußte. Was hilft es, zu klagen und anzuklagen?“ Sie wandte der Alten das blasse, vergränte Gesicht zu: „Höre Tante. Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen sollte . . . ich bete zu Gott, mirs zu ersparen . . . aber wenn es sein müßte“ . . . Sie inne und heftete die heißen, trockenen Augen fest auf die alte Frau: „Dann ist es doch lieber als jemmo canaille auf die Welt kommen. So zu sein, ist es war und bin und bleiben werde . . . dabei fährt man doch allzumal. Er hat mir oft gesagt, daß ich ein Engel sei.“ fügte sie mit einem en, sich selbst verspottenden Lächeln hinzu. „Aber Engel gehören nun ein- in den Himmel. Auf Erden braucht man sie nicht und ist kein Platz für sie.“

en.

Emil Marriot.





## Theater.

**A**rthur Lenox, amerikanischer Oberst a. D., will in Petersburg liebe Verwandte besuchen. Natürlich will Frau Lenox den körperlich zwar noch recht rüstigen, aber schon leise vertrottelten Gatten auf dieser Fahrt in die Ferne begleiten. Der Oberst nimmt also einen Paß für Arthur Lenox und Frau und das Paar dampft vergnügt über den Ozean. In Paris, das, wieder natürlich, die erste Kontinentstation der Reisenden ist, wird Frau Lenox krank. Sonst, wenn die Gattin erkrankt, pflegt der Gatte den Besuch bei Verwandten aufzuschieben, nach deren Anblick gewöhnlich die Sehnsucht in ihm nicht allzu heftig ist; ein amerikanischer Oberst a. D., selbst ein vertrottelter, kennt aber solche Bedenken nicht, sondern beharrt, tapfer und treu, bei dem einmal gefaßten Entschluß. Frau Lenox bleibt also in Paris und Herr Lenox reist weiter, — mit dem Paß, der immer noch für Arthur Lenox und Frau lautet. Dieses höchst wundersame Ereigniß kann, zum dritten Male natürlich, dem geheimen Nihilistenausschuß nicht verborgen bleiben, der in Paris dem grausen Zarismus gräßlichen Untergang sinnt. Ein für zwei Personen ausgestellter Paß, den nur eine Person benutzte: ein gesundesessen Fressen für die Propagandisten der That, die gar zu gern einen sicheren Mann nach Rußland hineinschmuggeln. Daß es diesmal eine sichere Frau sein muß, stört die Freude nicht, denn die Organisation hat Damen in genügender Zahl zur Verfügung. Ob die Jünger Bokunins auch wissen, daß in dem Doppelpaß das Signalement der ehrenwerthen Frau Lenox fehlt? Wahrscheinlich; sie wissen nämlich Alles und kennen sogar die Lebensschicksale und die Freunde des biederen Amerikaners. Jedenfalls gefällt sich dem Obersten auf dem Bahnhofe von Wirballen eine blendend, berauschend, vernichtend schöne Dame und fleht ihn, mit aufgehobenen Händchen, an, sie als seine Gattin gütigst über die Grenze mitzunehmen. Nur über die Grenze: denn drüben harret ihrer der Gatte, der Jugendfreund des Amerikaners. So reizendem Bitten kann Herr Lenox nicht widerstehen; soll er der Frau des ältesten Freundes den einzigen Dienst versagen? Rimmermehr; auch kanns mit der rothblonden Holden im Schlafwagen vielleicht ganz gemüthlich werden. Das Flehen der schönen und sogar frommen Helene wird also erhört. Leider trifft der Oberst a. D. in Wirballen gerade den Verwandten, den er besuchen wollte, und muß ihm Lenchen als seine legitime Geisonin vorstellen. Leider wird aus der erträumten Schlafwagengemüthlichkeit nichts, denn eine Fürstin nimmt, gutmüthig, wie Fürstinnen nun einmal sind, Lenchen in ihren Salonwagen auf. Leider erfährt der wackere Yankee in Petersburg, daß seine Begleiterin gar keinen Gatten hat und, sein Eheglück sucht, sondern nach Rußland gekommen ist, um eine grau'ame, Tode geknüete Mutter an dem Zaren und sämtlichen Großfürsten zu rächen. Leider betrinkt er sich vor Schreck im Klub fürchterlich, nimmt Morphiumpul-

und erwacht mit einem ungeheuren Rater. Leider? Nein: Gott, der den Zaren und sämtliche Großfürsten schützt, sei vielmehr Dank! Denn der Rater hat den Amerikaner gelehrt, daß Morphiumpulver eine einschläfernde Wirkung haben, und Herr Lenox wäre nicht der wackere Veteran, der er ist, wenn er diese Lehre so bald wieder vergäße. Als die fromme Helene auf einem Balle eben, da der Zar fehlt, wenigstens den Großfürsten Gregor Gregorowitsch ermorden will, giebt der Reisegatte ihr schnell Champagner mit Morphinum, die unbeschreiblich Schöne schläft ein, der Großfürst ist gerettet und die Nihilistin, die vielleicht böse ist, weil der Oberst sie noch immer nicht in seine Arme geschlossen hat, findet Zeit, mit einem flotteren Garberittmeister das Weite zu suchen. Und der Chef der Dritten Abtheilung erwischt eine Gouvernante, die seine Spionin . . .

Es geht nicht weiter. Ich hatte mir so fest vorgenommen, die Geschichte ruhig und sachlich zu erzählen, — und nun geht's nicht, nun ist der Ekel zu stark und die Frage quält mich, ob ich Andere, unschuldige, vorlichtige Menschen, zwingen darf, zu erdulden, was ich selbst schauernd neulich erduldet habe. Die Geschichte von dem Obersten, dem Paß und der Nihilistin ist nämlich in ein sogenanntes Schauspiel geklemmt worden, das jetzt im Berliner Theater aufgeführt wird und den Titel trägt: „Die offizielle Frau“. Den Stoff hat ein sicherer Herr Savage, amerikanischer Oberst a. D., einst auf der dunkelsten Hintertreppe gefunden; das Schauspiel haben die plumpen Finger des Herrn Hans Niden geknetet, der dem deutschen Staatsverband angehört und der deutschen Literatur angehören möchte. Die Erzählung ist mittelmäßige Kolportageware; das Schauspiel ist so ungefähr der nichtsnutzigste, elendeste Quark, der jemals, seit ich Schauspielhäuser besuche, einem „besseren“ Publikum aufgetischt worden ist. Herr Niden hat das Kunststück fertig gebracht, das müßte Ramschmachtwort des Amerikaners noch um ein Beträchtliches zu verschlechtern, und er hat eine Sprache geleistet, deren wirres Geräusch ungefähr so lieblich in unser Ohr klingt wie das Rasseln eines Bauernwagens, den ein trunkener Rüpel über einen Knüppeldamm peitscht. Es wäre ein billiges Vergnügen, Wize über das läppische Stück zu machen und den Inhalt in dem Puschmaklerjargon zu erzählen, der in der gesegneten Blumenthalzeit der berliner Presse beliebt war. Aber die Sache ist eigentlich doch recht ernst. Ich habe gegen unterhaltende Melodramen nicht das Geringste einzuwenden, schätze d'Ennery, den Balzac der geistig-  
 — einen geschickt mit Masseninstinkten und Masseneffekten jongliren-  
 .nd freue mich, daß Herr Hauptmann dem niemals völlig aus-  
 .. Jedürfniß nach melodramatischen Wonnen jetzt eine neue, feinere  
 — gefunden hat. Ich nehme es auch Herrn Niden nicht weiter übel, daß  
 — Publikum eine Darstellung russischer Zustände vorführt, die bei uns,  
 auf gute Beziehungen zu dem nicht immer bequemen Nachbarn an-  
 —, vielleicht nicht ganz so ungefährlich ist wie in dem Vaterlande

des Herrn Savage; das Zarenreich, in das die offizielle Frau sich einschmuggelt, weckt ja höchstens die Erinnerung an den Kulturhistoriker Kennan oder den Operettengeneral Panschkow, allenfalls noch an die berühmte Schilderung des alten Dumas, der seinen Helden im Hochsommer auf einem Schlitten von Petersburg nach Kronstadt fahren läßt, oder an den weniger berühmten, aber nicht weniger rühmenswerthen Roman des Herrn Alexander Olinda, in dem irgend ein von schlimmen Verschwörern bedrohter Romanow den Wunsch ausstößt, recht bald der Zar einer freien Republik sein zu dürfen. Mich genirt weder die russische Hölle noch die Morphiumorgie, der wohl die trostlose Langweiligkeit der Geschichte zu danken ist, und ich würde mich, nach mancher üblen Erfahrung, auch an dem erbärmlichen Stil nicht besonders geärgert haben. Wenn aber ein Schriftsteller, der sich mit einem sorgsam aufgepöppelten Talentchen bisher redlich um anständige Wirkungen bemüht und bewiesen hat, daß er zwar nicht mit starker Schöpferhand ein Drama zu gestalten, aber das Wesen der dramatischen Kunst blinzeln doch zu erkennen vermag, jetzt mit vollem Bewußtsein jeder niedrigsten Regung der Menge schmeichelt und sich freiwillig zum Eunuchen des Theaterpöbels entmannt, dann packt mich eine Stimmung, wie des Schwabenvischers „Auch Einer“ sie gekannt haben mag, als er schnaubend in sein Tagebuch schrieb: „Einen Schandschuft von Weinsäcker erwischt. Seinen ganzen Keller voll herausgerissen, in die Gasse auslaufen lassen! Hätten wir ein strengeres Strafgesetz! Einst stand auf gesundheitschädliche Fälschung Todesstrafe! O, wie die Äpfel im Herbst sollten mir die Schurkenköpfe fallen!“ Ja, — hätten wir ein strengeres literarisches Strafgesetz, hätten wir gewissenhafte, von dem Gefühl der Verantwortlichkeit ihres Amtes erfüllte Theaterkritiker, die dem lieben Publikum sagten, daß es sich selbst schändet und einen wichtigen Theil seines geistigen Lebens in den Schmutz schleift, wenn es seine Schaubühne den gierig nach Gewinn schnüffelnden Speculanten überläßt! Dann würde der wohlhabende Bourgeois, der gern, so lange es ihn nichts kostet, den Gebildeten spielt, sich bald schämen, die offiziellen Frauenhäuser der prostituirten Kunst aufzusuchen, und die Geschäftsleute, die jetzt, in der Hoffnung auf sicheren Gewinn, mit solchen Schmuggelstücken handeln, würden bald vorziehen, Absteigequartiere zu möbliren oder pariser Gummiartikel anzubieten.

Das klingt hart; und es wäre zu hart, wenn es nur der einzelnen Jammerlichkeit des Herrn Olden gälte. Ob einem betriebsamen Herrn eine Terminspekulation glückt, ob er richtig errechnet hat, für welche Waare zu einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Publikum aufnahmefähig sein wird, — wer möchte sich darüber aufregen? Aber das neue Hintertreppenstück ist nur ein Symptom einer Entwicklung, die unser Theater mit den ernstesten Gefahren bedroht: wir stehen vor der furchtbaren Wahrscheinlichkeit, daß der großbourgeoise Theatermob der Reichshauptstadt, dieses schwärzlich ekle Gemisch von Hobbern, deklassirten Sportleuten und Spielern, fledigen Advokaten, wurmstichigen Lite-

raten und lüsternen, entpflichteten Weibern, die deutsche Schaubühne über kurz oder lang seinem Geschmack völlig dienstbar machen wird. In jeder Kunst, die öffentliche Märkte aufsuchen muß, wirkt immer das Publikum die wichtigsten Wandlungen. Taine hat uns in seiner Geschichte der englischen Literatur gezeigt, wie rasch die müßig gaffende Menge, die über den Geldbeutel verfügt, die dramatische Kunst von der steilsten Höhe in stinkende Sümpfe herabziehen kann. Als die düstere Herrschaft der Puritaner gebrochen war und das Werk der Restauration begann, als nach langer Schonzeit das befreite Fleisch sich endlich wieder in orgiastischen Lüsten regte und Hobbes das zweizinkige Gabelthier, das allzu lange in dumpfe Geistigkeit eingegitterte animal humain, auf den Thronseffell erhöhte, da hoffte Mancher auf eine neue Renaissance und wähnte, dem Lande Shakespeares könne noch einmal nun ein herrliches Kunstzeitalter erblühen. Die so hofften und wähnten, hatten vergessen, daß die Gesellschaft, deren geistige Bedürfnisse die Kunst befriedigen sollte, sich inzwischen gänzlich verändert hatte. Das Publikum Shakespeares und Fletchers war verschwunden. Dieses Publikum hatte in einem schmierigen, engen und schlecht beleuchteten Saal vor einem ärmlichen Bühnenbild in süßen Phantasieträumen geschwelgt, es hatte keine glänzende Ausstattung und keinen Sexualreiz gefordert, sondern war mit frischen, unverbauten Sinnen dem Dichter willig in das Reich der poetischen Wunder gefolgt. Jetzt nahmen abgebrühte Lebemänner in den Schauspielhäusern die besten Plätze ein, — Leute, die rasch reich geworden waren, sich an französischer Bildung ein Vischen gerieben hatten und im Theater, das sie nach üppigem Mahl aufzusuchen pflegten, gemeines Amusement, erregende Spannung und aufrüttelnden Kitzel suchten. Für sie wurden zunächst die Neußerlichkeiten geändert: der Saal wurde besser beleuchtet, für rauschende Musik und bewegliche Dekorationen gesorgt und den Damen und Dirnen im Mittelpunkt aller Vorgänge die behaglichste Stätte bereitet. Aber es blieb nicht bei diesen Neußerlichkeiten. Das Publikum forderte gebieterisch, das neue Schauspiel solle seine Prozensitten sanktioniren, und es heischte als Herr die szenische Darstellung dieser Sitten, mit ihren Intriguen, ihren armseligen Konflikten und ihrer schamlosen und dennoch so feigen Lüsternheit. Jede Anspielung auf Tagesereignisse wurde beklatscht, jeder rüde Spaß laut jubelt und der Kunstgenuß war vollkommen, wenn die Komödie, ohne grämlich zu moralisiren, in derben, klar erkennbaren Zügen die Alltagswirklichkeit wiederzueh. Taine hatte Recht, als er schrieb: *La comédie se transforme; c'est le public s'était transformé.* Die kurzsichtigen Herren, die bei uns heute Geschmack morsche Wegweiser errichten, werden in dieser Umwandlung den ergang in die bessere Welt des geläuterten Realismus sehen und verkünden, so se überall sich die Entwicklung vollziehen, wenn man von der Ritterstiefelnatuf furchtlos bis zum Webermeisterstück emporsteigen wolle. Dem englischen Theater sind leider auf diesem Wege, der von Shakespeare zu Dryden und von

Sheridan zu Pinero führte, brauchbare Früchte nicht erwachsen: die dramatische Dichtung der Briten ist verdorrt, und was jetzt auf englischen Bühnen vorgeführt wird, ist nur geeignet, das Wort Taines, Mills und Goncourts zu bestätigen, daß die große Zeit des Theaters für immer verschwunden sei. Der Geschmack des Publikums, der allbeherrschend den Gegenstand und den Ton der Stücke bestimmte, hat die Bühne der Briten verdorben; er hat auch in Frankreich die Dichtung von Racine und Molière bis zu Richpin und den Scribesprossen herniedergezogen und er wird der deutschen Schaubühne den schmachlichsten Untergang bereiten, wenn der Wunsch und Wille des gepußten berlinischen Pöbels noch lange maßgebend bleibt. Denn diese widerliche Schaar, die abgespannt, müde und skeptisch ins Theater kommt, will nur die Sensation, den rohen Reiz einer Spannung und den geilen Kitzel; sie hat den Tag über gefeilscht und geschachert, allerlei unsaubere Geschäftchen gemacht und den lieben Nächsten bewuchert und möchte am Abend nun für die kommenden Freuden der Nacht aufgemuntert werden, — mit der Peitsche oder mit Trüffeln.

Den Peitschenreiz liefert die schreckliche Schauernmär von der offiziellen Frau; die Trüffeln werden besonders anmuthig jetzt im Central-Theater servirt. Da wird, unter dem Titel „Eine wilde Sache“, eine „Burleske Berliner Ausstattung-Posse mit Gesang und Tanz“ aufgeführt, die uns, nur freilich auf anderen Wegen, englisch-amerikanischen Theaterzuständen eben so nahe bringt wie das Jammerwerk der Herren Savage und Olden. Keine Spur von gesundem Witz, von satirisirender, meinethwegen karikirender Behandlung des berlinischen Lebens, kein leiser Lusthauch aus dem fröhlichen Reich des Humors und der flatternden Phantasie. Das würde ja jetzt nicht mehr ziehen. Dafür erblickt das geblendete Auge Kostüme, die dem Empire oder der Alhambra in London nachgebildet sind, dafür kommt ein Kameel, ein Pferd und ein Schlafwagen auf die Bühne, der Komiker verummmt sich als Odaliske, die rundliche Soubrette zeigt sich im Unterröckchen und Nieder, ein buntes Ballet und ein Bauchtanz werden vorgeführt und ein ganzer Troß gut genährter Dreißigmarkmädchen präsentirt pralle Schenkel und krause Achselhärchen. Das zieht: die beiden wilden Sachen, von denen ich widerwillig berichten mußte, machen in Berlin jetzt das größte Theatergeschäft und die Theaterskärner in der Provinz werden sich beeilen, so köstliche Schätze schnell auch in ihre Scheunen zu bergen. Und die Kritiker? . . . Die empfinden zum größten Theil vor jedem Schlaun, der ein Geschäft zu machen versteht, einen unbändigen Bourgeoisrespekt, helfen sich mit ein paar Redensarten über alle Schwierigkeiten hinweg und werden sich gewiß nicht wenig über den armen Narren wundern, der noch wüthend werden kann, weil er sieht, wie auf unserer Bühne die Pöbelinstinkte herrschen und wie die Lafaien des Theaterpöbels mit gefälschten Pässen sich in die Literatur hineinschmuggeln dürfen.

M. S.



## Selbstanzeigen.

**Sibilla Dalmar.** Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. Berlin, S. Fischer.

Alles, was ich schreibe, steht im Dienst der Frauen. Auch Sibilla Dalmar. Das Seelenbild einer Frau habe ich zeichnen wollen, die der Typus einer ganzen Klasse ist und die, groß veranlagt und aller materiellen Sorge enthoben, dennoch an ihrer Zeit und ihrem Milieu zu Grunde geht.

Der Inhalt des Romanes läßt sich in einige Sätze aus den Briefen Sibillas zusammenfassen. „Mir ist manchmal“, schreibt sie ihrer Mutter, „als wäre ich gar kein Geschöpf von Fleisch und Blut, sondern nur ein Begriff mit einem Zettel im Munde. Das ist ein Stück Geschichte der Frau . . . Hineingeboren bin ich zwischen Morgengrauen und Tag. Ich bin doch schuldlos daran, daß ich zwischen zwei Kulturen geklemmt bin, daß ich nicht rückwärts kann zu den spinnenden, strickenden Jungfrauen, nicht vorwärts zu den freien Geschlechtern, die nach mir kommen werden. . . Wir sind der ewigen Viebeleien müde, auch der Heuchelei, als ob Kindererziehung und Gattinnenpflicht unser Dasein ausfüllen. Wir verschmachten nach vollem, erstem Dasein. . . Zuweilen höre ich förmlich das Rufen meiner Seele, angstvolles oder frohlockendes. Ich höre es wie den Ruf eines unter der Erde Verschütteten, der über sich das Arbeiten der Befreier hört.“

Immer zugleich gezügelt und gepeitscht, ist Sibilla in ihrem seelischen Zickzackkurs ein tristes Uebergangsgeschöpf. Ihre kranke, erschöpfte Natur unterliegt den starken Wehen, die sie zu einer Neugeburt drängen wollen. Ein Hauch aus der Atmosphäre des Harems streift sie, wie er jede Frau aus unserem Zeitalter streift, die ohne sittliche Scham mit der Arbeit Anderer ihre Existenz bestreitet und zufrieden ist, nur als „Weibchen“ in der Weltordnung angenehm zu wirken. Aber nicht nur die begrenzte Sphäre, in der Sibillas Leben sich abspielt, verschuldet ihr körperliches und geistiges Siechthum. Aus ihr wäre nichts geworden, wo immer sie das Schicksal in unserer Zeit hingestellt hätte. Sie brauchte eine gänzlich veränderte Welt, um sich entfalten zu können, — und wer weiß, selbst dann . . .

Und hier fließen die aus einer widernatürlichen Einengung entsprungenen Leiden des Weibes zusammen mit den allgemein menschlichen. Menschen über dem Mittelmaß verwunden und zerreißen überall ihre Seelen an den physischen und sozialen Schranken, die jedem Sterblichen gezogen sind.

„Und so soll ich, die Bramane,  
Mit dem Haupt im Himmel weiland,  
Fühlen, dieser Erde  
Niederziehende Gewalt.“

Nur goethische Vers, den ich zum Leitmotiv meines Romans gewählt ist er nicht das Leitmotiv im Leben aller Elitemenschen?

Hedwig Dohm.



**als Neurastheniker.** Verlag von H. Haacke. Leipzig 1896.

Die Erfolge der modernen Naturwissenschaft haben auf viele andere Weise gewirkt, weil man in blindem Enthusiasmus die Methoden der

exalteten Forschung auch dort angenommen hat, wo es nicht auf ein Vergessen des Persönlichen und des Menschlichen, auf ein parteiloses Abspiegeln der Objekte ankommt, wo vielmehr die zur Natur hinzukommende Idee das Salz, die Quintessenz der ganzen Thätigkeit ist. Das gilt vor allen Dingen für die darstellende Kunst. Sie warf ihr schönstes Kleinod weg, als sie sich mit den „beschreibenden Wissenschaften“ auf eine Stufe stellte. Aus diesem Wahrheitfanatismus der Kunst hat dann die treibende und übertreibende Logik der Dinge den Kultus des Niedrigen, Gemeinen und Häßlichen gemacht, das wohl im Dienst einer Idee gelegentlich Objekt der Kunst werden kann, nimmermehr aber als Selbstzweck im Vordergrund des künstlerischen Interesses stehen darf. In der Literatur wurde dieser Verismus oder Realismus zur Vorliebe für das Krankhafte; und als er sich unter den Klassikern nach Bundesgenossen umsah, konnte es nicht fehlen, daß ein findiger Jünger auf Shakespeare gerieth und auf seine reichste und zugleich räthselvollste Gestalt, den Hamlet. Ob der große Britte absichtlich einen Krankheitsfall auf der Bühne klinisch demonstirt hat oder nicht: diese Frage behandelt der Inhalt meiner Schrift. Wie die Diagnose der Anderen lautet und was ich als freiwilliger Konsiliarius dagegen einzuwenden habe, Das zu hören, ist vielleicht einigen Interesses werth. Dr. Fr. Rubinstein.



**Der Umsturz.** Briefe und Gespräche. Leipzig, bei Albert Warncke.

Hochgeehrter Herr Harden,

Unter dem vielen Angenehmen, das ich bisher schon dem „Umsturz“ verdanke, war mir doch das Angenehmste Ihre Aufforderung, mein Buch in Ihrer Wochenschrift selbst anzuzeigen. Gerade der Leserkreis der „Zukunft“ ist es, dem ich mein Buch in erster Linie vorlegen möchte. Ich habe den Weg, den Sie durch die Publizistik gemacht haben, von Anfang an mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich als Ihr eigentliches Vorhaben, also auch als den Lebenszweck der „Zukunft“, den Kampf gegen das Vorurtheil betrachte. Sie und Ihre Mitarbeiter haben schon manchen Wüthen des Vorurtheils zertrümmert, manchen anderen wenigstens zum Wackeln gebracht. In diesem Kampfe nun möchte ich mich Ihnen auf einigen Gebieten als Mitstreiter zugesellen. Das furchtbarste Vorurtheil, das unser öffentliches Leben beherrscht, ist der Glaube, daß wir erst einige Wochen einander gegenseitig todschießen, quillotiniren oder an die Laternenpfähle hängen müßten, um zu einigermaßen vernünftigen Zuständen zu gelangen. Ich theile diesen Glauben nicht und halte diese Art der Volksbeglückung entschieden für unpraktisch. Für weit zweckmäßiger würde ich es halten, wenn wir mit allen unseren Volksgenossen auf friedlichem Wege zu einem Zustand gelangen könnten, der zwar vielleicht keinerlei überschwängliche Hoffnungen erfüllte, aber dafür den Vorzug hätte, von allen Parteien, die sozialdemokratische nicht ausgenommen, als ein erträglicher modus vivendi angesehen zu werden. Ob Das möglich ist? Die Frage wurde bisher von den bürgerlichen Parteien fast immer verneint. Mit den Arbeitern darf nicht parlamentirt werden: Das ist der Sinn der meisten Auslassungen aus „maßgebenden“ bürgerlichen

Kreisen. Daß jeder gebildete Mensch, der die Sache der Arbeiter zu der seinen macht, wahrscheinlich ein niederträchtiger Schuft ist, allermindestens aber ein Mensch sein muß, der aus Ehrgeiz zu allen möglichen Schurkenstreichen fähig ist. Das ist ein Glaubensartikel, den alle „Gebildeten“, alle Anhänger der „Ordnungsparteien“ so hoch halten wie die Katholiken die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Eine Erfüllung der Arbeiterwünsche, sagt man, bedeutet den „Umsturz“ aller bestehenden Verhältnisse; und von dem Umsturz macht sich der Bildungsphilister so furchtbare Vorstellungen, daß die Hölle dagegen geradezu als eine Art Sommerfrische erscheint.

Diese Philistervorurtheile will ich zertrümmern.

Ich selbst bin weit entfernt davon, an den Umsturz zu glauben. Ich glaube, die soziale Frage wird genau in der selben Weise beantwortet werden wie vor dreißig Jahren die deutsche Frage. Die „wahnsinnige Utopie“ des Junkers von Bismarck-Schönhausen, das Einheitsstreben des deutschen Volkes durch ein Bündniß der reaktionärsten Regierung mit dem radikalen Parlamentsgedanken zum Ziele zu führen, diese Idee, die allen vernünftigen Voraussagungen zuwider sich verwirklichte, soll uns unvergessen bleiben. Auch die soziale Frage muß von allen Gefühlsbuseleien des internationalen Völkerbreies, des allgemeinen Menschheitsmischmasches getrennt, sie muß auf nationalen Grund gestellt werden. Aber leider sind wir noch weit ab von dem Wege, der dahin führt, und mir scheint, wir entfernen uns in den letzten Jahren immer mehr davon. Unser öffentliches Leben steht augenblicklich unter der Herrschaft des Zweibundes Stumm-Lieb-knecht, der mit wahrhaft bewundernswerther Taktik darauf ausgeht, alle Welt davon zu überzeugen, daß das Königthum, ohne dessen Mitwirkung das soziale Heil doch für Deutschland unerreichbar erscheint, nur ein Organ des Kapitalismus und lediglich dazu geschaffen sei, die Interessen der Bourgeoisie zu vertreten und die Arbeiter, die sich eigenes Denken, eigenes Handeln anmaßen, zu zerschmettern.

Unter solchen Umständen schien es mir wirklich angebracht, mich zu fragen: Was wollen denn nun die Arbeiter eigentlich? Wie würde es aussehen, wenn sie einmal das Heft in Händen hätten? Wie würde unser öffentliches, unser privates Leben sich dann gestalten? Würden wir wirklich gezwungen sein, nach Amerika auszuwandern, oder würden wir auch unter den veränderten Verhältnissen es im Vaterlande aushalten und uns einrichten können; und wie? Diese Fragen habe ich in meinem Buche zu beantworten gesucht. Inwieweit es mir gelungen ist, mögen die Leser entscheiden. Mein Grundgedanke ist der: es mag so schlimm kommen, wie es will, — wir können es aushalten und stets zum Besten lenken. Das deutsche Volk stirbt auch am Umsturz nicht. Natürlich brauchen wir es nicht dazu kommen zu lassen; wir müssen rechtzeitig Wälle aufwerfen. Aber so nichtswürdig sind unsere Arbeiter und ihre Zukunftsziele wirklich, daß wir sie boykottiren und alle ihre Bestrebungen für kulturwidrig erklären können. Was wir selbst wollen und durchsetzen werden, Das steht auf einem reinen Blatt; und über diese wirkliche Gestaltung unserer Zukunft wird sicherlich die „Zukunft“ noch manches kräftige Wörtlein mitreden.

psig.

Berthold Otto.





## Hypothesen.

Je mehr für Staatspapiere und Prioritäten der Zinsfuß sinkt, desto eifriger wendet sich unser Anlagepublikum den Hypothesen zu. Besonders gern geschieht Das durch den Ankauf von Pfandbriefen solcher Institute, deren Aktienkapital noch eine kleine Extrasicherheit bietet und die gleichsam die Mühe der Grundstücksprüfung den Privaten abgenommen haben. Die Grenzen dieses keineswegs ganz unbedenklichen Gebietes dehnen sich noch immer aus. Wer z. B. allem Gedruckten unbedingt glaubt, mußte annehmen, die bayerische Konversion werde unseren Pfandbriefausgaben nicht im Mindesten zu Statten kommen, denn es heißt einfach: Von den 1100 Millionen haben nur 67 100 Mark die Rückzahlung gefordert. In Wirklichkeit wird es sich im kommenden März — bis dahin gehen nämlich die Zinsen — ganz anders darstellen: ein solcher Wendepunkt in den Prozenten giebt erst den eigentlichen Anstoß zur Erwägung und einstweilen ist wohl die amtliche Bekanntmachung vielen häuerlichen Besitzern noch unbekannt geblieben.

Unsere Hypotheseninstitute, die in einem gewissen Sinne die schärfste Anwendung des Großkapitals zeigen, sind nur durch die Banken geschaffen worden; aber diese Kinder bereiten ihren Vätern jetzt schon den schwersten Schaden. Das ganze Kommissionsgeschäft — und mit ihm also auch der eigentliche Börsenverkehr — wird durch das Vorgehen der Hypothesenbanken immer mehr eingeschränkt. Man muß sich nur den Provinzbankier denken, wie er unter mancherlei Nachhilfe geworden ist. Wenn ein solcher Mann für seine Kunden Aktien oder Obligationen zu kaufen hat, muß er seiner Verbindung in Berlin oder Frankfurt natürlich Provision zahlen. Anders ist es, wenn er der Kundschaft Pfandbriefe empfiehlt; dann bezieht er direkt von den Bodenkreditanstalten und erhält von ihnen obendrein noch eine Provision, die in recht vielen Fällen sogar mehr als ein Prozent beträgt. Das ist der Hauptgrund, der unser Publikum zur Anschaffung der Pfandbriefe bestimmt und zugleich bewirkt, daß die anderen Banken ihre Kommissionshätigkeit vermindert sehen. Aber es kommt noch besser. Auch der Provinzbankier ist oft ein findiger Kopf, — und so kauft er sich Posten von Pfandbriefen für eigene Rechnung; diese tragen ihm  $3\frac{1}{2}$  Prozent Zinsen und dazu kommt noch die mindestens einprozentige Provision. Nun giebt er seine Pfandbriefe in Depot (Geld stand lange nur 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Prozent) und trassirt gegen  $\frac{1}{8}$  Prozent Provision auf die Depotstelle. So schaffen sich die Herren entweder Geld zum Spekuliren oder sie begnügen sich mit dem mühelos erzielten Zwischengins von etwa 2 Prozent. Später werden dann die sogenannten Geburtstage gefeiert. Den erwähnten Prozentsatz vergüten die Hypothesenbanken doch nur unter der Bedingung, daß die betreffenden Papiere während eines Jahres nicht wieder auf den Markt kommen. Deshalb werden die Serien genau gebucht und es wird mit ihnen denn auch prompt züchtiglich Jahr vertrauert. Dann aber beginnt gleich der Wiederverkauf und kommt nicht selten vor, daß ein Theil des Postens von der Hypothesenbank wieder aufzunehmen ist. Das Spielchen wird freilich leicht durchschaut; allein die Pfandbriefemittenten sagen sich, daß wenigstens 60 oder 70 Prozent des so begeben Postens schließlich doch ins Publikum gehen. Treibt es der Provinzbankier z. arg, dann kündigt man ihm die Freundschaft und der Effekt dieser Strenge ist, der Bräve sucht sich schleunigst eine andere Bodenkreditverbindung.

Trotz den hohen Provisionen, die unsere Banken zu zahlen, soll ihre hypothekarische Thätigkeit doch vielfach beträchtlich solider geworden sein. Immerhin dürfte es noch häufig genug vorkommen, daß ein Direktor zu dem bei ihm angestellten Taxator sagt: „Schätzen Sie uns das Anwesen ein, aber möglichst hoch, da wir das Geschäft gern machen möchten.“ Und der Rathszimmerer oder Rathszimmermann wird dann so rechnen, daß die Beleihung, statt bis zu sechzig, bis zu achtzig Prozent des Werthes geht, während eine ganz solide erste Hypothek fünfzig Prozent des Grundwerthes doch nicht übersteigen sollte. Die Milliarden, die jetzt bei uns in Pfandbriefen circuliren, stammen vielfach aus unseren Städteerweiterungen. Wer daran zweifelt, möge sich die Berichte der Institute selbst ansehen. Von denen, die mir gerade zur Hand sind, erwähne ich die Preussische Centralbodenkredit-Aktiengesellschaft, die nach ihrem letzten Abschluß 122 1/2 Millionen auf ländlichen Besitz geliehen hatte, dagegen auf städtischen 369 1/2 Millionen. Gegen das Jahr 1886, wo in Folge einer Krisis viel Land im Besitz der Anstalt bleiben mußte, haben die außerstädtischen Hypotheken nur um 12 1/2 Millionen zugenommen. Die Pommerische Hypothekenbank, deren Name doch Ackergeruch hat, hatte 1894 nicht weniger als 94,639 Prozent aller ihrer Hypotheken auf städtischen Liegenschaften, also nur 5,361 Prozent auf Land und Gütern stehen. Da hierbei Brandenburg allein mit 90,029 Prozent figurirt, weiß man auch, daß auf Berlin der überwiegende Theil dieser Beleihungen fällt. Die Braunschweig-Hannoversche Hypothekenbank hatte schon vor Jahren ungefähr den vierten Theil aller ihrer Beleihungen in Berlin eingetragen. Die Rheinisch-Westfälische Bodenkreditbank, ein neues Unternehmen, an das große Hoffnungen geknüpft wurden, hat für 64 Millionen Stadthypotheken und nur für 230 000 Mark ländliche. Und ähnlich ist das Verhältniß bei vielen anderen Hypothekenbanken. Nur die Bayerische Hypothekenbank und die Süddeutsche Bodenkreditbank scheinen das Land stark berücksichtigt zu haben. Gegen die Beleihung industrieller Etablissements wird das Bedenken geltend gemacht, daß die Bank im Ernstfalle in die Lage käme, die Fabrik selbst betreiben zu müssen. Deshalb werden wir auch in den Gründungsbilanzen der „umgewandelten“ Fabriken keine übergroßen Hypothekenbeträge finden. Wenn das neue Unternehmen auch Obligationen ausgiebt, gehen diese meist nur in der Verzinsung voraus, ohne, wie das Publikum sich gern einbildet, hypothekarischen Anspruch zu besitzen; der erfahrene Geschäftsmann nimmt deshalb auch lieber eine industrielle Aktie als die Obligation des selben Unternehmens.

Oft brauchen unsere großen Hypothekenbanken nur eine Viertelstunde, um Posten von einer halben Million abzuschließen. Dann hätte der Makler bei nur 1/4 Prozent schon 1250 Mark verdient; eine höhere Courtage wird von Manchen deshalb als eine Art von Wucher bezeichnet, da ja auch die Bank oft noch eine Provision zahlt.

Hypotheken kommen aber auch Courtagen bis zu 1 1/2 Prozent vor; Das ist es werden auch viele mittelgute Beleihungen vermittelt. Die Güte richtet nicht allein nach dem Objekt, sondern auch nach dem Subjekt. Höchst solide Beleihungen sind nicht durch Statuten beengt, — und so geben sie, wenn der Hausbesitzer ist oder in einem guten Geschäft sitzt, auch 70 Prozent des Grundwerthes in erster Stelle. Ueber 200 000 Mark geht die einzelne Hypothekeneinlage der Kapitalisten selten hinaus; doch ist mir der neuere Fall einer Beleihung von 1 1/2 Millionen, wo es sich um ein sehr gutes Ladenhaus mit einer Million zu

nur  $2\frac{1}{2}$  Prozent handelte. Geringe Zinssätze kommen sonst auch bei Fabriken vor. Zuweilen hat ein geringerer Prozentsatz noch eine andere Bedeutung. So war auf ein anfänglich aussichtsvolles Unternehmen eine große Summe an erster Stelle hypothekarisch eingetragen worden. Es kam zum Konkurs und der Besitzer der ersten Hypothek mußte ausfallen, denn das Gericht hatte eine Klausel des Hypothekeninstrumentes festgehalten, wonach der Darleiher auch von jedem fabrizirten Stück einen Pfennig zu erhalten hatte. Danach hätte es sich bei der Abmachung um ein besser zu fundirendes Geschäft und nicht um eine Verpfändung gehandelt.

Prima-Hypotheken werden über  $3\frac{1}{2}$  Prozent gewiß nicht mehr kosten; und auch Das ist schon ein beträchtlicher Satz. Als bestes Object gilt ein Wohnhaus in guter Lage. Denn während man bei einem Ladenhause, dessen Hauptwerth auf den Räumlichkeiten des Erdgeschosses beruht, immer mit der Möglichkeit eines Geschäftsrückganges rechnen muß, braucht man bei einem Wohnhause, dessen erster Stock gewöhnlich besser als das Parterre bezahlt wird, nur die Lage in Erwägung zu ziehen. Bei einem Werthe von 200 000 Mark sollten eigentlich 100 000 Mark nicht überschritten werden; dennoch geschieht es häufig, sonst wäre ja der ganze schnelle Bauaufschwung unserer Weltstädte undenkbar. Die Schwindelfirmen, die weit über den Werth hinaus sich Geld zu verschaffen suchen, rechnen mit Erfolg den Werth des Bauplatzes nebst den Baukosten vor. Gewöhnlich ist so ein Maurerpolier geriebener als der kleine Rentier, der zur Abwechslung (mit  $4\frac{1}{4}$  Prozent als erster Hypothekar) gern den Wucherer spielen möchte. Dieser Laie merkt kaum, daß ihm der Handwerker Alles per Kubikmeter anstatt per Quadratmeter aufstellt und daß so die Multiplikation natürlich ungleich größer wird. Einer der schlimmsten Mißstände unseres ganzen, der Besserung bedürftigen Hypothekenwesens ist übrigens, daß die Hypothek schon vor Leistung der Valuta eingetragen wird und so dem waghalsigen Unternehmer das Baugeld liefert.

Die Hauptsache ist selbstverständlich stets die Taxation und diese ist keineswegs überall so genau wie in Hessen Nassau oder Hessen-Darmstadt. Dort verlangt der Aufnehmer der Hypothek vom Feldgericht eine Taxe und das Gericht füllt dann einen umständlichen Fragebogen aus, in dem der letzte Verkaufspreis und der Zweck der Hypothek vermerkt ist. Mit diesem Bogen, der außerdem noch alle erdenklichen Details enthält, kann der Mann, der die Hypothek sucht, auf jeder Sparkasse 50 Prozent an erster Stelle erhalten. So ist es gekommen, daß z. B. im Bezirk Wiesbaden seit zwanzig Jahren nur  $1\frac{1}{2}$  Prozent aller Zwangsverkäufe unter Taxe ausgefallen sind. Das hat allerdings nicht verhindern können, daß gerade in dem selben Bezirk — siehe das Badeetablissement! — ganze Hypothekenromane sich abspielen konnten. An einzelnen Plätzen wird sogar noch dafür gesorgt, daß der Erlds der Hypothek nun auch zu dem angegebenen Zweck wirklich verwendet wird. Leider fehlen uns aber Fachgerichte, denen alle Taxen, Baugesuche, Beleihungen u. s. w. vorzulegen wären. In diesen Gerichten müßten Fachleute sitzen und selbst die Gärtner dürften nicht fehlen. Wenn die Manchestergläubigen es aber für durchaus nothwendig halten, daß zum Beispiel in Berlin zahllose Häuser bis zum Schornstein beliehen werden, dann sollten sie wenigstens freimüthig bekennen, daß dadurch der Werth des Bodens ins Unendliche steigt und daß dieser werthvolle Boden allmählich in den Besitz der lieben Großkapitalisten übergehen muß.

Pluto.



## Damenbedienung.

Eine Dame, die zum großen Frauentag — oder, wie ein Mensch ohne Ehrfurcht sagen könnte, zur Rippenparade — nach Berlin gekommen war und nun die gute Gelegenheit benutzte, um die gepriesenen Wunder der Reichshauptstadt einmal recht in der Nähe zu sehen, wandelt munteren Schrittes durch die Friedrichstraße. Sie betrachtet aufmerksam die Schaufenster, freut sich an dem ungewohnten Wagen-gerassel und mustert neugierig die Toiletten der Huldinnen, die wippend ihrem Geschäft nachschlendern. Da, an einer Ecke, sieht sie, wie jedem vorbeikommenden Herrn, den Jüngsten und den Ältesten des argen Geschlechtes, heimlich ein farbiges Kärtchen zugesteckt wird. An der nächsten Ecke wiederholt sich das Schauspiel. Ihr, der Frau, bietet Niemand ein solches Kärtchen an, das doch einen gewissen Werth haben muß, denn die Herren studiren es eifrig und stecken es oft vergnügt in die Westentasche; also wieder ein neues Beispiel für die alte Erfahrung, daß die Männer hienieden unverantwortlich bevorzugt werden. Aber unsere Dame ist schlau; sie will um jeden Preis, der eine Mark nicht übersteigt, erfahren, was die geheimnißvollen Kärtchen zu bedeuten haben, sie dingt einen Dienstmann und befiehlt ihm, stolz, auch einmal einem Manne gebieten zu können, ihr ein paar Proben in die Konditorei Edelweiß zu bringen. Der Rothmüßige wirft ihr zwar einen kuriösen Blick zu, so von unten herauf, aber er trollt sich doch und kehrt bald mit einem ganzen Kartenbündel zurück. Und unsere Dame liebt, auf weißem, grünem, rothem, gelbem und rosa Papier: „Olympia. Flotte Damenbedienung.“ „Generalstab. Schneidige junge Damen bedienen.“ „Grand Restaurant. Sechs schneidige internationale junge Damen bedienen.“ „Zum klassischen Dreieck. Bedienung von jungen festen Ausländerinnen im Nationalkostüm. Sensation: Sechzehnjährige dänische Riesendame.“ „Harem. Bedienung von jungen Wienerinnen, Polinnen, Schwedinnen, Araberinnen u. s. w.“ „Kairo. Bedienung von den schönsten Damen der Residenz.“ „Mekka. Orient unter Palmen. Haremsdamen in Hofen-kostüm. Täglich orientalische Bauchtänze.“ Und so ins Unendliche. Oder auch: „Sie werden höflichst gebeten, heute nach... zu kommen; man erwartet Sie dort bestimmt. Internationale Damenbedienung.“ Der Frauenführerin schwinden allmählich die Sinne: Das also ist Berlin, die kirchenreiche Hauptstadt des Landes der Gottesfurcht und der frommen Sitte? Davon hatte Vina Morgenstern nichts erwähnt, von dieser offenbar sehr verbreiteten Art der Frauenarbeit war auf dem Kongreß gar nicht geredet worden. Wie schade, daß er schon geschlossen war! Doch der Amazone lebte ein Bruder, der einst in Berlin studirt und mehr noch gebummelt hatte und jetzt in der Heimath ehrfamer Rechtsanwalt und Notar war; ihn konnte sie ohne Erdröthen befragen, denn er mußte wissen, wie und weshalb das Furchtbare möglich werden und sogar bleiben konnte. Der Bruder aber sprach also: „Liebes Kind, diese ale mit Damenbedienung, die der Kunbige Anmirkneipen nennt, sind so lang-dig, wie Du es Dir selbst nach den hundert Kongreßvorträgen nicht annähernd aus-en kannst; welle, geschminkte Frauenzimmer mit strohblond oder kupferroth ge-tem Haar, rissigen Händen und heiseren Alkoholistimmen; gar nichts Er-stifisches, gar keine Möglichkeit zu Unzucht im engeren Sinn, nur eine Spek-ulation auf die Dummen, denen da, ohne daß sie je das Ziel ihrer schwülen Wünsche-ichen, das verdiente oder defraudirte Geld abgenommen wird.“ Hierauf die- wester: „Und warum wird dieser Unfug erlaubt, warum räumt die Polizei

solche Nester nicht aus, warum erhebt sich in Eurem Männerreichstag vom starken Geschlecht Keiner gegen diese schimpfliche Frauenschmach? Wenn unsere Frau Bieber-Böhm dort wäre . . . „Dann, mein Herzchen, würde sie auch nichts ausrichten; es würde ihr gehen wie Bebel, als er über die Häuser zu sprechen wagte, die in Hamburg der reiferen Jugend errichtet sind: man würde rund und nett bestreiten, daß es solche Zustände bei uns überhaupt giebt. Jrgend ein Minister, vielleicht auch nur ein Geheimrath, würde sich würdig erheben und an der Hand dergesetzlichen Bestimmungen klar erweisen, daß der geehrte Herr Vorredner unbedingt im Irrthum sein müsse. Denn Paragraph 33 der Gewerbeordnung bestimme, daß Jeder, der eine Gastwirthschaft Schankwirthsch ist oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben will, dazu einer Erlaubniß bedarf und daß die Erlaubniß zu versagen — oder, nach einem anderen Paragraphen, rückgängig zu machen — ist, wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Neklerei oder der Unsitlichkeit mißbrauchen werde. Ferner bedrohe das Strafgesetz mit Gefängniß Jeden, der gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz, durch seine Vermittlung oder durch Gewährung und Verschaffung von Gelegenheit, der Unzucht Vorschub leiste. Und das Reichsgericht habe entschieden, Unzucht sei jedes gegen Zucht und Sitte verstoßende Handeln im Bereich des geschlechtlichen Umganges zwischen mehreren Personen, wie z. B. das den Zwecken der Geschlechtslust dienende Verhalten von Kellnerinnen, die von den Gästen sich auf den Schoß nehmen und über bezw. unter den Kleidern betasten lassen. Bei dieser peinlichen Zittenstrenge, auf die das deutsche Volk stolz und für deren Wahrung es seinen Behörden innig dankbar sei, wäre das Bestehen von Lokalen, wie der geehrte Herr Vorredner sie uns geschildert hat, ganz unmöglich. Wenn für derartige Lokale Konzessionen erteilt, wenn die Geschäftsinhaber und die Hauseigenthümer, die solche Lokale, über deren wahren Charakter sie nicht zweifelhaft sein können, mit Nutzen vermietthen, nicht auf Grund des Ruppelparagraphen verfolgt würden, dann läge ja eine offene, flagrante Gesetzesverletzung vor und die werde außerhalb der Partei des geehrten Herrn Vorredners wohl kein Mensch in Deutschland für denkbar halten. Die Gastwirthschaften, von denen er uns so fürchterliche Schreckgeschichten erzählt hat, sind in Wirklichkeit Stätten harmlosen Vergnügens, wo es nicht einmal verschließbare Zimmer giebt, wo gute Weine zu realen Preisen verschönkt werden und die Jungfrauen, die gewöhnlich bei ihren Eltern wohnen und von ihren Einnahmen einen Theil des Familienhaushaltes bestreiten, nur aus Gefälligkeit manchmal mit den Gästen ein Gläschen trinken. Die Gesinnung der Geschäftsinhaber bezeugt wohl am Besten die notorische Thatsache, daß sie fast immer in ihrem Lokal eine Kaiserbüste haben und an patriotischen Festtagen illuminiren, — was freilich der Partei des Herrn Vorredners nicht passen mag. Nach diesen überzeugenden Worten würde die Mehrheit, die selbst gern in Ruhe vor Gutes schmauß, Bravo rufen, der Gegenstand wäre erledigt und es wäre, ist die laufende Legislaturperiode wenigstens, bündig festgestellt, daß es in den Kartenhäusern, wo die feichen, schneidigen, flotten, internationalen jungen Damen bedienen, streng sittlich und tugendhaft zugeht. So; und nun stecke die bunten Kartchen in den Ofen und schreibe einen hübschen Artikel über die steigende Bedeutung der Frauenarbeit“. Sprachlos vernahm die Schwester die lange Rede des Bruders; dann setzte sie sich hin und schrieb einen noch längeren Brief an die Genossin Clara Zetkin.



Berlin, den 10. Oktober 1896.

## Die Hinrichtung des großen Mörders.

Sehr verehrter Herr Harden,

Der Brief, den Gladstone neulich an den pariser „Figaro“ gegen den „großen Mörder“ im Nildiz Kiosk geschrieben hat, veranlaßt Sie, mich aufzufordern, in Anknüpfung an die zuletzt in meinem Artikel „Am Tage von Hubertusstod“ vor einem Jahre hier vertretenen Ansichten über die Gefahren mich auszusprechen, welche die neuesten Zustände am Goldenen Horn über Europa heraufbeschworen haben. Nun, ich halte diese Gefahr vom Standpunkt der Dreibundmächte, wenn unsere Staatsmänner kaltes Blut bewahren, nicht für groß. In der Hand Deutschlands namentlich liegt es, gerade jetzt der sachgemäßen positiven Erlebigung der sogenannten orientalischen Frage die Bahn zu weisen, ohne irgendwie zu kriegerischem Auftreten gedrängt zu werden.

Was ist der Kern der augenblicklichen Lage? Die englische Politik ist mit der Scheinheiligkeit des Armenierschutzes in den Weikessel gefallen und macht es darin seit anderthalb Jahren wie im gleichen Falle der Gottseibeiuus des katholischen Sprichwortes, kann jedoch mit Anstand nicht herauskommen. Der wunderlichste aller Sprünge ist wohl der, den Gladstone, der Great Old Man von Hawarden, gemacht hat. Nächst dem verblühten Ansinnen der „Times“ an die in Breslau vereinten zwei Kaiser, sich fein romantisch mit dem Drachenkampf gegen den „heuchlerischen wissenschaftlichen Zialismus“ zu beschäftigen, ist die neueste Kundgebung des Obersten der schen Heiligen das Stärkste, was die Orientpolitik von Engländern in unfreier Komit geleistet hat. Der Mann, der 1878 als Ministerpräsident Englands hands of gerufen hat, schreit jetzt ein hands at: Pakt ihn, den „großen Mörder“, das Blut der Armenier schreit zum Himmel, erwecket ihnen den — exoriar aliquis nostris ex ossibus ultor! Und damit die — der Engländer ja nichts von der heraufbeschworenen Rache zu leiden

haben, empfiehlt er die Zurückziehung der englischen Gesandtschaft aus Stambul, bis die Angehörigen der anderen Nationen in Blut gebadet und beim Würfeln um den Mantel des Hingerichteten angefangen haben werden, einander die Beine zu brechen. Alles zu Nutz und Frommen des „europäischen Konzertes“!

Europa wird gewiß kein Mitleid haben, wenn der „große Mörder“ gerichtet wird. Wenn neben ihm sofort auch die noch viel größeren Mörder aufgeknüpft würden, die aus der unmittelbaren Nähe von Downingstreet her die schrecklich aufgegangene Blutsaat nach Konstantinopel getragen und Hekatomben unschuldiger oder verführter Armenier dem Abd ul Hamid aus Messer geliefert haben, so wäre in Deutschland die Befriedigung gewiß noch größer und allgemeiner. Zweifel werden nur darüber bestehen, ob gerade die Engländer die moralische Berechtigung haben, den Prozeß zu instruiren und das Urtheil zu fällen, die Exekution aber, ohne sich um das „europäische Konzert“ zu kümmern, den Russen zu übertragen. Und rund abzuweisen ist die Zumuthung, darob den Krieg mit Rußland zu entfachen, also aus der armenischen Blutlache ein festländisches Blutmeer entstehen zu lassen. Gegenüber der Art, wie die Engländer den großen Mörder hingerichtet sehen wollen, denken nun wir an das brutale Wort, das Gladstone 1878 dem Grafen Andrássy vergeblich zugeherrscht hat, und rufen uns selbst zu: hands off! Die Hand von der Büttel! Wir werden, wenn die Zeit gekommen ist, im solidarischen Interesse Europas die Exekution und die Erbschaftstheilung nicht nach englischer Vorschrift und keineswegs so zu besorgen haben, daß zur Rechten an die Engländer und zur Linken an Rußland je der halbe Türke herunterfällt.

Ohne ferner in Bildern zu sprechen, will ich zuerst die schon früher an dieser Stelle entwickelten Grundlinien einer positiven Erlebigung der Orientfrage in vollem und zu vollem Frieden nochmals kurz bezeichnen. Es sind offenbar drei Grundforderungen zur Anerkennung zu bringen, gegen deren Annahme auch Rußlands gerechte Ansprüche im hinterasiatischen wie im vorderasiatischen Orient nicht nur vollauf anerkannt, sondern auch gefördert werden dürfen. Das ist erstens die Achtung der Selbständigkeit aller Völker der bisherigen europäischen Türkei, die Unabhängigkeit der Balkanländer. Es ist zweitens die Gleichberechtigung aller Nationen zum Handel in Ostasien, wie es Fürst Bismarck in seiner großen Rede bei der Eröffnung des Kongresses von 1885 formulirt hat, und zur Theilnahme am Handel und an der Neukolonisation der levantinischen Türkei, namentlich im westlichen und südlichen Kleinasien. Es ist drittens die Sicherstellung der freien Durchfahrt der Kriegs- und Friedensflaggen aller Länder im Nordmittelmeer durch die Meerengen vom und zum Schwarzen Meer und im Südmittelmeer vom und zum Rothen und Indischen Meer. Von diesen drei Grundbedingungen scheint die erste, wenn die Mittheilung des ungarischen Ministerpräsidenten nicht ganz

trägt, die vorbehaltlose Anerkennung des Zaren Nikolaus bereits gefunden zu haben und Oesterreichs feste, nicht mehr angetastete Stellung in der Richtung auf Saloniki scheint selbst für den Fall, daß die Sympathie der Balkanvölker dauernd zu Rußland neigen, daß Serbien und Bulgarien eine russische Interessensphäre sein und bleiben sollten, Garantie genug zu bieten. Die zweite Bedingung wird, da sie ein solidarisches Interesse aller westeuropäischen Völker ohne Ausnahme Frankreichs, ja selbst ein Weltinteresse auch für Amerika ist, nachhaltig weder von Rußland noch von England verweigert, wohl aber mit Rußland an der Seite auch gegen England vertheidigt werden können. Es gilt also nur, die dritte Forderung zu verwirklichen: die gleichberechtigte freie Durchfahrt aller Flaggen aus dem und nach dem Schwarzen und dem Rothen Meer. Die Suezdurchfahrt ist nun schon durch einen Völkervertrag gesichert; und wollte man Rußland am Bosporus die selbe Stellung zur Handhabung der Neutralität der Meerengen einräumen, wie sie England in Egypten gegenüber der Suezpassage usurpirt hat, so wäre auch auf die Bosporus- und Dardanellen-Frage eigentlich schon die Antwort gefunden, denn Rußland würde unter diesen Bedingungen gewiß Alles zusagen. Doch wird die Freiheit der Passage nach dem und aus dem Schwarzen Meer besser gesichert sein, wenn in Konstantinopel ein unter europäische Kontrolle gestellter Sultan — oder äußersten Falles ein neutrales und selbständiges christlich-mohammedanisches Lokalgemeinwesen — zur Handhabung der internationalen Passageordnung bestellt wird. Der erste Weg, einen in Stambul selbst und für seine europäischen und kleinasiatisch-mesopotamischen Gebiete hinreichend unbeschränkten Sultan vorläufig am Leben zu lassen, wird im allgemeinen Interesse liegen, um eine ungeheure Erschütterung der ganzen islamitischen Welt, einschließlich der vielen Millionen englischer Unterthanen, zu verhüten; und diese Art, Ordnung zu schaffen, würde nur die Fortsetzung eines von der Diplomatie längst eingeschlagenen Weges bedeuten. Wenn jedoch Abd ul Hamid mit seinem Mantel fallen soll, so giebt es immer noch Formen, die Küsten um die nördlichen Meerengen des Mittelmeeres zu neutralisiren; Rußland in Stambul mit einem nördlichen Rhediv zur Seite: Das würde keine wünschenswerthe Lösung sein. Die positive Erledigung der orientalischen Frage in vollem Frieden überhaupt ist und bleibt in jedem Falle eine zweifellose Möglichkeit.

Glauben Sie nun nicht, daß ich den Werth dieser Möglichkeit besonders hoch anschlage. Selbst wenn sie zur papiernen Wirklichkeit eines Völkertrages sich verdichtet hätte, so würde immer noch die Hauptsache fehlen: eine ausreichende Machtgewähr für die allseitige Einhaltung eines solchen Vertrages. Um die Machtgewähr für die Ordnung der orientalischen Dinge zu gewinnen, giebt es jedoch wirklich ein großes Mittel. Es braucht zu diesem Zwecke nämlich nur sämmtlichen Seemächten im östlichen Mittelmeer Küsten- und Hafenbesitz zu



ausreichender und gesicherter Flottenstationirung zugewiesen zu werden, so daß zum Schutz der internationalen Freiheit der Meere eine überlegene Macht zur Verfügung steht, sei es an der Seite Rußlands, wenn England den Suezkanal und Egypten sperren, sei es an der Seite Englands, wenn Rußland an den nördlichen Meerengen das übrige Europa vergewaltigen wollte. Es wäre von einem Laien vermessen, zu sagen, wie diese beschränkte Theilung der Türkei unter militärischem Gesichtspunkt durchzuführen wäre; zweifellos aber ist, daß die Küsten und Inseln des ägäischen und des kleinasiatischen Mittelmeeres das Material zur Herstellung von Flottenstationen für alle Seemächte reichlich bieten. Die Zuweisung hätte ja nicht weiter zu gehen, als zum Zweck internationaler Sicherung der Freiheit der beiderlei Meerengen, zum Schutz gleichberechtigter Theilnahme aller Nationen an der Wiederanpflanzung der Kultur im östlichen Mittelmeergebiet und zur Einzäunung der Sultans- und Paschaherrschaft unbedingt erforderlich ist.

So viel von der Türkei wegzunehmen und zu theilen: Das würde der zu erreichende Vortheil gewiß rechtfertigen. Es wäre doch etwas Großes, das im Interesse des Weltfriedens und der Weltkultur erreicht würde; denn unter der Voraussetzung, daß dabei Rußland keine Vor- oder Alleinherrschaft erstreben wollte, würde Rußlands Erscheinen im Mittelmeer mit Flottenmacht für ganz Europa ein sicheres Gegengewicht gegen britische Ueberhebung, Englands fortbauern starkes Mittelmeerstellung aber den Hauptdamm gegen den Bruch der Meerengenfreiheit durch Rußland bilden. Und Das wäre nicht die einzige gute Wirkung; klar ist, daß Rußland, wenn es auf diesen Weg einlenkte, jedes Interesse verloren hätte, die Revanchelust Frankreichs aufrecht zu erhalten, wie es auf der anderen Seite einleuchtend ist, daß Frankreich im Mittelländischen Meer und in Egypten die Bundesgenossenschaft Europas zum Schutz gegen jede englische Ueberhebung stets finden würde. Die Entwicklung der Dinge in dem hier vertretenen Sinne würde also nicht nur für den Orient günstige Friedenswirkungen haben.

Diese Gestaltung könnte aber, eben weil sie im allgemeinen Interesse läge, den weltherrschaftssüchtigen Eigeninteressen der Engländer oder der Russen oder Beider widerstreben. Offenbar tragen sich die Engländer immer noch mit dem Gedanken, den Russen die Weltmeere verschlossen zu halten und, während sie sich selbst die starke Flottenmacht im Mittelmeer gegen Rußland ersparen, durch die mitteleuropäischen Mächte die nöthigen Kriege gegen Rußland führen zu lassen. Vielleicht niemals haben sie so nervös im Trüben zu fischen gesucht wie gerade jetzt. Der Haß, den die Engländer gegen Deutschland hegen, wird weit weniger auf das Telegramm an den Präsidenten Krüger als darauf zurückzuführen sein, daß durch die Gründung des Deutschen Reiches Mitteleuropa in die Lage gekommen ist, seine Interessen selbstbewußt

wahrzunehmen, statt die Kriege Englands gegen Rußland zu führen, mit Ruhe auch Rußland alles Dasjenige erlangen zu helfen, auf was es vollsten Anspruch hat, nämlich eine Stellung am Mittelmeer und eisfreie Häfen in Ostasien. Solcher Haß kann uns doch nur zur Freude und zur Befriedigung gereichen und in der Ansicht bestärken, daß wir mit einer Rußland entgegenkommenden Politik im rechten Fahrwasser steuern. Freilich haben die Briten eine Riesenslotte an der Bessikabai versammelt. Das kann uns aber nicht auch nur um eine Linie vom rechten Weg abdrängen. Was mag denn schlimmsten Falles geschehen? Entweder bleibt es überhaupt bei einer leeren Drohung, da auch die Russen vor der Bosphorismündung liegen, oder die Dardanellen werden wirklich von den Engländern forcirt. In dem zweiten Falle ist wieder ein Doppeltes denkbar: die Russen feuern im Marmorameer gegen die Engländer oder die Russen begnügen sich damit, den Bosphorus zu besetzen, mit zeitweiliger Zulassung des übrigen Europa durch ein oder zwei Armee-corps auf der Landseite Konstantinopels einen Kordon zu ziehen und den zuvor nach Adrianopel geflüchteten Sultan gegen jeden englischen Angriff zu decken; daß dieser „große Mörder“ so thöricht sein sollte wie jüngst ein Sultan in Sansibar, so lange zu warten, bis die Engländer kommen, ihn und seine Weiber im Nildiz Kiosk und im Harem zu beschießen, ist doch sehr unwahrscheinlich. Tritt aber der erste Fall ein, daß Engländer und Russen im Marmorameer einander eine Seeschlacht liefern, so wäre Das nur der Krieg zwischen England und Rußland, der einem neutralen Mitteleuropa bis auf Weiteres nicht zu schaden brauchte. Bei der bewährten Klugheit der russischen Politik ist übrigens mit Sicherheit anzunehmen, daß der Sultan sich von den Engländern nicht erwischen läßt und daß die Russen eine Seeschlacht vermeiden. Dann wird England nicht einmal Konstantinopel dauernd behaupten können und dafür, daß es den Sultan aus Konstantinopel vertrieben hätte, die ganze islamitische Welt, ungezählte Millionen seiner Kolonialunterthanen in Asien und Afrika, unter der Fahne des Propheten gegen sich aufgerührt, also sich selbst ins Fleisch geschnitten haben. Sicherlich siet noch zu rechter Zeit die nüchterne Erwägung eines Dilke und Rosebery; England wird zuletzt doch seines Falstuffs „bessere Hälfte der Tapferkeit“ vorziehen. Es mag aber thun, was es will: den Dreibundmächten könnte es ein Bruch der Neutralität gegen Rußland nicht abzwängen.

Wie aber, wenn Rußland der friedlichen Lösung im Einvernehmen mit Europa sich hartnäckig entziehen würde? Es ist zwar unwahrscheinlich, daß Rußland eine Eroberung der Dardanellen und des Bosphorus und die Sperrung der Meerengen für dritte Nationen im Schilde führt. Das Zarenreich erstrebt nun doch etwas viel Bedeutenderes als die Eroberung der Sanktikirche und eines Bedeutendere kann es nur mit Zustimmung Europas, also nur bei

Achtung der Freiheit der Meerengen, erreichen: eine Flottenstellung am Mittelmeer, die Sicherheit der Suezpassage auch für seine Kriegs- und Handelsflotte, — kurz: den ungehinderten Zugang zu den westlichen und östlichen Weltmeeren. Diesen Zugang aber können die Engländer bei der Bosphorabai, bei Gibraltar und bei Port Said sperren und jeder englischen Retorsion für die Freiheit der Meerengen würde das ganze übrige Europa immer beistimmen und im Nothfall beistehen. Obessas Handel könnte — Auge um Auge, Zahn um Zahn! — eingesperrt werden, wenn der Handel des übrigen Europa durch Rußland vom Schwarzen Meer ausgesperrt würde. Die freie Ausfahrt in die Weltmeere kann auch Rußland durch die drei Meerengen des Mittelmeeres nur eben so erlangen wie das übrige Europa: mit Zustimmung aller übrigen Mächte in Gleichberechtigung der Handels- und Kriegsflotten aller Nationen. Der abenteuerliche Gedanke, daß Rußland nach abermals fünfzig Jahren etwa auf einem Pariser Kongreß von 1956 auch über Egypten und bei Gibraltar die russische Suprematie gegen den Willen Europas und gegen das Interesse selbst Amerikas erlangen sollte, hat gewiß niemals im Gehirn eines russischen Staatsmannes gespukt.

Aber auch wenn die Russen versuchten, sich als Eroberer in Stambul festzusetzen, so bedeutete Das immer noch nicht den nothwendigen Krieg des Dreibundes oder auch nur Oesterreichs und Rumäniens gegen Rußland. Man braucht nicht sofort nach Konstantinopel zu marschiren; vorher bieten sich zwei Abwehrmittel kräftigster Art. Das eine wäre die Pfandnahme von Saloniki durch Oesterreich-Ungarn, nicht zur Angliederung sondern zur Besetzung, bis die freie Durchfahrt nach dem und aus dem Schwarzen Meer in irgend einer Weise sichergestellt wäre. Die andere Retorsion würde England allein vollständig schon mit seiner jetzigen Flottenmacht in der Hand haben, nämlich: Schließung der Suezpassage für die russische und, wenn Frankreich zusammen mit Rußland operiren wollte, auch für die französische Marine. Die letzte der beiden Abwehrmaßregeln würde und müßte von England in seinem eigensten Interesse ergriffen werden und Mitteleuropa brauchte dafür als Preis nicht die Knochen auch nur eines einzigen Dreibundsoldaten hinzugeben. Die andere Maßregel, die vorläufige Besetzung Salonikis, wäre lediglich eine durch Rußlands Einrücken in Konstantinopel herausgeforderte Sicherheitsmaßregel; wollte Rußland Dem dennoch mit den Waffen in der Hand entgegentreten, so wäre es ein Angriff Rußlands unmittelbar auf Oesterreich-Ungarn, mittelbar auf Deutschlands und Englands Orientverkehr: Rußland wäre der Angreifer gegen England und Mitteleuropa geworden. Ueber den Erfolg einer Abwehr durch den Dreibund in dem dann sicher gegebenen Falle der Quadrupelalliance mit England gegen Rußland, vielleicht gegen Rußland und Frankreich zusammen, braucht man sich keiner schwarzen Sorge hinzugeben. Die Freiheit des Mittelmeeres kann für ab-

sehbarer Zeit von Rußland nicht vernichtet werden, — und ob es in noch unabsehbarer Zeit einem Slavenjerges besser gehen würde, wenn er an der Spitze innerasiatischer Schaaren den Hellespont peitschen ließe, als dem ersten bei Marathon und Salamis, ist auch nicht ausgemacht.

Auf Grund dieser Erwägungen will es mir scheinen, daß selbst eine vorläufige Besetzung Konstantinopels nicht entfernt schon für Mitteleuropa den Krieg bedeuten würde. Lassen wir die Engländer in der Besika bleiben oder in das Marmorameer einbrechen, lassen wir sie in ihrer Art den großen Mörder zur Verantwortung ziehen, falls er ihnen nicht vorher durchgeht. Für uns ist nur die positive Lösung der orientalischen Wirren wichtig und diese Lösung kann meines Erachtens ohne jeden kriegerischen Zusammenstoß erreicht werden.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.



## Ursachen der Frauenfrage.\*)

Es verhält sich mit der Frauenfrage nicht viel anders als mit dem Antisemitismus; auf den Feldzug selbst und seine Führer und Führerinnen wollen sich die meisten sogenannten guten Elemente nicht einlassen; aber in fast jeder germanischen Seele sitzt ein ganz kleiner Antisemit und nicht weit von ihm hört man den Wurm der Frauenfrage picken. Viele will es dabei danken, als hörten sie den Totenwurm. Es ist auch nicht so ganz ohne, daß viele rechtliche Menschen in der Frauenfrage das memento mori des Totenwurmes zu hören meinen; denn so, wie sie sich äußerlich giebt, ist sie ein Zeichen von Verwesung und Wurmfraß; und wo sie Verhältnisse geschaffen hat — oder sagen wir: aus Verhältnissen hervorgegangen ist — wie in Amerika und England, den gelobten Ländern der Frauenemanzipation, da ist in ihr auch das Siechthum einer Klasse offenbar geworden.

Was wir zunächst zu betrachten haben, sind die Zustände in Kulturländern, in denen die Frauenbewegung um sich greift, — die ihr also Vorschub leisten. Amerika ist nur in sehr bedingtem Sinne als Kulturland zu betrachten; und wenn einige Damen stolz auf die Frauenherrschaft in Wyoming und Neuseeland hinweisen, so haben sie damit schlechte Gründe für ihre Sache ins Treffen geführt. Die Gesellschaftsordnung in Neuländern kann nie der Entwicklung aller Kulturstaaen als nachzuahmendes Ideal vorgehalten werden;

\*) Da der Streit um die Frauenrechte seit den Kongrestagen noch lauter als sonst durch die Gassen tobt, schien es nützlich, drei verschiedene Stimmen über die wichtige Frage hier hören zu lassen. Die Gelegenheit ist günstig: politische Erörterungen heißen diesmal nicht allzu viel Raum, denn die europäische Menschheit horcht in banger Beklemmung nach Paris und harret der Ereignisse, mit denen der Triumphzug des Weißen Zaren durch das Land der Menschenrechte sie vielleicht überraschen könnte.

viel Wärmerees, viel Persönlicheres, und ihre Kenntniß und Uebung zählt nicht unter die Errungenschaften unseres Jahrhunderts. Doch davon will ich später einmal reden. Das ist auch ein Stück Frauenfrage und eins von den wichtigsten.

Die Frauenfrage, wie sie jetzt ist, ist eine Klassenfrage, eine Oberklassenfrage. Sie fängt erst da an, wo die Mittel zur Ausbildung vorhanden sind. Sie verlangt Gleichberechtigung der Geschlechter, d. h. Eindringen des Weibes auf den Arbeitsmarkt des Mannes in den kaufmännischen, technischen und gelehrten Berufen. Nüchtern betrachtet, bedeutet Das eine Herabsetzung des Arbeitslohnes, also eine weitere Expropriation des Mittelstandes. Darum eben kann auch die Frauenbewegung in ihrer jetzigen Form nur Botengänge für das Großkapital thun.

Wir haben gesehen, daß im Industrialismus die Männerarbeit zum großen Theil durch Frauen- und Kinderarbeit verdrängt worden ist, um dadurch eine Herabsetzung der Löhne zu bewirken; wir stehen nun an der Schwelle der Verdrängung der Männerarbeit durch Frauenarbeit auch in den sogenannten höheren Berufen, — und zwar in Berufen, wo schon ein ungeheueres Ueberangebot von Männerarbeit vorhanden ist. Sobald die Frau in diese Berufe eintritt, wird sie auch da sofort ein starkes Fallen des Lohnsatzes bewirken, denn sie bietet sich erstens immer billiger an, um nur überhaupt dran zu kommen, läßt sich zweitens immer größere Abzüge gefallen als der Mann und lebt drittens — sobald sie sich nicht mehr vom Manne ernähren läßt — unglaublich billig. Das sparsame Großkapital wird ihr also bereitwilligst alle die von ihm direkt oder indirekt abhängigen Berufe — und direkt oder indirekt sind fast alle von ihm abhängig — öffnen, wo es sich bisher noch von den Lohnforderungen der Männer hat ausaugen lassen müssen. Das Weib muß also, indem es sich selbst neue Berufszweige eröffnet, an der Zerstörung des Mannes arbeiten. Wenn der Mann nicht länger die Stütze des Weibes ist, muß das Weib die Feindin des Mannes werden. Die beiden Parallelererscheinungen: Prostitution und Emanzipation, müssen, ob ihre Vertreterinnen es wollen oder nicht wollen, den Mann physisch, materiell und psychisch untergraben, — den Mann, den Erzeuger und Erhalter.

Denn der Mann, der Erzeuger und Erhalter, ist in der jetzigen Weltordnung sehr überflüssig geworden. Die demüthig das goldene Kalb anbetende wissenschaftliche Sozialökonomie verkündet die Lehre von der Uebersättigung und die kühneren dieser bestallten Leiter der studirenden Jugend lehren auch, wie weiterer Uebersättigung vorzubeugen sei. Es giebt dazu drei Mittel: Prostitution (wovon man scheinheilig die Augen verdreht), Emanzipation und Beschränkung der Kinderzahl in den Ehen. Das Erste „tolerirt“ man, das Zweite empfiehlt man, das Dritte übt man.

Ja, der Mann ist verflucht überflüssig geworden.

Aber nun kommt die andere Seite der Medaille.

Das Weib will diesen Mann, der sich so gängeln läßt, auch nicht mehr. Lieber keinen!

Und nun sind wir mitten drin im *circulus viciosus*.

Viele nehmen Abstand von den Führern und Führerinnen der Frauenbewegung, — die Meisten nehmen Abstand davon. Viele finden die Forderungen der Frauen thöricht und zerstreut und jeder vernünftige Mensch belächelt die Formel von der Gleichstellung der Geschlechter in ihren physischen und psychischen Konsequenzen.

Und doch können wir uns nicht darüber täuschen, daß eine Frauenbewegung existirt, eine viel tiefere, stärkere, allgemeinere, als sie in der Öffentlichkeit zu Tage tritt oder ihre Wünsche zu formuliren vermag. Gegen diese Frauenbewegung ist die öffentlich merkbare nur eine kleine Welle und eine flüchtige Abartung. Jene andere Frauenbewegung ist eine noch dumpfe, instinktive Auflehnung gegen den ganzen Geist dieses Jahrhunderts mit seinen Lehren und Errungenschaften. Sie zeigt sich zunächst in der Art des Verhältnisses vom Weib zum Mann, und zwar in den höheren Klassen.

Es ist eine allgemeine Depression im Verkehr der Geschlechter eingetreten und von beiden Seiten bestrebt man sich nach Kräften, ihn oberflächlich zu erhalten. Nirgendß bemerkt man in den erotischen Beziehungen einen Funken von Begeisterung im Wesen des Weibes. Eigentlich sucht man nur, leidlich mit einander auszukommen. Aber des Weibes Liebe ist Elan, ist Andacht. Wo sie Weibes nicht empfindet, da liebt sie nicht, da treibt sie nur ein Tauschgeschäft, was ja an und für sich auch noch nichts Unreelles ist. Wir sind schon oft die genirt-pikirtten Mienen junger Männer im Verkehr mit jungen Mädchen aufgefallen. Warum sind sie so genirt-pikirt? Fühlen sie vielleicht ganz dunkel, daß man sie mißachtet?

Die Männer machen sich gar keine Vorstellung davon — und hüten sich auch sehr, sich eine Vorstellung davon zu machen —, wie rasch die Frauen und die allerjüngsten Mädel verachten. Wo sie nicht mehr bewundern, da haben sie mit dem Verachten schon angefangen. Es ist kein Gedanke dabei, es ist nur ein impulsiver Reflex. Aber wie viele Frauen und Mädchen bewundern denn jetzt noch die Männer, — die Männer, die sie persönlich kennen? Wen kennen sie denn? Nun, gewöhnlich das geduldige Arbeitsthier, den gespreizt-knietschwachen Streber, den *time-is-money*-Menschen. Und Der, dieser rücksichtslose Geldmacher, ist heutzutage die Blüthe des Mannesthums.

Die Bewunderung unserer Zeit gehört dem glücklichen Spekulant, ob er nun ein amerikanischer Petroleumkönig, ein berliner Börsenspieler oder ein internationaler Getreidewucherer ist. Von ihnen spricht man in der ganzen Männerwelt mit dem Ton der Ehrfurcht, man ehrt in ihnen den

Erfolg, man betrachtet sie als Vorbilder. Und seit mehr als einem halben Jahrhundert eifern die Generationen der aufwachsenden männlichen Jugend diesen großen Vorbildern nach. „Schnell reich werden“: Das ist die Suggestion, die durch alle Lebensindrücke und seinen ganzen Entwicklungs- und Studiengang in den jungen Mann hineingehämmert wird. Sie hat in England und Amerika die wunderbarlichsten Formen von Entartung und ein ungeheures Sinken der Kultur erzeugt; der Geldmensch und der Sportsmensch sind dort die wirklichen Repräsentanten des Mannes.

Eine Stufe niedriger heißt es nur: Geld herbei! und man nimmt es, wo es zu finden ist. Manchmal glückt's, öfter nicht. Dann macht man die Augen zu und jagt sich eine Kugel durch den Kopf oder verduftet nach Amerika. Und wer nicht so glücklich veranlagt ist, um zum Erraffen selbst das Zeug zu haben, Der bewundert andächtig und mit einem bitteren Gefühl von Inferiorität die Krösusse seiner Zeit und seines Landes.

Aber was soll das Weib, die Trägerin der künftigen Geschlechter, zwischen solchen Vätern, Brüdern, Geliebten, Gatten? Entarten soll es; und mit ihm entarten seine Kinder.

Man hat in unserem Jahrhundert der exakten wissenschaftlichen Forschung viel über „Psychosen“ geschrieben. Gelehrte Psychologen haben die großen Psychosen des Mittelalters gründlich untersucht. Da war vor Allem die große religiöse Psychose der Kreuzzüge, — das Zeitalter, dem wir merkwürdiger Weise die dauerhaftesten Kulturmonumente der christlichen Epoche, die steinerne Lyrik der gotischen Kirchen, verdanken; dann war da die Psychose der Wiedertäufer- und anderer Sekten. Und viele andere Psychosen bis in das Jahrhundert der Aufklärung hinein. Wie aber, wenn dieses selbst eben so gut eine Psychose wäre, — eine kalte Psychose, wie jene des Mittelalters warme Psychosen waren? Und warum hat noch kein „führender Geist“ sich mit der Psychose beschäftigt, in der wir jetzt mitten drin stehen, — mit der Psychose des Materialismus, die im internationalen Großkapital die römische Welt Herrschaft zu wiederholen sucht? Die Erwerbsmanie unseres Zeitalters ist auch eine Psychose, — eine kalte Psychose.

Und wenn das Weib mit seinen emotionellen Eigenschaften weder aus noch ein weiß, dann thut es, was es zur Zeit der römischen Welt Herrschaft that: es emanzipiert sich und entartet. Denn es eifert immer seinem Vorbild, dem Manne, nach.

Aus dem materiellen Nothstand ist die Frauenfrage entsprungen: darüber sind wir einig und Das leuchtet Allen ein. Oder reichen ihre Wurzeln vielleicht noch tiefer hinab, in jene Geheimgebiete des seelischen Nothstandes, um den sich jetzt Niemand kümmert? Denn der Mensch lebt nicht vom Brod allein; sollten wir uns nicht vielleicht auch darüber einigen können, daß dieser altmobische Satz eine gewisse Wahrheit enthält?



## Die politischen Parteien und die Schule.

Die Schule, als eine Stätte der Erziehung unserer Jugend, so sollte man meinen, sei dem Kampfe des Tages entrückt. Es wäre ein Glück, wenn es so wäre, wenn wir mitten in den Wirrnissen der Gegenwart ein Feld besäßen, das, unberührt vom Streit der Meinungen, das Bild des Friedens gewährte. Leider ist es nicht so. Die tiefgehende Unruhe unseres Geschlechtes hat auch das Gebiet der Schule ergriffen; im Kampf um die Schule pflegen die politischen Parteien gern die Kräfte zu messen. Mit der Entwicklung des Parlamentarismus wurde die Schule ein willkommenes Kampfsobjekt, das bei jeder Kultusdebatte die Streitenden auf den Plan ruft.

Das scheint allerdings nach menschlichem Ermessen unvermeidlich zu sein. Die politischen Parteien vertreten mit mehr oder weniger Klarheit gewisse Weltanschauungen, wie sie in der Entwicklung des Volkes sich herausgebildet haben. Diese Weltanschauungen —: Idealismus, Materialismus, Atheismus, Individualismus, Sozialismus u. s. w. — schließen einander vielfach aus. Sie sind oft unter schweren inneren Kämpfen geboren, mit Ueberzeugung und Hingabe verfochten worden und suchen nun die Wirklichkeit nach ihren Grundsätzen zu gestalten. Dazu bedient man sich der Erwachsenen, die das Regiment führen und die Geschicke des Volkes bestimmen. Da aber die Beeinflussung der Erwachsenen vielfach scheitert, und zwar an den Eindrücken, Gedanken und Strebungen, die von Jugend an in den Herzen festgelegt sind, so richtet sich natürlich der Blick der kämpfenden Parteien auf die Stätten, wo die Jugend gebildet, die Gedankenkreise angelegt, die Bausteine für die werdende Weltanschauung zusammengefügt werden. Hier will man den Hebel ansetzen. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, sagen sich die Parteien und setzen Alles daran, daß in ihrem Geiste die Schulen geleitet werden, in der sicheren Erwartung, daß die so erzogene Jugend einst ihre Reihen verstärken werde. Aber seien wir nicht ungerecht. Vielleicht ist es den Parteien in diesem Punkte gar nicht um Herrschaft zu thun. Nicht Egoismus treibt sie, sondern Idealismus. Das Glück des Volkes wollen sie in Erhaltung und Wehrung der idealen Güter der Bildung und Gesittung. Weil sie das Beste des Volkes erstreben, darum sind sie so um unsere Schulen besorgt und scheuen den Kampf mit entgegenstehenden Ueberzeugungen nicht. Es dürfte schwer sein, genau abzuwägen, was in diesem Falle für das Ansehen und die Macht der Partei und was aus uneigennütigen Absichten für die Hebung des Volkes geschieht. Aber es scheint auch gar nicht nöthig zu sein, diese Grenzregulirung vorzunehmen; solche Arbeit pflegt immer mit Schwierigkeiten verbunden zu sein und einen unaufgelösten Rest zu hinterlassen, der den Keim neuer Streitigkeiten umschließt. Mehr als die Bestimmung, wie viel in den politischen Parteien auf Rechnung



Erfolg, man betrachtet sie als Vorbilder. Und seit mehr als einem halben Jahrhundert eifern die Generationen der aufwachsenden männlichen Jugend diesen großen Vorbildern nach. „Schnell reich werden“: Das ist die Suggestion, die durch alle Lebensindrücke und seinen ganzen Entwicklungs- und Studiengang in den jungen Mann hineingehämmert wird. Sie hat in England und Amerika die wunderlichsten Formen von Entartung und ein ungeheures Sinken der Kultur erzeugt; der Geldmensch und der Sportsmensch sind dort die wirklichen Repräsentanten des Mannes.

Eine Stufe niedriger heißt es nur: Geld herbei! und man nimmt es, wo es zu finden ist. Manchmal glückt's, öfter nicht. Dann macht man die Augen zu und jagt sich eine Kugel durch den Kopf oder verduftet nach Amerika. Und wer nicht so glücklich veranlagt ist, um zum Erraffen selbst das Zeug zu haben, Der bewundert andächtig und mit einem bitteren Gefühl von Inferiorität die Krösusse seiner Zeit und seines Landes.

Aber was soll das Weib, die Trägerin der künftigen Geschlechter, zwischen solchen Vätern, Brüdern, Geliebten, Gatten? Entarten soll es; und mit ihm entarten seine Kinder.

Man hat in unserem Jahrhundert der exakten wissenschaftlichen Forschung viel über „Psychosen“ geschrieben. Gelehrte Psychologen haben die großen Psychosen des Mittelalters gründlich untersucht. Da war vor Allem die große religiöse Psychose der Kreuzzüge, — das Zeitalter, dem wir merkwürdiger Weise die dauerhaftesten Kulturmonumente der christlichen Epoche, die steinerne Lyrik der gotischen Kirchen, verdanken; dann war da die Psychose der Wiedertäufer- und anderer Sekten. Und viele andere Psychosen bis in das Jahrhundert der Aufklärung hinein. Wie aber, wenn dieses selbst eben so gut eine Psychose wäre, — eine kalte Psychose, wie jene des Mittelalters warme Psychosen waren? Und warum hat noch kein „führender Geist“ sich mit der Psychose beschäftigt, in der wir jetzt mitten drin stehen, — mit der Psychose des Materialismus, die im internationalen Großkapital die römische Welt Herrschaft zu wiederholen sucht? Die Erwerbsmanie unseres Zeitalters ist auch eine Psychose, — eine kalte Psychose.

Und wenn das Weib mit seinen emotionellen Eigenschaften weder aus noch ein weiß, dann thut es, was es zur Zeit der römischen Weltherrschaft that: es emanzipiert sich und entartet. Denn es eifert immer seinem Vorbild, dem Manne, nach.

Aus dem materiellen Nothstand ist die Frauenfrage entsprungen: darüber sind wir einig und Das leuchtet Allen ein. Ober reichen ihre Wurzeln vielleicht noch tiefer hinab, in jene Geheimgebiete des seelischen Nothstandes, um den sich jetzt Niemand kümmert? Denn der Mensch lebt nicht vom Brod allein; sollten wir uns nicht vielleicht auch darüber einigen können, daß dieser altmodische Satz eine gewisse Wahrheit enthält?

Schlirsee.

Laura Marholm.



## Die politischen Parteien und die Schule.

Die Schule, als eine Stätte der Erziehung unserer Jugend, so sollte man meinen, sei dem Kampfe des Tages entrückt. Es wäre ein Glück, wenn es so wäre, wenn wir mitten in den Wirrnissen der Gegenwart ein Feld besäßen, das, unberührt vom Streit der Meinungen, das Bild des Friedens gewährte. Leider ist es nicht so. Die tiefgehende Unruhe unseres Geschlechtes hat auch das Gebiet der Schule ergriffen; im Kampf um die Schule pflegen die politischen Parteien gern die Kräfte zu messen. Mit der Entwicklung des Parlamentarismus wurde die Schule ein willkommenes Kampfsobjekt, das bei jeder Kultusdebatte die Streitenden auf den Plan ruft.

Das scheint allerdings nach menschlichem Ermessen unvermeidlich zu sein. Die politischen Parteien vertreten mit mehr oder weniger Klarheit gewisse Weltanschauungen, wie sie in der Entwicklung des Volkes sich herausgebildet haben. Diese Weltanschauungen —: Idealismus, Materialismus, Atheismus, Individualismus, Sozialismus u. s. w. — schließen einander vielfach aus. Sie sind oft unter schweren inneren Kämpfen geboren, mit Ueberzeugung und Hingabe verfochten worden und suchen nun die Wirklichkeit nach ihren Grundsätzen zu gestalten. Dazu bedient man sich der Erwachsenen, die das Regiment führen und die Geschicke des Volkes bestimmen. Da aber die Beeinflussung der Erwachsenen vielfach scheitert, und zwar an den Eindrücken, Gedanken und Strebungen, die von Jugend an in den Herzen festgelegt sind, so richtet sich natürlich der Blick der kämpfenden Parteien auf die Stätten, wo die Jugend gebildet, die Gedankenkreise angelegt, die Bausteine für die werdende Weltanschauung zusammengefügt werden. Hier will man den Hebel ansetzen. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, sagen sich die Parteien und setzen Alles daran, daß in ihrem Geiste die Schulen geleitet werden, in der sicheren Erwartung, daß die so erzogene Jugend einst ihre Reihen verstärken werde. Aber seien wir nicht ungerecht. Vielleicht ist es den Parteien in diesem Punkte gar nicht um Herrschaft zu thun. Nicht Egoismus treibt sie, sondern Idealismus. Das Glück des Volkes wollen sie in Erhaltung und Mehrung der idealen Güter der Bildung und Gesittung. Weil sie das Beste des Volkes erstreben, darum sind sie so um unsere Schulen besorgt und scheuen den Kampf mit entgegenstehenden Ueberzeugungen nicht. Es dürfte schwer sein, genau abzuwägen, was in diesem Falle für das Ansehen und die Macht der Partei und was aus uneigennützigen Absichten für die Hebung des Volkes geschieht. Aber es scheint auch gar nicht nöthig zu sein, diese Grenzregulirung vorzunehmen; solche Arbeit pflegt immer mit Schwierigkeiten verbunden zu sein und einen unaufgelösten Rest zu hinterlassen, der den Keim neuer Streitigkeiten umschließt. Mehr als die Bestimmung, wie viel in den politischen Parteien auf Rechnung

egoistischer, wie viel auf den Antrieb idealistischer Motive zu setzen sei, interessiert uns hier die Frage, was die politischen Parteien in Sachen der Schule vertreten, wie das Schulprogramm aussieht, dessen Verwirklichung sie erstreben, um in die Volksentwicklung wirksam eingreifen zu können.

Bei Beantwortung dieser Frage stoßen wir auf die Schwierigkeit, daß die Parteien ein bestimmt umschriebenes, genau ausgeführtes Schulprogramm nicht besitzen, sondern nur Ansätze dazu. Nicht mangelnde Werthschätzung der Bildungsangelegenheiten kann daran Schuld sein; daran fehlt es nicht, wie man aus der Erbitterung sieht, mit der um die Schule gekämpft wird. Aber vielleicht ist dilettantischer Hochmuth die Veranlassung, der aus dem Ärmel zu schütteln meint, womit die Wissenschaft sich ernstlich und lange abmüht. So müssen wir versuchen, aus Parteischriften, Parlamentsreden und Zeitungartikeln so objektiv wie möglich zusammenzustellen, was die politischen Parteien in der Schulfrage vertreten, unter Weglassung alles Nebensächlichen. Von den großen Parteien, die hier in Betracht kommen, nenne ich: die Konservativen, das Centrum, die Liberalen, die Sozialdemokraten.

Die konservative Partei — ich denke hier an den rechten Flügel, an die deutsch-konservative Partei im Norden unseres Vaterlandes — betont in erster Linie die historischen Zusammenhänge zwischen Kirche und Schule. Diese sind nun zwar seit der Reformation so gelockert, daß die höheren und mittleren Schulgattungen aus der früheren Verbindung ganz ausgeschieden sind; allein um so mehr soll an dem Zusammenhang zwischen Kirche und Volksschule festgehalten werden, und zwar in dem Sinne, daß die Schule der Kirche, der Lehrer dem Geistlichen untergeordnet sei. Die konservative Partei tritt demnach für die konfessionelle Schule ein und für den konfessionellen Charakter der Lehrerbildungsanstalten. Auch die Schulaufsicht, die lokale und die Bezirkschulaufsicht, bleibt am Besten in den Händen der Geistlichkeit, die dadurch ihren Einfluß auf die Bildung des Volkes sich erhalten kann und darauf sehen soll, daß nicht durch eine Ueberschraubung der zu überliefernden Bildungsmittel Unzufriedenheit mit der individuellen Lage erweckt und die breiten, arbeitenden Schichten des Volkes über ihre Sphäre hinausgehoben werden. Danach richtet sich auch das Maß der Lehrerbildung. Wenn die Volksschule neben der Unterweisung in Katechismus und biblischer Geschichte wesentlich eine Lese-, Schreib- und Rechenschule ist, so braucht auch das Maß der Lehrerbildung nicht wesentlich über diese Kreise hinauszugehen, schon deshalb nicht, damit der Lehrer seinem Amte als Küster und Kirchendiener nicht entfremdet werde. Auch darf man ihm nicht Gehaltsansprüche nahe legen, die Staat und Steuerzahler über Gebühr belasten und das bestehende Verhältniß zwischen Geistlichem und Lehrer zu sehr verschieben würden.

Dieses konservative Schulprogramm wird in der Hauptsache auch vom

Centrum vertreten, nur in konsequenterer Weise, insofern das gesamte Schul- und Bildungswesen von der Dorfschule bis zur Universität einschließ- lich vom Staat gänzlich losgelöst und der Kirche übergeben werden soll, nach dem bekannten Worte Windthorst: „Die Schule gehört der Kirche ganz allein.“ Demnach hat die Kirche die gesamte Volksbildung in der Hand und bestimmt sie in ihrem Geiste. Nichts darf gelehrt werden, was nicht die Billigung der Kirche gefunden hat. Die Lehrer stehen durchweg im Dienste des Klerus, lehren in seinem Auftrag und unter seiner ständigen Aufsicht.

Die liberale Partei fordert Dem gegenüber, daß die Schule durchaus Sache des Staates sei. Von der Kirche vollständig getrennt, ist die Schule eine rein staatliche Einrichtung, die die intellektuelle und sittliche Ausbildung der künftigen Staatsbürger bezweckt. Die Staatsschule hat als solche mit religiöser Unterweisung nichts zu thun; sie kennt keinen Unterschied der Schüler nach ihrer Konfession. Daher kann sie keinen konfessionellen Charakter tragen, sondern sie giebt als paritätische oder als Simultanschule den Religionunterricht an die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen ab. Daher kennt die Staatsschule auch nur eine Fachaufsicht von den unteren bis zu den oberen Instanzen, ohne Mitwirkung der kirchlichen Behörden. Auf Grund des Satzes: Bildung ist Macht, will man Bildung in möglichst weiten Kreisen in steigendem Maße verbreiten, allen Kindern die Bildungsstätten zugänglich machen und den Schulzwang den Armen dadurch erleichtern, daß die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes eingeführt wird, wenigstens in unsere Volksschulen. Damit aber die Lehrer ihren Pflichten sich gewachsen zeigen, soll die Lehrerbildung erhöht, die Lehrerseminare des konfessionellen Charakters entkleidet, der Lehrerstand selbst finanziell und sozial gehoben werden.

Auch die Sozialdemokratie vertritt den Grundsatz, daß in Sachen der Religion vollkommene Neutralität beobachtet werden soll. Daher wird die religionlose Schule oder die Weltlichkeit der Schule gefordert und ein obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen verlangt. Der gesamte Unterricht in allen Schulen soll unentgeltlich sein; eben so die Lehrmittel. Die armen Kinder sollen in den öffentlichen Volksschulen freie Verpflegung genießen, eben so in den höheren Bildungsanstalten alle die Schüler und Schülerinnen, die wegen ihrer Fähigkeiten zur Ausbildung geeignet erachtet werden. Durch einen wirklichen obligatorischen Fortbildungsschulunterricht, der bis zum achtzehnten Lebensjahre reicht, soll einem in unserer Volksbildung stark hervortretenden Mangel abgeholfen werden. Außerdem wird von der Partei besonderer Werth darauf gelegt, daß ein obligatorischer Handarbeitunterricht in allen Schulen der geistigen Ausbildung parallel laufe, zur Einführung in die Kenntniß des Arbeitbetriebes und zur Pflege der Arbeitsthätigkeit.

Uebersieht man diese Vorschläge der Parteien, so sieht man leicht, daß

sie aus dem Umtreis pädagogischer Materien im Wesentlichen drei Punkte herausgreifen: erstens die Frage der Organisation unseres Schul- und Bildungswesens, und zwar die Stellung der Schule zur Kirche, die allgemeine Volksschule und die Fortbildungsschulsache. Zweitens den Lehrplan, so weit er Stellung nimmt zu den Bildungsgütern und zu ihrem Werth. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Bedeutung und Einrichtung der religiösen Unterweisung unserer Jugend. Daneben macht sich die Betonung gewisser praktischer Forderungen geltend, wie sie aus den Bedürfnissen der Gegenwart herauspringen. Drittens die soziale und finanzielle Hebung des Lehrstandes, Lehrerbildung, Lehrerbefolgung und Schulaufsicht. Versuchen wir nun, die Vorschläge der politischen Parteien vom Standpunkt der Pädagogik aus zu prüfen, um dann den Weg anzugeben, wie man aus den Wirrsalen und Widersprüchen zu einem dauernden Frieden gelangen kann.

Der Kernpunkt der Streitfragen liegt in der Feststellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule einerseits, Schule und Staat andererseits. Konservative und Liberale stehen einander schroff gegenüber. Ohne Zweifel erfaßt die konservative Partei in diesem Punkte das Erziehungsproblem weit tiefer als die liberale. Weil sie aber aus der rechten Auffassung falsche Konsequenzen zieht, da sie sich von der Macht der Tradition nicht loszumachen und darum andringenden Bedürfnissen nicht gerecht zu werden vermag, so hat sie vielfach auch die ins Lager der Gegner getrieben, die von Gottes und Rechtes wegen ihre Grundsätze vertreten müßten. Die auffallende Engherzigkeit, die in der Ueberschätzung der Macht des Dogmas für die Jugendberziehung hervortritt, und die unbegreifliche Unterschätzung der Kräfte, die aus dem Umgang mit den großen religiösen Persönlichkeiten der Geschichte für unsere Jugend entspringen, haben nicht wenig dazu beigetragen, das konservative Schulprogramm in Mißkredit zu bringen. Es kommt hinzu, daß darin auch eine Ueberschätzung der Macht der Schule ausgesprochen liegt, als ob sie mit ihrem Unterricht im Stande wäre, den Entwicklungsprozeß des Volkes aufzuhalten; als ob es noch möglich sei, das Volk in seiner Bildung und in seinem Bildungsbedürfnis zu beschränken und geistig zu bevormunden.

So unmenschlich es erscheint, das Volk materiell niederhalten zu wollen, so verwerflich ist das Bestreben, es möglichst unwissend zu lassen. Der Gedanke liegt nahe, daß die oberen Kreise ihre Herrschaft über die Massen leichter zu bewahren denken durch Zurückdämmen der Bildungsbedürfnisse als durch deren Förderung. Die antike Anschauung von den herrschenden und den beherrschten Ständen, die den oberen Schichten so außerordentlich einleuchtend ist, spukt eben schier unausrottbar in den Köpfen weiter. Aber allerdings müßte sie in Kreisen, die sich ihres christlichen Sinnes besonders rühmen, längst überwunden sein; an ihre Stelle müßte eine maßvolle Förderung aller

berechtigten Bildungsbedürfnisse im Volke treten. Denn das Christenthum hat mit der antiken Anschauung für immer gebrochen; wenn kirchlich gesinnte Kreise sie trotzdem pflegen, beweisen sie damit, daß sie in diesem Punkt weitab vom Christenthum stehen. Und einen weiteren Beweis hierfür liefern sie auch in der Stellungnahme zur Lehrerbildung und zur Aufsicht über die Schule. Wenn wir die Zahl der Volksschullehrer bedenken und ihren Einfluß in den Gemeinden, so erscheint es unbegreiflich, daß von der Partei, die konservativ sein will, Alles geschieht, um den Lehrerstand in radikale Richtungen zu drängen. Der echte Konservatismus zeigt sich doch wohl darin, daß bei Zeiten fallen gelassen wird, was durch die Entwicklung der Dinge überholt ist, der falsche aber in starrem, kritiklosem Festhalten alles Dessen, was von der Vergangenheit her uns überliefert wurde. Dieser Standpunkt öffnet Revolutionen Thür und Thor. Mit der Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft, mit der steigenden Hebung der Schule und der Lehrer ging Hand in Hand der wachsende Drang nach Selbstständigkeit, der schließlich so stark wurde, daß die Unterordnung unter die Kirche als ein drückender Zwang empfunden werden mußte. Von ihm sich zu befreien, ist nachgerade allgemeines Lösungswort geworden. Wer nun trotzdem diese Abhängigkeit, die durch die geschichtliche Entwicklung der Dinge und durch den Geist der Reformation überwunden ist, zwangsweise beibehalten will, treibt Kirche und Schule, Geistliche und Lehrer in Streit. Eine wahrhaft konservative Partei kann Das aber unmöglich wollen, weil sie dadurch zerstörend auf das Gemeinleben einwirkt. Thut sie es dennoch, so zeigt sie damit, daß es bei ihr nur auf Herrschaft abgesehen ist, mag aus den Dingen werden, was da will. In der Verbindung mit der Bureaucratie ist es bei uns glücklich dahin gekommen, die Lehrerschaft der Kirche, ja vielfach sogar dem Christenthum zu entfremden, sie mit Abneigung gegen Alles zu erfüllen, was etwa ein religiöses Gepräge trägt. Das Bestreben der hochkonservativen Partei, den Lehrerstand sozial und finanziell möglichst gedrückt zu halten, wie es bei den Verhandlungen im preussischen Herrenhaus jüngst wieder in drastischer Weise hervortrat, geht direkt gegen das Interesse der Kirche, dem doch gerade Diejenigen dienen wollen, die zu den Edelsten der Nation gerechnet werden. Und nicht erfreulich wird der Anblick, den die konservative Partei — wenigstens eine starke Strömung in ihr — gewährt, wenn die Freunde des Vaterlandes und der evangelischen Kirche sehen, wie diese Partei, die doch vorwiegend aus deutschen evangelischen Männern besteht, in Sachen der Bildung und der Schule sich scheut, sich mit dem Centrum zu verbinden. Das läßt auf eine tiefe alte Verwandtschaft schließen, die stark genug ist, wie es scheint, um die Forderungen der Reformation in Frage zu stellen.

Das Schulprogramm der liberalen Partei klingt sehr viel besser und

sieht sehr viel schöner aus als das konservative, aber bei näherem Hinschauen verliert es außerordentlich an seiner Anziehungskraft. Fassen wir das Persönliche zunächst ins Auge, so ist deutlich erkennbar, wie die liberale Partei den Lehrerstand umschmeichelt, mit volltönenden Phrasen und großen Versprechungen ihn an sich zu ziehen sucht, um ihn für ihre Zwecke zu benutzen. Was aber hat der Lehrerstand schon von den großen Versprechungen erhalten? Das Auftreten der liberalen Oberbürgermeister im preussischen Herrenhause bildet ein würdiges Seitenstück zu dem der Aristokraten. Beide haben einander nichts vorzuwerfen; aber das Schauspiel ist für die Liberalen dadurch beschämender, daß sie die Lehrerfreundschaft immer besonders im Munde führen, während die Konservativen jedenfalls hierin weit zurückhaltender gewesen sind. Noch verhängnisvoller aber ist für die liberale Partei ihr Schulideal, das direkt den Prinzipien des Liberalismus widerspricht. Sie merkt es nicht einmal, wie illiberal sie dabei wird. Während die Konservativen die kirchliche Konfessionsschule verfechten, sehen die Liberalen das alleinige Heil in der staatlichen Zwangsschule, die, von der Kirche losgelöst, als Simultanschule hoch gepriesen wird. Nun kann man zugeben, daß unter gewissen Verhältnissen die Simultanschule statthaft ist, wie nachher gezeigt werden soll; nur dagegen muß man sich wenden, daß die Simultanschule als höchstes Ideal der Schulform angesehen werden soll, das zwangsweise von Staats wegen eingeführt werden muß. Dadurch verfällt die liberale Partei genau in den selben Fehler wie die konservative. Diese will die konfessionelle Schule zwangsweise aufrecht erhalten, jene die Simultanschule zwangsweise eingeführt wissen. Beide Parteien sind in diesem Punkt durchaus illiberal. Während Das bei den Konservativen aber begreiflich ist, erscheint es bei den Liberalen ganz unbegreiflich, höchstens erklärlich aus der Geschichte des deutschen Liberalismus, der die liberalen Ideen nicht direkt aus ihrem Mutterlande, sondern über Frankreich her bezog, wo sie jedes religiöse Gepräge und jedes Verständniß für religiöse Lebensanschauung gründlich abgestreift hatten. Aus Indifferentismus gegen religiöse Erziehung verzichtet die liberale Partei gern auf religiöse Jugendunterweisung, schiebt sie den kirchlichen Gemeinschaften zu und vergewaltigt damit Alle, die die Möglichkeit einer einheitlich geschlossenen Jugendberziehung durch die Schule festhalten und die Schule nicht zu einer bloßen Lernanstalt herabgedrückt wissen wollen.

Eines gleichen Illiberalismus macht sich auch die sozialdemokratische Partei schuldig, wenn sie daran festhält, daß die öffentliche Volksschule, die natürlich die sozialdemokratische Zwangsschule ist, von allen Kindern besucht werden muß. Allerdings hat die süddeutsche Richtung dieser Partei auch hierin eine vorurtheilsfreihere und gesündere Anschauung, da sie neben der öffentlichen Schule auch Privatschulen zulassen will. So schreibt Herr von Vollmar: „Nach der Fassung des Erfurter Programm-Entwurfes erscheint

der Staat als ausschließlicher Eigenthümer der Schulen, so daß die Errichtung von Privatschulen ausgeschlossen wäre. Man kann nun ein großer Freund der öffentlichen Schule sein und nichtsdestoweniger den absoluten Zwang zu ihrem Besuche für unzulässig halten. Das heißt: wenn die Kinder der Reichen gleichfalls die allgemeine Schule besuchen müssen, so wird diese bald besser werden! Wenn aber die Schule einen Gewissenszwang ausübt, sei es nun nach der Seite der Gläubigkeit oder der Ungläubigkeit, sollen sich dem Kinder und Eltern einfach fügen müssen? Oder die Schule wird zur Bekämpfung einer Nationalität, zur Unterdrückung einer Sprache mißbraucht, soll hier kein Widerstand erlaubt sein? Die öffentliche Schule bildet in Deutschland ohnehin schon die Regel und sie soll durch Vorzüge allmählich alle Bürger zu gewinnen suchen; allein das Recht auf Errichtung anderer Schulen grundsätzlich zu verneinen, ist weder nothwendig, noch mit dem Begriff der bürgerlichen Gewissensfreiheit vereinbar." Das offizielle Parteiprogramm hält dagegen an dem obligatorischen Besuch der öffentlichen Volksschulen fest und so reiht sich die sozialdemokratische Partei hierin den anderen Parteien vollständig an. Alle sind in dem Punkte merkwürdig einig, daß ihr Schulideal das höchste sei, daß es darum zwangsweise eingeführt werden müsse, mit Ausschluß aller übrigen, — uneingedenk des Wortes, daß Wohlthaten nicht aufgenöthigt werden sollen.

In anderen Einzelnforderungen berührt sich übrigens das Programm der Sozialdemokraten mit dem der liberalen Partei; eine allein ist ihr Vorzug: die Forderung des obligatorischen Fortbildungsunterrichtes bis zum achtzehnten Lebensjahre. Diese Forderung berührt einen sehr wunden Punkt in unserer Volksbildung. Gerade die Knaben und Mädchen, die nach der Entlassung aus der Volksschule der haltenden Fürsorge und der Fortbildung am Meisten bedürftig sind, überläßt man ruhig sich selbst, um dann, wenn es zu spät ist, in nutzlosen Klagen über die grenzenlose Verderbtheit unserer arbeitenden Jugend sich zu ergehen. Ein sonderbares Schauspiel: unsere heutige Gesellschaft züchtet durch ihre Unterlassungssünden im heranwachsenden Arbeitergeschlecht eifrige Vertreter der Sozialdemokratie, und nachdem sie sie herangezogen hat, ruft sie nach dem Henker, um das verdorbene Geschlecht zu köpfen! Was aber nach dieser Seite, namentlich für die Fortbildung der Fabrikjungen und Mädchen, von einigen Staaten im Reich, von den Städten oder von privaten Vereinigungen geschieht, ist so wenig einflußreich, gleicht so sehr dem Tropfen im Meer, daß man nicht weiter darüber zu sprechen braucht.

Ueberblicken wir die Einseitigkeiten, die in den verschiedenen Parteiprogrammen auf Grund der verschiedenen Weltanschauungen hervortreten, so erscheint es schwierig, einen Standpunkt zu finden, der über den Parteien liegt, und auch unerfreulich, da die Angriffe von allen Seiten auf Den zu hageln



pflegen, der sich außerhalb der Parteien stellt. Aber selbst auf diese Gefahr hin muß eine vorurtheilsfreie Untersuchung es wagen, einen festen Boden für eine gerechte, friedliche und schiedliche Schulverfassung zu finden. Die Schwierigkeit des Problems ist in den vorausgegangenen Darlegungen bereits hervorgetreten. Sie besteht darin, daß an der Schulfrage nicht weniger als vier Interessenten theilhaft sind: erstens die Familien, zweitens die bürgerlichen Gemeinden, drittens die Kirche, viertens der Staat. Eine Lösung kann nicht darin erblickt werden, daß einfach die mächtigsten unter ihnen die anderen unterdrücken. Gewalt geht auch hierin nicht vor Recht, wenn schon thatsächlich der Staat als der mächtigste unter ihnen mit Hilfe der Bureaukratie sich des Schulgebietes in weitem Umfang bemächtigt hat, im Kampf mit der Kirche, die ihm sein Recht streitig macht und allein streitig machen kann. Denn was haben die Familien und die bürgerlichen Gemeinden den Machthabern gegenüber jetzt zu bedeuten? Und doch liegen bei diesen die ersten und ursprünglichsten Rechte auf Erziehung der Jugend. Wer wollte im Ernst den Familien bestreiten, daß ihnen die Kinder in erster Linie zugehören, daß ihre körperliche und geistige Pflege ihnen in erster Linie anvertraut ist? Man müßte sich denn auf den Standpunkt der alten Spartaner stellen wollen und kurzen Prozeß mit allen schwächlichen Kreaturen machen. Es dürfte unbestritten sein: den Familien gebührt an der Erziehung und dem Unterricht der Jugend das erste und größte Anrecht. Sie haben daher in erster Linie zu bestimmen, wie Erziehung und Unterricht ihrer Kinder einzurichten sei. Dieses Selbstbestimmungsrecht unterdrücken, heißt, die Familien vergewaltigen und das Recht des Stärkeren an die Stelle setzen; das Familienprinzip anerkennen, heißt, Gewissensfreiheit und Selbstverwaltung in ihr Recht einsetzen. Nur auf dem Boden der Gewissensfreiheit und der Selbstverwaltung kann aber ein dauernder Friede für unser Schul- und Erziehungswesen und eine wahrhafte Gesundung herbeigeführt werden. Damit kommen zugleich die sozialen Wurzeln unserer Reformationkirche zu vollem Recht: Freiheit der Bewegung und Mitarbeit der theilhaftigen Glieder gegenüber einseitiger Herrschaft der Hierarchie und der Bureaukratie. Auf Grund des Familienprinzips gilt es, die Machtsphäre jedes einzelnen an der Erziehung theilhaftigen Faktors genau zu bestimmen und abzugrenzen. Denn Keiner soll zu kurz kommen, Jedem soll Das werden, was ihm gebührt: der Staat soll sein Obergewaltrecht und die Regelung der äußeren Verhältnisse, namentlich der finanziellen, im ganzen Umfange behalten. Die Kirche aber, die sich ihrer erzieherischen Aufgabe bewußt ist, wird indirekt durch die Seelsorge in den Familien und direkt durch die Vertretung in den Schulsynoden ihren Einfluß auf die Entwicklung der heranwachsenden Generation zur Geltung bringen können, auch wenn sie auf jede besondere Schulaufsicht verzichtet. Nur eine salzlos gewordene Kirche stützt sich auf Machtbefugnisse amtlicher oder staatlicher Auto-

rität; nur ein auf Herrschaft ausgehender Klerus will die Lokalaufsicht über den Lehrer nicht missen, obwohl ihm dieser, was das Technische des Unterrichtes betrifft, vielfach überlegen ist. Denn in der That ergibt sich aus der kritiklosen Aufrechterhaltung der bestehenden Zustände jetzt dieser Unsinn, daß zur technischen Aufsicht Leute bestimmt werden, die davon weit weniger verstehen als die, welche sie beaufsichtigen sollen. Hier dürfte mit Recht den Pastoren, die von ihrem Machtbereich nichts aufgeben wollen, das Wort entgegengehalten werden: Ihr Herren, laßt die Hand von der technischen Schulaufsicht, diemeil Ihr nichts davon versteht. Jugenderziehung und Jugendunterricht hat sich zu einem so verzweigten und komplizirten Arbeitsgebiet allmählich entwickelt, daß es nicht mehr gelegentlich, im Nebenamt, besorgt werden kann, sondern eigens dazu vorbereiteter Kräfte bedarf, die die Förderung der Bildungsangelegenheiten im Volk als ihre alleinige Lebensaufgabe betrachten.

Die politischen Parteien haben sich bisher als unfähig erwiesen, diesem wichtigen Gebiet die rechten Ziele und die rechten Wege zu weisen. Wird es einer kommenden Partei gelingen, ein Schulprogramm vom Boden des Familienprinzips aus zu entwerfen, den Schulgemeinden Selbstverwaltung und Gewissensfreiheit zuzugestehen und danach die Schulgesetzgebung zu beeinflussen, dann werden für unsere Schule friedliche Zeiten anbrechen und der Lehrerschaft wird Das werden, was ihr zukommt. Jetzt aber sieht es trüb genug aus. Die Kirche hält an den Machtbefugnissen, die ihr vom Staat zugestanden werden, fest; der Staat mit seiner Bureaucratie ersticht immer mehr die freie Bewegung auf einem Gebiet, das doch ohne individuelle Freiheit nicht zu gedeihen vermag; die Lehrerschaft aber steht im Banne der politischen Parteien, namentlich der liberalen, hoffend und harrend, daß es durch sie besser werde; einem großen Theil der Gebildeten ist die Beschäftigung mit volkserzieherischen Dingen überhaupt viel zu gering, da ihr Interesse in den volkswirtschaftlichen Aufgaben sich verzehrt und sie den inneren Zusammenhängen zwischen geistig-sittlicher und materieller Hebung des Volkes verständnißlos gegenüberstehen. Das mag damit zusammenhängen, daß unsere Familien, wie in der Kirche, so in der Schule, mundtot gemacht sind, dort durch die Hierarchie, hier durch die Bureaucratie. Wird die kommende Partei im Stande sein, diese das Leben des Volkes unterbindenden Mächte zu überwinden? Wird sie als nationale und als soziale oem Bildungswesen die rechte Organisation geben, der Bildungsarbeit von der Dorfschule bis zur Universität die Bahn frei machen und dem gesammten Lehrerstande Das zubilligen, was ihm von Gottes und Rechts wegen zukommt? Wir hoffen es; die Ansätze dazu sind da, — aber Geduld ziemt dem Deutschen.

Jena.

Professor Dr. W. Rein.



## Das Duell.

**G**egner des Duells hat es seit Jahrhunderten gegeben, doch hat sich seit mehreren Jahren in Deutschland eine verstärkte Bewegung gegen diese Sitte der abendländischen Nationen bemerkbar gemacht. Neben jener alten Strömung hat sich aber auch der Parteigeist der Sache bemächtigt. Die Ultramontanen bekämpfen das Duell, weil sie auf dem Boden des Konzils von Trient stehen und die Geltendmachung der kanonischen Sätze mit ihren politischen Bestrebungen Hand in Hand geht; Radikale und Sozialdemokraten, weil sie jedes Merkmal einer besonderen Standesehre der höheren Klassen als ihren Bestrebungen feindlich erachten. So viel zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Lage.

Da ich mich für diesen Gegenstand stets besonders interessierte, habe ich seit längerer Zeit Studien über Entstehung und Entwicklung des Duells gemacht und war willens, ein eingehenderes Werk hierüber zu schreiben, wobei mir zahlreiche Erfahrungen im Ausgleich und in der Durchführung von Ehrenhändeln zu Statten kommen konnten. Nun nahm aber, durch sehr bekannte Vorfälle veranlaßt, die Bewegung in diesem Jahr einen akuten Charakter an und wies mich darauf hin, eine kurze Schrift für das größere Publikum zu veröffentlichen. Diese Veröffentlichung schien mir um so mehr geboten, als in der Tagespresse, in Versammlungen aller Art und auch im Reichstage Anzeichen großer Unkenntnis und einer oberflächlichen Behandlung der Materie hervortraten. Ganz besonders aber veranlaßte mich zur Herausgabe meiner Schrift „Die Ehre und das Duell“ die im Frühjahr erschienene Broschüre des Herrn Professors von Below: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff“. Herr von Below, dem ich übrigens politische Motive nicht zuschreibe, trat als ein erbitterter Gegner des Duells auf. Nicht nur mit den gewöhnlichen Gründen, die Schopenhauer und Andere vielfach entwickelt haben, bekämpft er es, sondern er will uns auch glauben machen, daß das Duell nicht germanischen Ursprunges, sondern ein Erzeugniß der romanischen Völker, insbesondere der „erbärmlichen französischen Gesellschaft“ unter den letzten Valois und in Deutschland nur von dort eingeführt worden sei, daß zwischen dem gerichtlichen Zweikampf sowie dem Fehdegang des Mittelalters und dem modernen Duell nicht der geringste Zusammenhang bestehe. Dem gemäß entfaltet er das nationale Banner und ruft: „Fort mit dem welschen Land!“

Der dabei angeschlagene Ton aber war für die Klassen, die sich des Duells als einer ultima ratio zum Austrag von Ehrenhändeln bedienen, geradezu beleidigend. Die Ausdrücke „läppiſche Auffassung“, „lächerlich“, „häßlicher Schmutzflleck“ sind Beweise für meine Behauptung. Herr von Below will das Duell bekämpfen und beginnt mit Beleidigungen, deren Abschaffung doch die erste Bedingung für das Verschwinden des Duells sein müßte.

Da ich nicht annehmen kann, daß die Leser der „Zukunft“ meine Schrift „Die Ehre und das Duell“ sämtlich gelesen haben, so sei des besseren Verständnisses halber deren Inhalt in aller Kürze hier zusammengefaßt.

Nach einer Betrachtung über Ehrbegriff und Ehrverletzungen wende ich mich gegen die im Widerspruch mit fast allen Rechtshistorikern vorgebrachten Behauptungen Belows von dem nichtgermanischen Ursprung des Duells. Der Austrag von Privatstreitigkeiten aller Art mit der Waffe sei vielmehr durch die

Germanen in die antike Welt hineingetragen worden. Zweitens gebe ich einen Abriss der Geschichte des modernen Duells und der darauf bezüglichen Geseßgebung. Endlich betrachte ich den jetzigen Stand der Dinge und komme nach Abwägung des Für und Wider zu dem Schluß, daß die Sitte des Duells für ernste Fälle nicht aufgegeben werden solle.

Herr von Below hat in der „Zukunft“ vom fünften September nun unter dem Titel: „Ein General über das Duell“ eine Kritik meiner Schrift veröffentlicht. Sie beginnt mit der Behauptung, daß das Duell in Deutschland nur in zwei Arten vorkomme, nämlich als Renommageduell der Studenten und als Zwangsduell der Offiziere. Diese Behauptung ist unrichtig, denn weite Kreise Gebildeter, die längst die Studentenjahre hinter sich haben und weder Berufs- noch Reserveoffiziere sind, haben die Sitte des Duells in gewissen Fällen als berechtigt anerkannt. Einen Zwang aber kann ich nur dann voraussetzen, wenn mein Wille durch eine andere Gewalt gebeugt wird. Eine solche Gewalt aber ist nicht vorhanden, wenn die allgemeine Ansicht einer Genossenschaft im Ganzen und Großen die nämliche ist. Daß dabei einzelne Konflikte zwischen der Meinung des Individuums und des Ganzen vorkommen können, ist möglich; aber Das berechtigt nicht, diese Sitte als einen Zwang im Allgemeinen hinzustellen. Welchen weitreichenden Einfluß die allgemeine Wehrpflicht hierbei ausübt, ist mir natürlich wohl bekannt und ich habe auch diese Verhältnisse in meiner Schrift (S. 70, 87, 88) erwähnt. Ein genaues Eingehen auf diesen Gegenstand würde hier zu weit führen; nur so viel sei gesagt, daß es nach endgiltiger Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (1814) absolut nöthig war, die Anschauungen der Offiziere des Beurlaubtenstandes mit denen der stehenden Armee in Einklang zu bringen, weil sonst dem Heereskörper die innere Einheit gefehlt hätte.

Nach einigen anerkennenden Worten über die Art und Weise meiner Darlegungen hält mir Herr von Below dann vor, daß ich nicht das Wesen der Dinge träge und meine eigenen Anschauungen in eine vergangene Zeit zu übertragen suchte. Meine Beweisführung sei die des Laien. Auf diesen Satz war ich von vorn herein gefaßt. Er erscheint sehr häufig, wenn ein zukünftiger Gelehrter in einen Meinungsstreit mit Leuten geräth, die einem anderen Lebensberuf angehören, — einerlei, was sie auf dem in Frage stehenden Gebiet etwa geleistet haben. Herr von Below begründet nun seinen Vorwurf damit, daß er annimmt, ich hätte meine Gegenbehauptung, das Duell sei doch germanischen Ursprunges, nicht quellenmäßig bewiesen.

Hierauf erwidere ich: Herr von Below stellt sich mit seiner Behauptung, daß das Duell durch einen tiefen Riß von dem gerichtlichen Zweikampf und dem Fehdegang des Mittelalters getrennt sei, in vollkommenen Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen. „Die geschichtliche Wissenschaft verlangt Beweise für neue und nicht sofort einleuchtende Resultate“, sagt Bernstein in seinem Lehrbuch der geschichtlichen Methode. Die Methode rechnet bekanntlich auch sehr stark mit der inneren Wahrscheinlichkeit der Dinge. Herrn von Belows Behauptung aber — von dem unüberbrückbaren Abgrund zwischen dem gerichtlichen Zweikampf und den Fehden einerseits und dem modernen Duell andererseits — leidet an der größten inneren Unwahrscheinlichkeit. Man kann wohl mit einem Schläge Privilegien oder Geseze aufheben, wie in der berühmten Nacht vom vierten

August 1789, und somit das Tafeltuch zwischen Vergangenheit und Gegenwart äußerlich durchschneiden, aber die Entwicklung von Sitten und Gebräuchen erfolgt nur allmählich. Das Eine wird aus dem Anderen gestaltet. Es war also an Herrn von Below, den vollständigen Beweis für seine Behauptung zu führen, daß wegen Ehrverletzung im Mittelalter weder gerichtliche Kämpfe noch Fehden\*) ausgefochten wurden. Hat er Das in seiner Schrift gethan? Durchaus nicht. Er erzählt einige Fälle, in denen Adelige bei Gerichten geklagt, also wegen Ehrenhändeln den Rechtsweg beschritten haben. Er führt Stellen aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel und aus anderen Gesetzbüchern an, die Strafen für Beleidigungen festsetzen. Hiermit führt er doch aber — wie ich schon in meiner Schrift sage — absolut keinen Beweis, daß Ehrenhändel im Mittelalter niemals mit der Waffe abgemacht wurden, ja, er giebt sogar zu, daß Dies geschehen sein könne. Auch kann er keineswegs darthun, daß die gerichtlichen Zweikämpfe nicht oft auch die Erledigung von Ehrenhändeln in sich schlossen, da doch sehr häufig mit Eigenthumsstreitigkeiten eine solche Ehrverletzung verbunden war.

Ich stellte nun Herrn von Below diesen Einwand in meiner Schrift entgegen. Er verwirft ihn ausdrücklich. Aber — wunderbar! — in einem von ihm in dem Index Lectionum der Akademie zu Münster veröffentlichten neuen Aufsatz tritt er gerade diesem von mir ausgesprochenen Satz bei und sagt: „Jeder Eingriff in den Rechtskreis, innerhalb dessen Jemand steht, konnte als Verletzung seiner Ehre aufgefaßt werden.“ Herr von Below meint nun zwar, vielleicht habe man dabei nur an „ernste Rechtsstreitigkeiten“ gedacht, nicht an Ehrenhändel im modernen Sinne. Ich aber vermag mich auf dieses „vielleicht“ nicht zu basiren, sondern finde eine Bestätigung meiner Ansicht in dem eben citirten Satz Belows. Vor allen Dingen also führe Herr von Below zunächst den vollständigen Beweis für seine Behauptungen, ehe er den Gegner dazu auffordert.

Herr von Below behauptet ferner, daß das Duell erst im siebenzehnten Jahrhundert in Deutschland allgemein geworden und im sechzehnten noch ganz sporadisch bei uns aufgetreten sei, wogegen es schon Ende des fünfzehnten in Spanien und im sechzehnten in Italien und Frankreich überaus häufig gewesen sei. Ich behaupte, daß der Uebergang vom gerichtlichen Zweikampf und der Fehde zum Duell sich allerdings später in Deutschland als in jenen Ländern vollzog, daß aber die Entwicklung die gleiche gewesen und daß das Duell schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlich gewesen ist. Herr von Below fordert mich, unter Belehrung über den Gebrauch der Quellen, abermals zum Beweise auf. Ich habe in meiner Schrift eine Verordnung des Pfalzgrafen bei Rhein von 1582 angeführt, nach welcher Strafen gegen die Ausforderer verhängt wurden. Diese Verordnung, von der Below behauptet, es sei fraglich, ob sie sich auch auf Duelle bezöge, ist ein Beweis dafür, daß das Duell im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland eingebürgert war. Man wird

---

\*) Der Fehdebegang der Germanen vor der Feudalzeit war ursprünglich eine Verweisung der Parteien auf die Selbsthilfe; allmählich erst wurde er als gerichtlicher Zweikampf zum Ordal, wie Feuer-, Kessel-, Wasserprobe. Die Fehde in der Feudalzeit hatte eine ausgebehntere Bedeutung.

nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß das Duell, d. h. der ohne Erlaubniß ausgefochtene Ehrenzweikampf, schon eine Reihe von Jahren bestand, ehe jene Verordnung erlassen wurde. Hiermit ist meines Erachtens der Grundstock der Sache festgestellt. Herr von Below meint, der Wortlaut der Verordnung müsse entscheiden. Den führe ich ja eben in der Hauptsache an.

Herr von Below bittet mich ferner, nicht wieder den deutschen Ursprung des Duells zu behaupten, bis ich den bestimmten Beweis beigebracht hätte, daß im deutschen Mittelalter der Zweikampf als normales Mittel der Erlebigung von Ehrenhändeln existirt habe. Der Herr Professor geht mit der Sache wie mit einer arithmetischen Aufgabe um. Man hat freilich in neuester Zeit so Manches beweisen hören und ist mit der „Vernichtung von Legenden“ äußerst freigebig gewesen. Ganz neu ist es aber, daß Jemand dem Gegner vorschreiben will, Etwas zu beweisen, das er nicht behauptet hat. Ich behaupte allerdings den germanischen Ursprung des Duells, aber nicht, weil ich den Zweikampf als das normale Mittel zur Erlebigung von Ehrenhändeln angesehen habe — davon steht in meiner Schrift kein Wort —, sondern weil ich und viele Andere es als erwiesen ansehen, daß das moderne Duell sich aus dem gerichtlichen Zweikampf und dem Fehderecht entwickelt hat. Und hierin, Das wird Herr von Below mir zu bemerken erlauben, liegt das Wesen der Sache, um die es sich handelt.

Herr von Below behauptet ferner, auf rationalistische Betrachtungen käme nichts an. Mit Verlaub: darauf kommt sehr viel an. Dem Historiker Below wird wohl bekannt sein, daß auch die historische Methode einzelne Dinge als absolut feststehend annimmt und dabei von Beweisen absieht. Als ein solches Factum ist anzusehen, daß der Fehdegang und der gerichtliche Zweikampf zuerst durch die Germanen in die Welt kamen. Die Entwicklung des Duells aus jenen nimmt auch Gneist an („Das Duell und die germanische Ehre“) und Herr von Below möge es mir nicht verübeln, daß ich sein Urtheil — bei aller Achtung vor seinem Wissen — doch dem des verstorbenen Gneist nicht gleichzustellen vermag, besonders wenn ich sehe, daß er von einer persönlichen Erbitterung gegen das Duell beherrscht ist, die ihn unrichtige Schlüsse ziehen läßt. Denn eine sehr alte Geschichte ist, daß nicht das Ausgraben einzelner Vorfälle, sondern die richtige Werthung der Quellen den Historiker macht. Daß Herr von Below hierin häufig fehlt, dafür könnte ich mehrere Beispiele beibringen, ich beschränke mich jedoch auf eins. In seinem in dem Index Lectionum veröffentlichten Aufsatz erwähnt Below eine 1640 erschienene Satire, „Die Gesichte Philanders von Sittenwalt“ betitelt, von Moscherosch. Er citirt wörtlich eine Stelle, worin beschrieben wird, wie es in einem Duell, in dem auch die Sekundanten mitkämpften, zugeht. Die Erzählung soll beweisen, daß man damals das Duell noch als etwas Fremdes in Deutschland empfand. Nun kommt aber in dieser Satire folgender Satz vor: „Dann bei theils teutschen Adels Dieses jetzt ebemäßig in Gebrauch ist, daß sie ihre Händel vor der Spiße mit dem Rappier und nicht wie die ehrliebenden Vorfahren mit der Faust oder mit dem Banddegen austragen.“ Eine weitere Stelle sagt: „Dann ob schon die Alte zu Zeiten einen zweiten oder drittmann bei sich hatten, war es doch nicht Schmeißens wegen, sondern darauf angesehen, damit es redlich ohne Trug und Falsch hergehen möchte.“ Diese Stellen beweisen klar das Gegentheil von Dem, was

Below beweisen will. Das Duell war schon von Alters her in Deutschland gang und gäbe; und die Klage des Satirikers richtet sich in diesem Satz nur gegen die gefährliche Stoßwaffe, das französische Rapier, gegen welche die Fieb- waffe damals zurückgetreten war, und gegen die Unsitte, daß die Sekundanten Ende des sechzehnten und im siebenzehnten Jahrhundert oft ebenfalls am Kampfe theilnahmen. Herr von Below fühlt Das allerdings durch, hilft sich aber mit der Anmerkung, daß Moscherosch keine Kenntniß von dem deutschen System der Abhandlung von Ehrverletzungen hatte. Warum schuldigt er den armen Mosche- rosch so hart an? Ich bitte Herrn von Below höflichst um den „Beweis“ für seine Behauptung. In dieser Weise verfährt Herr von Below mit jedem ihm unbequemen Satz. Wo ein Beweis oder ein Anzeichen für meine Ansicht auftaucht, handelt es sich für ihn immer um eine Ausnahme. So z. B. in Bezug auf das Gesetz des Langobardenkönigs Rotharis, das den Zweikampf für Ehrenhändel gestattete. Für Below ist Das eine Ausnahme. Er fährt selbst an: Ein gewisser Thomas Schifflart fordert 1402 vom Rath zu Nachen die Gestattung des Zweikampfes wegen unwahrer, gegen ihn gerichteten Beschuldigungen. Für Below ist Das kein Anzeichen für meine Ansicht, sondern eine Ausnahme.

In Bezug auf einzelne Hauptpunkte meiner Schrift berührt er meine Gegen- beweisführung in seiner Widerlegung gar nicht, so z. B. meine Darlegungen über das Zwischenstadium zwischen dem gerichtlichen Zweikampf und dem modernen Duell: den Ehrenzweikampf mit landesherrlicher Erlaubniß.

Herr von Below wirft mir ferner vor, daß ich zum Beweise für meine Behauptungen die Ueberlieferung ebenfalls heranziehe. Dies geschah speziell, um auf das Eintreten der Ritterschaft für Frauenehre mit der Waffe hinzuweisen. Below meint, diese Ueberlieferung sei wohl „des Herrn eigener Geist“. Nein, diese Ueberlieferung findet sich in den auf uns gekommenen Sagen, Epen und Romanen. Nun sind Sagen und Dichtungen freilich keine Beweise, wohl aber sind sie — nach dem Ausspruch angesehenen Historiker — von der Geschichtsforschung als Kennzeichnung der Periode und des herrschenden Volksgeistes zu verwerthen.

Below weist immer besonders darauf hin, daß der gerichtliche Zweikampf nur ein Aus Hilfsmittel des Rechtsganges war, während das moderne Duell be- zwecke, die Untersuchung abzuschneiden. Daß Dies der Zweck des Duells sei, ist erstens zu bestreiten. Ich kann aber auch nicht finden, daß hiermit ein wesent- licher Unterschied zwischen jenem Zweikampfe und dem Duell konstatirt sei. In jenem erfolgt eine Unterbrechung — durch Kampf —, in diesem ein vorläufiges Beiseitelassen der Untersuchung. Dann muß ich aber dabei verbleiben, auch wenn Herr von Below versucht, meine Behauptung zu „belächeln“, daß die Schuldfrage bei der auf das Duell folgenden gerichtlichen Untersuchung ebenfalls ins Spiel kommt. Ich will, was das „Belächeln“ anbelangt, übrigens nicht verrathen, welche Wirkung die Erzählung Belows von dem Antiduellstandpunkt des Fürsten Bismarck und der „unbewußten nationalen That“ Birkhows, als er die Forderung Bismarcks ablehnte, auf die meisten Leser gehabt hat.

Ein preussischer General sagte mir neulich: „Ob eine Sache fremden Ur- sprunges oder nicht ist, kann schließlich gleichgiltig sein. Es kommt darauf an, wie sie ist.“ Das ist sehr richtig. Der General hätte noch hinzufügen können, daß Sitten und Geseze, die sich seit Jahrhunderten in Deutschland eingebürgert haben,

deutsch geworden sind. Below meint nun, die Vorliebe gewisser Kreise und das Verhalten des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten und des Kaisers Wilhelm des Ersten in Sachen des Duells schrieben sich von dem Glauben an seinen germanischen Ursprung her. Ich kann versichern, daß man sich damit bisher im Offiziercorps herzlich wenig beschäftigt hat, sondern daß man dem Duell seine Stellung aus den Gründen zuwies, wie sie Gneist und in neuerer Zeit Professor Paulsen (im System der Ethik) entwickelt haben. Auch ich würde keinen großen Werth darauf gelegt haben, wenn ich nicht gesehen hätte, daß manche durch die Schrift Belows plötzlich sehr klug gewordene Kreise den angeblich ungermanischen Ursprung des Duells wader als agitatorisches Mittel zu verwerthen suchten.

Below nennt meine historischen Erörterungen wissenschaftlich ohne „Ertrag“. Fast alle veröffentlichten Kritiken über meine Schrift sind darüber anderer Ansicht; ich darf auf Ausführungen hier wohl verzichten. Meine ganze Darlegung wirkt allerdings die von Below und Anderen vertretenen Gedanken der scharfen Repression über den Haufen, denn sie zeigt unwiderleglich, daß die strengsten Unterdrückungsgeetze vergangener Zeiten nichts genügt haben. Sie zeigt ferner, daß man sie nur selten ausführte, da man wohl einsah, daß es — wie der große Friedrich sehr richtig sagte — eine Grausamkeit sei, Leute mit Todesstrafe oder Entehrung zu belegen, die sich ihrer Ehre willen schlügen. Er empfahl daher Ehrengerichte. Ich zeige dann ferner, daß das System der gemäßigten Repression, das zuerst Preußen annahm, das allein richtige ist. Ich verneine nicht, daß es freilich auf den Geist ankommt, in dem diese Angelegenheiten behandelt werden. Neben einem Ueberblick über die gesammte Duellgesetzgebung habe ich die beiden ehrengerichtlichen Verordnungen von 1843 und 1874 ihrem wesentlichen Inhalt nach — über den vielfach die größte Unkenntniß herrscht — wiedergegeben und commentirt. Das Alles nennt Below „ohne Ertrag“.

Was hat denn nun Herr von Below in seiner Schrift über den jetzigen Stand der Dinge Aufklärendes und Nützliches gebracht? Er hat verschiedentlich behauptet, die Hohenzollern hätten sich zu dem Duell fast alle feindlich gestellt. Ich habe bewiesen, daß nur der Große Kurfürst und König Friedrich der Erste absolute Repression für angebracht hielten. Das erklärt sich — wie auch das Verhalten Michelieus in Frankreich — daraus, daß die erstarkende Monarchie des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der sich damals oft äußernden Duellmanie ein Aufklappen der Widersehllichkeit des Adels sah, die zum Zweck der Bildung fester Staatsgewalt gedämpft werden mußte. Ich habe gezeigt, daß schon Friedrich Wilhelm der Erste in einzelnen Fällen das Duell grundsätzlich straflos ließ, daß Friedrich und seine Nachfolger sehr mild verfahren, daß der große König sogar in seiner „Ordnung zur Erhaltung der Disziplin“ bei groben Beleidigungen im Dienst den Offizieren das „Satisfaktionfordern“ nach dem Dienst gestattete; daß Friedrich Wilhelm der Vierte durch die Einsetzung der Ehren- als Ehrengerichte versuchte, das Duell zu ersetzen oder einzuschränken, daß er aber nicht umhin konnte, wie auch später der große Kaiser, ihm eine Achtungsstellung einzuräumen.

Ich muß somit meine Ansicht aufrecht halten, daß es sehr befremdlich ist, wenn Herr von Below von einer Eitte, die das von ihm selbst als vortrefflich bezeichnete Offiziercorps hochhält und der preussische Könige eine Achtungsstellung einräumten, in einer so verächtlichen und herabsetzenden Weise spricht, wie er es



thut. Er meint, daß er die historische Wahrheit sagen müsse. Damit kommt Jeder! Wir haben gesehen, daß die Ergebnisse neuer Forschungen von Historikern als historische Wahrheit ausgegeben wurden, — und daß eben so tüchtige Gelehrte jene Resultate als durchaus irrig, ja sogar als tendenziös bezeichnet haben.

In seiner Erwiderung fährt nun Herr von Below in dem selben Ton fort, wie ich ihn als in seiner Schrift vorherrschend bezeichnet habe. So nennt er das Duell „nicht appetitlich“. Was er aber damit meint, ist mir nicht klar geworden. Die Geschmäcker sind eben verschieden. Ein Hauptmittel des Herrn von Below besteht darin, den Mißbrauch des Duells als die Sache selbst hinzustellen, einzelne grasse Fälle solchen Mißbrauches breitzutreten — wie z. B. die Konfliktgeschichte Bismarcks mit dem albernen Grafen — und danach das Ehrengesetz und das Duell selbst zu charakterisiren. Hierbei muß nun auch der als Verbrecher verurtheilte Hammerstein herhalten. Herr von Below mag aber erst beweisen, daß Hammerstein mit Pistolendrohungen andere Leute in Schach gehalten habe. Der Offizier z. D., der bei dem ersten Verdachtsleuchten aus der Redaktion der Kreuzzeitung austrat, ist ein Gegenbeweis. Ich hatte mir in meiner Schrift den Ausspruch des Professors Paulsen angeeignet: „Es ist nicht schwer, die Absurbität einer Sache an einem einzelnen Falle glaubhaft zu machen.“ Ein so treffendes Citat läßt Herr von Below natürlich unbeachtet, denn es charakterisirt seine Kampfweise treffend.

Nun behauptet er weiter, ich hätte in meiner Schrift „den Charakter des Duells nicht näher untersucht.“ Diese Behauptung ist über alle Maßen lähn. Meine ganze Schrift ist eine Charakterisirung des Duells. Eine Zusammenfassung findet sich auf Seite 91. Doch allerdings: ich habe den Charakter des Duells nicht näher untersucht im Sinne des Herrn von Below; nämlich nicht in dem leidenschaftlicher Anschuldigung, ungerechter Denkweise, wie sie fast aus jeder Zeile seiner Schrift sprechen, sondern im Geiste ruhiger Abwägung der Gründe pro et contra. Ich ging darin so weit, ein vollständiges Kapitel „Für das Duell — Gegen das Duell“ einzufchieben. Mein Gegner findet ferner den Ehrbegriff, der dem Duell zu Grunde liegt, nicht angegeben. Ich glaube es wohl: er meint nämlich den Ehrbegriff, den er sich davon konstruirt. Dieser Ehrbegriff ist ein reines Herrbild, das Bild der unverfälschten Kaufbolderei, also der Ausartung der Duellsitte. Herr von Below stellt die Dinge so auf den Kopf, daß er ausruft: „Das Duellwesen privilegirt die Ehrabschneiderei!“ Da kann man nun aus der goldenen Prozis ein Wort mißsprechen; und so sage ich denn: Der Ehrabschneider ist feig! Er geht dem Duell aus dem Wege! Daß der Verleumder sich wieder „ehrlich schießen“ könne, ist eine auf dem selben Felde gewachsene Behauptung. Wo in aller Welt soll Das der Fall sein? Da man sich bei Behandlung dieses Gegenstandes immer auf das Heer bezieht, so rufe ich Herrn von Below die Eingangsverfügung des Kaisers Wilhelm des Ersten zur ehrengerichtlichen Verordnung von 1874 ins Gedächtniß zurück. Diese beweist, daß die Schulfrage im Heere nicht unterdrückt wird und daß ein frecher Beleidiger sich nicht wieder „ehrlich schießen“ kann. Allen diesen Behauptungen gegenüber weise ich abermals auf das Urtheil eines unserer Großen hin, auf das Treitschkes, der das Duell für das letzte Mittel gegen die Verrohung der Gesellschaft erklärt hat.

Dem Verschwinden des Duells in England habe ich einen besonderen Ab-

schnitt gewidmet. Below meint, ich sei den „Engländern nicht grün,“\*) trotzdem ich anerkennen müsse, „daß ihre Sitten besser als die unsrigen seien“. Ich habe die guten Seiten der englischen Gesellschaft erwähnt, eben so aber die schlechten; und ich weise nach, daß die Verhältnisse in Deutschland und England verschieden liegen, so daß, was für eine Nation paßt, noch nicht für die andere gut ist. Von dem Handelsgeist der Engländer, der dem Duell nicht günstig sei, spreche ich in dem selben Sinne wie an einer anderer Stelle meiner Schrift, wo ich erwähne, daß ganz natürlich die größere oder geringere Neigung für die Sitte des Zweikampfes von dem Stande oder Beruf in gewissem Grade abhängig ist.

Nun folgt eine Aeußerung des Herrn von Below, die ich genöthigt bin, mit Rapidarschrift zu schreiben. Nachdem er die wahre Vornehmheit der Engländer betont hat, die sich auch durch große Geringschätzung des Geldes auszeichne(?), fährt er fort: „Das System des Continents, wo jeder dumme Junge, der mit der Pistole renommirt, den Vornehmen spielen kann, läßt die wahre Vornehmheit nicht zur Geltung kommen.“ Armer, beklagenswerther Continent! Armes Deutschland! Herr von Below, der erbitterte Feind der Duelle, nimmt den Comment der Kaufbolde an. Aber daß ein Deutscher von seinem Vaterlande — denn Deutschland liegt doch wohl auf dem Continent — so sprechen kann, ist doch sehr ernst. Jeder weitere Commentar ist überflüssig.

Mein Gegner meint ferner, wenn man Klagen wegen Ehebruchs und ähnlicher Dinge vor den Gerichten erlebte, würden sie nicht aus dem „engen Kreise“ herausgetragen werden. Er wolle die Güte haben, mir Das zu beweisen. Bei Erledigung durch Duell ist ein Geheimhalten bei richtiger Behandlung der Sache wenigstens möglich; bei gerichtlicher Behandlung ist sie unmöglich.

Was die Folgen einer scharfen Unterdrückung des Duells im Offiziercorps sein würden, darüber traue ich mir denn doch nach einer vierzigjährigen Dienstzeit ein besseres Urtheil zu als Herrn von Below. Er meint, ich unterschätze die Autorität des Allerhöchsten Kriegsherrn. Das wäre für einen alten Offizier ein schlimmes Ding, — und ich brauche die Ansicht des Herrn von Below in diesem Punkt nicht zu widerlegen. Aber Below unterschätzt den Geist der Ehre und Selbstständigkeit, der sogar dem großen Könige gegenüber sich oft genug im preussischen Offiziercorps gezeigt hat. Er behauptet ferner, daß ich die Stellung der preussischen Könige zum Duell in vielen Punkten unrichtig schildere. Er möge auch Das beweisen. Daß von Friedrich einzelne Aeußerungen gegen das Duell anzufinden sind, ist richtig; die Hauptsache bleibt aber, daß er jede scharfe Repression in seiner ganzen Regierungzeit ausdrücklich vermied.

Herr von Below kommt dann auf den bekannten Reichstagsbeschuß gegen das Duell zu sprechen und meint, in dem deutschen Parlament, wo „parlamentarische Duelle“ wie in dem französischen, italienischen, ungarischen nicht vorkämen, sei es zweifellos viel besser als dort. Nein, es steht hierin viel schlechter! leicht kann man — insbesondere bei schnell erregbaren Völkern — einem

\*) Meine näheren Bekannten werden lachen, wenn sie diesen Vorwurf lesen, bei ihnen gelte ich als ein zu großer Freund der Engländer. Habe ich doch im Aufsatz in der „Deutschen Heereszeitung“ 1882 darauf hingewiesen, daß „Gegensätze“ zwischen England und Deutschland stets zu bedauern sind.

heftigen Ausbruch der Leidenschaften begegnen. Ein systematisches Verleumben des nationalen Heres aber — das vor sechsundzwanzig Jahren die unfeugbarsten Proben seines Werthes ablegte —, wie es im Reichstage von der Sozialdemokratie getrieben wird und sich Jahr für Jahr wiederholt, trotzdem den Rebnern ihre Verleumdungen militär- und civilgerichtlich mehrfach nachgewiesen wurden: Das kommt in anderen Parlamenten nicht vor, Das ist leider eine deutsche Spezialität.

Below meint, ich erkennte jenem Reichstagbeschlusse keine Berechtigung zu. Berechtigung? Natürlich ist der Reichstag berechtigt, jeden Beschluß zu fassen. Er war auch berechtigt, dem Fürsten Bismarck den Gruß zu versagen. Ob er seine Berechtigung vernünftig gebraucht, ist eine andere Frage. Im Einklange mit einem Artikel des Herausgebers dieser Zeitschrift behaupte ich, daß durch taktische Rücksichten ein schmachliches Kompromiß im Reichstage zu Stande kam, das den Ansichten vieler Abgeordneten gewiß schnurstraks entgegenlief. Ich bedauere die Leisetreteri, die jetzt in den konservativen und gemäßigten Parteien Mode ist und die sich mit dem Worte der Resolution „Duellunwesen“ beruhigte.

Gewiß ist, wie Herr von Below sagt, das lange Bestehen einer Sache kein Grund gegen ihre Aufhebung, falls sie als absolut schädlich anerkannt ist. Daß er die zweijährige Dienstzeit, die ich in neuerer Zeit zuerst unter meinem Namen aus militärischen Gründen verfolgt, dabei heranzieht, kann ich als einen zutreffenden Vergleich nicht erachten.\*)

Auf meine Erörterungen über die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens bei Ehrverletzungen geht Below so gut wie gar nicht ein; und doch sind diese Uebelstände sehr wichtig und nicht nur in Deutschland fühlbar. A. Croasbon sagte hierüber in seiner „Science du point d'honneur“ 1894: „La loi n'accorde aucune satisfaction pour un certain nombre d'offenses; elle n'accorde que des réparations dérisoires pour certaines autres.“ Er entwickelt dann weiter, daß viele Beleidigungen für eine Behandlung vor Gericht nicht paßten.

Herr von Below meint schließlich, ich würde dem Duell „keine Thräne nachweinen“, wenn es abgeschafft würde. Das ist sehr vertrauensvoll von ihm gedacht, aber für mich und wahrscheinlich auch für Viele unverständlich, denn ich habe mir ja eben erst die Mühe gegeben, eine 89 Seiten lange Schrift für die Aufrechthaltung des Duells in ernstesten Fällen zu veröffentlichen.

Ich fasse meine Ansicht dahin zusammen: Das Ehrengesetz gebietet dem Beleidiger die Abbitte, falls die Beleidigung nicht zugleich eine wahre Anschuldigung in sich schließt. Der Zweck jeder Verhandlung auf Grund des Ehrengesetzes bei wörtlichen Beleidigungen ist der Ausgleich. Das Duell ist eine geordnete Selbsthilfe für Fälle, in denen das Gesetz versagt; das Duell ist ein Eintreten mit der Person für die eigenen Worte und Handlungen und eben so gegen die Worte und Handlungen eines Anderen, die geeignet sind, unseren guten Ruf zu verletzen. Damit befördert es männlichen Sinn und den Geist der Verantwortlichkeit, der mit sittlichem Verfall durchaus in Widerspruch steht. Die Schuld-

---

\*) Vor mir that es vor langen Jahren der Generalleutnant von der Goltz (Goltz-Pascha) in einem kurzen Satze des Buches „Léon Gambetta und seine Armeen“; auch Generalmajor Wille schrieb vor mir über zweijährige Dienstzeit unter dem Pseudonym Müller.

frage wird — wenn sie überhaupt zu entscheiden ist — durch den Vollzug des Duells nicht abgeschnitten; im Offiziercorps ereilt den Schulbigen die Strafe eines unwürdigen Verhaltens unbedingt. Aenderungen der Gesetzgebung und des ehrengerichtlichen Verfahrens, dessen Handhabung, besonders für den Beurlaubtenstand, große Umsicht und Einsicht verlangt, sind nicht ausgeschlossen, aber ungemein schwierig ins Werk zu setzen.

Zum Schluß noch eine geschichtliche Anmerkung. Als die Revolution, die doch das Ergebnis der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts darstellen sollte, in Frankreich gesiegt hatte, holte sich der dritte Stand aus dem Rüstzeug des Adels den Duellbogen hervor; und von da datirt die ungemeine Verbreitung des Duells in Frankreich in fast allen Volksschichten und seine Straflosigkeit als Delikt. Etwas Ähnliches begab sich in Deutschland, als sich die höheren bürgerlichen Klassen, Studirte, Beamte u. s. w., jener Sitte des Adels und der Militärs allmählich angeschlossen. Für Herrn von Below ist Das Vornehmthuerei, für mich aber der Nachtbeweis des idealen Gedankens, den das Duell unzweifelhaft birgt.

A. von Boguslawski.



## Die offizielle Frau.

Den fabelhaften Trugelaph,  
Die Mißgeburt von Hirsch und Schaf,  
Hat weit nun überboten,  
Zum Lach- und Gruselfstück gekürzt,  
Ein Kriminalroman, gewürzt  
Mit Haß- und Liebeljoten.

Die Heldin trägt, mit Huld geschmückt,  
Bezaubernd, wenn auch halbverrückt,  
Im Ballkleid Mordgeschosse.  
Ihr Partner, fast so klug als dumm,  
Entwaffnet sie mit Morphem  
Zum Schluß der Tragiposse.

Wer lüstern ist, fünf Alte lang  
Bedroht zu sehn vom Henkerstrang  
Den Hals der Wunderholden,  
Der laufe hin; denn reich gedeckt  
Mit Unnatur und Anallekt  
Hat ihm den Tisch Herr Olden.

Frankfurt a. M.

Wilhelm Jordan.



## Der Frauenkongreß und die Sozialdemokratie.

Die Interessen des berliner Frauenkongresses haben ihre schärfste Zuspitzung in dem Gegensatz der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Frauenbewegung gewonnen. Auf jedem größeren Interessengebiet gibt es ein Fundamentalproblem, dem jegliche Diskussion wie durch eine logische Schwerkraft zustrebt und das jede Spezialfrage verschlingt, wenn uns nicht äußerste intellektuelle Selbstbeherrschung an dieser festhält. Der Frauenkongreß hat wieder einmal bewiesen, wie sehr heute noch die Frage des Sozialismus der „heimliche König“ aller sozialen Einzelfragen ist und wie unvermeidlich diese, wenn man sie gleichsam sich selbst überläßt, in jene münden.

Der Kongreß hatte an die sozialdemokratische Arbeiterinnen-Organisation eine Einladung ergehen lassen, sich an den Arbeiten des Kongresses zu betheiligen. Die Einladung war abgelehnt worden. Zwei Führerinnen der Arbeiterinnenbewegung, Frau Zetkin und Frau Braun, haben sich dennoch an den Diskussionen betheiligt, wenn auch nur, um die Worthlosigkeit der bürgerlichen Frauenbewegung für die Interessen der Arbeiterinnen zu betonen. Sie hoben hervor, daß sie die Bestrebungen für die wirtschaftliche, rechtliche und kulturelle Gleichstellung der Frau mit dem Manne nicht ausdrücklich zu unterstützen brauchten, da ja die sozialdemokratische Partei — und diese allein von allen — schon seit vielen Jahren die gleichen Forderungen programmatisch vertrete. Im Uebrigen aber seien die Verhandlungsgegenstände des Kongresses und sei der an ihnen interessirte Kreis einfach quantité négligeable gegenüber der großen Masse der Arbeiterinnen und des himmelschreienden Elends unter ihnen. Auch sei auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung, auf dem die bürgerliche Frauenbewegung sich vollzieht, für die Proletarierinnen keine Besserung zu erhoffen. Aus allen diesen Gründen stehe die proletarische Frauenbewegung der „Damenbewegung“ theils gleichgiltig, theils feindlich gegenüber. Darauf wurde in der Hauptsache erwidert, daß die vom Kongreß vertretene Bewegung in einer Reihe von Punkten mit der proletarischen parallel gehe; auch sie richte sich auf den Schutz der weiblichen Arbeiter, Erlangung besserer Arbeitsbedingungen, Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren, Reform der Geindeordnung u. s. w. In diesen Bestrebungen werde man sich nicht beirren lassen, — gleichviel, ob eine Vereinigung der Arbeit mit den sozialdemokratischen Organisationen erfolge oder nicht. „Belämpfen Sie“, so ungefähr

sagte Frau Schwerin, „wen Sie wollen; zu einem Kampfe zwischen uns und Ihnen wird es nicht kommen, weil wir nicht gegen Sie kämpfen“.

Bringt man die so vertretenen Standpunkte auf ihren einfachsten Ausdruck, so entsteht eine ganz klare Alternative. Wenn die Sozialdemokratie auf ihrem offiziellen Standpunkt verharrt, daß sie durch eine innerliche Revolution die Vergesellschaftung der Produktionsmittel herbei führen und durch dieses eine und einzig mögliche Mittel alle sozialen Uebelstände, alle Ungerechtigkeit, alle Unterdrückung der Gegenwart heben könne, so ist es eine völlig richtige Konsequenz, daß sie alle Versuche, auf anderem Wege einen Bruchtheil dieser Leiden zu heilen, als eine Hemmung und ein trügerisches Palliativ zurückweist. Unter dieser Voraussetzung also, daß nur das Ganze als Ganzes geheilt werden kann und damit sich die Heilung alles Einzelnen ergibt, wäre es ein irriger Versuch der heutigen Frauenbewegung, irgend einen Anschluß an die sozialdemokratische Bewegung zu suchen. Ganz umgekehrt aber liegt der Fall, wenn man die Heilung des Ganzen als das Resultat und die Summe davon erwartet, daß die Theile allmählich in bessere und immer bessere Zustände gehoben werden. Diese Wendung der methodischen Ueberzeugung brauchte weder den Ausgangspunkt noch den Zielpunkt der sozialistischen Bestrebungen zu verändern. Denn das Elend des Proletariethumes kann in seiner ganzen Tiefe empfunden und seine Linderung als die erste und vornehmste Aufgabe der Zeit vorgestellt werden, während man doch an das Radikalmittel einer revolutionären Veränderung des sozialen Gesamtstandes so wenig glauben kann wie etwa an ein plötzliches Wunder vom Himmel her. Es ist eine der bösesten Unterstellungen der sozialdemokratischen Partei — freilich jeder Partei —, daß sie Den, der in der Wahl der Mittel von ihr abweicht, beschuldigt, er empfinde nicht die ganze Größe der Leiden, denen abgeholfen werden muß.

Aber auch Der, dem es Bedürfnis ist, an jenes absolute Ziel zu glauben, an die völlige Aufhebung der Klassenunterschiede und des Privatbesitzes an Kapital, wird sich nicht untreu, wenn er das Ziel nur durch allmählich einzuführende Reformen, gleichsam von unten herauf, für erreichbar hält. Der moderne Sozialismus trägt von seinem genetischen Zusammenhange mit philosophischer Spekulation den Zug zu Lehen, mit einer einzigen Formel, mit einem Schläge, alle Räthsel und Schwierigkeiten der Dinge lösen zu wollen. Wie aber das Schiboleth der hegelschen Philosophie durch die gedulbige Arbeit

3 Erkennens an den Einzelheiten der Welt abgelöst worden ist, aus deren mählichem Zusammenfügen sich das Räthsel des Ganzen einst lösen kann,

kann die Einheitformel des Sozialismus durch die praktische Arbeit an

1 Einzelheiten der sozialen Verhältnisse — gleichsam die Deduktion durch Induktion — ersetzt werden, damit so aus der Summe des Einzelnen

3 Ganze zusammenwache. Umgekehrt wie in der physischen erheben sich in

der Welt des Historischen und Geistigen die Fundamente oft erst aus der Vollenbung der Einzelheiten, die der Sprachgebrauch mit irreführendem Gleichniß als über jenen aufgebaut bezeichnet. Ein unaufhörlicher Ausbau des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherungen, Allgemeinheit und Unentgeltlichkeit höherer Schulbildung, allmähliches Losarbeiten auf Normalarbeitstag und Lohnminimum: ist das Alles nicht eine „Sozialisierung der Produktionsmittel“, ein allmähliches Nivellement der sozialen Unterschiede? Dabei kann es reine Glaubenssache bleiben, ob der in solcher Richtung beschrittene Weg in Wirklichkeit bis zu diesen Endpunkten führen oder von einem bestimmten Momente an nach anderer Richtung abbiegen mag. Täusche ich mich nicht, so hat diese nüchternere Tendenz auf — relativ — langsam vorwärts führende Evolution, die nicht die Besserung der Einzelheiten aus einem radikal geänderten Gesamtzustand, sondern die radikale Aenderung des Gesamtzustandes als die Summe der gebesserten Einzelheiten hervormachen läßt, schon in weiteren sozialistischen Kreisen Wurzel gefaßt. Vielleicht, daß hier, wie so oft, gerade die Frauen der einmal eingeschlagenen Richtung in ihre radikalsten Konsequenzen folgen, was wohl mit der größeren Undifferenziertheit, Einheitlichkeit und Impulsivität des weiblichen Gefühlslebens zusammenhängen wird. Ist jene programmatische Auffassung des sozialen Fortschrittes aber überhaupt möglich, so stellt sich die grundsätzliche Abfrage der Sozialdemokraten an die Bestrebungen der bürgerlichen Frauen nur als eine Aeußerung blinden Hasses dar, der jede aus bürgerlichen Kreisen stammende soziale Reform a limine abweist, damit die Agitation an keinem Punkte die klassenmäßige Scheidung überbrückt fände, deren Beseitigung doch das ganze Ziel der Sozialdemokratie selbst ist.

Der Kongreß selbst hat sich freilich ganz jenseits der Frage gestellt, in welche Gesamtverfassung der Zukunft sich seine Ziele einordnen können oder sollen. So weit ich ihn verfolgt habe, zeigten alle deutschen Rednerinnen eine strenge Sachlichkeit und Beschränkung auf das vorliegende Problem, mochte es sich um die Reform der weiblichen Kleidung oder die vermögensrechtliche Stellung der Frau, um die Prostitution oder um das Universitätsstudium handeln. Damit wurde dem ganzen Kongreß die Tendenz aufgeprägt, nur Bausteine zu liefern, mit der Ueberzeugung, daß, wenn diese Steine nur richtig geformt und in sich kräftig und tragfähig wären, sie sich jedem Bau der Gesellschaft zweckdienlich einfügen werden, ohne von sich aus dessen Stil zu präjudizieren.

Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß die Richtung der bürgerlichen Frauenbewegung der proletarischen zunächst gerade entgegengesetzt ist. Die von der Natur angezeigte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, nach der die Frau auf die Thätigkeit an und in der Familie angewiesen ist und in der sie, von wohlbegründeten Ausnahmen abgesehen, ihre Kulturmission am Besten erfüllt, ist der Ausgangspunkt zweier ganz verschiedenen Mißbildungen geworden.

Die industrielle Entwicklung dieses Jahrhunderts hat die Proletarierin diesem natürlichen Beruf entrißen. Das Mädchen geht in einem Lebensalter in die Fabrik, in dem es dringend noch der schützenden Atmosphäre des Elternhauses bedürfte; die verheirathete Frau wird durch die Fabrikarbeit nicht nur den unmittelbaren Pflichten gegen ihr Haus und ihre Kinder entzogen, sondern die Einflüsse dieser Arbeit lassen in ihr auch die physiologischen Bedingungen einer gesunden Nachkommenschaft verkümmern. Die wirtschaftliche Selbständigkeit der Proletarierin ist so für sie wie für die Allgemeinheit die Quelle der schwersten Uebel und es handelt sich also darum, sie mit schonenden und einschränkenden Vorschriften zu umgeben. Die Proletarierin hat nicht zu wenig, sondern zu viel soziale Freiheit, — so kümmerlich es mit ihrer individuellen auch stehen mag. Ganz umgekehrt in den höheren Ständen. Hier hat die moderne Arbeitstheilung den Frauen so viele früher hauswirthschaftliche Funktionen abgenommen, daß für eine ungeheure Zahl von Frauen der Rahmen des Hauses keine ausreichende Bewährung ihrer Kräfte mehr ermöglicht; Das gilt für junge Mädchen, alte Jungfern, kinderlose Frauen und solche mit wenigen oder bereits erwachsenen Kindern. Dennoch sind sie in diesen Rahmen eingespannt geblieben und unzählige werthvolle Kräfte müssen so entweder unentwickelt rosten oder richten zurückschlagend jede mögliche Zerrüttung an: die nährriiche alte Jungfer, das maskuline, emanzipirte Weib, die hyperästhetische, an Perverstität streifende Sensitive: Das sind die Opfer einer Kultur, die den Kräften der Frauen das historisch gefestete Gebiet ihrer Bethätigung eingeschränkt oder genommen hat, ohne ihnen andere zu eröffnen. Dies, im Verein mit der gewachsenen Schwierigkeit, einen nicht erwerbenden Menschen durchzufüttern, ist die Quelle der bürgerlichen Frauenbewegung. Das Haus wird als unerträgliche Schranke empfunden, nicht — wenigstens in den besseren Fällen nicht —, weil die Welt draußen schöner und bequemer ist, sondern weil sie den unverbrauchten Spannkräften Lösung und Bewährung verspricht. Die bürgerliche Frau sucht neue Rechte als den Weg zu neuen Pflichten, sie sucht ökonomische und soziale Freiheit als den Ausgangspunkt erfüllender Thätigkeit. So zeigen ihre Bestrebungen das genaue Gegenbild der proletarischen: das Haus, aus dem die Proletarierin gewaltsam vertrieben ist, hält jene gewaltsam zurück, die ökonomisch-selbständige Thätigkeit, die der einen zum Fluch wird, würde der anderen zum Segen gereichen. Aber wenn hier ein unleugbarer und unmittelbarer Gegensatz der bürgerlichen und der proletarischen Frauen vorliegt, so hätte man sich, daß nicht auch hier wieder der sprachliche Ausdruck das Problem mißverständlich verschärfe. Die Verschiedenheit beider Interessentkreise ist keine solche, die ein feindsäliges Sich-Entgegen-Arbeiten bedingte; die Vortheile, die die eine Klasse erringt, bedeuten in keiner Weise einen Nachtheil für die andere. Vielmehr, es ist ja die selbe ökonomisch-soziale



Ordnung, die nur, je nach den verschiedenen Verhältnissen, in die sie ausstrahlt, so verschiedene Reaktionen auslöst. Die industrielle Produktionsart der Gegenwart hat einerseits die Proletarierfrau der hauswirtschaftlichen Thätigkeit entrisen und andererseits der darauf beschränkt gebliebenen bürgerlichen Frau die Wirkungssphäre verkümmert. So gehören beide Erscheinungen gleichmäßig zu jenen typischen Fällen, die wohl das ganze Leiden der Gegenwart ausmachen: daß die Entwicklung der objektiven Verhältnisse schneller vorgeschritten ist als die Entwicklung und Anpassung der Individuen. Die Kultur und Technik der Sachen stellt Anforderungen und entwickelt Folgen, die mit den historisch erwachsenen Lebensbedingungen der Personen nicht mehr übereinstimmen. Vielleicht ist Dies das tiefere Fundament der Deutung, die schon Goethe unserer Zeitkrankheit gab:

Unser Krankheit schwer Geheimniß  
Schwankt zwischen Uebereilung  
Und zwischen Versäumniß.

Der Inhalt des Lebens findet für jedes Wesen seine Form in einer bestimmten Proportion zwischen Bindung und Freiheit, zwischen Bestimmwerden und Sich-Selbst-Gehören. Die Maße von Beidem, die die geschichtliche Anpassung für die Frauen als die richtigen, ihren personalen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden fixirt hat, sind durch die hypertrophische Entwicklung unserer Produktion überholt und entwurzelt worden. Es ist der selbe Zerfall zwischen der persönlich-menschlichen Disposition und ihrer sozialen Befriedigungsmöglichkeit, der das Elend der Proletarierin und das Verkümmern so vieler bürgerlichen Frauen verschuldet: nur daß es in beiden Fällen verschiedene Seiten jener vitalen Proportion betrifft.

Ich habe hier keine Prognose über eine künftige soziale Entwicklung zu stellen, die die verlorene Anpassung auf höherer Stufe zurückgewinnen ließe. Nur Das galt es zu zeigen, daß die bürgerliche und die proletarische Frauenfrage, trotz oder wegen ihrer scheinbaren Divergenz, doch nur die Seiten der selben sozialen Gesamterscheinung sind. Ein tiefer dringender Blick umhüllt die ökonomische und ethische Gesamtverfassung als das Centrum, von dem gleichmäßig nach beiden Seiten hin die Verschärfung der Probleme ausgegangen ist, von dessen Entwicklung also auch allein ihre Lösung zu erwarten ist.

Georg Simmel.



## Nachlese vom Frauentag.

**I**ch wollte eigentlich über die Vorträge schreiben, die auf dem Frauentongreß gehalten wurden. Das Schicksal hatte es anders mit mir vor; oder wars der Baumeister des Rathhauses, der männliche Baumeister, der, wahrscheinlich in der Meinung, daß das Weib im Rathhause zu schweigen habe, eine männliche Akustik erfand, eine Akustik, die — vielleicht — den von starken männlichen Stimmen erzeugten Schallwellen gestattet, bis an die letzten Plätze des weiten Saales vorzudringen, denen aus weiblicher Kehle aber schon in der Mitte des Saales Halt gebietet? Ich war täglich im Rathhaus und habe doch buchstäblich nicht ein einziges Wort von den gehaltenen Vorträgen verstanden. Freilich muß ich zugeben, daß ich einmal vor der Thür wieder umkehrte, weil diese Thür — sehr mit Recht — von dem Beginn bis zum Ende jedes Vortrages verschlossen blieb. Ich kam unmittelbar nach dem Anfang einer Rede, und da ich allen Grund hatte, anzunehmen, daß meine Geduld da draußen nicht einen so langen Athem haben würde wie die Rednerin drinnen, zog ich mich auf die nächste Pferdebahn zurück. An einem anderen Tage fand ich den Saal überfüllt; allenfalls konnte noch ein Apfel zur Erde fallen, aber für einen Stuhl gab es keinen Platz mehr... und das Rathhaus verfügte auch nicht mehr über einen einzigen Stuhl. Alle meine ferneren Versuche, weiter nach vorn in die dichtgeschlossenen Reihen vorzudringen, waren nicht von Erfolg gekrönt; und ich bin nicht taubstumm genug, um den Redenden mit den Augen die Worte von den Lippen lesen zu können.

Warum ich nun doch für den Frauentongreß meine Feder in Bewegung setze? Nur, um die Riesenfortschritte einer beispiellosen Revolution, die nur mit geistigen Waffen ausgekämpft wird, zu konstatiren. Solche Massen, wie wir sie im Rathhause und in den von Sozialistinnen einberufenen Volksversammlungen sahen, sehen sich nur in Bewegung, wenn es sich um Angelegenheiten von großer und allgemeiner Tragweite handelt. Das kann ich sagen, auch ohne von den Reden Etwas gehört zu haben.

Als ich einmal nach einer endlos langen Sitzung aus der drückenden Schwüle des Saales hinaus auf den Schloßplatz trat und an dem gleißenden Sonnenschein und den belebenden Wasserstrahlen des herrlichen Neptunbrunnens mir Haupt und Herz erfrischte, da wurde ich mir so recht des außerordentlichen Erfolges, den dieser revolutionäre Kongreß erzielte, bewußt. Gleich mir verstanden Hunderte von Frauen nicht eine Silbe von den Vorträgen. Und dennoch verharrten sie gebulbig auf ihren Sitzen. Kein wipelndes Wort, kein Zeichen von Ungebulb, kein Seufzer, kein Gähnen entrang sich ihren Lippen. Ein leises Wispern von Einer zur Anderen wurde niedergezischt. Stand irgend Jemand auf, so wurde er durch Zurufe zum Niederstehen gezwungen. Nur die Aufforderung, die Hute abzunehmen, stieß auf einigen Widerstand. In froher Begeisterung waren alle Augen der Rednertribüne zugewandt, als würde dort das Evangelium verkündet. Das war es auch: eine frohe Botschaft von der Unabhängigkeit — der materiellen und geistigen — der Frau der Zukunft, die Botschaft von der Entdeckung eines Neulandes für das weibliche Geschlecht, — einer Entdeckung, die vielleicht die Welt mehr umgestalten wird als die Entdeckung Amerikas oder die Erforschung des Nordpols. Wie ein fliegendes Licht brannte in Aller Herzen die erobernde Lust:

hin zu dem Neulande! Und sie schuf eine ideale Gemeinsamkeit, eine intime Solidarität unter allen diesen Frauen. Alle, die da auf den Stühlen des Rathhauses saßen, waren Schwestern, Schwestern in dem Glauben an ein Ideal. Freilich: wo blieben die Brüder? Kaum ein halbes Duzend sah ich.

Auch der Einwand, den die Gönner des „Weibchens“ im Weibe so gern bereit halten: daß nur bemooftte Häupter — um nicht zu sagen: alte Schachteln — oder solche Frauen, die durch Häßlichkeit der Männer heiligste Gefühle verletzen, der Frauenbewegung Etas und Stütze sind, ist durch den Kongreß hinfällig geworden. Pikante und reizvolle Köpfe gab es unter Rednerinnen und Theilnehmerinnen in Fülle. Die Jungen waren in der Mehrzahl.

Es war ein großer Erfolg. Die Frau, die vor dreißig Jahren den Festsaal des berliner Rathhauses zur Abhaltung einer Frauenversammlung (im Sinne der Emanzipation) erbeten hätte, wäre jedenfalls für noch naiver gehalten worden als der Sozialist von heute, der den Magistrat um die selbe Gunst anzufragen wollte. Und wer weiß: wieder dreißig Jahre, — und ein Sozialistenkongreß tagt vielleicht eben so frohgemuth im Rathhause wie jüngst der Frauenkongreß. Sind doch in diesen Kongreßtagen die ersten — leider zu fanatisch gestimmten — sozialistischen Reden von der Rednertribüne des Rathhauses erklingen und die Väter der Stadt haben, weil sie nicht anwesend waren, die Gelegenheit, ihr Haupt zu verhüllen, versäumt.

Und die Presse! Die selben Berichterstatter, die vor wenigen Jahrzehnten ihre Federn in Gift tauchten, um den unerhört lächerlichen Forderungen einer kleinen Minorität von Frauen den Garaus zu machen, überbieten sich jetzt in sympathischen Kundgebungen und viele von ihnen reden sogar anspruchsvollen Frauenbestrebungen das Wort. Als ich vor sechsundzwanzig Jahren meine erste radikale Schrift über die Frauenfrage herausgab, hieß es in einer der verbreitetsten Zeitungen: „Seit Hedwig, die Banditenbraut, Aufsehen in der Literatur machte, ist noch keine zweite Hedwig mit so abenteuerlichem Glanz in die Öffentlichkeit getreten wie die Verfasserin von ‚Der Frauen Natur und Recht‘.“ Wandlungsfähigkeit ist gewiß kein Verbrechen. Hellsehen, Fernsehen: solche Fähigkeiten fordert Niemand von der Presse; wohl aber darf man verlangen, daß sie unkluge Ansichten, die sie vorher verbreitet hat, widerruft, wenn es gilt, statt einer absterbenden eine neue Weltanschauung auf den Schild zu erheben. Und Das ist jetzt geschehen. Ob der Kongreß dem Zweck, Propaganda für die Frauenbewegung zu machen, entsprochen hat? Ich glaube: ja, ungefähr so, wie eine internationale Kunst- oder Gewerbeausstellung der Kunst oder dem Gewerbe dient. Ist der Genuß an der einzelnen Leistung — nur über ein gewisses Maß von Aufmerksamkeit verfügt der Mensch — auch problematisch: die Totalsumme der Kraft, die einer Bewegung innewohnt, wird doch veranschaulicht. Es giebt so viele Parthörige und Kurzsichtige. Der Kongreß hat ein Gesamtbild entrollt, gewissermaßen ein weithin sichtbares Monumentalgemälde al fresco, das wie ein Flammenzeichen wirkt. Auch die Kurzsichtigen zwingt es zum Sehen.

Heute erscheinen die Frauen noch zum Kampf gerüstet, als streitbare Kriegerinnen. Minerva ist ihre Schutzgöttin. Möge das Symbol des nächsten internationalen Frauenkongresses eine Viktoria sein, im Schmuck der Palme.

Hedwig Dohm.



## Die kurzsichtige Geschichte.

Er war hochgradig kurzsichtig. Ohne Brille vermochte er seine eigene Hand nicht mehr deutlich zu erkennen, wenn er sie auch nur auf die Länge seines eigenen Armes von sich weghielt. Sie erschien dann verschwommen und schattenhaft; der Ring daran war nur ein strahlender Kreis, dessen Formen und Umrisse in einem trüben Glimmer auseinanderglitten. Er sah sehr gut, sehr scharf sogar, wenn er seine Brille aufhatte. Sein Auge reichte dann so weit wie das eines alten Jägers; er sah die Lerche über sich wie einen festen Punkt am Himmel schweben und konnte sogar das leise Flattern ihres Flügels erkennen, wenn sie hoch über ihm im blauen Aether versank.

An einem stockdunklen Spätherbstabend stand er auf der breiten Strombrücke, wo in langer Reihe die Laternen mit ihren dreieckigen Gasflammen wie helle Sterne brannten und man über die Brücke weg noch in eine Straße mit den hinter einander brennenden Lichterreihen schaute. Er stand auf dem Strompfeiler und schaute durch die Brille auf die dunkel tief unten rauschenden Stromschnellen, über die ein matter Schimmer von den Gasflammen in die nasse Finsterniß fiel.

Wer ihn so von der Seite, mit dem halb über gebeugten Antlitz, hätte sehen können, würde erschrocken sein über den verräuschten Ausdruck seines Antlitzes. Nichts als Jammer und Enttäuschung war die letzte Zeit seines Lebens gewesen. Alle Hoffnungen waren fehlgeschlagen. Zuletzt hatte sie ihn verrathen, auf die er lange geharrt; er hatte einen Entseßensblick in die Verderbtheit eines treulosen Weibes gethan; er mochte nicht mehr leben. Der Strom sollte ihm Vergessenheit bringen; ein Sprung da hinunter über das Brückengeländer weg in die Tiefe, — und Alles sollte vorüber sein.

Ihn schwindelte schon und der Schwindel wollte ihn hinunterreißen. Wahnsinnstränen traten ihm langsam in die Augen, da er an all den reißenden Schmerz der letzten Tage dachte. Trüb wurde es ihm vor den Augen, die Thränen beschlugen ihm die Brille. Aber untergehen im Strom wollte er, nicht unten auf den Pfeilerfuß stürzen, um vielleicht mit zerschlagenen Gliedern liegen zu bleiben. Untergehen! Genau hinschauen, wo er hinspringen wollte! Die Brille war getrübt, er konnte nicht deutlich sehen. Ich werde sie reinigen, dachte er. Mochte das Zittern seiner Hand daran schuld sein oder ein Fehlgriß: in dem Augenblick, da er die Brille vom Angesicht zog, entglitt sie ihm plötzlich und entfiel seiner Hand. Er hörte deutlich, wie sie unten auf den Pfeilerfuß fiel und wie die Gläser klirrend zersprangen. Dann fielen die Scherben ins Wasser.

Er starrte hinunter. Da war es ihm langsam, als sei er schon selbst in den Wellen untergegangen, denn nichts mehr war deutlich um ihn. Unten, wo er den Strom rauschen hörte, war Alles ein Nebelmeer, über dem es zu rauchen schien und nur noch ein weißes Etwas wie ein Fleck schwamm, wo er erst die Wellenbrandung gesehen hatte. Er blickte auf; und da, wo vorher die Laternen der Brücke gebrannt hatten, sah er zu seinem geheimen Schrecken lauter innerlich erzitternde Feuerräder. Eine schier unabsehbare Reihe von großen Lichträdern, die wie flammende Scheiben, wie große Monde, hinter einander in der Luft schwebten, glühte ihm entgegen. Und in jeder dieser Scheiben sah er einen

schwarzen Punkt, der wieder von einem goldenen Ringe umglüht war, und der Punkt schwamm finster in der hellen Feuer Scheibe hin und her, wie Sonnenflecken in der Sonne . . . Ja, lauter trübe Sonnen und gelbrothe Monde waren über der Brücke in langer Reihe hinter einander aufgerollt und in diesen Monden gingen schwarze Strahlen vom Mittelpunkt zum Rande und wurden bald länger, bald kürzer, — und der finstere schwarze Punkt schwamm darin herum.

War er denn schon ertrunken? War er denn schon untergetaucht in die andere Welt, wo man mit trüben, großen Monden sich den Weg beleuchtete? Und wo Alles so ganz anders aussah?

Nein, er wußte es ja ganz genau, ihm waren nur seine Augengläser entfallen und sein Auge war waffenlos den Erscheinungen der eigenen Kurzsichtigkeit preisgegeben. Aber wie seltsam, wie neu war dieser Zustand, trotzdem er schon manchmal die Feuerräder des Abends gesehen hatte! In seinem nagenden Schmerz wühlte er sich in die Vorstellung hinein, daß er nun schon ertrunken sei und daß diese aufflammenden Feuerräder nur noch aus dem Todesraum aufgequollen seien, als ihm das Stromeswasser in die Ohren und in alle Sinne quoll, um ihn zu erstickten.

Wie wohl that diese Empfindung, dieser Gedanke! Nie mehr wollte er mit bewaffneten Augen die scharfe Nüchternheit, den festen Umriss der Gestalten sehen, nie mehr ein bestimmend brennendes Licht, das ihm weh that, wenn es sein Leid so scharf beleuchtete. Aber hier nun wie ein abgeschiedener Geist im Jenseits zwischen den Hunderten von leuchtenden trüben Mondscheiben dahingehen, über die Brücke wandeln und den anderen Zustand erleben: Das schien trösten, beschwichtigen, in Ruhe einhüllen zu wollen.

Eine Weile hatte er so in die lange Reihe der Lichträder gestarrt, als er beschloß, den Monden nachzugehen, von einem zum anderen weiterzukommen. Er richtete sein Auge auf den Boden unter sich, der im Dunkel trübe Lichtspitzen zeigte. Er begann zu gehen. Aber schon beim ersten Schritt war es ihm, als ob er Wasser träte. Ja, er mußte doch wohl schon unten im Strome sein, wo der Boden unter seinen Füßen wich. Er wollte den Fuß auf die Erde setzen, aber die Erde war einen ganzen Fuß tiefer unter ihm, als sie zu sein schien, und ganz verschwommen, wie ein überschwemmtes Land, war der trüb schimmernde Boden. Sein Fuß tappte nun da hinein und mußte immer tiefer treten. So war es ihm, als wiche bei jedem Schritt der Boden unter ihm, als wandle er auf weichen Wolken, in die sein Fuß sank. Er begann zu gehen und träumte nun erst recht, er sei in einer anderen Welt. Ob sie besser war als diejenige, die er verlassen hatte? Er wußte es nicht, aber sie war anders, ganz anders, — und in einer anderen Welt zu sein, Das, fühlte er, könne ihn trösten. Er wollte sich gar nicht daran erinnern, daß es nur seine Kurzsichtigkeit war, die das falsche Raumgefühl in ihm schuf; er wollte daran glauben, daß er in einem anderen Raume tappen mußte. Und so machte er sich auf, um unsicher, immer mit dem Gefühl, daß die Erde unter ihm zurückwiche, die Brücke entlang zu gehen.

Dunkle Massen kamen ihm entgegengerollt; er hörte wohl ihr Poltern und den klingenden Hufschlag, aber vor seinen Augen waren es nur formlose, schwarze Lawinen, die sich gegen ihn heranwälzten. In der früheren, in der

anderen Welt waren Das ja wohl die Droschken und Lastwagen gewesen; jetzt tauchte nur aus der Finsterniß irgend eine glühende Lichtkugel auf, die gespannt näher und näher heranwuchs, während sich die schwarze Lawine ihr nachwälzte. Dann konnte er einen Augenblick Etwas wie eine mit einem Splangewebe umflorte Laterne erblicken und Etwas wie den Schatten eines Thieres, — und darauf wälzte sich Alles wieder in die schwarze Lawine zusammen und die Lichtkugel wurde mit hineinverschlungen. Welche dunkle Wonne, nicht mehr zu erkennen, was das Alles war und wie es war, welche Befriedigung nach jähem Schmerz, daß es Alles doch nur in die chaotische schwarze Lawine eingeschluckt wurde! Drinnen in dem herangewälzten, formlosen Etwas mochten wohl feine Formen von engelschönen Menschengesichtern, Mädchengesichtern mit seidenen Kopfschleiern, in seidenen Kleidern und in seidenen Schuhen mit Rosetten, verborgen sein. Denn eben fuhren sie drüben in der anderen Welt, die in die schwarzen Lawinen eingehüllt war, zu den Bällen und Theatern. Rosen und Blumen trugen sie wohl im Haar, rosig athmeten wohl ihre Rippen und glänzend mochten ihre Augen um sich schauen . . . und Busen und Hände und Füße und Glieder waren schön und körperlich warm und edel geformt und fest und faßbar. Aber er sah sie nicht, denn das war Alles drinnen in der Lawine, in dem dunklen, verschleierte Etwas, das heranrollte, vorüberglitt, vorüberwich, wie der Erbschatten bei Mondfinsterniß über den Mond gleitet, als käme er aus einer anderen Welt, die mitten in dieser Welt darinnen ist.

Zum Monde blickte er auf von der Höhe der Brücke. Aber auch der Mond war ein Jenseitsmond. Der sah gerade aus, als hätte Gott ihn mit der Hand ausgewischt, ihn ganz breitgewischt, um ihn von der Tafel des Himmels auszublischen. Klar, eine enge, fest begrenzte Scheibe, hatte er ihn noch kurz vorher gesehen, wie er langsam über die Wolken zu wandern schien. Magisch, lebendig hell war sein Licht gewesen. Und jetzt sah er aus, als wäre Einer mit dem Armel darübergefahren: ein großer, aufgeblähter Ballon ohne klaren Umriss, in matten Regenbogenfarben verwischt und nur noch ein matt leuchtender Dunstball, der von einer blaßleuchtenden Atmosphäre umgeben schien. War denn der Mond in den chaotischen Zustand zurückgegangen wie im Anfang der Dinge? Die Sterne aber waren nur noch ein großes Spinnwebgewebe von matten Lichtfäden, das über den ganzen Himmel ausgespannt hing und wie glühende Leuchtwürmer hatten sich darin wunderfame kleine Monde gefangen, die aber Strahlenfüße zu regen schienen, wie Polypen und Tausendfüßler. Und große schwarze Punkte schwammen wie Infusorien auch hier darüber hinweg und mitten in den bleichen Dunstball des Mondes. Und dort glitten sie wieder um den Mondrand herum und wurden verschluckt, um an anderer Stelle wieder aus dem Licht geboren zu werden.

Welche fremde, neue Welt! Eine Welle hatte er so in diese Traumwelt, dieses Jenseits seiner Gefühle, gestarrt, das er doch mit leibhaftigen Augen, als er einen leichten Schritt hinter sich vernahm. Dann huschte ein langer klarer Schatten an ihm vorüber, um in der Dunkelheit zu verblassen. Wo er das nächste Brückenfeuerad seinen trüben Schimmer auswarf, da sah er dunklen Schatten wieder. Lichter werden; und obwohl Alles unbestimmt war, so er doch erkannt, daß es ein weiblicher Schatten gewesen sein mußte.

Da fühlte er sich mächtig nachgezogen. Etwas hatte ihn erinnert, eine

zufällige Bewegung, ein Rhythmus, in dem der verschwommene Frauenrock seinen Schleppzipfel über die Ferse geworfen hatte. War sie es, die ihn getäuscht, verrathen? War's eine Andere? Aus der Finsterniß seiner Erinnerung leuchtete es wie ein bekannter Hauch, wie ein schon Empfundenes, Geliebtes, auf. Es zog ihn der davongleitenden Gestalt nach.

Er huschte nun, noch immer auf dem unsicheren Boden tappend, ihr nach. Kannte er sie? Kannte er sie nicht? War sie jung? War sie alt? War sie schön, war sie unscheinbar? War auch sie Eine von den Ertrunkenen, die im strömenden Schattenreich, unbestimmt und aufgequollen, wie Alles, was er sah, sich durch das Leben mitwirbelte? Ja, war sie es, die ihn verlassen hatte, und war auch sie schon hier angelangt auf den Asphobeloswiesen? Er folgte ihr über die Brücke weg. Er folgte ihr in die Stadt, in das Straßengewühl. Er konnte ihre Füße nicht erkennen unter dem dunkeln Rocksaum, auch wenn er ihr sehr nahe kam. Auch ihr Umriss war nur unbestimmt. Aber am Bewegen glaubte er zu fühlen, daß sie jung sein mußte, schön, lebensvoll, trotzdem sie nur ins Unbestimmte eingehüllt war. Aus einem Laden fiel weißer Schein vom elektrischen Licht über sie und als sie hindurchging, leuchtete es um ihr Haupt wie ein Heiligenschein auf. Das war wohl der Glanz ihres seidenen Kopfstüches; aber in seinem Auge wurde es zur Aureole, in der ihr Haupt sanft ausleuchtete.

Daß er sie nur nicht im Gewühl der Menge verlor! Einmal war er ihr an der Seite gegangen, um ihr Antlitz zu sehen. Aber ach! da sah er nur einen bläulichfleischfarbigen Schein, aber ausgewischt war auch dieser Schein, wie eine fleischfarbige Mondfischel schimmerte es nur unbestimmt, wie der Hauch eines Menschenwesens. Hatte ihr Antlitz keinen Körper mehr? Nicht Stirn, nicht Mund und Kinn konnte er unterscheiden, nur ein zarter Farbenhauch und ein dunklerer Hauch war da, wo-in der körperlichen Welt die so lieblichen Erdengesichter mit den klargeschnittenen Augenlidern und dem Morgenroth an der schönen Linie der Nase thronen. Und hier nur noch Farbenhauch, verwischt Alles, zerfahren wie ein farbiger Dunstkreis. Es war wohl nur die gestaltlose Seele ihres Antlitzes; und nicht einem körperlichen Weibe, nein, nur einer Seele irrte er nach.

Und da war sie plötzlich abgebogen in einen hell erleuchteten Laden, wo Alles voll von ähnlichen Schattenfühlerinnen gedrängt stand. Aus einiger Entfernung meinte er in einen Fleischerladen zu sehen, wo schöne rothe Schinken und schwarze Würste und rosafarbige Kochschinken und zart fleischfarbige Braten lagen. Als er aber ganz dicht ans Schaufenster trat, um drinnen die Unbekannten zu erkennen, da bemerkte er mit Staunen, daß die rosafarbigen Schimmer und die rothen und schwarzen Erscheinungen bunte Tücher und Shawls waren. Nicht Schinken also kauften die Schattenfühlerinnen, sondern rothe und schwarze Umhängetücher und Shawls. Welche seltsame Welt! Ja, er war untergegangen, er sah die Materie selbst, -er sah das Urwesen selbst, in den Farbenflecken und Aureolen, in die alle leuchtenden Läden aufgelöst waren, — denn bestand nicht Alles aus den selben Elementen, wie es auch für das Auge nicht mehr unterscheidbar sich darstellte?!

Er starrte angestrengt in den Laden, wo die bunten Shawls hingen. Drinnen regten sich die Schattenfühlerinnen durcheinander; auch sie glaubte er zu erkennen, der er gefolgt war. Alle hatten sie statt der Gesichter nur mild

leuchtende, fleischfarbige Lichtflecke. Und da waren einige, die auch schwarze Kleider trugen, wie sie, — sie, die er plötzlich liebte und zu der ihn eine dunkle, undeutliche Leidenschaft zog. Jetzt aber war sie auf einmal hinter den anderen Gestalten verschwunden und Alles ging in einen Dunst auf, in eine farbige Wolke von Frauengestalten, deren er keine unterscheiden konnte.

Lange wartete er. Mehrere schwarze Schattenfrauen waren aus dem Laden herausgegangen, bei jeder hatte er geglaubt, es wäre die Rechte, aber bei jeder meinte er: nein, sie sei es doch wohl nicht. Endlich kam eine, die die gleiche hohe Statur zu haben schien. Ja, ja, sie ist's! so jubelte es in ihm. Sie bog ab, er folgte ihr. War sie es wirklich? Ach nein. Er ahnte nicht, daß sie längst hinaus war. Jene war eine Leichtsinrige gewesen, ein Mädchen, das einen schlimmen Ruf hatte. Wie begeistert war er ihr gefolgt, ihr, seiner Retterin vom Tode zum Leben in dem seltsamen Jenseits, in das er untergetaucht sein wollte. Nun folgte er einer Anderen, die er für sie hielt, der alle seine neuwachsenden Lebensgefühle gehörten. Ja, es war gewiß Jene, die er zuerst geliebt, ehe ihn die Andere verrathen hatte, — sie war es, sie mußte es sein. Es war eine verheirathete Frau.

So folgte er ihr. Auf einmal kam ein rothes Feuerrad und eine grüne riesenhafte Leuchtkugel herangerollt und die schwarze Gestalt schien gerade in sie hinein zu gehen. Entsetzliche Angst! Mußte Das nicht ein Pferdebahnwagen sein? Und war es nicht, als ob sie durch das Pferd hindurchschritt, als sie die grüne Kugel einen Augenblick verdunkelte? Er tappte nach. Da sah er, wie sie in den Wagen stieg und sich hineinsetzte. Er sprang mit auf, um ihr zu folgen. Drinnen saßen lauter bunte Schatten und mehrere dunkle, schwarze darunter. Welche war es nun, der er gefolgt war? Er starrte auf die zarten, farbigen Heiligenscheine der Gesichter . . . aber wer war hier jung, wer alt? Wer war Frau, wer war Mädchen unter diesen holden Schattenfüßlerinnen mit dem Schleier über ihren Gestalten, den er nicht durchdringen konnte?

Endlich hielt der Wagen an und sie, der er gefolgt zu sein glaubte, kam heraus. Als sie dicht an ihn trat, so nahe, daß er sie küssen konnte, da erkannte er mit namenlos selbigem Schrecken ihr Antlitz. Ja, — sie war es, sie selbst, die er in all diesen Gestalten geahnt, Gretchen, seine erste Jugendliebe, die er fast vergessen und die ihn doch nie vergessen hatte, er wußte es.

„Sehe ich Dich — nein, welch ein schöner Zufall! Weißt Du, daß ich Dir immer nachgegangen bin?“

Er begleitete sie mit diesen Worten nach ihrer Hausthür.

„Mir nachgegangen? Aber ich habe nichts bemerkt.“

„Run, Du warst doch im Schaukasten und dann stiegst Du auf den Pferdebahnwagen —“

„Aber nein — nirgends bin ich aufgestiegen in der Stadt, sondern immer im Wagen vom Lande herein —“

„So warst Du nicht —?!“

„Aber gewiß nicht.“

Er starrte vor sich hin. Wie Viele mochte er für die Eine gehalten haben, die gar nicht da war? Wie Viele hatte seine Phantasie mit dem Rhythmus ihrer Bewegung verklärt, weil sie ihm so lebhaft vorschwebte im Reich der Schattenfüßlerinnen?



Sie Alle waren nun die Eine und die Eine war in Allen, es war eine Seele in ihnen Allen, die lebendig mit dem Seelenschein des Antlitzes so mit einander verwechselt werden konnten. Welche nun die Rechte war, was that es? Fühlte er nicht die Einheit alles Beseelten auch hier in den süßen, schattenhaften Wesen, denen uns das Herz so zaubervoll nachzieht? Und als er noch an diesem Abend kosend in ihren Armen lag, die ihm, überrascht vom plötzlichen Wiedersehen, gern gewährend ihr Herz von Neuem schenkte, wie wunderbar erschien nun dieses nicht mehr schattenhafte, leibhaftige Bild, das ihn warm umschlang! Auf ihren schönen Händen sah sein Auge die Hautporen weitklaffend und zarte Härchen in den Poren, er sah die tausend Rinnen ihrer Hautfalten. In ihren schönen Augen sah er die rothen Aederchen der Augenlider wie mit der Lupe vergrößert und auf ihren kosenden Lippen die aufschwellenden Höhlen und Thäler des rosinen Hautgewebes, — ja, er sah dies porenreiche Gewebe wie im Vergrößerungsglase und fühlte, daß er nun nicht mehr im Jenseits der Schatten, sondern in einem Diesseits war, in einem blutreichen, eng gewebten Diesseits reizender Hautzellen und niedlichster Radenhärchen, die er viel deutlicher sah als andere Menschen, — „denn“, sagte er zu der neuerrungenen ersten Liebe, „weißt Du, mein Herz, daß ich gewöhnlich eine Brille von fünf Grad, alte Nummer, trage?“

Steglich.



Wolfgang Kirchbach.

## Selbstanzeigen.

**Kultur und Schule.** Präliminarien zu einem Schulfrieden im Anschluß an die preußische Neuordnung vom ersten April 1892. Zickfeldt in Osterwied.

Das Werk beabsichtigt, die gesammte Kulturlage der Gegenwart, namentlich auf deutschem Boden, als ein geschichtlich Gewordenes zu kennzeichnen und Dem gemäß eine geeignete Gestaltung unseres Schulwesens, hauptsächlich des höheren Schulwesens, zu entwickeln. Die Ausführung wird durch folgende Leitsätze bestimmt: Unsere großen Dichter und Denker, vor Allen Kant, Goethe und Schiller, schufen uns die geistige Einheit und in ihr den zielbewußten Willen, der zum „neuen“ Reiche führte. Dazu legte die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung auch bei uns den Grund für eine heimische Technik von modernem Gepräge, die im Verein mit dem neu belebten Handel, die innerpolitischen Schranken im deutschen Lande überfliegend, die Mittel gewährte, den „nationalen“ Bau auszuführen. Geniale Staats- und Kriegs-Kunst, von Fürstenweisheit getragen, wagte den Flug zu dem erträumten Ideale, für das die Werkstücke bereits gerichtet waren, und zwang es aus seiner kristallinen Höhe in die zähe Wirklichkeit, unter den Weisheitslägen deutscher Schwerter. Nun fällt von der Sonne des neuen Friedensreiches auch ein verklärender Strahl auf jene zerrissene Vergangenheit deutschen Strebens, in welcher der müde Blick so lange vergeblich nach Einheit gesucht hat. In diesem Schimmer formt sich uns das Gewirr des Geschehens zum Ganzen unserer Geschichte: im Begriffe der deutsch-christlichen Kultur, der langsam werdenden, einen sich uns die Gegensätze, die den Großen des vorigen Jahrhunderts unvereinbar schienen. Rechtfertigt dieser Gang unserer Kultur im Besonderen die Prinzipien der preußischen Neuordnung vom ersten

April 1892 auf dem Gebiete des höheren Schulwesens? Sind diese Prinzipien in den Lehrplänen u. s. w. vollständig zur Geltung gekommen? Diese Fragen bilden in meinem Buch den Mittelpunkt der Betrachtungen. Die erste Frage wird bejaht, die zweite wird verneint und danach erwächst die Aufgabe, eine schultechnische Ausführung zu geben, die jenen Prinzipien wirklich entspricht.

Braunschweig.

Professor Dr. Alexander Wernicke.



**Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen? Eine psychologische Studie.**

Verlag von Karl Dunder, Berlin.

Unserer bisherigen Heine-Literatur, die so überreich an biographischem und belletristischem Material ist, fehlte immer noch das Buch, das uns das eigentlich Individuelle, Eigenartige, in Heines Manier und Wesen näher gebracht hätte. Ich habe nun in meinem Buch, dem ich eine Bibliographie über die Heine-Literatur beigab, versucht, diesem Mangel abzuhelpen und Heines wunderliche Eigenart psychologisch zu erklären, weil wir ohne psychologische Analyse immer noch vor einem seltsamen Räthsel stehen würden.

J. E. Poritzky.



**Höhenluft. Alpennovellen und Aenderes.** Dresden, E. Pierfons Verlag. 1896.

Der Titel des Buches hat eine reale und eine symbolische Bedeutung. Mit einer einzigen Ausnahme spielen sämtliche Novellen in der hohen und reinen Luft des Gebirges. Und es soll in allen ein Hauch hoher individualistischer Weltanschauung zu verspüren sein und jene Steigerung des Ich, die der Kulturmensch im Hochgebirge erfährt. Jede der sechs Novellen hat ihr abgegeschlossenenes Milieu, ihre besondere Atmosphäre und Stimmung.

Dresden.

Hodo Wilberg.



**Um die Schönheit.** Verlag von E. Franke, München.


Ich rede hier von Schönheit in bildender Kunst. Mancher wird meine Sätze widerspruchsvoll und unverständlich finden; man wird experimentelle Bestätigung, Beziehung auf berühmte Theorien und die Verbeugung vor der allwissenden Physiologie vermissen. Ich bringe nicht einmal Beweise, ich erzähle nur, erzähle von dem Leben unserer Seele, das wir Alle leben und das Wenige kennen. Einseitig intellektuelle Bildung hat die Menschen verblendet, hat Gemüth und Phantasie verkümmern lassen. Wer wird mir glauben, wenn ich von der Gefühlswirkung der Formen und Farben spreche und in diesen verachteten „sinnlichen“ alltäglichen Ausgangspunkt und alleiniges Ziel der bildenden Kunst sehe? Wer b mir folgen, wenn ich von dem Wunder des Sichtbaren rede, das vor Jedem liegt und das beinahe Niemand kennt? Nur ein Erleben, nicht ein Lehren; diese Geheimnisse erschließen. Ich wünschte, meine Worte könnten dazu en. Ich habe Kritiken moderner münchener Kunstwerke beigelegt, um dem In Derer zu begegnen, die nicht glauben, daß Philosophie zum Leben leitet.

München.

August Endell.



## König Stumm auf Aktien?

 In gewöhnliches Börsengeräusch war es wohl nicht, das erzählte, die Hütten Stumms sollten in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Und schließlich darf sich auch ein dem Kurs von Diskontokommandit günstiges Gerücht doch einmal bestätigen. Das Dementi eines saarbrückener Blattes aber beweist sehr wenig. Denn erstens liebt ein gewisser König nur solche ihn betreffenden Nachrichten, die Allerhöchstersebst für reif zur Publikation hält, und dann war es leicht, das Hauße- und Baiffe-Wort „Aktiengesellschaft“ zu widerrufen, wo es sich vorläufig nur um eine Familiengründung in Aktienform handeln wird. Auf diesem Wege haben die Kraemer in St. Ingbert die Auseinanderetzung mit ihren Erben vorbereitet und es ist unter modernen Verhältnissen auch für die Familie Stumm ein bequemerer Pfad zum Zweck späterer Auftheilung nicht leicht zu finden. Der jetzige Chef ist über sechzig Jahre alt, hat fünf Töchter und keinen Sohn, er sieht alle seine Schwiegeröhne in ganz anderen Berufen und hat außerdem Brüder, die zwar fern vom Geschäft, doch daran theilhaft geblieben sind; dazu kommt noch der Besitz der großen halberger Hütte, an dem sein Schwager Böding wesentlich theilhaft ist, und der starke Antheil an der dillinger Hütte, die allerdings schon Aktiengesellschaft ist. Das sind verwickelte Eigenthumsbeziehungen; und es würde dem unendlichen Fleiß des nur für seine Kinder sammelnden Mannes schlecht anstehen, wenn er das Werk seines Lebens nicht für die Zukunft sichern wollte. Hier ist auch der Punkt, wo die allgemeine Bedeutung dieser Angelegenheit beginnt. Denn für die Saarindustrie und gewiß auch für das Rheinland und Westfalen ist es keineswegs gleichgültig, was aus einem gewaltigen Betriebe wird, den auch geistig bisher ein Einziger leitete und repräsentirte. Zu den Elementen, die das Riesengeschäft hochgebracht haben, gehört auch das Gewaltthätige der Persönlichkeit, deren einschneidender Einfluß, sei es nun in Kanal-, Zoll- oder Arbeiterfragen, eine in Preußen vorher nicht erlebte Erscheinung war.

Die Entwicklung der Hütten Stumms ist im Großen die des Saarreviers überhaupt. Man wird fragen, weshalb gerade der alte Stumm sich in dem später auch fruchtenmäßig so günstigen Neunkirchen niederließ, inmitten der Kohlen, während seine Konkurrenten sich in das Minettegebiet hineinsetzten. Die Antwort hierauf müßte den zufälligen Wohnort jener Industriellen berücksichtigen, deren ursprüngliche Thätigkeit ja in irgend einem Handwerk, wie Schlosserei oder Schmiederei, lag. Außerdem fiel die Gründung einiger dieser Hütten noch vor die Zeit des Zollvereines. So standen die Gebrüder Kraemer in St. Ingbert unter Bayern, Adolf Kraemer auf der Quint bei Trier unter Preußen; er verheiratete zumeißt Eisselerze. Die Gebrüder Stumm — sie geben selbst die Dauer des Betriebes mit den Worten: „Zeit dem sechzehnten Jahrhundert“ an — bezogen meist nassauische Erze; 1857 entstand dann unter Assistenz eines belgischen Finanzministers die burbacher Hütte, deren Aktien noch heute ausschließlich Belgien gehören sollen; 1869 entstanden R. Böding & Co. in Brebach, deren bedeutende halberger Hütte den Schwager Stumm zum Theilhaber hat (ursprünglich waren die Bödings auf der Abenteuerhütte, bis dann einer der Brüder weichen mußte und in Mülheim am Rhein ein Radwalzwerk gründete); 1882 kommen die Gebrüder Röding in Völklingen auf, die wichtigen Gegner Stumms, bis

ein Saareisen-Syndikat wenigstens dem geschäftlichen Kampfe ein Ende macht. Ferner ist da die billinger Hütte, ein Werk, das schon seit 1685 im Betriebe ist und in diesem Jahrhundert von Franzosen finanziert wurde, bis Stumm die Hälfte der Aktien erwarb und seitdem dieses Blechwalzwerk, das neben Weißblech auch Panzerplatten macht, vollständig majorisiert. In Stumms eigenem Betrieb werden Bleche nicht fabriziert, aber er interessierte sich, als ein reicher Mann, der Umschau hält, für die billinger Produktion, wie es ihm einst die gußeisernen Röhren der halberger Hütte angethan hatten. Auch an dem großen Ruf der burbacher Hütte in Eisenträgern hat Stumm insofern ein Verdienst, als ihn die starke Rivalität in Schienen zu einer Konvention unter den Saarindustriellen veranlaßte, wonach man Durbach die Eisenträger — gegen Verzichtleistung auf fernere Schienenfabrication — ganz allein überließ. Durch die Annexion von 1871 kamen noch zwei Werke hinzu: das in Ars an der Mosel, das schon viel Schweres erlebt hat, und das große Werk de Wendel in Hayingen. Im Jahre 1871 repräsentirte die eben erwähnte Firma, die sich sofort auf reichsländischem Boden festsetzte, ein volles Fünftel der gesammten deutschen Roheisenproduktion; daraus entstand damals das unbehagliche Gefühl unserer Montanmänner, das ja auch durch die so herbeigeführte Verschärfung des Krachs als berechtigt erwiesen wurde. Heute wird fast die ganze Produktion de Wendels, die seitdem noch enorm gewachsen ist, fast ausschließlich in Deutschland selbst abgesetzt.

Stumm selbst hat die ererbten väterlichen Hütten in schwierigen Zeiten und als noch junger Mann übernommen. Es waren Zeiten, wo die Saarwerke fast sämtlich darniederlagen, weil die ihnen zunächst liegende Minette als phosphorreich kein Qualitäts Eisen ergab, also die Erze mit theurerer Fracht aus weiter Entfernung herbeizuholen waren. Stumms Eisen hatte, als aus nassauischem Erz verhüttet, schon vom Vater her einen guten Ruf. In den fünfziger Jahren wurden die großen Eisenbahnneze gebaut und die Firma konnte an Schienen und Zubehör Lieferung auf Lieferung zu Preisen an sich nehmen, die heute, wo doch immer noch ein Schienenring besteht, märchenhaft erscheinen.

Es kam das Jahr 1879, die Aera des Schutzzolles begann. An dieser Wendung der Dinge hatte neben Baare vom hochmurer Gußstahlverein gerade Stumm den Hauptantheil; die eingeführte Tonne Eisen oder Stahl wurde von nun an mit 25 Mark Zoll belegt. Da der Durchschnittspreis (zwischen 80 und 110 Mark) mit etwa 100 Mark angenommen werden kann, so macht diese Lage 25 Prozent aus, die in der Preiskonkurrenz mit dem Auslande fortan nicht mehr berechnet zu werden brauchten. Diese Zahl, mit den achtzehn Schutzjolljahren und der Durchschnittsproduktion der einzelnen Werke verrechnet, könnte die Gewinne unserer Eisenhütten annähernd bezeichnen. Bei Stumm kommt aber noch ein weiterer Glücksfall hinzu, den er sich allerdings wieder mit seiner persönlichen Energie nutzbar machte: die neu erfundene Thomastirung des Eisens. Bekanntlich hat das Eisen seinen schlimmeren Feind als den Phosphor, der es brüchig macht. Wegen des sehr starken Beisazes von Phosphor waren die lothringer und luxemburger Erze schwer verwendbar und geringwerthig. Das Thomasverfahren ermöglchte nun erstens das Entphosphorifiren des Eisens, zweitens dessen Veredlung zum Qualitäts Eisen, drittens die Verwendung der Thomas Schlacke für die Kunstdüngerfabriken. Mit einem Schlage wurde nun Minette gerade

besonders werthvoll; und wiederum war es Stumm, der das Verfahren von dem h6rder Bergwerk zuerst erwart und zu den ersten derartigen Betrieben die Kosten nicht scheute. So ist es gekommen, da6 sein Haus — und auch die halberger H6tte — von dem Beginn des Thomasverfahrens einen weiteren gro6artigen Aufschwung datiren konnte. Der Umfang der Produktion beider Werke ist nat6rlich wenig bekannt, da nur Aktiengesellschaften ihren Jahresbericht herausgeben m6ssen. Die mir vorliegenden Ziffern kommen aus der Statistik des Kreises Saarbr6cken und ergeben von allen f6nf Eisen- und Stahlwerken des Reviers bei Stumm den gr66ten Ertrag. Die Firma erzeugte 1895 an Roheis 120 379 Tons; Roheisen (wobei auch die Produktion in Lothringen mitgerechnet wird) 193 410 Tons; Gu6eisen 5105 Tons; Fabrikate 175 119 Tons; Gesamtverf6rbung 176 250 Tons; hiervon Ausfuhr 64 324 Tons; hiervon 6ber See 26 932 Tons. Die Produktion soll sich 1896 noch bedeutend gehoben haben. Man sieht also, da6 Stumm dem Schutz Zoll besonders viel verdankt, n6mlich seinen Meistabsatz im Inlande. Die Roheisenproduktion kommt zum jetzigen Preise mindestens auf einen Betrag von 20 Millionen Mark, an denen mir unbefangene Fachleute einen Gewinn von zwei Millionen vorrechnen. Wie hoch Stumm sein Einkommen angiebt, wei6 ich nicht; an Gewerbesteuer zahlte er vor einigen Jahren 6ber 3000 Mark und heute zahlt er gewi6 nicht weniger. Stumm hat auch die gr66te Arbeiterzahl; im vorigen Jahre besch6ftigte er 3882 Leute. Dann folgt Burbach mit 1400 Arbeitern weniger.

Stumms Eisenwerke haben einen Vorzug mit allen deutschen gemein: den Zollschutz; einen Vorzug aber, den nur sie haben: ihre Lage. Neunkirchen liegt n6mlich am Ausgangsthor nach Deutschland und alle anderen Saarf6tten m6ssen 6ber Neunkirchen. De Wendel z. B., die doch weit gr66er als Stumm sind, zahlen noch die Fracht von Hayingen bis Neunkirchen. Stumm soll aber nach de Wendel die reichsten Erz-Konzessionen in Lothringen besitzen; und wenn der hier so oft besprochene Mosel-Kanal trotz allen Gegenmachinationen einmal zu Stande kommt, d6rfte ein Verlegen der Werke von Neunkirchen nach Driedenhofen kaum aufgeschoben werden. Die halberger H6tte hatte 1895 6ber 2200 Arbeiter; sie erzeugte nur 33 288 Tons Roheisen, aber daf6r 46 409 Tons Gu6eisen, d. h. 6ber neunmal mehr als Stumm selbst. Gegen 1894 ist allerdings eine Abnahme zu verzeichnen. Die dillinger H6tte, deren halbe Einnahme gewi6 Stumm aus seinem Aktienbesitz zuflie6t und deren F6hrung er mitbestimmt, hatte 2143 Arbeiter; sie erzeugte 63 414 Tons Roheisen und 34 239 Tons Fabrikat.

Aus Alledem sieht man, da6 die Umwandlung der Firma Stumm nur mit einem sehr gro6en Aktienkapital bewirkt werden kann. Ob dieses Kapital noch in des Vorbesizers Hand bleibt und nur ein so kleiner Theil herauskommt, da6 eine offizielle Kursnotiz m6glich ist, 6ndert an der Bedeutung der Umwandlung wenig. Ung6nstig k6nnte das Unternehmen nur von der Herstellung des gro6en Schiffahrtbetriebes von Mannheim nach Stra6burg beeinflusst werden. Damit w6rden n6mlich S6d- und S6dwestdeutschland, die Schweiz und Italien, also die Hauptkundschaft der Saarindustrie, 6ber K6ln und D6sseldorf mehr dem Rheinland und Westfalen zufallen. Zum Gl6ck w6rde dann auch die fiskalische Kohle im Elsa6 zu Gunsten der Ruhrkohle zur6cktreten, — und so wird auch hier wieder der Fiskus wohl die Sache der Saarindustriellen eifrig vertheidigen. Pluto.



Berlin, den 17. Oktober 1896.

## Montjarret.

In Versailles, wo er sich von den Strapazen des viertägigen Monarchenspieles für kurze Nachstunden ausruhen durfte, hatte Herr Felix Faure, der Präsident, einen köstlichen Traum. Die Gemächer der Marquise von Maintenon waren ihm eingeräumt worden und der frühere Gerber dehnte die ermatteten Glieder in dem Zimmer, das einst die Auf-  
führung von Racines Esther gesehen hatte. Lange fand der übermüdete Mann keinen Schlaf. Der armen Wittwe Scarron mußte er denken, die sich schlau als Erzieherin in das Herz des Sonnenkönigs schlich und mit leisen Künften mählich die schöne Montespan verdrängte, die fromm war und klug und diskret und ihren Frauenseldzug so fein und so vorsichtig führte, daß der zu galanten Abenteuern kaum noch gelaunte Louis die fünfzigjährige Freundin eines Tages heimlich heirathete. Dafür war sie auch aus Bordeaux, — die Leute aus den Küstenstädten haben sich häufig durch besondere Lebens-  
künstlerschaft hervorgethan; und er, Felix I., war aus Havre gekommen und ruhte nun, als Freund eines legitimen, gekrönten Kaisers, der zwischen den Brunnmöbeln Ludwigs des Vierzehnten nebenan schlief, in dem Zimmer der Maintenon. Wie oft mochte Françoise schlaflos hier gelegen und der Frage nachgesonnen haben, ob es nun nicht bald an der Zeit sei, das Geheimniß ihrer Ehe der Welt zu enthüllen . . . Herr Felix Faure streckte  
1 Wonneschauern den sehnigen Körper. Warg nicht auch er ein Geheim-  
ßim keuschen Busen und konnte nicht morgen vielleicht schon der Tag grauen,  
er es entschleiern sollte? Er kicherte leise, klemmte im Dunkeln rasch noch  
mal das geliebte Monocle ins Auge und schlief dann, ein seliges Nähn  
f zärtlich gespißten Lippen, sanft ein . . . Da wars ihm, als thäten

die hohen Thüren sich plötzlich auf: in ernster Feierstimmung nahen die drei geputzten Gruppen, die bis zur Verhaftung der Madame Capet beim Lever de la Reine niemals fehlen durften. Alle kamen, die auf den historischen Tabourets draußen so lange gewartet hatten, eine verschlafen aussehende Prinzessin überreichte das gestickte Hemd und die große Ceremonie der Toilette nahm ihren Fortgang bis zu dem Augenblick, wo die Vorsteherin der Taschentücher-Abtheilung drei zarte, duftende Spitzengewebe der hohen Herrin zur Auswahl auf einem goldenen Teller präsentirte. Endlich, als das Weihesest des Ankleidens beendet und, mit dem Beistand des Almoseniers, ein Gebet gesprochen war — bis in den Traum des Präsidenten der atheistischen Republik stahl sich ein leises Staunen über die ihm ganz neue Regung der Frömmigkeit —, trat der Sonnenkönig selbst in das mit Weihrauchwohlgerüchen parfümirte Gemach, jung und strahlend und ganz unförmlich verliebt, nahm die Braute artig beim weißen Händchen und führte sie durch die knirschende Schaar der Hofbienerschaft bis an die harrende Galakutsche. Zwei ehrwürdige Mitglieder des höchsten Adels, die bei der grande entrée vorhin gefehlt hatten, hoben die Hulbin hinein, — und nun saß sie dicht neben ihm, neben dem Geliebten, Allmächtigen. Scheu und schüchtern senkte sich gleich ihr Blick; nur einmal, als sie seitwärts zu blinzeln wagte, sah sie, daß ihr Nachbar keine Perrücke trug und einen braunen, gekräuselten Spitzbart hatte. Wohin die Fahrt ging? Sie wußte es nicht; sie war wie betäubt von dem ringsum dröhnenden Jubel des glücklichen Volkes. Und weiter und immer weiter rollte der Wagen, ihr wars, als schwebte sie auf weichen Federkissen durch warme Lüfte, — da überheulte ein fremder, schrill klingender Ruf den Jubel, der Ruf: Vive Montjarret! Und abermals, mit beinahe höhnischer Färbung: Vive Montjarret! Der Träumer fuhr erschreckt aus den Kissen: ach, . . . er hatte die Zeit verschlafen, hatte sich im Bett der Maintenon in die Rolle der heimlichen Königin, die zum ersten Male dem Volk vorgeführt wird, hineingeträumt und unten wartete längst schon die Kaiserkutsche, in der er das Zarenpaar auf den Bahnhof geleiten sollte. Ganz vorn hielt auf stolzem Roß der erste Piqueur des Präsidentenpalastes und ein paar halbwüchfige Patrioten brüllten aus voller Kehle ihm ins Gesicht: Vive Montjarret! Dem forschenden Vorreiter ein Hoch: der Traum des Herrn Felix Faure war beim Leuchten des Tages ins Leere zerronnen.

Wie diesem jäh aufgeschreckten Träumer, so ungefähr muß, wenn man unseren Zeitungen glauben darf, nach den Russentagen jetzt den

armen Franzosen zu Sinn sein. In der officiösen Presse stritten zunächst, wie gewöhnlich, zwei Ansichten mit einander: eine pessimistische, die vielleicht auch dem Wunsch entsprang, für neue Artillerieforderungen rechtzeitig Stimmung zu machen, und eine heiter friedsame, die mehr dem Ruhebedürfniß des schillingsfürstlichen Gutsherrn von Werki zu entsprechen schien und, da der greise Genssenjäger über das weiter tragende Sprachrohr verfügt, beherrschend bald durch die deutschen Lande klang. Für die spärlicher aus der Wilhelmstraßenküche gespeisten Blätter gab es schon von der ersten Stunde an keinen Strupel noch Zweifel: das ganze Schaugepränge, schmetterte die Kulikapelle, bedeutet nichts, die Franzosen sind schmächtig dupirt, denn der Zar hat auch diesmal keinen festen Vertrag mit ihnen geschlossen. Dabei konnte der aufmerksame Forscher, der sich vom aufsteigenden Gel nicht an den Holzpapierstudien hindern ließ, noch allerlei lustige Nuancen entdecken. Den Gelehrten der Vossischen Zeitung, die zwar nicht den Fürsten Bismarck, als seine Frau gestorben war, aber der Wittve Stambulow ihr Beileid bekundeten, hatte irgend ein diplomatisches Hühnchen vom Hof die große Neuigkeit aufgepickt, ein bündiger Vertrag sei nicht vorhanden, sondern nur ein kurzer Entwurf, dem oben drein noch die Unterschrift der maßgebenden Männer fehle. Und Herr Theodor Wolff, der pariser Botschafter der Großmacht Mosse, der im Tempeldienst des Bel zu Babel immer erfreulichere Fortschritte macht, hatte gar für Zeit und Ewigkeit vor der Geschichte festgestellt, der Zar habe sich unter den Franzosen fremd und unbehaglich gefühlt. In dieser Tonart rauschte die Weiße dann durch das niedere Gefträuch des Blätterwaldes weiter und der deutsche Philister, der sich nach der Ladenschlußstunde froh mit den Nordmären aus der fernen Türkei beschäftigt, glaubt jetzt inbrünstig, das Schauspiel, das zwischen Cherbourg und Châlons aufgeführt worden ist, sei eben ein Schauspiel nur. Die Franzosen haben sich, so denkt er, gründlich blamirt; der Weiße Zar nimmt ihr Geld gern aus Wittes Hand und schlürft ihre Schmeicheleien befriedigt ein, aber er mag keinen Franzosen leiden und lacht sich heimlich wohl ins schmale Fäustchen. Hat ihm der Großherzog von Hessen nicht erst neulich ein Regiment verliehen? War Herr Schischkin, Robanows Nachfolger, nicht der Frühstücksgast des wachsamten Onkels Chlodwig? Und ist die Kaiserin Alexandra nicht eine kerndeutsche Frau? Nein, — zur Unruhe giebt es wirklich nicht den allergeringsten Grund und es wäre rucklos, wenn man einer Komödie wegen etwa gar einen Kursturz bewirken wollte. Die muntere Marianne hat ein paar Tage



geträumt, ein leidenschaftiger Monarch führe sie als legitime Gesponsin heim; nun ist sie aus dem Schlummer erwacht und merkt zu ihrem Schrecken, daß ein schlauer Verführer sie tändelnd genarrt hat, — und nun dämmert ihr auch schon die Erkenntniß, daß ihr Jubelruf eigentlich immer nur Montjarret galt, dem strammen Vorreiter, der dem Dirnensinn höfischen Glanz und höfische Wunder verkörpert. So erfüllt die Presse die ernste Pflicht, das Volk zu erziehen und politisch zu erleuchten; so hat sie, ganz so, in Frankreich vor siebenundzwanzig Jahren diese Pflicht erfüllt und ein bethörtes, verblendetes Volk bis nach Sedan geführt. Wir wollen den gefährlichen Weg lieber nicht erst beschreiten. Es ist ein alter Bauernbrauch, wenn ein Gewitter heraufzieht, mit grünem Holz, altem Papier und trockenen Blättern rasch ein mächtiges Herdfeuer anzufachen. Der aufsteigende Rauch, so raunen wohl alte Bäuerinnen, sei dann der beste, bewährteste Bligableiter. Ein mündiges Volk darf sich von dem Qualm solches Aberglaubens die Vernunft nicht umnebeln lassen; es findet den besten Bligableiter in seiner still gesammelten Kraft und es muß verlangen, daß die drohenden Zeichen ihm frühzeitig gekündet werden, damit es sein Haus bestellen kann, ehe noch das schwarze Ungewitter am Himmel steht.

Einstweilen ist der Himmel noch hell; aber ein scharfes Auge sieht in West und Ost doch schon kleine Wölkchen, die sich schneller vielleicht, als heute Mancher für möglich hält, zu dichten, drohenden Massen zusammenballen können. Wenn Heinrich Heine, der französische Staatspensionär, noch lebte, würde er finden, daß die See nicht mehr nach frisch gebackenem Kuchen, sondern nach schwefligen Dünsten riecht; die stolzen Tage der Julirevolution, die dem auf Helgoland träumenden Dichter in Druckpapier eingewickelte Sonnenstrahlen an den rothen Strand spülten, sind vorbei und Monsieur Le Grand, der greise Tambour der Großen Armee, würde jetzt keinen geisterhaften Totenmarsch mehr schlagen, um in dem Hörer die Erinnerung an das weite, weiße Leichensfeld an der Moskwa zu wecken. Der alte Streit, der Franzosen und Russen so lange entzweite, ist eingesharrt, werthvolle Freundschaftsbände vereinen die beiden Völker, das Gefühl treuer Waffenbrüderschaft beseelt ihre Heere, — und Nikolaus, der Gossudar Imperator, der diese Kunde der lauschenden Welt mittheilt, tauscht mit dem Lederrentier Felix Faure zärtliche Bruderküsse. Das ist keine dynastische Episode, kein verhallender Lärm höfischer Schaustellung; es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß von kaum zu überschätzender Bedeutung und nur ausbündige Thoren, die der vom Bösen bedrängte

Doktor Faust schon grimmig verhöhnt hat, können nach Bedantenart nun auch noch „was Geschriebenes“ fordern. Geschriebene und gestempelte Verträge sind im Lauf der Geschichte sehr häufig, sobald der politische Augenblicksvortheil es heischte, leichtfertig und frech gebrochen worden und sie können — ein gutes Geschick mag uns die Erfahrung ersparen — jeden Tag wieder gebrochen werden. Wenn zwei große Völker aber in heißer Umarmung liebend einander umklammern, dann braucht also der geschlossene Bund keine Unterschrift und kein Siegel. Die Feinde der Bourgeoisrepublik, die Cassagnac und Zaurès, mögen, um der gehassten Regierung Verlegenheiten zu schaffen, die Frage nach dem papiernen Bündnißvertrage aufwerfen; den Deutschen hat die Zarenwoche eine kaum mehr mißzuverstehende Antwort gebracht. Die beiden Völker haben endlich einander gefunden, die russisch-französische Alliance, die Polte Gerlach vor vierzig Jahren drohend schon am europäischen Horizont aufsteigen sah, ist nun Wirklichkeit geworden. Nikolaus Alexandrowitsch konnte nicht deutlicher sprechen, als er gesprochen hat; was er weise verschwieg — das gemeinsame Gefühl, dem der seltsame Bund entkeimte —, Das hatte, als Tocqueville noch Minister war, der erste Nikolaus in einem Gespräch mit Lamoricière schon mit dem Satz bezeichnet: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire et ci cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Seitdem hat der Flächenraum der politischen Betrachtungen sich gewaltig erweitert, die Epoche, die man die der europäocentrischen Anschauung nennen könnte, liegt hinter uns und der neue Zweibund bedroht in Asien auch das britische Weltreich mit ernstester Gefahr, — gewiß; und dennoch kann Blindheit nur oder Leichtsinns leugnen, daß er seine schärfste Spitze gegen das junge Deutsche Reich richten wird. Der Jubel, der den Rußenherrscher umbrauste, galt nicht einem Friedensfürsten, nein: er galt dem Tsar Réparateur, der die Erinnerung an die Niederlage des Korjenneffen in rothen Strömen Borussia's ertränken soll.

Das wußte der junge Herr Nikolaus und ging doch nach Paris. Er hat seine Rolle mit einer Geschicklichkeit durchgeführt, die ihn als den echten Erben byzantinischer Künste zeigt; jede Partei erhielt von der Monarchengunst einen Gruß, jede ehrte der Gast mit einer artigen Verbeugung: die Merikalen freuten sich über den Empfang des Erzbischof-Kardinals und den Besuch der Notre-Dame-Kirche, die Bonapartisten über das lange Verweilen an Napoleons Gruft und über die Huldigung vor der Vendôme-Säule, den

Legitimisten zur Wonne wurden die geächteten Herzöge eingeladen, die Opportunisten sonnten sich in dem Glanz, der das Denkmal Gambettas beschien, und den Radikalen war der Besuch, den der Zar den Kammerpräsidenten Doubet und Brissson machte, die froheste Ueberraschung; sogar die gesitteteren, zahmen Sozialisten, die Herr Baudin würdig vertrat, brauchten diesmal nicht leer auszugehen. Auch sonst war Alles mit äußerster Sorgfalt vorbereitet; die Anwesenheit des Säuglings bewies, daß sich die Gäste ganz wie zu Hause fühlten, und die auffallend hübsche Mama, die, wie man rechtzeitig verbreitet hatte, nicht als Deutsche, sondern als Engländerin erzogen ward, gewann mit ihrem Reiz rasch alle Herzen. Man darf, trotz dem moskischen Botschafter, getrost glauben, daß sich das Pärchenpaar an der Seine besser amüsirt hat als vielleicht jemals vorher in seinem jungen Leben. Der Sohn Alexanders des Dritten ist wohl nicht leichten Herzens nach Paris gegangen; es kann einem Selbstherrscher doch nicht gerade angenehm sein, täglich von früh bis spät eine Hymne zu hören, deren Text von einer horde de rois conjurés und von vils despotes spricht und l'éternel sanglant de la tyrannie als ein scheußliches Schreckbild zeigt. Als der junge Nikolaus aber einmal dort war und sah, wie die Pariser Feste zu feiern verstehen, als er bedeutende, nicht nur höfisch gedrückte Menschen kennen lernte und aus dem Jauchzen des Volkes die Schmeichelfunde vernahm, daß er im Lande Robespierres und Rousseaus der populärste Mann geworden sei, da wich die Befangenheit, der anfangs zurückhaltende Herr wurde sichtlich wärmer und der Kaiser von Gottes Gnaden nahm den Präsidenten von Volkes Gnaden zum Abschiedsfuß herzlich beim geschniegelten Kopf. Ob er am Ende nicht eines Tages bereuen wird, daß er der atheistischen, radikalen Republik die heiligende Weihe gab und im Ernst nun der Gonfaloniere der Freiheit wurde, den Heines Hohn in Nikolaus dem Ersten einst verherrlicht hat? Ob ihn auf dem Konfordinplatz, wo das Haupt des entkrönten Bürgers Capet fiel, kein Gespensterschauer anwehte? . . . Es muß ein sehr hohes Spiel sein, an das der letzte Despot der westlichen Welt einen solchen Einsatz wagt.

Den Gewinn streicht zunächst die Bourgeoisrepublik ein. Sie ist hoffähig geworden, sie hat bewiesen, daß sie auch ohne einen König mit Königen verkehren und werthvolle politische Vortheile erobern kann, und kein unbefangener Beobachter wird leugnen, daß sie die schwere Probe mit allen Ehren bestanden hat. Zwar blieb auch diesmal die krankhafte Ueberreiztheit nicht verborgen, an die Edmond de Goncourt dachte, als er

während der Ruffenfeste des Jahres 1893 in sein Tagebuch schrieb: *La France n'a plus la mesure d'une nation bien portante. Dans ses sympathies, ses affections, c'est une détraquée, dont les engouements ont l'humble domesticité d'une courtisane amoureuse.* Aber dieses Brunstfieber durchwühlt schon recht lange den schönen Leib des femininen Volkes, das der Menschheit seit den Lilientagen so holde Wunder und so arge Tüde schuf, und man darf von der großen, hold prangenden Sünderin, die sich im phrygischen Freiheitrausch und im Arm des Korfen so schlimm vergaß, jetzt nicht Mäßigung fordern, da sie, übersättigt von kraftloser Civilisation, sich an dem barbarischen Riesen reiben und, um ihn für ihr schwüles Lagerglück zu bewahren, Alles thun möchte, — sogar fromm werden und sich in ehrbare Sitte bequemen. Das Uebel wurzelt in der Konstitution der Volkheit, nicht in der Staatsform, und es braucht den jauchzenden Republikanern jetzt die Freude nicht zu vergällen. Freilich: von dem berühmten bloc der Revolution sind in der Zarenwoche wichtige Stücke abgestoßen worden und die großen Grundsätze von 1789 sind nicht mehr ganz unverfehrt. Wann aber hat eine bourgeoise Gesellschaft sich je um die Grundsätze ihrer Ahnen gekümmert? Die Enkel der Jakobiner sind emsige Panamisten; und wenn eine reinliche Regung sie selbst von dem Sumpf fernhält, so haben sie doch des herrschenden Händlergeistes einen so starken Hauch verspürt, daß sie Prinzipien und ähnliche Luxusartikel schon längst zu rasch weichenden Preisen abgeben. Sie wollen im Besizrecht behaglich wohnen und in Ruhe das Errassie genießen; ihr einziger Grundsatz ist: leben und leben lassen — mitunter auch: stehlen und stehlen lassen —, und wenn es auf sie ankommt, auf das kleine Häuflein der Satten, wird die Ruhe Europas gewiß nicht gestört werden. Die entscheidende Frage ist nur, ob es auf sie auch künftig ankommen wird. In Frankreich haben, mehr noch als anderswo, häufig genug scheinbare Minoritäten die Richtung des Weges bestimmt und sie werden auch jetzt, Monarchisten und Sozialisten zum unnatürlichen Bunde vereint, den Versuch nicht scheuen, die Thronenden aus dem engellosen Bourgeoisparadies zu vertreiben. Alle Unzufriedenen und Unruhigen, Priester und Proletarier, Legitimisten und Kollektivist, werden sich eng zusammenschaaren, die Scheinminderheit wird sich bald als stattliche Mehrheit fühlen und in dichtem Knäuel gegen die geltende Rechtsordnung anstürmen. Dann wird endlich wohl der große, lange erharrte Rachekrieg gewagt werden oder der bürgerlichen Republik wird, wenn Rußland das stumme Versprechen nicht hält, über ein Kleines die Sterbestunde schlagen. Die Republikaner der Schachermachei,

die muthwillig die Hinterlassenschaft ihrer Ahnen beschmutzt und verschleudert haben, die an nichts mehr glauben, nicht an Rousseau und Robespierre und erst recht nicht an Jesus, und deren letzter, umwinkelter Gott der fettig gleißende Mammon ist, werden ganz sicher die sittliche Kraft nicht aufbringen, die nöthig wäre, um den zu gedeckten Tafeln vorwärts drängenden Massen wirksamen Widerstand entgegenzustemmen. Und der Tag kann erscheinen, wo unter den Klängen des Guillotinenmarsches auf dem alten Richtplatz von den blutigen Siegern der Sociale dem fernen Bürger Romanow ein Loblied gesungen wird, der, als ein vormiziger Zauberlehrling, mit wilden Naturkräften spielen wollte und, da ihn in der Schicksalsminute dann doch das Fürchten befiel, die Möglichkeit einer neuen Commune schuf.

. . . Das klingt nicht so heiter wie das Märchen von Montjarret. Doch nur Kinder lassen sich geduldig mit Märchen abspeisen und die Deutschen sind lange genug nun wie ein Volk von Kindern behandelt worden. Seit sechs Jahren tuten öffentliche Meinungen uns von fabelhaften Erfolgen Kinderstubengeschichten ins Ohr, seit sechs Jahren wird vom Morgen bis zum Abend beschwichtigt und versöhnt, werden Paraden abgehalten und Feste gefeiert, daß der gläubige Unterthan und Abonnent wäghen muß, er lebe in der besten aller Welten, — und nun zeigt es sich, daß Alles nur Schein oder Schwindel war. Die lieben Franzosen, die durch Zaubererkunst längst versöhnt sein sollten, geberden sich in ihrem Haß hitziger als je zuvor und die Russen, mit denen uns früher nicht nur ein unklares Gefühl der Waffenbrüderschaft, sondern eine unzweideutige Abmachung verband, segnen gerührt die gallische Wuth. Der Selbstherrscher aller Reußen spricht offen aus, daß der Plan zu den „sehr großen Dingen“, die er gemeinsam mit Herrn Felix Faure der Menschheit bereitet, dem Jahr 1891 entstammt, dem Jahr, das auf die Entlassung Bismarcks folgte. Haben unsere Konsuln und Tribunen unterdessen, wie der Präsident im Zimmer der Maintenon, geträumt oder ist am Ende bei uns gar Montjarret der Held des Tages gewesen? Dann wäre es höchste Zeit, den Beifall zu dämpfen, der dem Vorreiter gilt, dem Brunkpiqueur höfischer Schauspiele, und mit ganzer, gesammelter Kraft zu einer lautlos schaffenden Politik endlich wieder still die Wege zu bahnen.



## Antwort auf eine studentische Huldigung.

**U**nter dem Titel „Deutsche Kämpfe“ wird in einigen Tagen ein neuer Band von Heinrich von Treitschke (bei S. Hirzel in Leipzig) erscheinen. Der Herausgeber, Herr Dr. Erich Liesegang, hat eine Anzahl der werthvollsten Aufsätze vereint, die wir dem großen deutschen Propheten verdanken, und so ein Buch gestaltet, das jeder Deutsche lesen und sogar kaufen sollte. Ein glücklicher Zufall hat die neue Sammlung um ein ungedrucktes Stück bereichert. Treitschke hatte im Jahre 1880 über die Judenfrage einige Betrachtungen veröffentlicht, als deren Kern er den Satz bezeichnete: „Was wir von unseren jüdischen Mitbürgern zu verlangen haben, ist einfach: sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen.“ Gegen diese Betrachtungen wandte sich die bekannte Erklärung der sogenannten Notabeln, in der auch ein offenbar gegen Treitschkes akademische Lehrthätigkeit gerichteter Satz vorlam. Treitschke wehrte am siebenzehnten November 1880 den Angriff energisch ab. Zwei Tage danach bereiteten die Studenten ihrem Lehrer im Barackenauditorium eine stürmische Huldigung. Die knappen und doch bedeutenden Worte, mit denen Treitschke den begeisterten Hörern dankte, sind bisher nicht veröffentlicht worden; Treitschkes Verleger und Freund, Herr Georg Hirzel, hat in dankenswerther Freundlichkeit das Recht der ersten Veröffentlichung jetzt der „Zukunft“ gewährt, der unser großer Dichter deutscher Historie sein Versprechen, ihr einen Beitrag zu geben, nicht mehr erfüllen konnte.

Meine Herren! Sie überraschen mich durch diesen Empfang. Ich weiß natürlich, was Sie damit sagen wollen, und danke Ihnen von ganzem Herzen. Nöthig war dies Zeichen der Zustimmung von Ihrer Seite nicht; denn ich habe stets, so lange ich auf dem Katheder stehe, das Gefühl gehabt, daß ich mit der deutschen Jugend im Einverständniß bin; und so lange ich diese Empfindung habe, werde ich auf dem Katheder bleiben. Sobald ich aber fühle, daß ich zu alt geworden bin, um die Jugend zu verstehen, würde ich es für meine Pflicht halten, den Lehrstuhl zu verlassen.

Da Sie mich nun zu einer Erklärung herausfordern, so sage ich Ihnen: es hat mir selten Etwas so weh gethan wie der Schritt, den ich vor einigen Tagen thun mußte. Männer, die ich liebe und verehere, haben durch die unklare Fassung und unglückliche Stilisirung einer öffentlichen Erklärung dazu Anlaß gegeben, dem Publikum meine akademische Thätigkeit in einem zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen. Ich konnte um Thret- und um meiner akademischen Ehre willen nicht anders, als Dies in gemäßigter Weise zurückweisen — denn ich war Dies auch Ihnen schuldig —, um so auch nicht inen scheinbaren Verdacht bestehen zu lassen, als ob auf unseren Lehrstühlen „was Anderes“ getrieben würde als die heilige Wissenschaft. Ob ich je „was Anderes“ getrieben habe, wissen Sie ja. Das aber muß ich von vorn rein bemerken: wenn die Natur meines Lehrstoffes es mit sich bringt, zu reden über Dinge, welche heute die Leidenschaften aufregen, so werde ich eben gut meine Meinung sagen wie sonst. Wenn ich in meinen Vorlesungen

über deutsche Geschichte über das Haus Rothschild, über Heine und Börne und den Einfluß ihrer Werke werde reden müssen, so werde ich genau eben so freimüthig meine Ansicht, wie ich sie mir in ehrlichem Studium erworben habe, äußern wie alle anderen Deutschen. Eine Ausnahmestellung kann ich den Israeliten in dieser Beziehung nicht zugestehen. Es wäre ein Schimpf, wenn wir Deutschen verzichteten auf ein ehrliches Urtheil den jüdischen Geschichtsgößen gegenüber. Und wenn ich in meinem Kolleg über Politik auf die Judenemanzipation komme, so werde ich nach meiner Lehrerpflicht meine Ansicht entwickeln, daß sie allerdings begründet war in der Natur des modernen Staates, daß aber mit der formellen Gleichberechtigung der schwierige Prozeß noch nicht beendet ist, sondern daß es namentlich darauf ankommt, daß die Juden auch innerlich Deutsche werden. Bringt mich mein Lehrstoff auf diese Dinge, so werde ich mich nicht scheuen, meine akademische Lehrpflicht zu thun, gleichviel was draußen geredet oder getadelt werden wird.

An Sie, meine Herren, will ich aber noch eine dringende Bitte richten. Lassen Sie uns die Ehre unserer Hauptstadt hoch und unverletzt erhalten. Wenn Zeiten kommen, wo Männer reden wie die Kinder, dann ist es kein Wunder, wenn Kinder reden wie die Männer. Wenn Obersekundaner ihrem Lehrer öffentlich Vertrauens- und Mißtrauensvoten ertheilen, so ist Das ein höchst bedauerliches Zeichen unserer Zeit und ein Beweis für die Altklugheit unserer Jugend. Meine Herren, Das ist fast so lächerlich, als wenn ich mir in der Zeitung würde beglaubigen lassen von meinen Kindern, daß sie das Vertrauen zu mir, ihrem Vater, noch nicht verloren hätten. Auf diesen abschüssigen Weg sind wir gerathen hier in Berlin. Meine Herren, halten Sie sich von allen Demonstrationen völlig fern. Freuen Sie sich Ihrer Wissenschaft und des Genusses Ihrer akademischen Freiheit. Freuen Sie sich, daß Sie noch nicht nöthig haben, mitten innen zu stehen in dem Kampfe des politischen Lebens. Denn dazu ist nicht blos Ehrlichkeit und warme Begeisterung nöthig, die ein waderer junger Mann ja schon hat, sondern auch ein innerer Gleichmuth, wie er nur in schweren Erfahrungen erworben wird. Deshalb ist es der Jugend nicht heilsam, sich in die Kämpfe des politischen Lebens zu mischen. Es wird ja auch für Sie die Zeit kommen, wo Sie ins Leben hinaustreten und wo Sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, Ihre Ansichten zu verfechten.

Daß der Gegensatz, der heute so Viele trennt, sich in dem geselligen Verkehr der akademischen Jugend nicht zeigen wird und daß Sie mit Ihren Kommilitonen nach wie vor freundschaftlich verkehren, setze ich voraus. Ich bitte Sie aber dringend, öffentliche Demonstrationen jeder Art zu unterlassen. Die Luft ist heute wie von Fieberdünsten geschwängert und man muß Alles vermeiden, was diese auf beiden Seiten künstlich genährte Aufregung noch fördern könnte.



## Freie Silberprägung in Amerika.

**I**n Amerika wettet man auf Bryan oder Mac Kinley. Das ist der beste Beweis, daß man auf dem Schauplatz des Wahlkampfes eben so wenig Sicheres über den Ausgang zu sagen weiß wie auf der Zuschauertribüne in Europa. Ich beschränke mich daher hier auf hypothetische Erwägungen Dessen, was geschehen würde, wenn die Vereinigten Staaten wirklich durch Freigebung der Silberprägung den zahlreichen Fehlern ihrer Währungspolitik den letzten und größten noch hinzufügten. Nebenbei gesagt, wäre die Wahl Bryans noch keineswegs gleichbedeutend mit dem Zustandekommen des von der Silberpartei verlangten Gesetzes. Denn in den vier Monaten, die bis zu dem Amtsantritt des neuen Präsidenten noch verstreichen würden, könnte der drohende Währungsumsturz leicht so dunkle Schatten vorauswerfen, daß in der öffentlichen Meinung ein allgemeiner Umschwung hervorgerufen würde und im Kongreß eine Majorität für Bryans Programm, auch wenn sie — was schon jetzt sehr zweifelhaft ist — anfangs vorhanden gewesen sein sollte, nicht mehr zu finden sein würde.

Die auf dem Internationalen Landwirtschaftlichen Kongreß zu Budapest versammelten Bimetallisten haben an Herrn Bryan eine Zuschrift gerichtet, in der sie ihn einfach zu den Ihrigen rechnen. Herr Bryan wird sich Das gern gefallen lassen; aber in Wirklichkeit ist die Sache, für die er auftritt, das Gegentheil des Bimetallismus, d. h. der internationalen Doppelwährung, denn er will den Vereinigten Staaten die freie Silberprägung auch ohne Vereinbarung mit anderen Staaten aufnöthigen. Wenn er sich den Anschein giebt, als glaube er, daß durch diese Maßregel das Silber wieder auf seinen alten Werth gebracht werden könnte, so ist Das von ihm selbst wohl nicht ernst gemeint und es entspricht auch gar nicht den Wünschen der agrarischen Silberpartei, die seine Hauptstütze bildet. Diese will einfach eine solonische Seisachtheia, eine Schuldentlastung durch Verschlechterung des Geldes, und sie rühmt sich ungeschämt: „we can legislate the premium out of Gold“, d. h. wir können nöthigenfalls das Gewicht des Golddollars so vermindern, daß er dem Silberdollar gleich wird!

Manche mögen allerdings glauben, daß das Vorgehen der Vereinigten Staaten andere Länder zu ähnlichen Schritten veranlassen, also den Anstoß zu einer allgemeinen bimetallistischen Bewegung geben könnte. Bei nüchterner Erwägung werden aber die Bimetallisten wohl selbst zu der Ueberzeugung gelangen, daß nichts ihrer Sache mehr schaden könnte als ein abermaliges mißlungenes Experiment. Daß der Mißerfolg der Sherman-Akte von 1890 das Ansehen der bimetallistischen Theorie nicht gefördert hat, wird Niemand bestreiten; die freie Silberprägung in den Vereinigten Staaten aber würde



in noch höherem Maße — gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht — als eine entscheidende Probe auf jene Theorie aufgefaßt werden; und da ihre Folgen sich von Anfang an als unheilvoll erweisen würden, so würde kein anderer Staat sich auf die selbe Bahn hinauswagen, so feierlich auch die Bimetallisten versichern möchten, daß gerade der Beitritt anderer Länder die für Amerika aus seiner Isolirung erwachsenden Schwierigkeiten sofort heben und auch auf die übrigen Betheiligten den vollen Segen des Bimetallismus herabbringen werde. Die öffentliche Meinung Europas würde sich diesen Verheißungen gegenüber skeptisch verhalten und aus den amerikanischen Erfahrungen wahrscheinlich so abschreckende Eindrücke empfangen, daß der Kredit des Bimetallismus vielleicht einen unheilbaren Stoß erlitt.

Es macht eben einen sehr großen Unterschied, ob eine Vereinigung der wichtigsten Kulturstaaten — deren praktische Ausführbarkeit wir hier außer Frage lassen — oder ob ein einzelner, wenn auch großer und reicher Staat die freie Silberprägung nach einem festen Werthverhältniß zum Golde einführt. Im ersten Falle verbreitet sich das Jahresprodukt der Silberbergwerke, das immer zum größten Theil den bequemsten Absatzgelegenheiten, nämlich den Münzstätten, zuströmen würde, von vorn herein über einen weiten Kreis von Ländern; und wenn auch die Größe der Produktion unter den neuen günstigen Marktbedingungen bedeutend über den jetzigen Stand steigen würde, so würde sich doch der Einfluß der vermehrten Masse des Silbergeldes in der Weltwirtschaft nur langsam und in abgeschwächtem Grade fühlbar machen. Auf der anderen Seite aber würden internationale Bewegungen des Goldes in Folge der Veränderung des Werthverhältnisses der beiden Edelmetalle nur in geringem Umfange vorkommen, denn wenn alle Staaten das Gold im Verhältniß zum Silber gleich behandelten, so wäre in den Währungszuständen kein Grund mehr gegeben, es aus einem Lande in das andere zu führen. Allerdings könnte selbst unter diesen günstigsten Voraussetzungen das Werthverhältniß  $15\frac{1}{2} : 1$  oder  $16 : 1$  nicht genau und namentlich nicht dauernd aufrecht erhalten werden. Denn das Gold hat nun einmal unzweifelhaft für den Verkehr in seinen heutigen Dimensionen im Vergleich mit dem Silber eine bedeutend gesteigerte Brauchbarkeit und Tauglichkeit als Geldmetall erlangt; es ist Weltgeld geworden in der Periode der höchsten Entwicklung des Weltverkehrs, und zwar in einem Umfange, den das Silber selbst in der Blüthezeit seiner Herrschaft bei Weitem nicht erreicht hat. Der moderne Großverkehr verlangt die Einheit des Geldstoffes, er hat das Gold als den vollkommensten und zweckmäßigsten erkannt und wird diesen festhalten, wenn ihm auch durch das Gesetz das Silber zur Seite gestellt würde. Daher würde auch unter dem bimetalistischen System die Bevorzugung des Goldes im inneren Verkehr sich durch ein allmählich steigendes Agio in dem Maße

bemerkbar machen, wie das gewissermaßen zwangsweise in den Umlauf ge-  
drängte Silber quantitativ das Uebergewicht erhielte. Auch werden zwei  
Fünftel der jährlichen Goldproduktion für industrielle Zwecke verwendet und  
schon aus diesem Grunde müßte sich die fortschreitende Steigerung der in  
Silber ausgebrachten Waarenpreise auch mit auf das Gold erstrecken. Ueber-  
haupt darf man nie vergessen, daß das Gesetz zwar dem Silber eine künstliche  
Wertherhöhung zu verschaffen, nicht aber den Werth des Goldes herabzudrücken  
vermag. Wenn aber demnach auch unter der Herrschaft eines allgemeinen  
bimetallistischen Systems das angenommene Werthverhältniß — und zwar  
selbst ein zu Ungunsten des Silbers bedeutend herabgesetztes — bei der zu  
erwartenden fortdauernden Vergrößerung des Verhältnisses der Menge des  
Silbergeldes zu der des Goldgeldes in der Wirklichkeit durch eine steigende  
Goldprämie allmählich mehr und mehr verschoben würde, so wäre doch an-  
zunehmen, daß die Einführung und die Wirksamkeit dieses Systems nicht  
mit schweren Erschütterungen und Störungen der volkswirthschaftlichen Ver-  
hältnisse verbunden sein würden. Auch die Preissteigerung würde sich ohne  
schroffe Sprünge vollziehen; sie würde überhaupt nicht durch die Geldver-  
mehrung als solche erzeugt werden, denn die Massen des neuen Silbergeldes  
würden sich bei sonst ungünstigen Wirthschaftszuständen unwirksam bei den  
Banken anhäufen und dann eben so wenig einen Einfluß auf die Preise haben  
wie die große Vermehrung der Goldproduktion in den letzten Jahren. Aber  
eine in den realen Verhältnissen der Produktion und Konsumtion begründete  
Preisbewegung nach oben, wie sie sich von Zeit zu Zeit immer wieder ent-  
wickelt, würde durch die vergrößerte Geldmenge weiter getrieben und es würde  
auch nach dem Rückschlag ein höherer Preisstand festgehalten werden. Aus  
dieser eigenthümlich verwickelten Art der Wirkung der Geldvermehrung folgt  
übrigens, daß diese hauptsächlich den industriellen und höchstens in zweiter Linie  
den landwirthschaftlichen Interessen zu Gute kommen würde.

Ganz anders als diese hypothetischen Wirkungen eines internationalen  
bimetallistischen Systems würden sich die Folgen der isolirten Freigebung der  
Silberprägung in den Vereinigten Staaten herausstellen. Anstatt einer lang-  
samen Entwicklung würde in diesem Falle eine stürmische Umwälzung mit  
Begleiterscheinungen der schlimmsten Art auftreten. Im Unterschied von dem  
vorher betrachteten Zustand würde sich das Absatz suchende Silber aus der  
engen Welt ausschließlich den Münzstätten der Union zudrängen. Nehmen  
wir die Jahresproduktion nur zu fünf Millionen Kilogramm an — bei einer  
ganz erheblichen Steigerung der Silberpreise würde sie jedenfalls bedeutend  
größer sein —, so würde, da eine große Verminderung der Silberausfuhr  
nach Ostindien zu erwarten wäre, jährlich für mindestens die Hälfte dieser  
Quantität an neuem Silber der Prägestempel der Vereinigten Staaten ver-

langt werden, was einer jährlichen Ausmünzung von 110 bis 120 Millionen Dollars entspräche. Zunächst aber würde man jedenfalls mit der Prägung des im Schatzamte auf Grund der Sherman-Akte angesammelten Barrensilbers beginnen, die allein schon einen Nennwerth von mehr als 200 Millionen Dollars liefern würde. Dazu kommt die Summe der bereits vorhandenen Standard-Dollars im Betrage von 367 Millionen. Das neue Gesetz würde selbstverständlich auch die Einlösung der Greenbacks in Silber gestatten; und da der Einlösungsfonds von 100 Millionen Dollars in Gold ohne Zweifel schon vor dem Zustandekommen des Gesetzes erschöpft wäre, so würden die 346 Millionen Bundespapiergeld ebenfalls Repräsentanten von Silbermünzen. Die noch ausstehenden 137 Millionen Dollars in Schatznoten von 1890 können nach der Sherman-Akte schon jetzt in Silber eingelöst werden. Da nun der gesammte Goldvorrath der Vereinigten Staaten höchstens 600 Millionen Dollars beträgt, so würden schon nach Jahresfrist die Silbermünzen und das in Silber einlösliche Papiergeld vollständig das Uebergewicht erlangt haben und schon aus diesem Grunde thatsächlich die Silberwährung zur Herrschaft gelangt sein. Der Silberzufluß zu den amerikanischen Münzstätten würde aber wahrscheinlich noch weit größer werden, als hier angenommen worden ist. Die noch mit großen Massen Kurantsilber belasteten europäischen Staaten mit hinfender Währung, zu denen auch das Deutsche Reich gehört, würden schwerlich der Versuchung widerstehen, wenigstens einen Theil ihres Silbers zu relativ günstigen Bedingungen nach Amerika abzustossen. Der Silberpreis würde allerdings, wie noch näher gezeigt werden soll, bei Weitem nicht auf die dem Werthverhältniß 1 : 16 entsprechende Höhe steigen und die Privatspekulation würde nicht daran denken können, Thaler oder Fünffrankenstücke nach Amerika auszuführen. Auch die Staaten würden eine solche Ausfuhr nur mit Opfern zu Wege bringen können, aber sie würden das Silber doch wahrscheinlich zu einem wesentlich besseren Preise loschlagen können als dem unter den bisherigen Umständen erreichbaren. Weshalb sollten sie diese günstige Gelegenheit nicht benutzen? Es wäre allerdings denkbar, daß Amerika sich vor dem Beginn seines Experimentes mit den europäischen Staaten dahin verständigte, daß diese auf eine solche Ausnutzung der durch das neue Gesetz zu schaffenden Lage verzichteten. Aber wenn die Regierung des Herrn Bryan sich auf irgend welche internationale Verhandlungen einließ, so wäre Das ein sicheres Anzeichen dafür, daß sie überhaupt den Rückzug anträte. Sie hätte dann das stolze „America farà da se“ und zugleich die agrarisch-rabikale Forderung einer raschen Geldentwerthung aufgegeben und würde durch solche Verhandlungen, die wieder zu aussichtslosen Vorschlägen eines internationalen Werthverhältnisses führen würden, nur ihre Niederlage zu verdecken suchen.

Den europäischen Staaten würde es um so näher liegen, ihr über-

flüssiges Silbergeld nach Amerika zu schicken, als sie dafür von dort Gold beziehen könnten. Denn die isolirte amerikanische Doppelwährung würde sich auch darin wesentlich von einem allgemeinen bimetalistischen System unterscheiden, daß sie unmittelbar als Ursache der Goldbausfuhr wirken würde. Die amerikanische Zahlungsbilanz ist schon seit zehn Jahren überwiegend ungünstig gewesen und sie würde sich noch ungünstiger gestalten, wenn die Silbereinfuhr durch die Aussicht auf einen sicheren Absatz für jede Quantität dieses Metalles ins Unbestimmte gesteigert würde. Amerika müßte also den Saldo mit Gold ausgleichen und es könnte nur durch ein Agio einen Theil seines Goldbesitzes zurückhalten. Fragt man nach der oberen Grenze für dieses Agio, so darf man sich nicht etwa auf die Erfahrungen mit der französischen Doppelwährung berufen. Wenn in Frankreich die Prämie für Goldmünzen in den dreißiger und vierziger Jahren nicht über  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Prozent hinausging, so erklärte sich Das daraus, daß Frankreich durchweg eine günstige Zahlungsbilanz und aus dem vorigen Jahrhundert noch einen bedeutenden Goldvorrath besaß, während die Nachfrage nach Gold für die Ausfuhr bei den damaligen Währungszuständen verhältnißmäßig gering war. Zahlungsbilanz, vorhandener Goldvorrath und Intensität der Nachfrage nach Gold sind eben die drei Faktoren, auf die es für die Höhe der Goldprämie ankommt, und diese würden sich nach dem vorher Gesagten in Amerika von vorn herein sehr ungünstig stellen.

Die Goldprämie würde aber in den Vereinigten Staaten nicht nur durch den Bedarf für die Ausfuhr, sondern auch durch die Nachfrage nach Gold zur Aufspeicherung im Inlande bestimmt werden. Das Gold würde aus dem gewöhnlichen Verkehr gänzlich verschwinden, es würde Gegenstand der Spekulation werden und an der Goldbörse könnten sich die Dinge wiederholen, die man in der Periode der Papiergeldwirthschaft erlebt hat.

Die einzige obere Grenze, die man für die Goldprämie angeben könnte, ergibt sich aus dem jetzigen Preise des Silbers in Gold; und danach würde der Spielraum des Agios beinahe hundert Prozent betragen. Bei der populären Bekämpfung der Silberpartei wird denn auch allgemein behauptet, durch die freie Silberprägung werde der Dollar auf die Hälfte seines jetzigen Werthes herabgesetzt. In solcher Allgemeinheit ist Das zu viel gesagt. Es wäre allerdings denkbar, daß durch eine den Erlaß des neuen Gesetzes begleitende Panik die Silberdollars den Kredit, den sie jetzt vermöge ihres Gepräges besitzen, zeitweilig gänzlich verlören, also nur ihren Metallwerth behielten, was sich dann eben in einem Goldagio von beinahe hundert Prozent äußern würde. Aber dieses Maximalagio würde nicht dauernd bestehen bleiben, weil der Silberpreis sich mehr oder weniger heben würde. Wahrscheinlich würde der geprägte Dollar auch immer etwas mehr werth sein als das gleiche Ge-

wicht in Barrensilber, weil der Zubrang des Rohmetalles zur Prägung so stark sein würde, daß vielleicht mehrere Monate vergehen würden, bis die neu eingelieferten Quantitäten in Münzform zurückgegeben werden könnten, — was also einen Zinsverlust einschloffe. Diese Differenz würde indessen wohl nur ein bis zwei Prozent betragen; dazu aber käme der Preisaufschlag des Barrensilbers in Gold. Steigt der Silberpreis, so sinkt das Goldagio; als das bewegliche Element würde aber in Amerika immer das Goldagio erscheinen, weil der Silberdollar zum allein geltenden Werthmaßstabe würde.

Die nächsten Folgen des Silbergesetzes wären überhaupt von sehr verwickelter Natur. Das Gold würde mit einem Schlage aus dem Umlauf verschwinden und nur gegen ein Agio zu haben sein, das in dieser Anfangsphase des Prozesses einfach die Einbuße der Silbermünzen an ihrem bisherigen Kreditwerthe darstellte. Denn die Vermehrung der Silbermünzen und die Goldausfuhr könnten ihre Wirkung ja erst später ausüben. Das Goldagio entstände also in diesem Stadium nicht durch Steigen des Goldwerthes, sondern durch ein Sinken des Werthes der Silbermünzen, das theoretisch bis zu dessen anfänglichem Metallwerth hinabreichen könnte. Dieser Kreditverlust des Silbergeldes würde sich (im Unterschied von der Wirkung einer allmählichen Vermehrung dieses Geldes) sofort in den Waarenpreisen bemerklich machen und diese würden daher theoretisch die Tendenz haben, in Silber ungefähr auf fast das Doppelte der früheren Nennwerthe in Gold zu steigen. Aber diese Tendenz käme nicht zur Verwirklichung, weil ihr ein anderer Umstand entgegenwirkt: wenn das Gold aus dem Umlauf verschwindet, bevor eine Vermehrung des Silbergeldes eingetreten ist, so entsteht eine hochgradige Geldknappheit und in Folge davon eine schwere Krisis, durch die auf die Waarenpreise in Gold ein starker Druck ausgeübt wird. Daher werden die Preise in Silber nicht um hundert Prozent der früheren Nominalsätze, sondern beispielsweise nur um fünfzig Prozent steigen, und da auch das Gold jetzt zur Waare geworden ist, so wird auch das Agio nicht über diesen Prozentsatz hinausgehen.

Vermuthlich aber würde das anfängliche Goldagio die Höhe, die nach diesen Erwägungen zu erwarten wäre, nicht erreichen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Diskreditirung des Silberdollars bis zu dem vollständigen Verlust seines gegenwärtigen Ueberschusses über seinen Metallwerth gehen werde. Der Silberdollar träte ja in den neuen Währungszustand als Repräsentant einer historisch gewordenen Wertheinheit ein, die nicht nur in Gold und Silber, sondern in gewissem Sinne in allen Verkehrsgütern in vielen Milliarden dargestellt ist, und namentlich soll er auch für viele Milliarden von Geldschulden seine bisherige Zahlungskraft behalten. Dadurch aber entsteht gegen eine große Werthverschiebung des Silberdollars ein

Reibungswiderstand, der selbst in der ersten Panik noch fühlbar bleiben und dessen Entwerthung bis zur äußersten Grenze verhindern würde.

Mit dem Beginn der freien Silberprägung — wenn nicht schon früher — entsteht also ein Goldagio, nach dem sich der Preis des Barrensilbers in Gold richten wird. War der anfängliche Silberpreis z. B. wie jetzt  $30\frac{1}{4}$  Pence, so würde diesem ein Goldagio von 95 Prozent entsprechen. Ein solches wird jedoch aus den angegebenen Gründen nicht entstehen; und je weiter das wirklich auftretende unter dieser Grenze zurückbliebe, um so höher würde der Silberpreis steigen. Bei 70 Prozent Agio z. B. würde dieser sich auf beinahe 35 Pence, bei 40 Prozent auf ungefähr 43 Pence stellen. Dieser Anfangsstand des Agios würde aber bald nach der einen oder der anderen Richtung hin geändert werden. Erstens könnte der Credit des Silberdollars nach der ersten großen Erschütterung sich wieder heben, was ein Sinken des Agios und folglich eine weitere Erhöhung des Silberpreises bedeuten würde. Zweitens aber würde die fortbauende starke Vermehrung des Silbergeldes auf dem vorhin angedeuteten Wege eine mit der Zeit mehr und mehr zunehmende Erhöhung der in Silber ausgedrückten Preise aller Waaren und daher auch des Goldagios bewirken, was wieder eine Herabdrückung des Silberpreises einschloffe. Schließlich würde sich in den Goldwährungsländern der Silberpreis ähnlich wie der Werth der Noten eines Papierwährungslandes nach den Preisen der Ausfuhrwaaren der Silberwährungsländer und insbesondere der Vereinigten Staaten regeln: es würde sich fragen, was man für Silber dort kaufen und wie viel Gold man in Europa für diese Waaren erhalten könne. Wie sich dann der Wechselkurs zwischen Silberdollar und Pfund Sterling stellen und in welchen Grenzen er schwanken würde, darüber lassen sich jetzt nicht einmal Vermuthungen aufstellen. Das jedoch steht fest, daß das amerikanische gesetzliche Werthverhältniß 1:16 für diese Kurssbildung gänzlich bedeutungslos sein würde. Wenn kein Gold mehr im Umlauf ist, so hat eine solche gesetzliche Bestimmung eben so wenig Einfluß auf den Werth des Silbers wie der gesetzliche Zwangskurs des Papiergeldes auf dessen auswärtigen Wechselkurs. Da aber dem Silber immerhin ein großes, stets aufnahmebereites Absatzgebiet geöffnet würde, so darf man im Ganzen annehmen, daß sein Preis sich durchschnittlich wesentlich höher stellen würde als jetzt, zumal wenn auch die Goldproduktion sich auf der jetzigen Höhe hält oder noch weiter zunimmt.

Deshalb aber würde die Gesamtwirkung der Einführung der freien Silberprägung für Amerika nicht weniger unheilvoll sein. Panik und Krisis ständen an der Pforte der neuen Aera; der öffentliche und private Credit würde in seinen Grundfesten erschüttert und ein verhängnißvolles Beispiel der Verletzung wohl erworbener Rechte durch einen legalen Gewaltakt gegeben.

Denn nach dem Plane der populistischen Demagogen soll jede Schuld, auch die ausdrücklich auf Gold lautende, in Silber zahlbar gemacht werden. Dadurch wird ja nun das „Kapital“, vor Allem das große und auch das ausländische Kapital getroffen; und zur Erreichung dieses guten Zweckes nimmt der radikale Agrarier des Westens leichtes Herzens einen Bruch der Rechtsordnung in den Kauf, ohne sich wegen der späteren Konsequenzen Sorgen zu machen. Die Sozialdemokratie in ihren amerikanischen Formen aber würde diese Konsequenzen zu ziehen wissen. Gerade das instinktive Bewußtsein, daß sich hinter der Silberagitation eine sozialrevolutionäre Tendenz verbirgt, ist es, was auch große Arbeiterschaaren in das Gefolge Bryans gezogen hat. Denn im Uebrigen hätte die Arbeiterklasse von der freien Silberprägung nur schwere Nachtheile zu erwarten. Die Wirkungen der Uebergangskrisis würden mit voller Wucht die Arbeiter treffen. Die in Silber ausgedrückten Waarenpreise würden sich in Folge der Diskreditirung des Silbers rasch erhöhen; von den Löhnen aber wäre Das nicht zu erwarten, weil die wirthschaftlichen Machtverhältnisse auf dem Arbeitsmarkt ganz anders geartet sind als auf dem Waarenmarkt und die Arbeiter den Lohnkampf unter den ungünstigsten Bedingungen, in einer Zeit wirthschaftlicher Verwirrung und Zerrüttung, aufnehmen müßten. So sind auch während des Bürgerkrieges die Löhne in Papiergeld durchaus nicht in dem Maße gestiegen wie die Waarenpreise.

Daß die europäischen Staaten angeichts der von Anfang an grell hervortretenden Folgen des amerikanischen Silbergesetzes den selben Weg einschlagen würden, erscheint, wie bereits bemerkt, als ausgeschlossen. Das Ende würde also sein: Amerika hätte Silberwährung, ein höchst unbequemes Umlaufsmittel, unter günstigen Voraussetzungen vielleicht 25 Mal so schwer als ein gleicher Werth in Gold, mit schwankendem Kurs gegenüber den europäischen Goldwährungsländern und mit der Tendenz zu fortschreitender Entwerthung in Folge der für alle absehbare Zeit zu erwartenden bedeutenden Zunahme der Silberproduktion. Was aber die angeblichen Vortheile betrifft, die Amerika aus seiner minderwerthigen Valuta im Verkehr mit Europa sowohl wie mit Ostasien erlangen könnte, so würden diese im günstigsten Falle nur gewissen Privatinteressen zu Gute kommen, jedenfalls aber nur von kurzem Bestande sein. Denn wenn in Folge des niedrigen Kurses des Silberdollars gegen Gold die Ausfuhr Amerikas nach den Goldwährungsländern zeitweilig erleichtert würde, so wäre Das, volkswirthschaftlich betrachtet, ein Nachtheil für das Land, da diese Erscheinung nichts weiter bedeuten würde, als daß Amerika für eine gleiche Menge europäischer Arbeitprodukte eine größere Quantität seiner eigenen hingeben müßte. Aber Amerika ist nicht mit Indien oder auch nur mit Rußland zu vergleichen, sondern bei der außerordentlich hohen Entwicklung seiner Geldwirthschaft und der großen Intensität seines weltwirthschaftlichen

Verkehr würde die Kaufkraft seines Silberdollars im Innern sich stets rasch dem Weltmarktwerthe des Silbers gegen Gold anpassen und demnach der Einfluß der sogenannten Valutadifferenz höchstens momentan bemerkbar werden und jedenfalls bedeutungslos bleiben. Wegen dieser raschen Ausgleichung der in Gold und in Silber ausgedrückten Waarenpreise würde Amerika auch in der Konkurrenz mit den Goldwährungsländern auf den ostasiatischen Märkten keinen Vorsprung behalten können. Europa hätte also von dem amerikanischen Experiment für seine dauernden Interessen nichts zu fürchten; wohl aber würde es durch die Wirren und Krisen, die der Einführung des neuen Gesetzes vorhergehen und folgen würden, ernstlich in Mitleidenschaft gezogen werden und schon aus diesem Grunde müssen wir wünschen, daß gesunder Menschenverstand und Rechtsgefühl in Amerika über eine brutale und revolutionäre Demagogie die Oberhand behalten.

Göttingen.

Professor Wilhelm Lexis.



## Die Türkei in Liquidation.

Englische Blätter haben im Anfange des Jahres für den Frühling einen Aufstand in der türkischen Provinz Makedonien vorausgesagt. Daß diese Prophezeiung, wenigstens in Bezug auf den lokalen Hintergrund, nicht eingetroffen ist, dürfen wir der englischen Presse zu Gute halten. Man konnte damals an der Themse noch nicht wissen, welche Fortschritte die bulgarisch-russischen Annäherungsversuche im Laufe der Monate machen würden. In der westeuropäischen Journalistik gefiel man sich nun einmal in der Ansicht, Rußland werde auf seinem intransigenten Standpunkt gegen Bulgarien beharren und zum Mindesten die Entfernung des Koburgers verlangen; oder die bulgarische Nation, über die ihr zugemuthete „Erniedrigung“ vor Rußland entrüstet, würde den Fürsten mit Schimpf und Schande davonjagen, Stambulow, dessen „Wohlthaten“ und „gerechtes Regiment“ in Bulgarien unvergeßlich sind, zum Nationalheiligen erklären und dann in Makedonien einrücken, um die Stammesbrüder, die dort unter dem türkischen Joch seufzen, zu befreien. Nun ist aber nichts von Alledem eingetroffen. Rußland hat sich mit Bulgarien ausgesöhnt, sofort ist auch der Fürst auf Antrag der Türkei von dem europäischen Kreopag anerkannt worden und in Makedonien herrschte den Sommer hindurch leidliche Ruhe, weil Rußland keine Komplikationen im Orient wünscht und ohne Bestellung dort solche Abenteuer in der Regel nicht unternommen werden.

In Makedonien wurde also, abgesehen von kleinen Prägeleien, die, nach dem Worte Schopenhauers, die Würze des Lebens bilden, die Ruhe nicht getrübt. Dafür ist es auf der Insel Kreta schlimm genug zugegangen. Der Aufstand des kretischen Aufstandes war ziemlich unbedeutend, aber von Athen aus wurde reichlich dafür gesorgt, daß das Del nicht ausgehe. Manche Drachme, zur Bezahlung der Staatsgläubiger eine legitimere Verwendung hätte finden



können, wanderte nach der Insel, um die kämpfenden Stammesgenossen in ihrem Widerstand gegen die türkische Herrschaft zu unterstützen. Obwohl man sich nun in einem großen Theil der europäischen Presse für die Kreter begeisterte und es dem Fürsten Bismarck sehr verargte, daß er sich über die tapferen Helben so kühl aussprach, ist es bis zur Stunde noch Keinem gelungen, zu erfahren, was die christlichen Bewohner der Insel eigentlich erstreben und erhoffen. Im Allgemeinen hieß es, die Insel müsse von dem türkischen Reiche losgetrennt und Griechenland angegliedert werden. Verdient hätten es die Kreter gewiß, daß sie von dem Regen unter die Traufe kämen; denn sie würden ohne Zweifel von Athen aus viel schlechter und viel theurer regirt werden als von dem gebildeten und humanen Grigori Werowitsch, dem ehemaligen Regenten von Nagos, der diese Insel so vortrefflich verwaltet hat und der gewiß auch die Insel Krete gefördert haben würde, wenn es die griechischen Patrioten in Athen erlaubt hätten. Jedenfalls ist es unbillig, zu verlangen, Europa solle gegen die Türkei einen Kreuzzug veranstalten, um ein Großgriechenland zu schaffen, für das sich das gebildete Europa in rührender Unkenntniß der Verhältnisse vor sechzig Jahren in Poesie und in Prosa begeistert hat. Trotzdem der Aufstand auf Krete von Griechenland aus heimlich und offen unterstützt wurde, wäre es der türkischen Regierung schließlich doch gelingen, die Ruhe und ihre Autorität wiederherzustellen, wenn nicht der Armenierputsch vom sechsundzwanzigsten August mit allen seinen traurigen Konsequenzen dazwischen gekommen wäre. Er trug dazu bei, die Türkei einzuschüchtern und nachgiebig zu machen, denn er schuf in der civilisirten Welt eine der Türkei feindliche Stimmung. Dieser Umstand muß um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, als in manchem Blatt mit komischem Ernst behauptet wird, der Putsch sei von der türkischen Polizei inszenirt worden, um den nach Armenierblute dürstenden Machthabern eine willkommenene Gelegenheit zu Megeleien zu geben. Wenn man bedenkt, wie ungelegen, ja, rein verhängnißvoll jene Tage für die Gesamtpolitik des türkischen Reiches waren, wird man leicht die faustdicke Dummheit ermeßen können, die in solchen Behauptungen steckt. Obgleich wir aber den Armeniern, die mit den Mitteln der Anarchisten arbeiten, unser Mitgefühl versagen müssen, so muß doch die Art, wie der Armenierputsch niedergeschlagen wurde, entschieden verurtheilt werden. Am Allerwenigsten ist es zu billigen, daß der in seiner bestialischen Natur entfesselte muselmanische Pöbel zwei volle Tage in der Hauptstadt ein Schreckensregiment führen konnte, das mit dem der gräuervollen Septembertage des Jahres 1792 in Paris große Aehnlichkeit aufzuweisen hatte. Während die eigentlich Schuldigen, die Banditen, die die Ottomanbank überfallen und sechs Soldaten niedergeschossen hatten, das Land unter fremdem Schutze verlassen durften, wurden unschuldige Straßenspassanten niedergemacht, Andere aus ihren Häusern geholt und abgeschlachtet. Daß die Polizei sich dabei mindestens passiv verhielt, läßt sich nicht in Abrede stellen. Wenn Das in Europa, vor den Augen der europäischen Botschafter, geschehen konnte, so kann man sich vorstellen, wie es erst in Asien getrieben wird, wo selbst die Autorität des Sultans nur sehr wenig Beachtung findet.

Wir haben von den Vorgängen in Asien ein schauriges Bild erhalten. Es dürfte schwer sein, die Berichte der Missionare und die Angaben des Dr. Lepsius für erfunden zu erklären. Wohl aber sind manche Einzelheiten — ich möchte sagen:

psychologisch — unmöglich. Es ist mir recht verständlich, daß wilde Druzen- und Kurdenhorden die christlichen Unterthanen des Sultans plündern und peinigen, daß sie Erpressungen, Gewaltthaten, Schändungen und andere Gräueltaten aller Art an den Christen verüben; aber daß Christenmädchen auf die Folter gespannt wurden, um das Christenthum zu verleugnen und den Islam zu bekennen, steht ohne Beispiel in der langen Geschichte des islamitischen Fanatismus da. Immerhin: die Armenier mögen nicht die unschuldvollen Lämmer sein, als die fromme Missionare sie schildern; Das aber, was in Konstantinopel geschehen ist, wo die ruhigen Armenier für den räuberischen Ueberfall der Ottomanenbank zu Tausenden blühen mußten, während die Räuber selbst ruhig abziehen durften, mag sich in den Kurden- und Druzenhöfen im Kleinen täglich wiederholen. Die türkische Herrschaft hat aufgehört, ihren Unterthanen das unentbehrliche Minimum von Rechtssicherheit zu bieten, das auch ein barbarischer Staat aufweisen muß, wenn er seine Daseinsberechtigung nicht verlieren soll.

Das türkische Reich ist in voller Auflösung und beschäftigt Europa ähnlich wie die polnische Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts. Diesem Schicksal kann die Türkei nicht mehr entgehen; und nicht nur in Europa, sondern auch in Kleinasien sind die Tage ihrer Herrschaft gezählt. Schon jetzt würde sich ihr Schicksal erfüllen, wenn Rußland nur die Hand danach ausstrecken wollte. Die alte Rivalität der europäischen Großmächte, der allein das türkische Reich seit einem Jahrhundert sein Dasein verbankt, existirt aber in unseren Tagen nicht mehr. Vor mehr denn hundert Jahren, als sich Kaiser Josef der Zweite mit der Kaiserin Katharina von Rußland zu einem Eroberungsplan gegen die Türkei verständigt hatte, hat Friedrich der Große diese Pläne durchkreuzt. Später sind England und Frankreich dem russischen Eroberer in die Arme gefallen und haben den Verfall des türkischen Reiches für einige Zeit verhütet. Jetzt aber ist die Stimmung der europäischen Großmächte so, daß ernstliche Hindernisse gegen einer Theilung des Osmanenreiches nirgends zu finden sind. England konspirirt am Eifrigsten gegen den Sultan; aber gerade der Umstand, daß sich die englische Politik so dienstbeflissen in dieser Frage benimmt, machte bisher die russische Diplomatie stutzig und erregte ihr Mißtrauen. Vorläufig herrscht Rußland in Stambul ähnlich wie in Warschau unter der Regierung Poniatowskis. Und die russische Politik hat einer Theilung der Türkei bisher nur deshalb widerstrebt, weil sie es für aussichtsvoller hält, vorläufig Alles beim Alten zu belassen, bis ihr das Ganze wie eine reife Frucht in den Schoß fällt. Schon jetzt aber, nach dem Russentaumel in Paris, beginnt die russische Presse eine andere Sprache gegen die Türkei zu führen und der fast zärtliche Ton, der bisher gegen den Sultan beliebt worden ist, hat bereits einer schrofferen Redeweise Platz gemacht.

Die Völker Europas würden leichtsinnig handeln, wenn sie die Türkei ihrem Schicksal überließen. Das Osmanenreich ist in den Stand der Liquidation getreten und da gilt es, frei von jeder Sentimentalität die politischen Interessen wahrzunehmen. Als die polnische Republik diesem Schicksal verfallen war, wollte Preußen zuerst versuchen, den Gang der Ereignisse aufzuhalten. Da Das aber nicht mehr möglich war, mußte sich der aufstrebende Hohenzollernstaat im Interesse der Selbsterhaltung entschließen, die Beute nicht in die Hand eines Einzelnen fallen zu lassen. Von ähnlichen Erwägungen ging man damals auch in Oesterreich aus,

obwohl die Theilung Polens der frommen Maria Theresia Gewissensbisse verursacht haben soll. „Sie nimmt und weint,“ höhnte der große Friedrich darüber; er nahm im Interesse seines Staates, ohne Thränen zu vergießen. Auch die Türkei steht jetzt vor einem solchen Auflösungsprozeß und es kann sich nur noch um die Frage handeln, was aus den europäischen und den kleinasiatischen Provinzen werden solle. Auf den Trümmern des Osmanenreiches dürfen nicht neue Kleinstaaten entstehen, wie es bisher geschehen ist; denn, abgesehen davon, daß sich diese Staaten sehr schlecht bewährt haben und in der Regel nur ein Spielball in den Händen einzelner Großmächte sind, kommt noch ein zweiter wichtiger Umstand in Betracht: die Türkei ist die Schuldnerin Europas und kann schon jetzt ihren Pflichten nicht gut nachkommen; werden weitere Landestheile von ihr losgetrennt, so wird die Erfüllung ihrer Zahlungspflichten für sie zu einer mathematischen Unmöglichkeit. Das Auskunstmittel, einen Theil der Lasten proportionell den Staaten aufzulegen, die Theile der Türkei an sich reißen, hat in diesem Fall keinen Werth, weil die Balkanstaaten bisher den ihnen auf dem Berliner Kongreß nach dieser Richtung hin auferlegten Pflichten nicht nachgekommen sind und zum Theil selbst sich in dem Stadium der Insolvenz befinden. Außerdem sind diese Staaten nicht geeignet, eine Kulturmission im Türkenreiche zu übernehmen. Sie gleiten schon jetzt, noch bevor sie recht zur Reife geblieben sind, in den Zustand des impotenten Greisenalters hinüber. Sie setzen die türkische Miswirthschaft fort und verdoppeln sie noch durch die Parikatur eines konstitutionellen Staatslebens und durch den ewigen Parteihaber, der alle Kräfte vollständig lähmt. Die Administration und die Rechtspflege ist in den neugeschaffenen Staaten auf dem Balkan nicht um ein Paar besser als in der Türkei, oft sogar noch schlechter.

Soll daher die Liquidation der Türkei in Europa und Kleinasien zu einem befriedigenden Resultat führen, so muß in Anbetracht der Umstände, daß England bereits in Egypten, Frankreich in Tunis sich festgesetzt haben, dafür gesorgt werden, daß auch die anderen Großmächte, nicht nur Rußland, dessen Theil an der Beute gesichert ist, nicht leer ausgehen. Für Oesterreich würde sich das Vilajet Kossowo nebst Saloniki am Besten eignen, während Deutschland in Kleinasien eine kulturelle Mission zu erfüllen hätte. Das wäre einmal ein Kolonialbesitz, für den das Deutsche Reich mit Ehren und politischem Vortheil Anstrengungen machen dürfte. Ohne Krieg könnte jetzt sehr gut eine Verständigung der europäischen Großmächte im Interesse der vielen brachliegenden türkischen Provinzen, im Interesse nicht minder der vielen Volksstämme, die schon seit Jahrhunderten nicht mehr die Wohlthat eines geordneten Staatswesens kennen, herbeigeführt werden. In diesem Falle wäre Kleinasien für Deutschland ein Besitz, an den sich historische Erinnerungen deutschen Thatendranges knüpfen. Außerdem hat schon deutscher Fleiß und deutsches Kapital begonnen, durch den Ausbau eines Eisenbahnnetzes Kleinasien kulturell zu erobern. Zur politischen Ausmünzung dieser Arbeit ist der Zeitpunkt jetzt sehr geeignet. Wird dieser Augenblick versäumt, dann dürfte das Osmanenreich allmählich von Rußland verschluckt werden und damit würde ein Zustand geschaffen, der im Interesse des europäischen Gleichgewichtes unter allen Umständen verhütet werden sollte.

Dr. S. Bernfeld.



## Karl Adolf Buchheim.

**W**enn man in Goethes Tagen aus Deutschland den Blick hinaussehnen ließ in fremde Länder und Erdtheile und Dessen gedachte, was von deutscher Art und deutschem Geiste da draußen lebte, dann dachte man neben den „deutschen Ausgewanderten“, denen die Fremde ein bitter genug schmeckendes Gnadensbrot bot, an die karglichen Brocken Lob, die fremde Literaten für die schöngeistigen Erzeugnisse deutscher Sprache übrig hatten. Seitdem in den Revolutionjahren die gebildetsten Kreise des deutschen Stammes ganze Auswandererschaaren in die Ferne sandten und im Auslande oder doch vom Auslande aus häufig deutsche Literaturwerke erschienen und sonstige dichterische, politische und soziale Aeußerungen laut wurden, freute man sich der wachsenden Theilnahme für die Leistungen deutschen Geistes, die das Ausland nach der allgemeinen Annahme zeigte; und wirklich hat sich etwa um die Mitte des Jahrhunderts die deutsche Literatur im Auslande eine Leserschaft erobert, wie sie sie nie zuvor besessen hatte. Wer aber etwa der Meinung wäre, das Ausland wende der deutschen Literatur die selbe Aufmerksamkeit zu wie das deutsche Publikum, die deutschen Zeitschriften und der deutsche Buchhandel der ausländischen, Der befände sich in einem gründlichen Irrthum. Weder in Frankreich noch in England wird mehr als ein kleiner Bruchtheil der Summe fremder Bücher verbraucht, die in Deutschland alljährlich gekauft und gelesen werden; und wenn die Summe jetzt nicht unbeträchtlich steigt und namentlich die Anzahl der Uebersetzungen deutscher Bücher ins Englische in rascher Zunahme begriffen ist (wobei in zahlreichen Fällen neben der englischen noch eine amerikanische Sonderausgabe besteht), so ist der Verbrauch fremder Geisteswaare in Deutschland dennoch viel größer als der jeder Gruppe von zweiundfünfzig Millionen Ausländern. In Deutschland weiß man von diesen Dingen meist nichts; der Grund dafür ist, daß eine Bewegung, die mit der Ausbreitung deutscher Literatur im Auslande in mehrfacher Wechselbeziehung steht, die gesammte Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es ist die jährliche Auswanderung von Hunderttausenden Deutscher in fremde Länder; und sie nimmt ganz mit Recht in der Anschauung der Volksgenossen die erste Stelle ein, denn sie allein ist es, die dem deutschen Stamme die Erde erobern hilft und erobern wird, wenn nur eine weise Volksstandswirtschaft hinter sie tritt und sie beräth und lenkt. Schon spannt die deutsche Auswanderung ihr Netz über den Erdball aus. Da gegen Massen aber nur Massen bestehen können, so

wird es sich vor Allem um die Schaffung mehrerer Ansiedlungsmittelpunkte handeln, wie die Vereinigten Staaten mit ihren zehn Millionen deutschredenden Menschen deutscher Abkunft einer sind. Es liegt auf der Hand, daß diese Auswanderung namentlich gebildeter Deutscher einen großen Einfluß auf den Konsum deutscher Geistesnahrung in Gestalt von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und in der zweiten Generation selbst oft von Uebersetzungen deutscher Bücher haben muß. Aber dieser ausländische Konsum deutscher Druckwerke ist doch kein Maßstab für das Deutschthum im Auslande, als den ihn z. B. Karl Peters in seinen kuriosen Schätzungen über das Deutschthum in Großbritannien betrachtet. Denn eine große Anzahl dieser Druckwerke wird eben von Ausländern verbraucht, von der kölnischen Zeitung an, die im kleinen londoner Kafeehause ausliegt, bis zur breitrandigen weimarer Goetheausgabe, die ein reicher Bücherfreund für seine Bibliothek kauft, um allwöchentlich einmal ihren Einband zu bewundern. Die Kenntniß der deutschen Literatur im Auslande ist erstens weit weniger von den ausgewanderten Deutschen abhängig, als man gewöhnlich annimmt, und dann viel begrenzter, als man, nach der deutschen Kenntniß fremder Literaturen rechnend, vermuthen würde. Jedenfalls ist sie aber ein ganz selbständiges Gebiet, das mit dem Kampf der Stämme, Völker und Rassen um den Erdball so gut wie nichts zu thun hat, sondern höchstens dadurch die Ausbreitung des deutschen Stammes beeinflusst, daß sie fremden Völkern deutsche Bildungsmittel als Waffen im Völkerdafeinskampfe in die Hand giebt, hie und da vielleicht auch einmal zu einer dauernden deutschen Siedelung der Anlaß wird.

Ueber die Stellung der deutschen Sprache und Literatur in den Vereinigten Staaten ist man in Deutschland durch die Deutschamerikaner, wie z. B. Karl Knorr, gut unterrichtet, über die entsprechenden Verhältnisse in England weiß man so gut wie nichts, und was man zu wissen meint, ist meist falsch. Wer gelegentlich in Zeitungen ein paar auf vielen Umwegen lancirte Notizen über die sogenannte English Goethe Society gelesen hat, denkt sich diese Institution als etwas Aehnliches wie unsere deutsche Goethe-Gesellschaft und schreibt ihr in seiner Phantasie eine weitreichende Wirkung zu. In Wirklichkeit besteht die Gesellschaft freilich aus einer ganz einflußlosen londoner Clique, die in ohnmächtigem Dilettantismus steckt und gern eine Rolle spielen möchte. Die freundliche Schöpfung, die den täppischen Schritten der seit 1892 praktisch bankerotten Gesellschaft (ihr Sekretär bezieht das Drittel ihrer Gesamteinnahme als Gehalt und die anderen beiden Drittel verschlingt ungefähr die Verwaltung, so daß der Versuch, die vorhandenen beträchtlichen Schulden zu bezahlen, wohl ein Versuch bleiben wird) von Weimar aus zu Theil geworden ist, ist übel angebracht und täuscht nur die öffentliche Meinung in England. Seit Jahren sind keine Veröffentlichungen der Ge-

gesellschaft mehr erschienen und die früher erschienenen Feste setzen sich zu zwei Zehnteln aus Dingen zusammen, die schon früher gedruckt und Jedermann zugänglich waren, und zu sechs Zehnteln aus grob dilettantischen Aufsätzen, deren Druck besser unterblieben wäre. Hätte die deutsche Literatur keinen besseren Anwalt in Großbritannien, so stände es schlimm um sie.

Seit den Tagen Byrons, Coleridges und Carlyles haben einzelne literarische Kreise Englands für bestimmte Erscheinungen auf dem Felde der deutschen Literatur eine gewisse Theilnahme gezeigt. Goethe und Heine sind die beiden bekanntesten deutschen Dichter. Dann kommen in der allgemeinen Achtung Lenau (wegen der vielgesungenen Schilfflieder) und Scheffel (wegen seines Trompeters). Wer Goethes Stellung in England mit Shakespeares Stellung in Deutschland vergleichen wollte, beginge einen groben Irrthum. Shakespeare in Deutschland, — Das ist eine Jahrhunderte lange Geschichte, voll der merkwürdigsten Ereignisse von ungeheurer Tragweite; Goethe in England, — eine humoristische Episode, unterbrochen von allerhand Tollheiten. Noch heute giebt es keine englische Gesamtausgabe von Goethes Werken, geschweige denn eine, die hinsichtlich des einfachen Textverständnisses auch nur Annehmbares leistete. Ich selbst habe mir zweimal die größte Mühe gegeben, sie in Verbindung mit einer Reihe englischer Dichter und Schriftsteller zu Stande zu bringen, und mein Kollege Karl Breul in Cambridge hat das Gleiche versucht und den Gedanken auch noch nicht aufgegeben. Leider ist der Mann, der vor allen Anderen berufen gewesen wäre, eine sorgfältige Ausarbeitung des englischen Textes zu überwachen, Karl Adolf Buchheim, Professor am Kings College in London, der im letzten Menschenalter mehr als irgend ein Anderer für deutsche Literatur und Sprache in Großbritannien und Irland gethan hat, niemals zur Ausführung der Riesearbeit gekommen, eben so wenig wie er England eine deutsche Literaturgeschichte geschenkt hat, die englischen Verhältnissen, Anforderungen und Anschauungen Rechnung trüge. Vielleicht ist zu beiden Arbeiten noch Zeit, wenn auch die höchste Zeit, denn am zweiundzwanzigsten Januar 1898 feiert Buchheim bereits seinen siebenzigsten Geburtstag. Das deutsche Volk sollte jenen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne ein Zeichen der Dankbarkeit für all Das, was Buchheim in langen, fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Kämpfen für die Sprache und Literatur Deutschlands in England gethan hat; auch Großbritannien hätte alle Ursache, sich dem Manne dankbar zu erweisen, der das Meiste dazu beigetragen hat, dem gebildeten Theile des englischen Volkes in der Sprache und Dichtung des stammverwandten Nachbarlandes ein neues nationales Bildungsmittel zu erschließen.

Wie so viele bedeutende Männer Oesterreichs ist Karl Adolf Buchheim ein Nöhre von Geburt; und das Vaterland des Comenius scheint ihm ein tüchtiges Theil pädagogischer und literarischer Talente mit auf den Lebensweg

gegeben zu haben. Was seine Eltern waren, weiß ich nicht; auch, auf welche Weise er seine Jugend verlebte, habe ich nicht erkunden können. Nur daß er einmal eine Zeit lang in Ungarn lebte, ist aus seinen poetischen Uebersetzungen ungarischer Lieder am Ende der vierziger Jahre bekannt. Wie so viele deutsche und deutsch-österreichische Zeitgenossen tritt er zum ersten Male im Jahre 1848 an die Oeffentlichkeit. Er studirte damals an der Universität Wien nach Absolvirung der sogenannten „Philosophie“, des höheren zweijährigen Kurses, Pädagogik und beschäftigte sich, damals neunzehn Jahre alt, mit allerhand literarischen Arbeiten, Novellen, Gedichten und Skizzen, die in zahlreichen süd- und norddeutschen Blättern nachgedruckt wurden. In der Studentenschaft Wiens spielte, wie Zeitgenossen erzählen, der junge Dichter eine bedeutende Rolle. Seinem Liede „Die lustige Legion“ wiederfuhr die Ehre, von Franz Liszt komponirt zu werden, während er im Sommer 1848 in Wien weilte, und es machte in Begleitung dieser Komposition bald die Runde durch die Liederbücher der Universitäten deutscher Sprache. Damals weilte sein Verfasser jedoch bereits nicht mehr auf deutschem Boden. Beim Ausbruch der wiener Märzrevolution trat Buchheim als Hauptmann in die „Akademische Legion“ ein und gab zugleich mit einem anderen hochbegabten Mitgliede dieser Schaar ein politisches Studentenblatt heraus, daß sich in der Erregung der Zeit auf dem engen Boden des wiener Studententhums eine leitende Stellung gewann. Im Oktober fiel Wien, — und nun ward für den soldatischen und literarischen Räubersführer der Studentenbewegung der Boden des österreichischen Kaiserstaates bald zu heiß. Buchheim zog es, wie die meisten anderen Revolutionäre, vor, sich nicht einsperren oder erschießen zu lassen, und verließ die Heimath, um zunächst in Leipzig, Brüssel, Zürich und endlich in Paris sein Glück zu versuchen. Seine akademischen Studien waren noch keineswegs abgeschlossen und ihm, dem Zwanzigjährigen, erwuchs zunächst die Aufgabe, sich eine tiefere akademische Bildung anzueignen, wenn er nicht auf den Lehrberuf verzichten wollte. Einstweilen führte ihn freilich der Daseinskampf weit ab von diesem Ziele. Mit historischen, politischen und literarischen Arbeiten verbiente er sich kümmerlich sein Brot, oft so kümmerlich, daß er mehr als einmal der nackten Noth gegenüberstand. Aus dem Ungarischen übertrug er Gedichte in deutsche Verse, aus dem Deutschen Verse ins Französische. Als sie zu einem stattlichen Bande angewachsen waren, sollten die französischen Verse erscheinen. Aber es fehlte an einem Verleger. Franz Liszt wandte sich für den jungen Freund an seine Freundin George Sand und diese sagte ihre Unterstützung zu. Sie bat den jungen Dichter, sie an einem bestimmten Morgen, dem zweiten Dezember 1851, zu besuchen, um mit ihm durchzuberathen, was für ihn geschehen könne. So schien sich mit einem Male, nach langem vergeblichen Mühen und Hoffen, die roßige Aussicht auf eine dauernd gesicherte Zukunft in der Hauptstadt Frank-

reichs zu bieten; und klopfenden Herzens machte sich der Glücksandidat auf den Weg, um die berühmte Schriftstellerin zu besuchen. Auf den Straßen herrschte eine seltsame Erregung und bald war deren Ursache festgestellt. Es war der Morgen des Staatsstreiches und ganz Paris in Aufruhr. An den Besuch war nicht mehr zu denken, — und so blieb er überhaupt unausgeführt. Die Zukunft Frankreichs erschien als eine lange Reihe von Wirrnissen ohne erfreuliche Aussichten für einen mittellosen Fremden; auf den Rath einiger befreundeten französischen Schriftsteller verließ Buchheim den Boden wieder, auf dem er eben anfang, festen Fuß zu fassen, und ging, ohne des Englischen mächtig zu sein, nach London, um dort sein Glück zu versuchen, und sicherlich ohne eine Ahnung davon, daß er dereinst der Reformator des höheren deutschen Unterrichtes in Großbritannien werden würde. Ende 1851 langte er drüben an, immer noch, ohne mit seinen akademischen Studien zu einem äußeren Abschluß gelangt zu sein, mittellos und freudlos und in einer Zeit, wo London von aus der Heimath geflüchteten Deutschen zum Theil mit Namen von gutem Klange förmlich überlaufen war. Wieder war das Uebersetzen die erste Arbeit, die sich finden ließ, wenn auch unter erbärmlichen Bedingungen. Eine zufällige Bekanntschaft mit einem deutschen Mitarbeiter der Times, der adeliger Herkunft war, verschaffte ihm kümmerlich bezahlte Uebersetzungarbeit. Der Herr stand in Beziehungen zu einem österreichischen Verlagsbause, von dem er fünf Thaler für den Bogen der Uebersetzung erhielt. Davon behielt er drei für sich, ließ den Bogen für zwei Thaler von seinem „Freunde“ übersetzen und schrieb seinen Namen aufs Titelblatt. Das waren damals nicht ungewöhnliche Zustände. Um sich wenigstens als Uebersetzer selbständig zu machen, bot Buchheim einem deutschen Verlage eine Uebersetzung des Romanes Bleathouse von Dickens an, der damals in wöchentlichen Lieferungen herauskam. Am Tage nach dem Erscheinen der zwei Bogen starken englischen Lieferung sollte die Uebersetzung jedesmal nach Deutschland abgehen. Der Antrag wurde angenommen, und als die erste Nummer erschien, setzte sich Buchheim in der höchsten Noth an die Arbeit. Er schrieb und schrieb volle vierundzwanzig Stunden, und als er eben das fertige Manuscript auf die Post bringen wollte, erhielt er von dem Verleger die Anzeige, er habe sich entschlossen, auf die Veröffentlichung der Uebersetzung zu verzichten, da ein ihm befreundeter Verleger eine Uebersetzung des Romans angezeigt habe.

Troy der bittersten Noth förderte Buchheim seine akademischen Studien weiter und promovirte mit einer lateinischen Abhandlung über das Novum Organum Baconis in Rostock zum Doktor der Philosophie, um sich dann in Großbritannien dem Lehrerberuf zu widmen. Mit dem Lehrerstand war es damals in England — erst seit 1870 giebt es dort staatliche Volksschulen — traurig bestellt. Nur die untergeordnetsten Persönlichkeiten gehörten ihm an und



daher nahm er eine Stelle ein wie etwa bei uns die untere Hälfte der Schreiber und Kopisten. Ein Lehrer war für die wohlhabenderen Klassen ein Paria; und in jenen Tagen, wo sich in London allerhand deutsche Schneider und Bedienter als Sprachlehrer niederließen, war es der Lehrer der modernen Sprachen ganz besonders. Unter solchen Umständen war es nicht gerade erfreulich, sich diesem Berufe zu widmen; aber Buchheim blieb keine Wahl. Er mußte auf der untersten Stufe anfangen. Die erste Privatstunde hatte ihm ein Zufall verschafft, aber schon sein erster Schüler erkannte das Lehrtalent des deutschen Magisters und empfahl ihn weiter; und langsam bildete sich um ihn nun ein fester Kreis von Schülern, die seinen Unterricht suchten. Daneben ruhte jedoch auch die literarische Thätigkeit nicht ganz. 1852 erschien sein geschichtlicher Roman „Die Rebellen von Lübeck“. Unmittelbar darauf wurde seine literarische Thätigkeit jedoch auf ein anderes Feld gelenkt, auf das der pädagogischen Literatur, auf dem er seine bedeutendsten Leistungen geliefert hat. Von dem Stande der in England in den vierziger und fünfziger Jahren gebrauchten Lehr- und Lesebücher des Deutschen kann sich Niemand eine Vorstellung machen, der solche Bücher niemals in der Hand gehabt hat. Unsere englischen Schulgrammatiken und Lesestücke stehen noch heute hoch über den in England gebrauchten Lehrbüchern des Deutschen mit ihren zahllosen, theils ganz unsinnigen, theils schiefen, theils ungenauen Regeln, die sich meist auf eine oberflächliche Lektüre von Lessings und seiner Zeitgenossen Schriften stützen und den modernen Sprachgebrauch, namentlich der gesprochenen Sprache, ganz vernachlässigen. Daher auch die seltsamen alterthümlichen Wendungen im Munde von Engländerinnen, die in Deutschland deutsch zu reden versuchen. Aber die geistlosen, ja oft ganz sinnlosen und von Fehlern wimmelnden Lesestücke übertrafen die grammatischen Lehrbücher noch an Unbrauchbarkeit. Wenn noch heute in dem meistgebrauchten englischen Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte Goethes Gattin seit der ersten Auflage nur Christine Vulpine heißt, ohne daß die pädagogische Kritik Das rügte, so wird man sich nicht wundern, wenn es die Hauptaufgabe des Duzends deutscher Dozenten an britischen Universitäten in den letzten vierzig Jahren war, erst einmal vernünftige Lehrbücher für den Schulunterricht zu schaffen, ohne den eine höhere Sprachbildung auf den Universitäten ja nicht zu erzielen ist. Und gerade hierin ist Buchheim bahnbrechend vorangegangen und hat nach und nach, trotz endlosen Mühseligkeiten, den gesammten deutschen Sprachunterricht Großbritanniens reformirt. Gleich das erste Büchlein, das er einführte und in einer für englische Schulen bearbeiteten Ausgabe herausgab, war ein glücklicher Griff und ein großer Wurf. Es waren Niebuhrs „Griechische Heroengeschichten“, die der große Historiker seinem drei Jahre alten Söhnchen Marcus erzählt hatte; obwohl es gegen alles Herkommen verstieß, hatte das Buch

doch einen riesenhaften Erfolg. Kein deutsches Lesebuch hat sich in England je einer solchen Verbreitung erfreut, die es durch seinen Stoff wie seine Verarbeitung aber auch in gleichem Maße verdiente. Damit war die einzige Bahn betreten, die in England, das eine Centralisation der Unterrichtsverwaltung nicht kannte, zu einer Hebung des deutschen Unterrichtes führen konnte. Andere kleine Lesebücher, zunächst für Kinder, folgten und bahnten allmählich den Weg zur Einführung deutscher Klassiker in die Schulen.

Was einen Unterricht in der deutschen Sprache nach dem Muster des Unterrichtes im Lateinischen und Griechischen in dem Vereinigten Königreiche unmöglich machte, war der Mangel an leicht zugänglichen deutschen Klassikerausgaben mit einem Apparate, wie die Ausgaben der alten Klassiker ihn hatten, d. h. vor Allem mit literaturgeschichtlichen Einleitungen, Analysen der Literaturwerke und zuverlässigen, den Text begleitenden und auf das Verständnis älterer Schüler berechneten Anmerkungen. Da die Bedingungen für das Studium der modernen Sprachen so ganz andere sind als die für das Examen der abgestorbenen und es sich dort um die Erlernung eines durch keinen alten Römer oder Griechen kontrollirbaren schriftlichen Stiles, hier aber um ein jeden Augenblick durch jeden gebildeten Deutschen kontrollirbares Sprechen handelte, konnten die alten Klassiker keine bindenden Muster sein; und das Wagniß der Schaffung einer Musterausgabe, die für die höheren Schulausgaben der Folgezeit ein bindendes Vorbild sein sollte, bot keineswegs besondere Aussicht auf Erfolg. Gleichwohl war die Schaffung solcher Bücher die unerläßliche Vorbedingung für die Schaffung eines höheren Unterrichtes im Deutschen, den es bis dahin noch nicht gab. Buchheim wählte mit sicherem Verständniß für die Bedingungen des Gelingens Schillers „Wallenstein“ zum literarischen Träger seines Planes und schuf mit seiner Ausgabe der Trilogie die erste mustergiltige Ausgabe eines deutschen Klassikers in England und damit eine neue Phase des deutschen Unterrichtes im Auslande.

Das Buch war im Manuscript fertig gestellt und Buchheim bot es einem londoner Verlage an. Der Verleger hatte gerade aus den Kolonien einen riesigen Auftrag auf Buchheims „Griechische Heroengeschichten“ erhalten und nahm deshalb das Anerbieten freudig an, da er meinte, es handle sich dabei um etwas ganz Aehnliches wie bei Niebuhrs schönem Kinderbuch. Er hatte weder von dem Inhalt noch von dem Umfang des Buches noch gar von verschiedenen Phasen und Stufen des Unterrichtes eine Ahnung. Als aber dann Bogen auf Bogen aus der Druckerei kam und der Text noch immer kein Ende nehmen wollte, gerieth der Buchhändler in Verzweiflung und wollte den Druck schon mitten in den Piccolomini abbrechen. Nur mit größter Mühe ließ er sich dazu bewegen, die ganze Trilogie drucken zu lassen. Das Buch hatte, da die Zeit eben reif war für die Neueinführung einer Ober-

Klasse des Deutschen an den höheren Schulen, einen großen Erfolg und der Verleger sah sich zu seiner eigenen Ueberraschung glänzend belohnt. Buchheim aber trat damit unbestritten an die Spitze des deutschen Unterrichtes in Großbritannien, und als im Jahre 1863 am Kings College in London die Professur der deutschen Sprache und Literatur vakant wurde, da hätte es kaum der Empfehlung von Jakob Grimm, Arnold Ruge und G. G. Gervinus bedurft, um ihm die Berufung zu sichern. Während die alten Universitäten Englands, Oxford und Cambridge, damals noch viel zu zäh an dem klassischen Pöppe festhiengen, um die modernen Sprachen auch nur zu beachten, hatten sich die beiden höchsten Lehranstalten der Weltstadt London, das Kings College und das University College, schon damals auf die moderne Seite geworfen und füllten, obgleich dem offiziellen Range nach nicht Universitäten und daher auch nicht berechtigt, akademische Grade zu verleihen, doch für London die Stelle von Universitäten aus. Durch die Professur trat Buchheim mit einem Schlage in einen weitreichenden, befriedigenden Wirkungskreis ein und erhielt auf seinem Gebiete einen Einfluß, wie ihn kein Anderer hatte. Seine Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte haben von Anfang an eine riesige Anziehungskraft bewiesen, auch für nicht immatrikulierte Studenten. Ich kenne einen Lehrer des Deutschen, der täglich dreißig englische Meilen weit her nach London kam, um sie hören zu können. Von da an war die Hebung des deutschen Unterrichtes in Großbritannien in großem Maßstabe Buchheims Ziel und die eigenthümlichen Lehrverhältnisse seiner neuen Heimath ermöglichten ihm eine direkte Beeinflussung aller höheren Lehranstalten. Nach britischem Brauch prüft nämlich der Lehrkörper einer Schule, Akademie oder Universität niemals selbst die eigenen Schüler, sondern die Prüfung geschieht stets unter Zuziehung einer für jedes Fach fast jedes Jahr wechselnden Lehrkraft von einer entsprechenden anderen Anstalt. Daß Buchheim von allen Seiten in erster Linie zugezogen wurde, war nach Allem, was er für den höheren Unterricht des Deutschen gethan hatte, nicht gerade ein Wunder. Schon vorher war er zum Prüfungskommissar des Deutschen am College of Proceptors gewählt worden und schon 1865 wurde er zum Prüfungskommissar der deutschen Sprache und Literatur an dem gewaltigsten Prüfungskörper der Welt, der University of London, ernannt; er hat diese Stelle in einem Cyclus von fünf Jahren dreimal bekleidet. In Oxford war er Kommissar für die Vergabung eines Hiefenspendiums für Deutsch, und als Cambridge seine Abtheilung für moderne und mittelalterliche Sprachen einrichtete, war er einer der ersten auswärtigen Examinatoren. Fast jede britische Prüfungskommissarliste weist seinen Namen auf. Wir ist er an der Victoria University, in der Society of Arts, der Civil Service Commission, dem Oxford and Cambridge Examination Board und dem Examination Board for Inter-

mediate Examination of Ireland begegnet. Ja, weit über Englands Grenzen hinaus reicht sein Einfluß: vor ein paar Jahren war er deutscher Prüfungskommissar für die University of New Zealand.

Auch an sonstigen Ehrenstellen hat es ihm nicht gefehlt. Das College of Preceptors machte ihn zum Mitglied seines Council und ernannte ihn später zum Fellow. In den achtziger Jahren erhielt er die Stelle eines Instruktors des Deutschen für die jungen Prinzen und Prinzessinnen von Wales; sie verdanken ihm außer ihren deutschen Sprach- und Literaturkenntnissen eine begeisterte Vorliebe für alles Deutsche, die in Großbritannien eine doppelt auffällige Erscheinung ist, sich aber bei Anlässen aller Art deutlich genug äußert. Als im Jahre 1870 eine große Anzahl deutscher Lehrer aus Frankreich ausgewiesen wurde, verschaffte er Allen, die sich an ihn und das Hilfskomitee des londoner Turnvereines wandten, durch seinen persönlichen Einfluß Stellen in Großbritannien; auch später ist eine große Anzahl der wichtigsten Stellenbesetzungen im deutschen Lehrfach durch seinen persönlichen Einfluß oder auf seine fachmännische Empfehlung hin vorgenommen worden.

Aber auch in seiner einflußreichen Stellung als Professor an dem bedeutendsten londoner College ist er seiner Lebensaufgabe, der Reform des Unterrichtes in der deutschen Sprache und Literatur in Großbritannien mit Hilfe entsprechender, den besonderen englischen Verhältnissen angepaßter Lehrbücher, nicht untreu geworden, sondern hat trotz einer aufreibenden Lehr- und Prüfungstätigkeit aus eigener Kraft eine ganze Serie von ausgezeichneten englischen Schulausgaben deutscher Klassiker geschaffen, wie kein anderes Land eine besitzt. Der Universitätsverlag von Oxford hat diese Serie German Classics verlegt. Die amerikanische Ausgabe ist bei Macmillan in New-York erschienen. Und wie in den sechziger Jahren kein junger Brite und keine junge Britin, wenn sie höheren deutschen Unterricht in einer Lehranstalt empfangen haben, Buchheims Wallenstein nicht benutzt hat, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, wer in der Schule oder in den praktischen Uebungen auf der Universität keines der braunen Bändchen aus Buchheims Serie gelesen hat, nur eines Unterrichtes zweiter Klasse theilhaftig geworden ist. 1868 ist als erstes Bändchen Goethes Egmont erschienen und hat die Aufmerksamkeit der englischen Schulwelt vielleicht in noch höherem Maße erregt als der Wallenstein; beim Wilhelm Tell hat sich die Wirkung abermals verstärkt. Die Zeit ward eben allgemach reif für diese Grundlagen und unumgänglichen Hilfsmittel des höheren Unterrichtes. Die Tellausgabe ist auch von allgemeiner Bedeutung für die Würdigung des Dramas. Erst sie hat Börnes witzige, aber der eigentlichen sachlichen Unterlage entbehrende Kritik des Dramas in "eine Stüchchen zerlegt, indem sie nachwies, daß Börne Schillers Quellen nicht tabeln und das Oberdeutsche besser hätte lernen sollen, ehe er solches

Zeug schrieb. Später sind noch Minna von Barnhelm und Nathan der Weise, die ersten vier Bücher von Dichtung und Wahrheit und Schillers Jungfrau von Orleans gefolgt. „Historische Skizzen“ aus Schillers beiden Geschichtswerken haben sich angeschlossen. Neuerdings hat Buchheims Ausgabe der „Maria Stuart“ eine bisher übersehene Quelle Schillers nachgewiesen. Heines „Harzreise“ und andere Prosa in Auswahl, Beckers „Friedrich der Große“ und Palmes „Grisebis“ sind mit der Zeit noch hinzugekommen, alle aus der Feder des unermüdblichen Herausgebers. Aber diese Schulausgaben und Ausgaben für den akademischen Unterricht sind mehr als bloße Ausgaben für junge Leute, die erst die deutsche Sprache lernen wollen. Jede von ihnen ist zugleich ein in ihrer Weise musterhaftes Stück deutscher Literaturgeschichte, Stoffgeschichte und Problemgeschichte, und sie haben den Sinn für das Studium der deutschen Literatur in weite Kreise getragen. Der umfassende englische Apparat, der gelegentlich fast die Hälfte eines Bandes füllt, ist das beste englische Nachschlagemittel über die näheren Umstände, die Entstehung, die Quellen der betreffenden Literaturwerke, selbst die Encyclopaedia Britannica nicht ausgenommen. Buchheims Sammlung „Deutsche Lyrik“, in der die besten Leistungen der deutschen Lyrik seit der Reformation vereinigt sind, ist ein Weltbuch geworden, das man in den Taschen von Seelenten in den australischen Meeren sehen kann und das in indischen Zeitungen citirt wird. Seine „Deutschen Balladen und Romanzen“, gleich der Deutschen Lyrik in den Golden Treasury Series erschienen, sind ein Lieblingsbuch von Schulknaben mit romantischen Liebhabereien und gehören zu den Büchern, bei deren Lektüre die Jungen auf den britischen Gymnasien am Häufigsten während des Unterrichts ertappt werden. Was Buchheim als Mitarbeiter der angesehensten englischen Zeitschriften für die Kenntniß deutscher Literatur jenseits des Kanals gethan und was er für die Richtigstellung von in England verbreiteten Irrthümern über Deutschland geleistet hat, Das wäre ein ganzes Kapitel für sich. Im Lutherjahre hat er mit dem Rektor des Kings College zusammen einen Lutherband herausgegeben, der von ihm außer einem trefflichen Essay „The political course of the Reformation“ eine scharf gespitzte Uebersetzung von Luthers berühmter Flugschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ enthält.

Wenn einmal eine Geschichte des deutschen Geisteslebens im Auslande geschrieben wird, dann wird auch Karl Adolf Buchheim unter dem Kapitel Großbritannien und Amerika seine Stelle finden.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



## Ein Vaternörder.

**D**er Bertheidiger hatte die Untersuchung des Geisteszustandes beantragt. Wie hätte man dieses sonderbare Verbrechen auch anders erklären können?

Man hatte eines Morgens im Schilf bei Chaton zwei verschlungene Leichen aufgefunden, Mann und Frau. Beide waren bekannte Personen aus den besseren Ständen, reich, nicht ganz jung und seit dem vergangenen Jahre verheirathet; die Frau war erst drei Jahre vorher Wittwe geworden. Man wußte nichts von Feinden, die sie bedroht haben könnten. Sie waren nicht beraubt worden. Es sah aus, als ob man sie von dem steilen Ufer in den Fluß geworfen hatte, nachdem sie vorher mit einem langen eisernen Werkzeug erstochen worden waren.

Die Untersuchung brachte kein brauchbares Ergebniß. Die Fischer, die befragt wurden, wußten nichts. Man war nahe daran, die Sache fallen zu lassen, als ein junger Mann, ein Tischler aus einem benachbarten Dorfe namens Georges Louis, genannt „Der Bourgeois“, kam und sich selbst dem Gerichte stellte. Auf alle Fragen hatte er nur die eine Antwort: „Ich kannte den Mann seit zwei Jahren, die Frau seit sechs Monaten. Sie kamen oft, um alte Möbel bei mir ausbessern zu lassen, weil ich in meinem Handwerk geschickt bin.“

Und wenn man ihn fragte: „Warum haben Sie die Weiden getödtet?“ antwortete er hartnäckig: „Ich habe sie getödtet, weil ich sie töten wollte.“ Man konnte nichts Anderes aus ihm herausbringen.

Der Mann, vermuthlich ein uneheliches Kind, war einst aufs Land in die Kost gegeben und dann verlassen worden. Er hatte keinen anderen Namen als Georges Louis, seine Vornamen; da er aber merkwürdig intelligent war und angeborene feinere Neigungen und Empfindungen zeigte, die seine Kameraden nicht hatten, gab man ihm den Spitznamen „Der Bourgeois“ und nannte ihn bald nicht mehr anders. Er galt als ein besonders geschickter Tischler. Er trieb sogar etwas Holzbildhauerei. Man sagte ihm auch nach, daß er sehr überspannt sei, ein Anhänger kommunistischer Lehren, ja, ein Nihilist, eifriger Leser abenteuerlicher Romane und blutiger Geschichten, ein einflußreicher Wahlmann und gewandter Redner in öffentlichen Versammlungen von Arbeitern oder Bauern.

Der Bertheidiger hatte die Untersuchung des Geisteszustandes beantragt. Denn wie konnte man annehmen, daß dieser Handwerker seine besten Kunden erschlagen hätte, reiche und freigebige Kunden (er sagte es selbst), die ihm seit zwei Jahren für breitaufend Francs Arbeit gegeben hatten (seine Bücher wiesen es aus). Es gab dafür nur eine einzige Erklärung: Wahnwitz, die fixe Idee des Entertbten, der in zwei Bourgeois seine Klasse und sich selbst an allen Bourgeois rächt; und der Bertheidiger machte eine gewandte Anspielung auf den Spitznamen „Der Bourgeois“, den man in der Gegend dem Verlassenen gegeben hatte. „War Das nicht reine Ironie“, rief er aus, „und eine Ironie, die geeignet war, diesen unglücklichen Jungen, der weder Vater noch Mutter hat, noch mehr aufzustacheln? Er ist ein eifriger Republikaner. Was sage ich: er gehört sogar jener politischen Partei an, die von der Republik einst zwar erschossen und deportirt wurde, die heute aber mit offenen Armen aufgenommen wird, — jener Partei, der Sengen und Brennen ein Prinzip und der Mord ein ganz einfaches, erlaubtes Mittel ist. Diese traurigen Lehren, die jetzt in den Volksversammlungen bejubelt werden

haben den Mann zu Grunde gerichtet. Er hat gehört, wie Republikaner, sogar Frauen — jawohl, Frauen! — das Blut Gambettas, das Blut Grevys verlangten; sein kranker Geist ward irr, er wollte Blut, Bourgeoisblut! Nicht ihn sollte man verurtheilen, meine Herren, sondern die Commune!“

Beifälliges Gemurmel durchlief die Reihen. Man fühlte wohl, daß die Sache für den Vertheidiger gewonnen war. Der Staatsanwalt replizierte nicht.

Nun richtete der Vorsitzende an den Angeklagten die übliche Frage: „Angeklagter, haben sie Etwas zu ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?“

Der Mann erhob sich. Er war von kleiner Gestalt, flachsh blond, mit grauen, ruhig blickenden, hellen Augen. Eine starke, aufrichtige, klangvolle Stimme drang aus dem Munde dieses schwächtigen Jungen und veränderte schnell, bei den ersten Worten, die Ansicht, die man sich über ihn gebildet hatte. Er sprach laut, mit deklamatorischem Ton, aber so klar, daß auch das kleinste Wörtchen bis in den Hintergrund des großen Saales deutlich vernehmbar wurde:

„Herr Präsident, da ich nicht in ein Narrenhaus kommen will, sondern sogar die Guillotine vorziehe, will ich Ihnen Alles sagen.

Ich habe diesen Mann und diese Frau getödtet, weil sie meine Eltern waren.

Und nun hören Sie mich und dann . . . richten Sie mich.

Eine Frau, die mit einem Knaben niedergekommen war, gab ihn irgendwohin in Kost. Wußte sie auch nur, in welche Gegend ihr Mitschulbiger das kleine Wesen brachte, das schuldblos war und dennoch verdammt zu ewigem Elend, zur Schande einer unehelichen Geburt, ja, zum Tode, da man es verließ, da die Kostfrau, die das monatliche Kostgeld nicht mehr erhielt, es, wie solche Weiber häufig thun, verkommen, Hunger leiden, vor Vernachlässigung sterben lassen konnte? . . . Die Frau, die mich säugte, war ehrlich, — ehrlicher, größer, mehr Weib, mehr Mutter als meine eigene Mutter. Sie zog mich auf. Sie hatte Unrecht, als sie ihre Pflicht erfüllte. Es wäre besser, solche Elenden umkommen zu lassen, die aus dem Weichbild der Stadt in die Dörfer hinausgeworfen werden, wie man Unrath über den Zaun wirft.

Ich wuchs heran mit dem unbestimmten Gefühl, einen Makel an mir zu haben. Die anderen Kinder nannten mich eines Tages „Bastard“. Sie wußten nicht, was das Wort bedeutete, das Einer unter ihnen von seinen Eltern gehört hatte. Ich verstand es auch nicht, aber . . . ich empfand es.

Ich war — ich darf es sagen — einer der intelligentesten Jungen in der Schule. Ich wäre ein ehrlicher Mensch gewesen, Herr Präsident, vielleicht sogar ein nützlicher Mensch geworden, wenn meine Eltern nicht das Verbrechen begangen hätten, mich zu verlassen. Ich war ohne Schutz, sie waren ohne Erbarmen. Sie sollten mich lieben; sie haben mich verstoßen.

Ich verdanke ihnen das Leben. Aber ist das Leben ein Geschenk? Das meine war auf jeden Fall nur ein Unglück. Nachdem sie mich so schändlich verlassen hatten, schuldete ich ihnen nichts als Rache. Sie haben an mir die unmenschlichste, ungeheuerlichste Handlung begangen, die man an einem Geschöpf begehen kann . . . Ein beleidigter Mensch schlägt drein; ein bestohlener Mensch nimmt sein Gut mit Gewalt zurück. Ein betrogener, verrathener, gemarterter Mensch tödtet; ein geohrfeigter Mensch tödtet. Ich bin mehr bestohlen, betrogen, gemartert, moralisch geohrfeigt, entehrt worden als Alle, deren zornige That Ihr

freispricht! Ich habe Rache genommen, ich habe getödtet. Das war mein Recht. Ich habe ihr glückliches Leben genommen und eingetauscht für das schreckliche Leben, das sie mir auferlegt hatten. Ihr sprecht von Vaternord! Waren diese Leute meine Eltern, — sie, für die ich eine schmachvolle Last, ein Schreckniß, ein Schandfleck, für die meine Geburt ein Unglück und mein Leben ein schimpflicher Vorwurf war? Sie suchten ein selbstisches Vergnügen und sie hatten ein unerwünschtes Kind. Sie haben ihr Kind zertreten. An mich ist die Reihe gekommen, ihnen das Gleiche zu thun.

Und dennoch . . . es ist noch nicht lange her, da war ich bereit, sie zu lieben.

Jetzt sind es zwei Jahre, ich sagte es Ihnen vorhin, seit der Mann, mein Vater, zum ersten Male bei mir eintrat. Ich argwöhnte nichts. Er bestellte bei mir zwei Möbel. Ich erfuhr später, daß er Erkundigungen beim Pfarrer eingezogen hatte, — natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Er kam häufig wieder, gab mir Arbeit und zahlte gut. Manchmal plauderte er sogar über Dies und Jenes. Ich empfand Zuneigung für ihn. Am Anfang dieses Jahres brachte er seine Frau mit, meine Mutter. Als sie eintrat, zitterte sie so sehr, daß ich sie von einer nervösen Krankheit befallen glaubte. Dann bat sie um einen Stuhl und um ein Glas Wasser. Sie sprach nichts. Meine Möbel betrachtete sie mit leerem, entgeistetem Ausdruck und antwortete nur Ja und Nein, ob es paßte oder nicht, auf alle Fragen, die der Mann an sie richtete. Als sie fort war, dachte ich, sie sei wohl etwas verrückt.

Im nächsten Monat kam sie wieder. Sie war ruhig und beherrschte sich. An diesem Tage blieben und plauderten sie ziemlich lange und machten eine große Bestellung. Ich sah sie noch dreimal wieder, ohne irgend Etwas zu errathen; aber eines Tages fing sie an, mit mir von meinem Leben, meiner Kindheit, meinen Eltern zu sprechen. Ich erwiderte: 'Meine Eltern, gnädige Frau, waren Glende, die mich verlassen haben.' Da griff sie mit der Hand nach dem Herzen und fiel bewußtlos hin. Ich dachte sofort: 'Das ist Deine Mutter!' — aber ich hütete mich wohl Etwas merken zu lassen. Ich wollte sie an mich kommen lassen . . . Selbstverständlich zog ich nun auch Erkundigungen ein. Ich erfuhr, daß sie erst seit vergangenem Juli verheirathet waren, nachdem meine Mutter drei Jahre vorher Wittwe geworden war. Man hatte wohl geflüstert, sie hätten sich schon bei Lebzeiten ihres ersten Gatten geliebt, aber man hatte keinen Beweis dafür. Ich war der Beweis, — der Beweis, den man erst verborgen, dann zu vernichten gehofft hatte.

Ich wartete. Sie kam eines Abends wieder, immer von meinem Vater begleitet. An diesem Tage schien sie sehr ergriffen, — ich weiß nicht, warum. Dann, als sie im Begriff war, fortzugehen, sagte sie mir: 'Ich will Ihnen wohl, weil Sie mir den Eindruck eines ehrenhaften, arbeitamen Menschen machen; Sie werden wirklich eines Tages ans Heirathen denken; ich will Ihnen helfen, damit Sie sich freier Wahl die Frau nehmen können, die Ihnen gefällt. Ich bin einst gegen eine Neigung verheirathet worden und ich weiß, wie man dadurch leidet. Jetzt ich reich, ohne Kinder, frei, Herrin meines Vermögens. Da ist Ihre Mitgift.' • reichte mir ein großes versiegeltes Couvert.

Ich sah sie starr an; dann sagte ich zu ihr: 'Sie sind meine Mutter!'

Sie taumelte drei Schritte zurück und bedeckte ihr Gesicht mit der Hand,



um mich nicht mehr zu sehen. Er, der Mann, mein Vater, stützte sie mit seinen Armen und rief mir zu: „Sie sind wohl verrückt!“ Ich antwortete: „Durchaus nicht. Ich weiß ganz gut, daß Sie meine Eltern sind. So hintergeht man mich nicht. Bekennen Sie es und ich wahre Ihr Geheimniß; ich werde Ihnen nichts nachtragen; ich bleibe was ich bin, ein Tischler.“

Er zog sich gegen den Ausgang zurück und stützte dabei fortwährend seine Frau, die zu schluchzen begann. Ich lief, um die Thür zu verschließen, steckte den Schlüssel in die Tasche und begann wieder: „Sehen Sie sie doch an und leugnen Sie dann noch, daß sie meine Mutter ist.“ Jetzt brauste er auf; er war sehr blaß geworden und offenbar entsetzt durch den Gedanken, daß der bisher vermiedene Skandal plötzlich losbrechen könnte, daß ihre Lage, ihr Ruf, ihre Ehre mit einem Schlage vernichtet wären; er stammelte: „Sie sind ein Schuft, der Geld erpressen will. Das hat man davon, wenn man dem Volk Wohlthaten erweist, wenn man diesen Klammeln hilft und sie unterstützt.“

Meine Mutter wiederholte, ganz vernichtet, immer von Neuem: „Nur fort von hier, fort von hier!“ . . . Da die Thür verschlossen war, schrie der Mann: „Wenn Sie mir die Thür nicht sofort öffnen, lasse ich Sie wegen Erpressung und Gewaltthätigkeit ins Gefängniß werfen!“

Ich war Herr meiner selbst geblieben; ich öffnete die Thür und sah sie in der Dunkelheit verschwinden. Da war mir auf einmal, als sei ich erst jetzt verwaist, verlassen, in die Gasse gestoßen worden. Eine entsetzliche Traurigkeit, gemischt mit Zorn, mit Haß, mit Ekel, erfaßte mich, ich fühlte ein Aufbäumen meines ganzen Wesens, ein Aufbäumen des Rechtsgefühls, der Ehre, der zurückgewiesenen Liebe. Ich lief, um sie längs der Seine einzuholen, deren Lauf sie folgen mußten, wenn sie den Bahnhof von Châton erreichen wollten. Ich war bald dicht bei ihnen. Die Nacht war pechschwarz geworden. Mit Diebeschritten schlich ich über das Gras, damit sie mich nicht hörten. Meine Mutter weinte immer noch. Mein Vater sagte: „Es ist Deine Schuld: warum wolltest Du ihn durchaus sehen! Es war ein Wahnsinn in unserer Lage. Man hätte ihm aus der Ferne Gutes thun können, ohne sich zu zeigen. Welchen Zweck hatten diese gefährlichen Besuche, da wir ihn doch nun einmal nicht anerkennen können?“

Da stürzte ich stehend vor sie hin: „Ihr sagt selbst, daß Ihr meine Eltern seid! Ihr habt mich schon einmal verworfen, werdet Ihr mich abermals verstoßen?“

Da, Herr Präsident, hob er die Hand gegen mich auf . . . ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, beim Gesetz, bei der Republik. Er schlug mich, und als ich ihn beim Kragen packte, zog er einen Revolver aus der Tasche.

Ich wurde rasend, — mehr weiß ich nicht; ich hatte meinen Cirkel in der Tasche, damit habe ich auf ihn losgeschlagen und geschlagen, so lange ich konnte. Da begann sie zu schreien: „Zu Hilfe! Mörder!“ Dabei raufte sie mir den Bart. Es scheint, daß ich auch sie getödtet habe. Weiß ich denn, was ich in jenem Augenblicke that? . . . Dann, als ich Beide am Boden liegen sah, habe ich sie in die Seine geworfen, — ohne zu überlegen.

So wars. Jetzt richten Sie mich.“

Der Angeklagte setzte sich wieder. Nach diesem Bekenntniß wurde die Sache bis zur nächsten Schwurgerichtssitzung vertagt.

Wenn wir Geschworene wären, was würden wir mit diesem Vatermörder thun?

Guy de Maupassant.



## Spekulation und Geld.

**M**an soll den jetzigen Verkehr an der Börse nicht für gar zu klein halten. Ein Vergleich mit dem Oktober 1895 ist nicht angebracht, denn im vorigen Herbst stieg bekanntlich die Hausse sehr hoch, — allzu hoch, wie bald darauf verschiedene schwarze Börsentage bewiesen. Jetzt bessert sich das Geschäft etwas, die Umsätze nehmen zu, — wenn auch die früheren großen Engagements kaum mehr zu entdecken sind. Das ist auch der Grund, weshalb Berlin so laut klagt; es ist in Bezug auf den Umfang seiner Spekulation so verwöhnt, daß geringere Ziffern die Gemüther sofort empfindlich verletzen, während z. B. Frankfurt schweigt, weil es über die Einschränkung seines Geschäftes schon lange ausgeklagt hat.

In Berlin hat der letzte Ultimo Vorgänge gebracht, die noch nicht genügend beachtet worden sind. Daß sich Termininteressenten in Montanpapieren zu weit vorwagen, ist kein unerhörtes Ereigniß; seltener dürfte dagegen eine so starke Unterschätzung des Geldbedarfes sein, daß, wie jetzt, einzelne bedeutende Prolongationen bis zum ersten und zweiten Oktober dauern müssen. Vorher hatten gute Adressen schon  $6\frac{1}{2}$  Prozent zugestanden und namentlich Wien hatte sich darauf als Helfer aus der Noth eingestellt. Was können die Finanzminister in Oesterreich und Ungarn mit dem Erlöse ihrer Rentenemissionen Besseres anfangen, als ihn einstweilen zu Zwischengewinnen an dem selben Deutschland zu benutzen, das ihnen die Renten weit billiger abgenommen hat? Heute stehen Eis- und Transleithanien so fest in unserem Vertrauen, daß es z. B. die Kurse nicht brüht, wenn uns das österreichische Budget mit der Verwendung eines hübschen Theiles der Investitionsanleihe zu Kasernenbauten und Justizpalästen überrascht. Dieses Vertrauen bestand freilich auch schon früher; österreichische Banknoten standen circa 85 Prozent, als von einer gesetzlichen Goldunterlage noch keine Rede war. Diese Anleihefähigkeit im Auslande gewährt natürlich den Wirthschaftsverhältnissen Oesterreichs einen beträchtlichen Rückhalt. Hat etwa Italien Valutaschwierigkeiten gekannt, als es noch seine dreiprozentigen Eisenbahnwerthe ausgab, also noch borgen konnte? Italiener täuschen übrigens mit ihrer guten Tendenz; sie sind nur verhältnißmäßig fest. Zunächst kauften die Franzosen aus Politik, zur höheren Weihe des tunesisch-italienischen Handelsvertrages (der doch auch nur eine Verbeugung vor dem Zaren ist) und dann bekam die pariser Contremine Angst und übereilte wie gewöhnlich ihre Deckungen.

An den deutschen Börsen nehmen Kreditaktien noch immer ihre alte Ausnahmestellung ein. Die Blankoverkäufe, die durch die starke Haltung Wiens möglich bleiben, haben nur den Zweck, eine Art Prämie gegen die eigenen großen Hausseengagements in Bergwerkspapieren u. s. w. zu bilden. Manche Rechner halten dieses Versicherungssystem für falsch, aber sie predigen seit Jahren tauben Ohren. In Diskontokommandit wären die Umsätze größer, wenn die Furcht vor dem Börsenregister nicht wirkte. Berlin wird sich nicht so leicht an die Sitten von Brüssel gewöhnen, wo die freundliche Erklärung eines Kunden, diesmal nicht zahlen zu können, ohne jeglichen Klageversuch entgegengenommen wird. Die großen Geschäfte der Diskontogesellschaft wirken, wo sie als Abwickelungen auftreten, natürlich anders, als wo es sich um aussichtsvolle Neuheiten handelt. So wird man jetzt z. B. über die pariser Druckluftgesellschaft mit Zahlen überfüttert,

aber aus keiner Zeile und keiner Ziffer ist zu ersehen, was denn nun eigentlich aus der Druckluft geworden ist. Wie ich höre, trägt jetzt der elektrische Betrieb das ganze Gewinnkonto, während man bei den Druckluftanlagen wenigstens so viel erreicht hat, daß sie keinen Verlust mehr bringen. In Mittelbranchen giebt es nur geringe Spekulation, da die Banken selbst in ihren Aktien zu mächtig sind.

Bergwerkspapiere gehen sehr lebhaft. Zu dem Kohlsynbikat ist nun noch das Hochofensynbikat getreten. Das giebt beiden Gebieten in den Augen des den wahren Thatsachen ferner stehenden Publikums eine womöglich noch günstigere Lage. Leider haben Rheinland und Westfalen via Köln sehr große Posten von Cassa-Montanwerthen gekauft, die sie in Berlin und Frankfurt lombardirten. Angesichts der letzten weichenden Börsen mußte schon wiederholt nachgeschossen werden und jetzt fürchtet man, daß viele dieser Positionen nicht zu halten sein werden. Das gäbe dann einen weiteren Kursfall. Es ist seltsam, daß dieser wichtigste Umstand verdeckt bleiben konnte, so daß man unter allen möglichen Gründen für die starke Geldversteifung den wahrscheinlich triftigsten Grund unbeachtet ließ. Jedenfalls muß es sich bald zeigen, in welchem Umfange das Rheinland seinen alten Optimismus wieder bewährt hat. Der Kassamarkt der berliner Börse macht jetzt überhaupt seine Probe durch. Er ist — wegen der bevorstehenden Einschränkung des Lieferungsgeschäftes — bedeutend gewachsen und hat einer ganzen Anzahl von Aktien zu neuem Interesse verholphen. Von Montanwerthen bis zu den eigentlichen Industriepapieren war nur ein Schritt. Man nimmt die Beziehungen von Eisen und Kohle zu unserer Fabrikationsthätigkeit noch enger, als sie bereits an sich sind, vergleicht die Kurse und läßt sich dann von den Kommissionsfirmen vorrechnen — nicht etwa, wie hoch Montanwerthe stehen, sondern —, wie dagegen Industriepapiere relativ zurückgeblieben seien.

Recht merkwürdig erging es am letzten Montag dem argentinischen Kredit. Berlin sollte die sechszprozentige Buenos-Ayres-Stadtanleihe bei sich eingeführt sehen, als der neue Intendant jener Hauptstadt erklärte, den Dienst für die auswärtige Schuld reduzieren zu wollen. Diese Stadtanleihe stand bei voller Couponseinslösung lange nur etwa 19 Prozent, wobei allerdings, in Folge des hohen Agios, der Peso, statt wie jetzt 1,50 Mark, nur 90 Pfennige werth war. Jedenfalls war Das aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl, den aller noch so gute Wille des Finanzministers Romero so leicht nicht in Vergessenheit bringen dürfte.

Der Druck auf die Gesammttendenz geht von dem theuren Geldstand aus. Geld ist nicht knapp (denn wozu haben wir unsere großen Banken?), sondern nur theuer. Es geht da, wie mit jeder andern Waare, die im Steigen begriffen ist: die Besizer halten mit dem Abgeben zurück, in der Hoffnung, noch günstigere Bedingungen zu erzielen. Da der Reichsbankdiskont auf 5 Prozent gesetzt wurde — bei einem Privatkont von nur  $4\frac{1}{4}$  Prozent — so wird schon jetzt der Prolongationsfuß auf mindestens  $5\frac{1}{2}$  Prozent tagirt. Das ist unerfreulich und die Börse sucht eifrig nach den Ursachen. Zunächst, meine ich, sieht doch der Herbst fast immer einen tieferen Geldstand. Dann kommen die Goldverschiebungen nach New-York in Betracht, die mit den dortigen Wahlkämpfen zusammenfallen. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß für die nächsten drei bis vier Monate fast alle Schiffe von den nordamerikanischen Häfen nach Europa für Getreide und Baumwollverfrachtungen im Voraus belegt worden sind. Diesmal haben wir

also nach drüben auch für ungeheure Waarenmengen unsere Baarrimeffen zu senden. Ferner macht unsere Industrie, die mehr als je ihre Anlagen vergrößert oder umändert, ungewöhnlich starke Ansprüche und endlich hat auch die Spekulation mit ihrer Leidenschaft für Kassapapiere eine vielleicht verhängnißvolle Wirkung ausgeübt. Man hat auch dem Goldminenmarkt Schuld gegeben, da angeblich einzelne sehr starke und viele kleine Posten Minenaktien von ihren Besitzern bezogen wurden. Diese Ursache wirkt insofern mit, als die Papiere zwar nicht erst jetzt eingethan wurden, aber doch so fest liegen, daß viele wichtige Geldgeber jetzt nicht, wie sonst, mit Baarmitteln eintreten können. Im Ganzen haben ja diese Leute, wenn sie ihre Aufnahmen vom Dezember zur Hand nehmen, wenig verloren. Randmines, damals auf 22 Pfund Sterling gekunten, stehen heute wieder 26, Gastrands, damals 5, notiren jetzt 6 und Chartered haben sich um 3 Pfund Sterling herum wenig verändert. Die plöbliche Panik in London war von Paris ausgegangen, dessen Engagements, so weit sie in schwachen Händen waren, längst für erledigt galten. Da mußten ganz unvermuthet Spanier stürzen (in diesem Papier hat Berlin künstlich eine offizielle Notiz herbeigeführt, nur um eine Couponslösungstelle zu erhalten, die gar nicht gebraucht wird) und dem Spanierfall schloß sich ein starker Rückgang von Banque de Paris an, die vielleicht aus Vorsicht wegen ihres Vorschusses an die spanische Regierung ihre eigenen Aktien in blanko verkauft. Und nun hatte ein Schwiegersohn des pariser Rothschild sofort 7000 Stück Goldschilds und 15000 Randmines abzugeben. Die — wie man sagt — auch großen berliner Engagements dieses Herrn gehören nicht zur Sache, jene Verkäufe von Goldschilds aber brachten den ganzen Kassencircus an der londoner Stock-Exchange in Aufruhr. Die interessirten Firmen, die ja weit billiger auf dem Markte selbst gekauft hätten, mußten die Makler auffordern, sich mit Verkäufen in jenen Aktien zunächst an sie zu wenden. Als dann noch ein Synblikat in Aussicht kam, das Wernher-Beit, Barnato und auch Robinson auf Randwerthe mit drei Millionen Pfund Sterling bilden wollten, stockte die Panik und sogar in Paris wurde wieder gekauft. Im Allgemeinen wird die Entwicklung der Minenindustrie in Transvaal sehr gelobt, und zwar mehr von Deutschen, die auch jetzt wieder viele technische Kräfte hinüber senden, als von Engländern, die am liebsten den großen Bann über das Land des biederer Krüger verhängen möchten. Das Kap selbst kauft thatsächlich in London eine Anzahl solcher Shares, die in Johannesburg noch nicht notirt werden. Es ist auch versichert worden, daß die fünfundzwanzigprozentige Lohnreduktion durchgeführt werden konnte, ohne daß ein Kasser die Arbeit verließ. Es handelt sich dabei für den Witwatersrand um eine Summe von 331 000 Pfund Sterling, während die Gesamtdividende etwa eine Million Pfund Sterling betrug. Troßdem wurde aber die gute Augustausbeute vom Witwatersrand in der Börse nicht bemerkt, während jetzt die ungünstigen Septemberausweise sofort verstimmten. Die Börse bleibt eben indisponirt und nach Vieler Meinung ärzten namentlich bei uns in Deutschland bis Ende des Jahres die Kurse noch weiter abbökeln. Und dazu kommt das bevorstehende Ende des Termingeschäftes i Bergwerkswerthen. Freilich giebt es dann nur einen Coulissenwechsel. Man ragt nicht mehr: Wie geben Sie Harpener oder Laura per Ultimo? Sondern an kauft comptant und fragt: Wie geben Sie Geld per Ultimo? Pluto.

## Der Dragoman.

### I.

**N**ein, beim Barte des Propheten,  
 So kann es nicht weitergehn,  
 Dieses ew'ge Mißversteh'n!  
 Einen neuen Interpreten  
 Unsres Willens, unsrer Worte  
 Rufen wir zur Höhn Pforte;  
 Aber schleunig — ach, die Presse!

Keinem haben wir zu Leide  
 Je regirt; am Schnürchen geht  
 Das Regiren früh und spät, —  
 Und das Schnürchen ist von Seide.  
 Uns zum Ruhme thun das Ihre  
 Immer neue Großbeziere,  
 Immer neue — ach, die Presse!

Mit beständ'gem Dekretiren  
 Haben wir den Tag verbracht  
 Und beschäft'gen uns zur Nacht  
 Mit des Harems Alarmiren.  
 Freundlich sind wir jede Stunde  
 Gegen diese Christenhunde,  
 Immer freundlich — ach, die Presse!

Gründlich ist die Unterhaltung  
 Mit den Stummen des Serails,  
 Doch kaum haben die Details  
 Einer schnellen Umgestaltung  
 Unsres Baumzeugs wir erwogen,  
 Wird es in den Staub gezogen  
 Von der Presse — ach, die Presse!

Leider finds nicht nur die Giauren,  
 Die uns kläglich mißverstehn,  
 Wenn wir zum Selamlil gehn.  
 Nein: wir merken mit Bedauern,  
 Daß die eignen Unterthanen  
 Uns nicht folgen auf die Bahnen,  
 Die wir wandeln — ach, die Presse!

## II.

Mit Beben schaut der Dragoman  
Den Firman seiner Ernennung an.

Man sucht die Muschel am dunkeln Ort,  
Man raubt ihr die Perle, man wirft sie fort.

Auch hundert andere brach man auf,  
Die nichts enthielten, und warf sie zu Haus.

Äh, wär ich doch in den Tiefen der Fluth,  
Da war es so still, da befand ich mich gut!

Da hegte ich am verschwiegenen Platz  
Des Wissens Perle, den schimmernden Schatz.

Der Dragoman schaut auf ein Zeitungblatt,  
Das süßle Kunde gemeldet hat.

Dolmetschen soll er dem Padischah,  
Für den nur erfreuliche Kunde sonst da.

Wie ein welkes Blatt, vom Wind erfaßt,  
So gleitet der Dragoman hin mit Haß.

Man rief, — ein Vorhang theilt sich geschwind,  
Und der Vortrag des Dragomanen beginnt.

## III.

Der Eschaffar ist in Frankreich angekommen  
Und ward mit großem Glanze aufgenommen,  
Des Volkes Jubel stieg zur Siedehitze —  
„Genug davon!“ erscholl's vom hohen Sitze.

„In Peras Gassen wurden aufgegriffen  
Jungtürken, die die Marseillaise pfliffen;  
Die Polizei ließ ruhig sie ermorden —“  
„Dem Polizeichef den Osmanjeorden!“

„Man war mit Niedermegeln nirgends sparsam  
Und schlug sogar im Polizeigewahrsam  
Gefangene mit Knüttelhieben nieder —“  
„Die Staatsautorität erstarbt nun wieder!“

„Die Mörder einiger armen'schen Christen  
Entdeckte gestern man in Polizisten;  
Man wird mit ihnen nach Gesetz verfahren —“  
„Nein, Gnade ihnen, . . . weil sie schuldig waren!“

Stets weitre Morde wußte zu berichten  
Der Dragoman — alltägliche Geschichten —:  
Wars nur geschehn durch Polizistenhände,  
So scholl es „Gnade! Gnade!“ ohne Ende.

Auf daß die Stirn des Padiſchah stets heiter  
Las nun der Dragoman mit Eifer weiter  
Und fand sogar, daß man im Land der Franken  
Sich für das Recht der Gnade will bedanken.

Im Lauf der Zeit verlernte er das Bittern;  
„Besänft'gen“ ließt er, wenn es heißt „Erbittern“,  
„Macht“ heißt ihm „Recht“ und „Willkür“ „Gnade“:  
So übersetzt er — es ist nicht sein Schade.

Paltingenius.



## Notizbuch.

**D**as dem Monarchen zustehende Begnadigungrecht, von dem im deutschen Land jetzt wieder so eifrig gesprochen wird, hat sich in der römischen Kaiserzeit entwickelt und ist, als das fremde Römerrecht recipirt wurde, mit ihm in die deutschen Gaue gelangt. Die Begnadigung, sagt Franz von Liszt in seinem Lehrbuche, soll dazu dienen, „als Selbstkorrektur der Gerechtigkeit“, als „Sicherheitsventil des Rechtes“ (Fhering) den starren Verallgemeinerungen des Rechtes gegenüber die Forderungen der Billigkeit (freilich immer nur zu Gunsten des Verurtheilten, nie umgekehrt) zur Geltung zu bringen; sie kann dazu dienen, einen (wirklichen oder vermeintlichen) Irrthum des Richters zu verbessern oder der Staatsklugheit auf Kosten des Rechtes zum Siege zu verhelfen.“ Es ist vielleicht gerade jetzt für Deutsche nicht uninteressant, zu hören, wie kluge Männer über dieses Recht gedacht haben. Montesquieu sagt im sechsten Buch des *Esprit des Lois*: *C'est un grand ressort des gouvernements modérés que les lettres de grâce. Le pouvoir que le prince a de pardonner, exécuté avec sagesse, peut avoir d'admirables effets.* Immanuel Kant meint in den „*Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre*“: „Das Begnadigungsrecht ist wohl unter allen Rechten des Souverains das schlüpfrigste, um den Glanz seiner Hoheit zu beweisen und dadurch doch im hohen Grade Unrecht zu thun. In Ansehung der Verbrechen der Unterthanen gegen einander steht es schlechterdings ihm nicht zu, es auszuüben; denn hier ist Straflosigkeit das größte Unrecht gegen die letzteren. Also nur bei einer Läsion, die ihm selbst widersfährt (*crimen laesae maiestatis*), kann er davon Gebrauch machen. Aber auch da nicht einmal, wenn durch Ungestraftheit

dem Volk selbst in Ansehung seiner Sicherheit Gefahr erwachsen könnte. Dieses Recht ist das einzige, was den Namen eines Majestätsrechtes verdient.“ Und Anselm Feuerbach schrieb einst in sein Lehrbuch des Römischen Rechts: „Giebt es überhaupt ein Begnadigungsrecht, so darf es doch nur dann ausgeübt werden, wenn die Anwendung des Strafgesetzes auf den vorliegenden Fall einen unausbleiblichen oder höchst wahrscheinlichen Nachtheil für den Staat selbst, in Ansehung seines Hauptzweckes, haben würde.“ Daß in Majestätsproessen von dem Begnadigungsrecht allzu häufig Gebrauch gemacht wurde, hat man in Deutschland einstweilen wohl nicht gehört. Für das Recht des Monarchen, Beamte, die sich gegen das Leben und die Sicherheit der Bürger vergangen haben und die wegen solcher Vergehen rechtskräftig verurtheilt worden sind, zu begnadigen, hat sich in civilisirten Ländern bisher noch niemals eine wichtige Stimme erhoben.

\* \* \*

Der Irländerin, die vor ein paar Jahren in Chester dem sehr ehrenwerthen Herrn Gladstone eine Pfeffernuß ins Gesicht warf und dadurch das Augenleiden bewirkte, das den Umjubelten dann aus dem Amte trieb, hat das undankbare Albion bisher noch kein Denkmal gesetzt. Das schien eine sehr schwere Unterlassungssünde, so lange man wähnen durfte, der alte Reichsminderer sei für immer aus dem politischen Leben Großbritanniens geschieden. Aber die schlauen Engländer kennen den Mann, der einst the people's William hieß, schon recht lange und wissen, daß seine Abschiedsvorstellungen nicht ernster zu nehmen sind als die Ankündigungen des allerletzten Auftretens anderer Komödianten und daß er bis zum letzten Athemzuge sich an seine Rolle klammern wird. Schon im Jahre 1874 führte er die Abschiedskomödie auf: er trat von der Leitung der liberalen Partei zurück und räumte mannhafte dem Marquis von Hartington den Platz; drei Jahre später aber nahm er den Kampf gegen Beaconsfields Orientpolitik auf, zunächst in Zeitschriften und Broschüren, bald auch in Reden, und nachdem er eine Weile die dankbare Rolle gespielt hatte, die er selbst mit dem Wort power without responsibility bezeichnet haben soll, ließ er sich, scheinbar widerwillig, bewegen, nebst der Macht auch die Verantwortlichkeit wieder zu übernehmen. Im Jahre 1894 erneuerte sich das niedliche Spiel: der „Große Alte Mann“ hatte die liberale Partei durch seinen Home-Rule-Plan um den nicht allzu beträchtlichen Rest ihres Ansehens gebracht, er wollte mit seinem berühmten Namen nicht ihre nahe Niederlage decken und benutzte das beginnende Augenübel als willkommenen Vorwand zum Rückzug. Möchten die Anderen, die Rosebery, Asquith und Harcourt, sehen, wie sie sich aus der argen Verlegenheit herauswickeln würden; im Buch der Geschichte sollte zu lesen sein, der Ruin der liberalen Partei sei erst nach Gladstones Rücktritt erfolgt. Damals wurde hier gesagt, der große Phrasenur, der sich den Staaar stechen lassen wollte, werde, wenn inzwischen nicht auch dem britischen Publikum der Staaar gestochen worden sei, wahrscheinlich noch einmal wiederkehren und als Revenant vielleicht seine zander Erben zwicken. Die Prophezeiung hat sich erfüllt: kaum zeigten sich Lampsymptome für einen Johannistrieb der wighistischen Macht, da regte sich auch der iuliche Greis und nun wird er in vollem Ernst bereits aufgefordert, wieder an die Spitze der liberalen Partei zu treten. Mit Home-Rule, Das weiß er, ist vorläufig kein Geschäft mehr zu machen, deshalb hat er sich nun die Türkenmezeleien als Schlachtfeldgeschehen. Von seinem Meister Cobden hat er die Weisheit gelernt, daß es den Interessen Englands nur nützlich sein könne, wenn Rußland Konstantinopel erobere, und daß die Briten um den indischen Besitz durchaus nicht zu zittern brauchen. Er selbst



hat einst gesagt, „die Größe Englands sei unabhängig von jeder Art politischer Herrschaft außerhalb des Flächenraumes des Vereinigten Königreiches“. Warum sollte er also nicht, unbekümmert um die Zukunft des britischen Kolonialreiches, ein fürchterliches Geheul über die an den Armeniern verübten Schandthaten anstimmen und sich wieder einmal als den einzig edlen, humanen, selbstlosen Politiker bengalisch bestrahlen, der nur der mahnenden Stimme des Herzens folgt? Palmerston hat vorausgesagt, Gladstone werde seine Partei ruiniren, Englands Ansehen durch den Gassenlärm schleifen und schließlich einer sorglichen Obhut zu überweisen sein. Lord John Russell schrieb kurz vor seinem Tode, Gladstones Politik habe den britischen Namen mehr als einmal erniedrigt, die britische Ehre befeckt, das ruhmvolle Reich zu einer Baumwollensfabrik, einem Stapelplatz billiger Waaren, heruntergebracht und Meer und Flotte durch Knauferei zu jeder ernsthaften Ausrüstung unfähig gemacht. Beaconsfield nannte den zeternden Gegner einen sophistischen Rhetor, der sich an dem eigenen strömenden Wortschwall berauscht und stets eine endlose Reihe von Scheingründen vorzubringen weiß, um einen Gegner herunterzureißen und sich selbst zu verherrlichen. Von Labouchere erzählt man das Wort, er möchte mit Gladstone nicht Karten spielen, weil er immer fürchten müßte, der Alte würde im geeigneten Augenblick den Astorkönig aus dem Rockärmel ziehen. Und was Parnell, der einzige große Gegner, den Gladstone nach Disraelis Tode noch hatte, über den Mann gedacht haben mag, der ihn durch eine schäbige Intrigue aus dem Wege stieß, ist am Ende nicht schwer zu errathen. Das Alles aber hat dem Reichsverderber, der über das schöne Organ und das rollende Pathos des gefeierten Romoebianten verfügt, nicht geschadet und sogar seine Homer- und Bibel-Studien, die jeder Kenner als eitle Dilettantenleistungen verhöhnt, haben ihm nicht den Fluch der Vächerlichkeit zugezogen. Er hat sich tausendmal widersprochen, hat als Minister nie ausgeführt, was er als Parteiführer hitzig verlangt hatte, — einerlei: er kann reden, versteht mit Menschen umzugehen, weiß Massen zu hypnotisiren und hat immer neue Schlagwörter und Schlachtrufe in Bereitschaft. Sein neuester Erfolg ist, daß er seinen Nachfolger aus der Führung der liberalen Partei weggeärgert hat; der verständige und nüchterne Lord Rosebery, der nicht nur Politiker, sondern auch ein feiner Schriftsteller ist, hat die widrige Sache satt und zieht sich großend in das Zelt zurück, das sein Schwiegervater Rothschild ihm bereitet hat. Uns kann es gleichgiltig sein, ob die Engländer ihr Geschick nochmals dem senilen Gauller anvertrauen wollen. Wenn man in deutschen Zeitungen aber immer wieder Lobeshymnen zu Ehren des großen Gladstone lesen muß, der im Jahre 1871 den Deutschen seine liebevolle Gesinnung doch deutlich genug bewiesen hat, dann stellt sich nachgerade wirklich ein starker Brechreiz ein.

\* \* \*

Freundliche Leser fragen, warum von dem neuen Theater, das in Berlin eröffnet worden ist, hier noch gar nicht gesprochen wurde. Die Antwort ist einfach: Weil die Genesis dieses Schauspielhauses so merkwürdig ist, daß sie eine eingehende Betrachtung verlangt, und weil diese Betrachtung erst angebracht scheint, wenn man nach mehreren Leistungen beurtheilen kann, was in dem neuen Hause geboten werden soll. Ist inzwischen, wie es nicht unmöglich scheint, die prangende Halle schon wieder verödet, so kann die Geburtanzeige ja gleich mit der Totenschau verbunden werden.



## Der neue Knackfuß.

**H**err Hermann Knackfuß, der in Kassel noch immer Kunstgeschichte lehrt und Historien malt, hat nach Andeutungen des Deutschen Kaisers ein neues Kunstblatt entworfen. Diesmal ärgert den Betrachter kein zur Parikatur verzerrter Genosse Buddha; und wenn die Ausführung auch kaum künstlerisch genannt werden darf, so ist gegen den Gedanken, dem die Hand des Herrn Knackfuß das Kleid schuf, doch nichts Ernstliches einzuwenden. Der schöne Traum von der Einigung der europäischen Staaten gegen die gelbe Rasse, den das erste schlechte Knackfußbild darstellen sollte, ist seit der Triumphreise des edlen Li-Hung-Tschang ins Leere zerflattert: allzu deutlich hat sich gezeigt, daß im Leben der Händlervölker Europas die unheilige Profitgier größere Bedeutung hat als die Sorge für die heiligsten Güter und daß die Aufgabe, gegen den asiatischen Schrecken einen idealen Bund zu stiften, selbst dem Erzengel Michael schwerlich gelingen könnte. Michael steht auch im Mittelpunkt des neuen Bildes; aber er sieht diesmal anders aus und hat andere Pflichten zu erfüllen. Das Flügelpaar des Himmelsboten, den die Juden der nachexilischen Zeit als Schutzheiligen ihres Volkes verehrten und dessen helbische That die Apokalypse uns meldet, ist verschwunden: ein beinahe irdisch dreinblickender, ein deutscher Michael, dessen Gewand das eiserne Preußenkreuz und schwarze Reichsadler zieren, reckt sich straff empor und schaut ruhig und ernst auf das müßige Gewimmel zu seinen Füßen herab. Er hat die Weltpolitik aufgegeben, — wahrscheinlich, weil er eingesehen hat, daß mit Flammenschwertern und zierlichen Zauberstäben in Europa die idyllische Ruhe nicht zu schaffen ist, die er träumte und ohne die fein ausschweifender Plan scheitern müßte. Das Schicksal der weißen, christlichen Menschheit hat er wohl dem Walten eines höheren Herrn überlassen und begnügt sich nun damit, im Wehrdienst des Volkes zu stehen, dessen Sturmflagge sein Bildniß einst schmückte. Am Eingang zum Tempel des Friedens hält er die Wacht; drinnen ergözen sich unschöne Damen, die, wie eifrige Erklärer uns künden, den Gewerbesleiß, die Wissenschaft und die Künste darstellen sollen, und von unten her windet ein wirres Gefnäuel von Unholden mit Aexten und Feuerbränden sich zu dem lichten Gemäuer hinauf, dessen Hinterwand in leuchtenden Lettern die Inschrift Pax zeigt. Ist es der Tempel des Weltfriedens? Gewiß nicht; Michel, der täppische, schläfrige Bursche, jätte sich vielleicht in seinem dumpfen Sinn einbilden können, er vermöge, er ganz allein, der Welt den Frieden zu wahren; aber das Michelthum, die rüge, politisch unweise Sentimentalität, hat Otto Bismarck für immer hoffentlich dem deutschen Stamm ausgetrieben. Michael, der Völker vergehen und Völker werden sah, ist längst zum Realpolitiker geworden und weiß, daß ein Volk heute nicht mehr der Menschheit, auch nicht der Europas, gebieten kann und froh

sein muß, wenn ihm beschieden ist, im eigenen Lande ruhig zu leben und für die schwere Stunde der Gefahr still die wirkenden Kräfte zu sammeln. Deshalb steht Michael, den das erste Knackfußbild in theatralischer Pose auf einem Fabelstein vorführte, in aufrechter Gelassenheit jetzt auf deutschem Boden; und deshalb hat der Kaiser unter das Kunstblatt, das die gesättigt ruhende Kraft des Deutschen Reiches darstellen soll, in steilen und stolzen Zügen den Spruch geschrieben: „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.“

Der Gedanke ist einfach und verständig: Deutschland will Ruhe und Frieden haben, es bedroht keine andere Macht, will aber auch keiner anderen Macht Geschäfte besorgen und trägt die drückende Waffenrüstung nur, um Wissenschaft, Kunst und Gewerbe schützen und jeder denkbaren Fährlichkeit furchtlos entgegensehen zu können. Wäre der Gedanke so, in knapper Klarheit, ausgesprochen worden, dann wäre ein Mißverständniß unmöglich; der Deutsche würde froh dann bestätigt sehen, daß der höchste Vertreter der Nation nicht in romantischen Phaetonträumen schwelgt, und in der Fremde würde das Vertrauen in die stille Stetigkeit unserer Politik sich mehren. Leider wurde die allegorische Darstellung gewählt, — und nun meldet sich witternd gleich auch die allegorische Auslegung. Die Allegorie, die sich nicht an den nüchternen Verstand, sondern an die trunkene Phantasie wendet, entsprach wunderbar dem Empfinden der Zeit des Absolutismus und es ist wohl kein Zufall, daß Lessing, der bürgerliche Aesthetiker, ihr mit scharfen Streichen zu Leibe ging. So lange ein Einzelner nach Laune und Willkür das Geschick der Völker bestimmte, war die allegorische Personifikation den Gefahren des Mißverstehens nicht ausgesetzt: der Eine, dessen Wille alle Werthe prägte, deutete ihren Sinn, zeigte, was das unmittelbar Dargestellte bildlich bezeichnen sollte, und die Masse schwieg und fügte sich dem Gebot. In den alten Theokratien thronte der Träger der göttlichen Gnade zu hoch; er konnte nicht klar und einfach, nach schlichter Sterblicher Art, zu seinem dumpfsinnigen Volk sprechen und wählte gern eine Kunstform, an der die lugernde Phantasie der Menge sich spielerisch eine Weile beschäftigen mochte. Doch die Zeit solcher kindlichen Spiele ist für die Welt des Westens vorbei; sie ist mit der mystischen Herrschermacht an dem Tage ins Grab gesunken, wo Völker und Fürsten Verträge schlossen und ihre Rechte und Pflichten mit festem Gitterwerk einhegten. Schon vor der Märzrevolution mußte Radowiz in den Gesprächen über Staat und Kirche bekennen: „Die Macht ist jetzt wirklich an die Mittelklassen gekommen. Man mag es für einen Fortschritt oder Rückschritt erklären, die Thatsache ist un-leugbar. Aus der großen Reaktion von unten herauf, die seit 1789 fast ganz Europa überzogen hat, ist eben dieser Theil der Gesellschaft als Sieger hervorgegangen. Er regirt seitdem, entweder direkt, wie in den revolutionirten Staaten, oder indirekt, wie in den reinen Beamtenstaaten. Hieraus sind die

verschiedenen Gestalten des quasi-monarchischen Repräsentativstaates hervorgegangen, die in dem einen Theil von Europa schon durchgeführt sind, in dem anderen so laut begehrt werden.“ Zu den revolutionirten Staaten gehört schon lange auch Deutschland; das Volk, die noch ungegliederte Masse, hat sich kribbelnd und wibbelnd einen beträchtlichen Theil an der Regierung erobert, keines Königs Wille waltet willkürlich mehr mit Gesetzeskraft und der Versuch, einen Krypto-Absolutismus sacht einzuschmuggeln, würde für eine Weile vielleicht Unheil wirken, auf die Länge aber elendiglich scheitern. Auch für Deutschland ist die Zeit der Allegorien, der leeren Phantasiespiele, entschwunden; seit Einer nicht mehr willkürlich Alles bestimmt und gestaltet, ist die Stimmung auch in der Kunst den Personifikationen nicht mehr günstig: die politischen Machtverschiebungen haben der Allegorie schlimmeren Schaden gebracht, als selbst Lessings Laokoön es vermochte. Mit der amtlichen, offiziellen Deutung giebt die Menge sich nicht mehr zufrieden, sondern sucht spürend einen verborgenen Sinn. Das erleben wir jetzt; ringsum wird mispernd gefragt: Was bedeutet der neue Michael, was zu seinen Füßen das wüste Gewimmel? Der Ausländer großt: Gleicht nur Deutschlands Heer einem lichten, strahlenden Engel und sollen die Heere aller anderen Länder von einer Schaar schwärzlicher Unholde verkörpert werden? Und ein blaguirender Franzmann meint gar: Wenn unser Zar bei irgend einem Knackfußow ein ähnliches Bild bestellte, dann sähen wir einen russischen Michael, der die slavischen und die gallischen Künste schätzt, und die verhassten Prussiens mit ihren Pickelhauben könnten sich an den Rollen der schwarzen Gesellen versuchen. Solches Geflüster ist nicht erfreulich; deshalb wäre es vielleicht besser, wenn man die Allegorien fortan dem witzigen Genie Forains überließe, der Marianne feiert, die Kämpferin und Pflegerin aus den Tagen der Junischlacht, Marianne, das heiße Liebchen des schlanken Selbstherrschers aller Reußen. Wo ein Autokrat die Weltbühne betritt, da stellt sich gleich auch für Allegorien die richtige Stimmung ein. Ist der kleine Nikolaus nicht selbst den Franzosen eine lebende Allegorie, die allegorische Personifikation der nahen Revanche? Das Prunkschauspiel, das sein Besuch dem vergäukten Blick der Pariser vorzauberte, war nicht auf die Vernunft berechnet, sondern auf die Phantasie, der das unmittelbar Dargestellte ein anderes Geschehen vergegenwärtigen sollte. Freilich war diese Allegorie nicht von der allzu frostigen Art, denn das Gemeinte, das dem ästhetischen Ur, nicht dem politischen Werthurtheil gleichgiltig ist, trat deutlich aus derülle des unmittelbar Dargestellten hervor. Auch in den lutetischen Straßen war das hell ins Ohr klingende Wort Pax vielfach zu lesen; aber die lieben Nachbarn sahen es mit stiller, grimmiger Heiterkeit und sie zwinkern schlau, wenn sie hören, daß auch das bunte Bild des Zarenbesuches nun die beruhigende Unterschrift erhalten soll: Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.

... Niemand zu Leide? In dem netten Musée Populaire En L'Honneur du Tsar, das die Leser des Figaro jüngst erfreute, sieht man freilich ein hübsches Bild, auf dem ein operettenhaft barbeiniger Friedensengel segnend die Hände über die Häupter der Herren Romanow und Faure hinstreckt. Aber sind auch alle anderen Sehenswürdigkeiten dieses Museums von so harmlos friedlicher Art? Auch die Serviettenringe mit den franco-russischen Feldzeichen und das Salzfaß mit dem Adler der Palaeologen? Oder das triptyque populaire, wo man außer den Haupthelden des Tages auch die Admirale Abellan und Gervais und den General Boisdeffre erblickt? Ach nein: Figaro könnte mit seinem berühmten Pathen pffiffig fragen, wen man denn hier zu täuschen sucht. Die guten Gallier hoffen heute, der fremde, ferne Barbar, der an die Klänge der Marfeillaise nun schon gewöhnt ist, werde eines besonders schönen Tages ihnen die verlorenen Provinzen und das noch viel schmerzlicher bejammerte Prestige zurückerobern. Deshalb beugen sie sich ehrfürchtig vor dem Autokraten, deshalb bequemen sie sich in die längst verschollene Mode der Allegorie, — und deshalb wollen sie nicht glauben, daß des Deutschen Kaisers Friedensspruch ganz ernsthaft und aufrichtig gemeint sein soll. Die Allegorie erinnert sie an den Absolutismus, sie zittern vor einem fabelhaften germanischen Caesar und denken, auch jenseits der Vogesen treibe man mit der Friedensallegorie nur ein frebles Spiel. Sie selbst wissen genau, wo das Ziel ihres Sehnsens winkt, aber sie lernten längst der Verstellung schwere Kunst und sie werden das Wort Pax noch mit großen Freskobuchstaben schreiben, wenn die Militärkapellen an der Ostgrenze schon die alte Kriegsweise anstimmen:

Aux armes, citoyens, formez vos bataillons,

Marchons! Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Die Klarheit, die kein ernster Betrachter der pariser Vorgänge vermissen kann, fehlt leider auch der neuesten Michael-Allegorie, die deshalb weder als künstlerische noch als politische Leistung reine Freude zu gewähren vermag. Wenn das deutsche Volk sich wirklich so getrost und so sicher fühlt wie der irdisch dreinblickende, in gesättigter Kraft seinen Besitz hütende Michael, dann können die krankhaften Stimmungen, die in der ville-lumière der Allegorie zu neuem Scheinleben verholzen haben, seinen Reiz gewiß nicht erregen. . . Und der Deutsche Kaiser? Er ist nicht auf Zeit gewählt, wie Herr Felix Faure, nicht ein Selbstherrscher, wie Nikolaus Romanow; er hat es nicht nöthig, durch üppige Bilder und Prunkschauspiele sein Prestige zu mehren, und braucht, weil er sein Friedenswort aufrichtig meint, dem ragenden Thron, den die Liebe des freien Mannes gezimmert hat, nicht künstliche Knackfußstützen zu schaffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Gardin in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von Albert Lammé in Berlin.



Berlin, den 24. Oktober 1896.

## Mene Tefel Peres.

**B**elsazers, des mythischen Königs zu Babel, schlimmes Geschick deutet der moderne Sinn, den der Buchstabenglaube der Völkerkindheiten floh, sich längst schon symbolisch. Ihm ist der Uebermüthige, der sich mit Tausend seiner Gewaltigen beim herrlichen Mahl voll saß und, da er sinnlos trunken war, die goldenen und silbernen Gefäße aus dem Tempel herbeischleppen ließ und die geweihten Schalen den Gewaltigen, den Weibern und Knechten als Trinkbecher bot, das Bildbeispiel verfallender Macht, die sich im tollen Rausch üppiger Prunkfeste betäubt und die alten Weisthümer, die von ehrwürdiger Erinnerung geheiligten, in den schönen Dienst fallender Becher erniedert. Und wenn er der Finger denkt, „die schrieben gegen dem Leuchter über auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal“, dann steht vor dem geistigen Auge des Modernen die gespenstische Schreckgestalt des letzten, verzweifelnden Warners, der in Flammenzeichen sprechen muß, weil andere Rede in dem Taumellärm kein Gehör hoffen konnte. Belsazer, dem frechen Genußsüchtling, lächelte ein letztes Glück: er fand einen Mann, der ihm Wahrheit gab, die Wahrheit, die seine Hofweisen ihm nicht künden konnten. Aber er fand diesen Mann zu spät; er wähnte gewiß, ein ungemein edler und dankbarer Monarch zu sein, da er den Propheten, der die geheimnißvollen Wörter Mene Tefel Peres ihm gedeutet hatte, in Purpur kleiden, mit goldenen Ketten schmücken und zum Dritten Herrn im Königreich erheben ließ. Doch nicht solche Gaben hatte sich Daniel gewünscht; der Erleuchtete hatte sich selbst nichts ersehnt, sondern gehofft, ihm könne in allerletzter Stunde noch des Königs Befehrsung zu bescheidener Demuth gelingen.

Die holde Hoffnung trog ihn, Belsazer ward schmähtlich beim Morgengrauen gemordet und Darius bestieg, der greise Meder, Babylons Fabelthron . . . Sollen muthige Männer künftig deshalb den warnenden Ruf scheu in der Kehle ersticken? Gewiß nicht; sie haben die ernste Pflicht, auch wenn sie an Weisheit sich dem hellfichtigen Daniel durchaus nicht vergleichen können, furchtlos und frei ihrem Gefühl Worte zu leihen, ehe im Prunkpalast tafelnder Völker und Fürsten die Flammenzeichen erscheinen.

Die Erkrankung eines Volksorganismus zeigt sich gewöhnlich zunächst in der raschen Minderung der Gedächtniskraft und des Augenmaßes; der Erkrankte verliert das Bewußtsein des eigenen Werdens und Wachsens, er irrlichtelt mit flackerndem Fieberblick unstat umher und kann die Fülle der Dinge, die sein schnell wechselnder Gesichtskreis umschließt, nicht mehr ruhig messen und wägen. Nicht an dem einzelnen Deutschen zwar, wohl aber an der politischen Gesamtheit des deutschen Volkes sind diese schlimmen Symptome jetzt leider zu merken; der Einzelne gedenkt seufzend des argen Wandels der Zeit und ahnt in sorgender Seele, was kommen kann und, wenn nicht unvermuthete Hilfe naht, kommen muß; die Gesamtheit aber scheint jede Spur der Erinnerung an eben erst Erlebtes und jede Klarheit des Blickes für die Bedeutung neuer Vorgänge verloren zu haben und läßt sich von Lügnern die Vergangenheit wie die Zukunft bereitwillig fälschen. Das deutsche Volk hat, seit ihm der Große entrissen ist, der den Kleinen so lange die Sorge für das Wohl des Vaterlandes abnahm, die Probe politischer Reife sehr schlecht bestanden; es hat sich nicht die Vertretung zu schaffen gewußt, die seine Interessen mit zäher Festigkeit wahrnehmen könnte, und es hat sich von der unfruchtbaren Politik, der eine beisspiellos schöpferische Staatskunst weichen mußte, noch immer nicht zu befreien vermocht. Ihm, so sollte man meinen, ist von den ungeheuren Veränderungen, die sich seit sechs Jahren auf unserem Sterntheilchen vollzogen haben, nicht das Geringste bekannt geworden: es hält, in kindlichem Druckpapierglauben, die Machtsstellung des Deutschen Reiches für unerschütterlich und kann sich eine Welt ohne Dreibund und germanische Vorherrschaft offenbar nicht denken. Ein Millionär müßte Hankes gutes Buch über den Ursprung der Revolutionen vertheilen lassen, damit die Menge sich endlich wieder der Thatsache erinnert, daß auch andere Gruppierungen und Kombinationen noch denkbar sind. Die Folgen des thatenlosen Träumens sind nicht ausgeblieben: während uns unter geräuschvollen Festen und eflen

Skandalen traurige Jahre verstrichen, haben die Erben von Byzanz, denen man die Stadt Konstantins jetzt am Liebsten aufdrängen möchte, gute Geschäfte gemacht und ganz in der Stille bereitet sich mählich nun das Ereigniß vor, das der Freiherr von Eckstein voraussah, als er schon 1841 in die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb: „Die Zukunft Europas liegt nicht am Rhein, sie wird nicht entschieden durch Blutvergießen an diesem schönen Strom. Sie liegt in der Verknüpfung des Orients mit dem Occident, in der Anknüpfung des orientalischen Christenthumes an das abendländische und in der Wiederbelebung des einen durch das andere.“ In der deutschen Oeffentlichkeit aber ist von Alledem nichts zu spüren; da mag man sich nicht gestehen, daß schon heute ein gemeinsamer Glaube die Frommen aus Isaki Sabor und Notre Dame de Paris brüderlich vereint und daß der kluge Statthalter Petri, in weiser Erkenntniß künftiger Möglichkeiten, dem orientalischen Papstfaisir weit die Hand mit dem Fischerringe entgegenstreckt; und man läßt sich gern die Schmeichelfunde ins Ohr raunen, daß der Triumphatoreinzug des Zaren in die Pariserstadt für die stolze Kulturmenschheit nicht annähernd so viel bedeutet wie das kieler Kanalfest und die gehäuften Schlachtfelderfeiern. Im Figaro hat neulich ein nach Geistreichtum langender Herr höhnisch gefragt, wovon man nach dem Zarenbesuch wohl in Friedrichsrub sprechen möge. Vielleicht sinnt ein von politischem Kummer viel mehr als von Körperschmerzen geplagter Mann, der seine schlimmste Befürchtung seufzend jetzt bestätigt sieht, dort der Sorge nach, ob das Deutsche Reich nicht eines bald dämmernden Tages völlig isolirt sein werde; und vielleicht regt sich in dem umdüsterten Gemüth auch der Zweifel, ob dem Reich, dem der in unverbrauchter Friische nun schon so lange Rastende die Grundlagen schuf, in der nahen Stunde der Noth nicht das reife und wachsame Volk fehlen wird.

. . . Nikolaus Alexandrowitsch ist in sein winterlich finsternes Land heimgekehrt und wird, da die russische Politik das Geräusch nicht liebt und mit geometrischen Zeiträumen rechnen kann, für eine Weile nun wohl der Welt unsichtbar bleiben. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses aber, das von dem jungen Herrn ohne Bangen entschleiert wurde, rückt jeder neue Tag in helleres und grellerres Licht. Es handelt sich nicht, wie bei uns heute noch Mancher wähnt, um thörichte Tändeleien, die ihren Ausgangspunkt in der Gortschakowepoche hatten, sondern um einen sehr ernstern politischen Plan, der viel weiter zurückreicht als in die Maienzeit des kleinen, begrenzten und perversen Mannes, der sich vermaß, eines Bismarcks



Meister zu sein. Man braucht nicht an den Siebenjährigen Krieg und an den seltsamen Dreibund zu denken, den der österreichische Kanzler Fürst Kaunitz ersehnte: schon der flüchtige Rückblick auf die letzten achtzig Jahre zeigt dem Betrachter, daß der Wunsch, eine franco-russische Alliance zu stiften, nicht erst vorgestern entstanden ist. Diesem Wunsch diente die Thätigkeit des Grafen Pozzo di Borgo, der in Paris den Neukaiser Alexander den Ersten vertrat; aus seinem Briefwechsel mit Metternich kann man erkennen, wie eifrig Rußland damals bemüht war, die französischen Anhänger der Charte gegen die Ultraroyalisten zu stützen und so das Land stark und bündnißfähig zu machen. Als dann 1855, gleich nach Balaklava, Inkerman und Sebastopol, eine zum Frieden mahnende Broschüre erschien, für deren Inspirator man allgemein Louis Napoleon hielt und in der mit einer nicht mißzuverstehenden Anspielung auf Rußland gesagt wurde, *qu'il se prépare peut-être pour un avenir prochain de nouvelles et précieuses alliances*, schrieb Leopold von Gerlach in sein Tagebuch: „Man sieht doch auch hieraus, daß die Gefahr und die Sorge vor dieser Alliance nicht so aus der Luft gegriffen ist. Wohin diese Alliance aber führen kann, ist nicht abzusehen. Der Bund der Autokratie mit dem Caesarismus ist noch nicht dagewesen, obschon eine Vorbereitung dazu sich am Ende der Regierung des Kaisers Paul und im Anfang der Alexanders, später nach dem Tilsiter Frieden, in Erfurt und in der Zeit des Ministeriums Romaszow von 1808 bis 1811 vorfand.“ Zehn Tage danach notirt er aus einem Brief Metternichs an Walewski die folgenden Sätze: *L'empereur Napoléon est l'arbitre de la situation; s'il veut la paix, elle se fera. L'empereur, mon auguste maître, se félicitera de la lui devoir. Les deux souverains trouveront de nouveaux motifs de rapprochement dans les sympathies naturelles des deux nations, sympathies que les passions du moment ne sont parvenues à détruire. Schon diese Proben, denen noch die neulich hier citirte Aeußerung Nikolais des Ersten über die Nothwendigkeit eines franco-russischen Bündnisses gegen das einige Deutschland der Zukunft gestellt werden könnte, beweisen bündig, daß von einer raschen Laune nicht ernstlich gesprochen werden kann. Die Sympathien, die Metternich erwähnt, waren wirklich schon lange vorhanden; die Ober- schicht der russischen Gesellschaft war seit manchem Jahrzehnt völlig französisch und die Literaturen beider Länder haben früh zu fruchtbarem Gedankenaustausch einander gefunden: als Diderot, der am Darm des*

letzten Pfaffen einst den letzten König aufknüpfen wollte, der Gast der prachtvollen Babylonierin Katharina war, als Joseph de Maistre die *Soirées de Saint-Petersbourg* schrieb, Vermontom sich an Musset berauschte, Prosper Mérimée die Gedichte Puschkins und Gogols epische Wunder übersezte, als Saint-Simon, Fourier und Proudhon die russische Generation der vierziger Jahre mit mehr blendendem als erwärmendem Feuer bestrahlten und Flaubert und die Brüder Goncourt mit Turgenjew den Freundschaftsbund schlossen, da wurde im Reich der Geister immer auch zugleich für die politische Alliance gearbeitet und Raschkinow, Anna Karenina und die Kreutzerfonate, die bei den enttäuschten und müden Positivisten Frankreichs ein gewaltiges Sehnen nach neuem Glauben und neuer Frömmigkeit fanden, warben der fernen slavischen Mitleidsreligion stattlichere Schaaren als Mohrenheims armsällig düstelnde Diplomatenkunst. Was 1855 bereitet wurde, ist jetzt vollendet, — und sogar die Worte von damals klingen uns heute wieder ins Ohr: von alliances précieuses hatte der Handlanger Louis Napoleons bedeutsam gesprochen, von liens précieux sprach Nikolaus der Zweite in Paris und gelehrte Akademiker haben ihren Landsleuten rasch die beruhigende Gewißheit gegeben, daß die wichtigen Wörter lien und alliance eines Stammes sind. Freilich ist jetzt nicht mehr Frankreich, sondern Rußland der Herr der Situation, die Enkel der Jakobiner müssen die Frage: *De vils despotes deviendraient les maîtres de nos destinées?* mit einem derben und deutlichen Ja beantworten und noch glücklich jauchzen, da die blutige Standarte der Tyrannei nun über der Tricolore flattert. Doch ihnen bleibt ein Trost: mag der Zar noch so aufrichtig den Frieden wollen, — auch seinen Großvater Alexander zwang die Volksleidenschaft, zwang der panslawistische Größenwahn wider den eigenen Willen einst in den Türkenkrieg.

Daß der lange geplante Bund nicht früher geschlossen wurde, ist das Verdienst Bismarcks. Er, von dem die Kamarilla spottend wisperte, daß er nach Zuchten röche, hatte die Entwicklungsmöglichkeiten Rußlands früher als Andere erkannt und meinte schon bald nach dem Ausbruch des Krimkrieges: „Leute, denen Injurien gegen Rußland für Beweise von eußisch-deutschem Patriotismus gelten, sind nicht solche Leute, deren Erwunderung irgend welche Quelle praktischen Nutzens für Preußen in könnte.“ Er hat das Kunststück fertig gebracht, Frankreich niederzuwerfen, ohne daß Rußland den Versuch einer Intervention machte, — trotzdem Gortschakow im Juli 1870 auf die Frage, ob das Zaren-

reich die Eroberung des linken Rheinufers dulden würde, nur die kühle Antwort gefunden hatte: *Je ne crois pas que cela nous vaudrait une guerre.* Die unvermeidlichen Einschränkungen des Friedensvertrages von San Stefano und der Berliner Kongreß schufen die bekannten Bestimmungen, die der neidische Gortschakow insgeheim mit spitzer Zunge verschärfte; die Russen waren empört, weil ihnen der Siegereinzug in Konstantinopel nicht gegönnt, die Handelsstraße von Bajezid gesperrt und Bulgarien getheilt und verkleinert worden war, und ihre blinde Wuth mitterte den Schuldigen in dem deutschen Kanzler, der ihnen doch während des Feldzuges — wie sein jüngst veröffentlichter Brief an den alten Kaiser wieder bewies — die herzlichste Theilnahme gezeigt und auf dem Kongreß die werthvollste Hilfe geleistet hatte. Bismarck war gezwungen, sich nach neuen Kombinationen umzusehen und den Dreibund zu ersinnen, der aber gewiß nicht für lange Jahre gestiftet, sondern zunächst nur bestimmt war, den übermüthigen Gebietsrarn an der Nawa ins Gedächtniß zurückzurufen, daß Deutschland mehr als ein Eisen im Feuer habe, und so die drei Kaiserermächte auf einem Umwege einander wieder näher zu bringen. Das Mittel erwies sich als wirksam; bald hatte Bismarck das Wunder vollbracht, sich das feste Vertrauen Alexanders des Dritten zu sichern, der sonst Keinem traute, und eine unzweideutig redigirte Abmachung herbeizuführen, die dem Deutschen Reich für den Fall eines französischen Angriffskrieges die wohlwollende Neutralität Rußlands verbürgte. In welchem Maße diese wichtige Zusicherung einem Gefühl rein persönlichen Vertrauens entsprach, lehrt die bisher nicht bestrittene und durch die Ereignisse bestätigte Thatsache, daß sie nach Bismarcks Entlassung nicht erneuert wurde. Als der Sommer des Unheilsjahres 1890 dann den deutsch-englischen Vertrag brachte, der ausdrücklich mit dem Bestreben nach der Erhaltung guter Beziehungen zu England motivirt war, und den Polen zärtliche Liebesongen gespendet wurden, war eine Abkühlung des Verhältnisses zu Rußland, die bei dem Besuch des Kaisers in Marwa sofort ihren Ausdruck fand, die natürliche Folge. Kein ernster Politiker konnte glauben, daß Deutschland die bis zur Väterlichkeit ungünstigen Bedingungen des Helgolandvertrages angenommen hätte, wenn nicht zugleich ein geheimer Vertrag dem Dreibund den britischen Beistand sicherte; eben so wenig konnte irgend ein verständiger Mensch für möglich halten, daß man die Ostmark des Reiches der Polonisirung ausliefern würde, wenn nicht die Absicht bestände, für einen künftigen Krieg gegen Rußland die großpolnischen Sympa-

thien zu gewinnen. Rußland währte sich an seinen beiden empfindlichsten Punkten bedroht, es sah an der Spitze der Geschäfte des Deutschen Reiches einen politisch unerfahrenen Dilettanten, mit dem nicht ernsthaft über ernste Dinge zu sprechen war, — und es schlug, vielleicht nicht einmal dem eigenen Trieb Alexanders des Dritten gehorchend, wieder die alten Wege ein, die über Kronstadt und Toulon stracks bis nach Paris und Chalons geführt haben. Die Franzosen mögen jetzt der Prophezeiung ihres Rousseau nachdenken, Rußland werde, während es Europa unterjochen will, selbst von Europa unterjocht werden; der Deutsche aber wird, wenn er auf den Ertrag der letzten sechs Jahre zurückblickt, seinem Kaiser die bange Frage nicht ersparen können, ob es wirklich nöthig war, vor seinem Scheiden aus der Zeitlichkeit mit rauher Hand den Mann zu beseitigen, der das Hohenzollernhaus erhöht, Preußens Wehrmacht gesichert, das Reich begründet, der germanischen Vormacht die Zukunft bereitet und ihrer Feinde heimlichem Wühlen die Maulwurfshügel verschüttet hat.

Solche Fragen der Völker können auch den Fürsten, die sich von den besten Absichten leiten lassen, leicht gefährlich werden. An Ludwig dem Sechzehnten, der schwankend stets zwischen zwei unvereinbaren Ideenkreisen stand, tadelt Ranke besonders, daß er auch in dem Vertrauen zu seinen Berathern unbeständig war: „Im April 1776 hat er Turgot aufgefordert, fortzufahren, sein Volk glücklich zu machen; im Mai des selben Jahres entließ er ihn aus seinem Dienst.“ Das geschah in den Tagen absoluter Willkürherrschaft, die auf dem Konfordinenplatz ihr Ende fand. Der Deutsche, der das Vaterland und das vom Volk und von den deutschen Fürsten erwählte Kaiserhaus vor ähnlichen Schrecknissen bewahrt sehen möchte, hat die Pflicht, freimüthig vor den Vertrauensmann der Nation hinzutreten und offen sein Sehnen und Sorgen ihm auszusprechen. Es wäre frevelhaft, das Auge vor dem dunklen Gewölk zu verschließen, das langsam dräuernd am deutschen Horizont heraufzieht, — frevelhaft auch, zu verschweigen, daß der Sturm, der es zusammentrieb, mitunter von der höchsten Warte herwehte, wo doch feierliche Windstille herrschen sollte. Das Deutsche Reich ist ein mühsam geschaffenes, künstliches Produkt, zu dessen Erhaltung ein mit dem Gang der Geschichte vertrauter Blick und eine sichere Hand nöthig ist; es kann weitere sechs Jahre von der Art der eben erlebten nicht mehr ertragen und muß in Ruhe jetzt alle schaffenden Kräfte für den entscheidenden Kampf sammeln, den das Geschick ihm nicht ersparen zu wollen scheint. In diesem Kampf wird Deutschland auf die eigene Kraft an-

gemiesen sein, denn der Dreibund ist nur noch ein schöner Schein und die kunstvoll angegliederten Genossen harren schon der Stunde, wo sie der neuen Sonne sich neigen dürfen: Italien ist wehrlos, wirtschaftlich von Frankreich abhängig und träumt bei jeder Wandlung der Weltlage von Triest und dem Trentino; und Oesterreich, das seine deutschen Hoffnungen nie ganz aufgegeben hat, sucht vielleicht unter polnisch-magyarischer Leitung jetzt schon ein stilles Seitengäßchen, das in die breite Straße der kaunizischen Politik münden soll; auf diese Gefährten kann Deutschland nicht mit Zuversicht rechnen und es sieht Rußland als Verbündeten des in Nachsuchtkämpfen bebenden Feindes. Der junge Herr Nikolaus ist intelligent genug, um zu wissen, was sein Erscheinen und seine Haltung in Frankreich bedeutet, er ist offenbar ungern der Einladung des Deutschen Kaisers nach Wiesbaden gefolgt, hat durch die Kürze und Steifheit seines Besuches den Abstand von der pariser Stimmung deutlich markirt und aus dem Gefühl der Selbstachtung unseres Volkes ist der Wunsch entstanden, daß solche widerwillig hingenommenen Artigkeiten sich nicht wiederholen mögen. Von nun an ist der Rußenzar uns ein fremder Mann, den man höflich behandeln, aber nicht mit Bezauberungskünsten bedrängen und mit Jubelrufen begrüßen soll. . . So steht vor dem Blick des Deutschen jetzt die Zukunft; sie sieht nicht rosig aus und der Einsame im Sachsenwalde könnte triumphiren, wenn die liebende Sorge ums Vaterland in ihm nicht sehr viel stärker wäre als das kleine Gefühl einer persönlichen Genugthuung. Dennoch brauchen wir zager Verzweiflung uns nicht kraftlos hinzugeben. Der deutsche Stamm ist heute noch so stark, daß er selbst schlimme Fährlichkeiten allein siegreich überwinden kann, wenn endlich die Aera der Feste und des unruhigen Lärmens geschlossen und dem Volk sein Recht auf eine verständige, starke, stetige und stille Regierung gewährt wird, ehe die gespenstische Gestalt des letzten, verzweifelnden Warners erscheint, der in Flammenzeichen sprechen muß, weil andere Rede im Prunkpalast der Tafelnden kein Gehör hoffen kann.



## Die epische Dichtung unter dem wechselnden Zeichen des Verkehrs.

**E**ch glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Wahl und Fassung meines Themas für manchen Leser auf den ersten Blick etwas Befremdendes haben. Was, wird man fragen, hat die epische Poesie, die Poesie überhaupt, mit dem Verkehr zu thun? Was ist unter seinem wechselnden Zeichen zu verstehen? Aber wenn man mit Recht von einem „Zeichen des Verkehrs“ sprechen und füglich behaupten darf, daß unser Jahrhundert, speziell dieses letzte Viertel, noch ganz besonders unter ihm stehe, werden wir, auch ohne seine verschiedenen Beikel in unserem vortrefflichen Postmuseum studirt zu haben, doch zweifellos alsbald an den wechselnden Aspekt gemahnt, den dieses Zeichen in der Zeiten Folge dem nachsinnenden Betrachter bietet. Allerdings in Stadien, die einmal nach Jahrtausenden, dann wieder nach Jahrhunderten, wieder nach Jahrzehnten, am Ende gar nach einzelnen Jahren bemessen werden müssen. Oder wer zählte die Jahrtausende, in denen der Mensch kein anderes Fortbewegung-(d. h. Verkehrs-)mittel kannte als das ihm von der Natur verliehene seiner Beine und Arme, — ein Mittel, das ihn sicher im Kampfe mit den Thieren um das Dasein und die Erbherrschaft oft jämmerlich im Stich ließ, bis er seine Konkurrenten allmählich aus dem Felde schlug, sie in seine Dienste zwang; den Fluß nicht mehr, wie früher, zu durchschwimmen brauchte, sondern sich von einem Floß hinübertragen ließ; die Walze erfand, Lasten fortzubewegen; aus der Walze das um eine feste Achse sich drehende Rad wurde, wie aus dem Floß ein Canoe, das er mit Ruder und Segel beflügeln lernte; wie er die Fortbewegung des Karrens zu beschleunigen wußte durch das davor gespannte Pferd oder Rind, — und ihm so der Ehrentitel eines homo sapiens mit einigem Recht zukam. Und wieder wie viele Jahrtausende, bis Sophokles in dem zweiten Chorliede der Antigone von ihm singen durfte:

„Vieles Gewaltige lebt und nichts  
Ist gewaltiger als der Mensch; —“

Dennoch, von wie berechtigtem Stolz das Herz des Dichters geschwellt war, als er dieses hohe Lied der Erfindsamkeit der Menschen sang, die er „Ziel der Kultur angelangt wähen mochte, — welch Entsetzen würde seine theuer ergriffen haben, wäre in das Gewühl der Seeschlacht von Salamis einer unserer Kriegskolosse hineingedampft, donnernd seine vernichtenden Ge-

schosse entzündend! Hätte ein Feldtelegraph das *Νενικήκαμεν* des todesmuthigen Läufers von Marathon um vier Stunden überholt oder der Besucher der Akropolis sein geliebtes Attika von Eisensträngen überspannt gesehen, auf denen das Dampftröb die unendlichen Lasten langer Wagenzüge tausend dahinträgt! Um das herrliche Lied wären wir jedenfalls gekommen; oder wie anders hätte es lauten müssen!

Und läßt uns diese Andeutung ahnen, daß auch die dramatische und lyrische Poesie den wechselnden Zeichen des Verkehrs ihren Tribut zu zahlen haben, — von ihrem viel mächtigeren Einfluß auf die epische Dichtung wird uns eine kürzeste Betrachtung des Wesens dieser Kunst leicht überzeugen. Denn keine der beiden Schwesterkünste strebt so eifrig wie sie danach, ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit auch in ihrer äußeren Erscheinung zu geben; keine ist so darauf aus, den Einflüssen nachzuspüren, die das Milieu, in dem der Mensch sich bewegt, auf seine körperliche und geistige Entwicklung, seine Entschlüsse und Handlungen hat; keine ist so fest mit allen Fasern ihres Wesens an den Kulturzustand der Zeit ihrer Entstehung gebunden; mit allen Wurzeln so tief darin verwachsen. Die zweite Strophe des selben vorhin citirten Choraliedes:

„Und das Wort und den lustigen Flug  
Des Gedankens erfand er, — u. s. w.“

sie ist nicht nur eben so ästhetisch schön, sondern auch so wahr, so „aktuell“ wie vor zwei Jahrtausenden; der amerikanische Hinterwäldler mag, ist er sonst ein Poet, vor seinem einsamen Blockhause sitzend oder durch die feierliche Stille des Urwaldes schweifend, ein Liebeslied dichten, so innig, so zart, so tief, wie ein Anderer mitten im rasselnden Getriebe des Weltstadtverkehrs. Wiederum: ob *dramatis personae* im griechischen Pöpos, im Thierfell der Cherusker, im Eisenharnisch der Ritter der beiden Rosen, im Koller und in Kanonen der Pappenheimer, in der Hoftracht von Guastalla, im Frack und in der Arbeiterblouse unserer Tage über die Bretter schreiten: ihre Herzen — und darauf kommt es dem Dramatiker in erster und ich möchte sagen: letzter Linie an — schlagen in dem identischen Takt der sie bewegenden Leidenschaften. Und der gefällige Coullissenmeister schafft ihnen mit gleicher Gemüthsruhe ihre obligate Umgebung, mag sie aus Felsen, Einöden, Mitterburgen, modernen Wohnräumen oder woraus immer bestehen.

Wie anders stellt sich die Sache in der Epik, aus der übrigens — was hier gleich bemerkt sein mag — das historische Genre, weil für unsere Zwecke unwesentlich und unergiebig, ausscheidet; obgleich ich so schweren Herzens an Scotts Iwanhoe, Quentin Durward u. s. w., meinen Lieblingen, vorübergehen, mir sogar den diskretesten Blick in das „Nest der Zaunkönige“ versagen muß. Denn mag es bei dieser Herausbeschwörung einer vergangenen Zeit

aus ihrem wohlverdienten Grabe mit noch so rechten Dingen zugehen und ihr Geist nicht übel getroffen sein, — von ihrem Körper, dem Drum und Dran, wissen die divinatorischen Herren nicht mehr, als sie aus den gleichzeitigen Quellen schöpfen konnten, an die denn auch wir — weil es sicherer ist — uns lieber direkt wenden. Oder aber solche Quellen sind überall nicht vorhanden, so ist, was sie uns nach dieser Seite bieten, besten Falles ein *pis aller* und *saute de mieux*. Und auch nach einer so beträchtlichen Einschränkung unseres Stoffgebietes würde es sich als ein uferloses Meer erweisen, wollten wir es nach allen Richtungen auszumessen versuchen und nicht vielmehr uns darauf beschränken, es sozusagen aus der Vogelperspektive zu überblicken, von der herab wir es in gewisse Zonen eintheilen mögen, die wir wiederum nur an einzelnen, besonders merkwürdigen Produkten, die sie hervorgebracht, zu charakterisiren uns bemühen müssen.

Da will es nun das Glück, daß wir gleich am Anfang unseres langen Weges auf ein episches Gebilde treffen, das, wie es ewig mustergiltig für die ganze Gattung ist, sich auch als das schicklichste Objekt erweist, an ihm unsere Absicht zu demonstrieren.

Ich spreche selbstverständlich von den homerischen Epen, in Sonderheit von der „Odyssee“. Nicht als ob nicht auch die „Ilias“ gar Manches böte, was in den Kreis unserer Betrachtungen gehört, und noch mehr bieten würde, wenn sie die Vorgeschichte des Krieges: die Versammlung der griechischen Flotte in Aulis, ihr langes, nothgebrungenes Verweilen daselbst, die Ereignisse auf der Ueberfahrt u. s. w. nicht als dem Hörer bekannt voraussetzte und höchstens andeutungsweise darauf zurückkäme. Aber als das Gedicht anhebt, liegt das Griechchenheer bereits im zehnten Jahre vor den Mauern Trojas in einem befestigten Lager, das auch die auf das Land gezogenen Schiffe birgt. Die Vorkommnisse der Kämpfe selbst gehören in das Gebiet der Kriegs- und Waffengeschichte. Von dem Einflusse der Verkehrsmittel — obgleich das Ganze natürlich auch von ihm beherrscht wird — ist doch im Einzelnen wenig zu spüren. Die dramatische Konzentration, zu welcher der Dichter durch die Natur seiner Aufgabe gezwungen war, zog ihm auch für das Lokal die engsten Schranken: mit seinem Streitwagen konnte Achill es leicht durchmessen. Umgekehrt, wie das echt epische Wundergebidht der Odyssee nur dadurch zu Stande kommen konnte, daß diese Schranken, wenigstens für die Phantasie, völlig aufgehoben sind. Und doch wiederum gerade deshalb aufgehoben werden konnten, weil die wirkliche Welt, die das Auge des Dichters überblickte, so sehr beschränkt war.

Beschränkt, wie sie den Menschen sein mußte, die sich mit plumpen Ruder Schiffen an den vielzadigen Ufern ihres heimischen Meeres in öder Mühhal hinquälten, nur im äußersten Nothfall auf die offene See hinaussteuerten,



die Segel nur zu gebrauchen wußten, wenn ein günstiger Wind sie blähte; der Spielball jedes ungünstigen Windes waren, der sie vor sich hertrieb, sie ahnten nicht, wohin; und die aus einem Sturm, der den Schiffer von heute nicht schreckt, nur Götterhilfe retten konnte. So mochte denn der Sängern gern seinen Helden die liebe Heimath zehn Jahre lang suchen lassen in einer Entfernung vom Ausgangspunkte der Fahrt, die unsere Dampfer in wenigen Tagen mit unfehlbarer Sicherheit durchmessen. So ihn hierhin und dahin vom rechten Wege abirren und all die unsterblichen Abenteuer erleben lassen: auf Inseln, von holden, allzu gastfreundlichen Nixen bewohnt; oder fürchterlichen Cyclopen, die ihm die Gefährten wegschlachten; oder bei Schmaus und Spiel, Gesang und Tanz ihr Leben verbäumernden Phäaken, die den Schlafenden dann endlich zu seinem selbigen Ithaka und in die Arme seiner dauerhaften Gattin zurückführen. O, Du selige Zeit der epischen Poesie, die Du unter einem Zeichen des Verkehres standest, das sich kaum mit unsicherem Licht über den Horizont einer jugendfrischen Menschheit erhob und unter dem doch Deine duftigsten Blüthenträume reiften!

Nun würde man mich ja völlig mißverstehen, wollte man mir imputiren: ich sähe in diesem Zeichen eines kindlich-unbehilflichen, primitiven Verkehres, mit seinem Tappen im Dunkeln durch eine Welt, in der man Alles mit Händen muß greifen können, was nicht in Nebel zerflattern soll, gewissermaßen die bekannte homerische Sonne: den einzigen, herrlichen Erzeuger so göttlicher Poesie. Ich weiß sehr wohl, daß, eine solche Frucht zu zeitigen, noch ganz andere Faktoren in Aktion treten müssen, daß zu der strahlenden Sonne ein sonnenhaftes Auge gehört, wie es dem gottbegnadeten Griechenvolke von damals eignete. Aber um diese Faktoren aufzuzählen, würden wir weit von unserem Wege abzuschweifen haben. Begnügen wir uns also, zu sagen: die homerischen Epen sind das Produkt einer Phase der griechischen Kultur, die, um sie hervorzubringen, unter keinem anderen Zeichen des Verkehres stehen durfte.

Aber bevor wir unseren Blick von dem erquicklichsten aller epischen Gebilde wenden, müssen wir noch auf ein Moment hinweisen, das zu seinem wonnesamen Zauber nicht wenig beiträgt und, indem es die Enge des physischen Horizontes der Menschen von damals in das Ungemessene erweitert, doch eben aus dieser Enge geboren ist. Ich meine die Einwirkung und das Eingreifen der Götterwelt auf und in die Menschenwelt; eine Einwirkung und ein Eingreifen, die sich von den Gesetzen der Natur emanzipiren, sich ihre eigenen Verkehrsmittel schaffen und die Wunder der modernen Wissenschaft ahnungsvoll vorwegnehmen. Das teleskopische Auge vom Vater Zeus umspannt mit einem Blick das Blachfeld zu seinen Füßen, auf dem Griechen und Trojaner sich abschlachten, und die Gefilde friedlicher Hippomolgen; mit telegraphischer Schnelle tragen die goldenen Sandalen Hermes vom Olymp über Land und

Meer zur Insel der Calypso; ein himmlischer Wagen, der vor den Luftschiffen von heute den erheblichen Vortheil der Lenkbarkeit voraushat, steht für Hecore bereit, wenn sie den hohen Gemahl auf dem Ida mit ihrem Besuch beglücken will; mit telephonischer Genauigkeit flüstern Götterstimmen schlummernden Königstöchtern und sich rathlos auf nächtlichem Pfahl wälzenden Helden das Programm für die Arbeit des nächsten Tages zu.

Wir werden weiterhin sehen, wie dieser Apparat, der unter den zarten Händen eines Homer so anmuthig spielt, unter den plumperen späterer Dichter zu einer Maschinerie wird; die à tort et à travers zur Anwendung kommt und dabei nicht selten höchst aufdringlich klappert. Wir sehen es sogar alsbald in Vergils „Aeneis“, einem epischen Produkt, das wir nach unserem vorhin angedeuteten Programm eigentlich stillschweigend zu übergehen hätten. Gehört es doch zu jenen alexandrinischen Werken, die nicht von der Sonne der Aktualität geboren und in ihr gereift, sondern im Schein einer fleißigen, von dem Del antiquarischer Gelehrsamkeit gespeisten Lampe in usum delphini mühsam gezüchtet sind. Nun kann ja freilich von einer Gleichzeitigkeit oder doch engen Zeitfolge des trojanischen Krieges (dem wir jetzt wohl das Recht eines, wenn auch fagenhaft verbräuteten, immerhin historischen Faktums zugestehen müssen) keineswegs die Rede sein; aber die Zeitferne ist minder groß und wird bis auf einen minimalen Rest paralysirt durch die Naivetät der Sänger, die ihre Zeit frischweg für die Vergangenheit nahmen und im Großen und Ganzen sicher nehmen durften.

Zwischen dem augusteischen Dichter aber und seinem Stoff lag ein rundes Jahrtausend, in der die Weltlage sich sehr wesentlich verändert hatte. Wenn die Schiffelein der griechischen Heldenpiraten sich ängstlich an seinen Küsten hinwanden, durchfurchen jetzt stolze Flotten das weite Becken des Mittelmeeres. Seine Uferländer, seine Inseln, von denen schon die nahe Trinakria den homerischen Sängern ein Fabelland war, — sie gehören ausnahmslos zu der von den siegreichen Legionen auf ihren unendlichen Militärstraßen rastlos durchzogenen Machtphäre des römischen Weltreiches, von dessen fernster orientalischer Grenze bis zur Ultima Thule Depeschen mit uns schier unbegreiflicher Geschwindigkeit befördert werden.

Da mußte sich denn der Dichter für seine Gebilde künstlich eine Perspektive schaffen und die Dinge mühsam so zu sehen versuchen, wie sie der griechische Dichter mühelos gesehen hatte. Natürlich baut sich auch hier die Fabel auf den Bedingungen primitiver Verkehrsmittel auf: Aeneas wird umgetrieben wie weiland Odysseus; seine Schiffe sind ein Spiel der Wellen und der Winde; aber, wie die Sage es mit sich brachte, daß das Lokal bedeutend weiter nach Westen geschoben wird, als der Horizont der homerischen Dichter jemals reichte, so ist auch das holde Clair-Obscur der odysseischen Irrfahrten ver-

schwunden: deutlicher heben sich die afrikanische, die italische Küste aus dem blauen Meer; die Ortsbestimmungen werden präziser; ohne daß er es will, verräth der Dichter seine bessere geographische Kenntniß, seinen größeren Ueberblick. Unter der Hand sind ihm die Schiffe gelenkiger, leistungsfähiger geworden (wie die im fünften Buch so ausführlich geschilderte Ruderregatta beweist); das Roß, das in der Ilias nur vor den Kampfwagen figurirt und in der Odyssee nur einmal: auf der Rundfahrt Telemachs zu den griechischen Fürsten, das Kummert um den Nacken schüttelt, es hat jetzt in Scherz und Ernst seine Reiter gefunden, die sich (im elften Gesang) eine regelrechte Schlacht liefern (V. 599 ff.):

— — — — — Laut über das Schlachtfeld  
 Donnert das trabende Roß und bekämpft kurzhaltende Zügel,  
 Dort anstreubend und dort — — — — —  
 — — — — — daß im schwankenden Prall des Galappes  
 Brust an Brust den Gäumen zertracht.

Das trabende Roß, dem in den klassischen Epen nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle zukommt, tritt auf der Bildfläche unserer vornehmsten Nationalepen, den „Nibelungen“ und „Gudrun“, so bedeutsam hervor: wir können ohne Uebertreibung sagen, daß wir bei ihnen im Zeichen des durch das Roß vermittelten Verkehrs stehen, neben dem dann freilich das Schiff seine angestammten epischen Rechte fest behauptet. Die Frage, ob von der Zeit, als Nibelungen und Gudrun nur erst im Volksmund umliefen, bis sie die Form fanden, in der sie auf uns gekommen sind, Verkehr und Verkehrsmittel in deutschen und nordischen Landen sich inzwischen verändert und wie weit sie sich verändert hatten, dürfen wir um so ruhiger bei Seite schieben, als die Treue, mit der die Ordner der uralten Lieder sich an die Quellen gehalten haben, unabweisbar ist und wir überdies sehen werden, daß auf sehr lange hinaus die folgenden Zeiten über andere und reichere Mittel nicht wesentlich zu verfügen hatten.

Und nun, mögen auch die nordischen Schiffer, wie ich gern glaube, bessere Seeleute gewesen sein als Odysseus und seine Genossen: ohne Kompaß, ohne Magnetnadel und Karten mußten auch sie das Meer befahren, noch dazu ein so gefährliches wie ihr heimisches. Weiter stelle man sich die Hindernisse vor, die sich dem Landreisenden in der Unwegsamkeit der Straßen entgegenhürmten, so weit überhaupt zu jener Zeit von solchen geredet werden kann; dem Flußschiffer in den Stromschnellen und Untiefen der Wasserläufe, — war doch damals selbst der Rhein zwischen Mainz und Worms aufwärts nicht schiffbar! Kann es Wunder nehmen, wie diesen Menschen nur die unmittelbare Nähe vertraut ist und schon eine geringe Ferne vor ihren Augen nebelhaft verbämmert? die größere sich mit einem undurchbringlichen Schleier verhüllt? Wie sie, fast schon nachbarlich, dahinleben, ohne sich zu kennen, —

oder doch nur von Hörensagen? Welches Aufgebot von Roffen und Menschen da nöthig ist, wenn die Fürsten einander trotzdem besuchen wollen? Welche Borrichtungen bei dem Gastgeber, um die Gäste standesgemäß zu bewirthten? Wunder nehmen, daß die so mühsam zu Stande gebrachten Besuche durch ihre Dauer die Geduld und vermuthlich auch die Kasse des gastfreiesten unserer Fürsten hundertfach erschöpfen würden? Wiederum, welche reichen Motive der Dichter aus diesen Zuständen mühelos schöpft? Welchen Anreiz sie ihm bieten zu langathmigen Schilderungen der entfalteten Pracht der Gelage und Turniere? Welche Leichtigkeit, Verwickelungen zu schaffen, folgewichtige Begebenheiten herbeizuführen? Als Siegfried zum ersten Male mit seinem Gefolge nach Worms kommt, erkennt die Fremdlinge „Niemand in der Burgunder Land“; auch der vielerfahrene Hagen nicht, der nur aus der Herrlichkeit des Helden schließt, es müsse Siegfried sein. Dafür behält Siegfried Zeit die Hülle und Fülle, um Chriemhild zu werben, „sah er sie gleich noch nie“; sich für seinen Schwager in spe mit den Sachsen und Dänen zu schlagen; die viel heiklere Aufgabe zu lösen, Brunhild von Island für ihn zu erkämpfen. Zu dieser Fahrt muß erst auf dem Rhein fleißiglich ein starkes Schiffein gezimmert werden, „das sie“ und nebenbei ihre Roffe „tragen sollte hernieder an die See“.

Nun, wie prächtig die Schilderung des Einschiffens:

„Eine Ruderstange Siegfried ergriff,  
Vom Gestade schob er kräftig das Schiff.  
Gunther, der Kühne, ein Ruder selber nahm,  
Da huben sich vom Lande die Ritter lobesam.“

Und welche holde Unbestimmtheit der Reisebeschreibung:

„Sie führten reichlich Speise, dazu guten Wein,  
Den besten, den sie finden mochten um den Rhein.  
Ihre Roffe standen still in guter Ruh,  
Das Schiff ging so eben, kein Ungemach stieß ihnen zu.“  
„Ihre starken Segel streckte die Lust mit Macht,  
Sie fuhrn zwanzig Meilen eh' nieder sank die Nacht  
Mit günstigem Winde wieder nach der See

— — — — —  
An dem zwölften Morgen, wie wir hören sagen,  
Da hatten sie die Winde weit hinweggetragen  
Nach Isenstein, der Beste in Brunhildens Land;  
Das war ihrer Keinem außer Siegfried bekannt.“

Ihr glücklichen Sänger der Vorzeit! Wie so günstig war Euch das Zeichen des Verkehrs, unter dem Ihr standet! Wie leicht machte es Euch das Metier! Nur dem Lyriker unserer Tage leuchtet noch zuweilen so freundlich sein holdes Licht:

„Sagen Al' auf dem Verdecke,  
Fuhren stolz hinab den Rhein.“ --

Aber wenn wir, die Romanciers von heute, Eure depossedirten Epigonen, unsere Helden auf die Reise schicken . . .

Doch noch halten wir in unseren Betrachtungen längst nicht da, wo wir dies Klage lied anzustimmen nur zu gutes Recht haben, trauernd um die verlorene Freiheit, die Lücken unseres Wissens überbrücken zu dürfen mit einem treuherzigen:

„Was sie für Wege fuhren zum Rheine durch das Land  
Kann ich Euch nicht bescheiden.“ —

Uebrigens, um auch Das zu erwähnen: unser Epos kennt als Beförderungsmittel auch gelegentlich den Leiterwagen, deren zwölf kaum hinreichen, den Nibelungenhort von dannen zu fahren (eine Behauptung, die man geneigt ist, übertrieben zu finden, wenn man ihn in Wagners Rheingold vor sich aufgebaut sieht); und die Flußschiffe werden manchmal zusammengebunden, z. B. auf der Fahrt Chriemhilds und ihres Gefolges zu den Heunen so viele auf einmal, daß

„Bedeckt war das Wasser von Ross und auch von Mann,  
Als ob es Erde wäre.“

Und der dienstwillige Götterapparat der homerischen Epen und der Aeneis? In den Nibelungen ist von ihm nichts zu entdecken. Freilich geschehen noch Wunder, aber nur der Tapferkeit und Heldenkraft. Wotan und die anderen Asen haben sich nach Walhall zurückgezogen; höchstens, daß das Christenkreuz die Berg- und Flußgeister noch nicht völlig hat kennen können, so daß sie noch hier und da ihr unheimliches Wesen treiben, wie in der wundervollen Episode, wo die Donaunigen Hagen und allen Burgunden den Untergang prophezeien.

Was wir bei den Nibelungen beobachten, gilt für „Gudrun“ mutatis mutandis, d. h. daß wir in das Zeichen des Verkehres, statt des Rosses oder des Flußkahn's, überall das Seeschiff setzen müssen. Im Uebrigen finden wir die uns wohlbekannte Unbestimmtheit der Lokal- und Zeitangaben:

„Sie hatte tausend Meilen das Wasser fortgetragen  
Hin zu Hagens Beste, wie wir hören sagen“ —

mit allen für den epischen Gesang so unendlich günstigen Konsequenzen.

Und diese Unbestimmtheit wird hier noch größer, da, wie es scheint,\*) der Redakteur der Gudrun-Lieder kein Nordmann, sondern ein Süddeutscher, eine Landratte, war. So dürfen wir ihm nicht verargen, wenn er gelegentlich — z. B. bei der Fahrt der Helden nach Irland — von „Reiten“ spricht, wo es sich offenbar nur um Segeln und Rudern handelt, dann aber freilich sie nicht reit-, sondern „wassermüde“ an das Ziel ihrer Reise gelangen läßt.

\*) S. Scherers Geschichte der Deutschen Literatur. S. 14.

Nicht viel anders stellt sich die Sache bei den höfischen Ritterepen der Folgezeit, nur daß hier, wo die freie Erfindung eine viel größere Rolle spielt, der Dichter von seinen besseren, dem inzwischen mächtig gewachsenen Verkehr zu verdankenden geographischen Kenntnissen ausgiebigen Gebrauch macht. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn da so manches der berichteten Abenteuer in dem nun den Abendländern durch die Kreuzzüge erschlossenen Orient lokalisiert ist. So dient Parcivals Vater Gahmuret (Buch I) dem Chalifen von Bagdad und gelangt nach Bazamaur, wo er die Königin Belakane, eine Mohrin, im Kriege unterstützt und zum Dank für seinen Sieg mit ihrer Hand belohnt wird, freilich nur, um sie treulos wieder zu verlassen — wie Aeneas seine Dido —, nach Spanien zu gehen und sich dort mit Herzeloide zu vermählen, — offenbar, ohne von der Zweifelseelentheorie und -Praxis des guten Grafen von Gleichen die mindeste Ahnung zu haben. Bedingen diese Abenteuer weite Seereisen, so kommt denn doch wieder das Roß zu seinem guten epischen Recht, da für den größeren Theil des Gebietes Frankreich und Spanien die Schauplätze sind, von denen das zweite mit seiner maurischen, von orientalischen Märchen durchdufteten Kultursphäre den Dichter vielfach beeinflusst haben wird. So bei der Beschreibung der Gralsburg im fünften Buch und deren Erklärung aus dem Munde des Einsiedlers Trevrizent im neunten; so bei der der Schloßwunderbauten im Lande des Klingschors und in vielen anderen Partieen. Man sieht: mit dem ausgebehnteren physischen Horizont hat sich auch der geistige des Dichters erweitert, sind ihm neue Motive zugeführt, ist es ihm möglich gemacht, den Teppich seiner Fabel reicher und bunter zu wirken.

Ein Reichthum und eine Neuheit, die für uns Moderne fast erdrückend werden, wenn wir — Tristan, Iwein e tutti quanti bei Seite lassend, da sie für unsere Zwecke kaum etwas Neues bieten — zu dem König der italienischen Kunst-Epen-Dichter, zu Ariosto und seinem „Orlando furioso“ gelangen. Aber, wie hoch ich auch Messer Ludovicos poetische Kraft und Kunst schätze, wie willig ich einräume, daß er, käme es nur auf das Fabuliren an, im ganzen Umfange der epischen Literatur kaum seines Gleichen hat: er ist schon deshalb für uns weniger wichtig, weil er — außer etwa in den zahlreich eingestreuten Novellen — nicht aus dem Leben seiner Zeit schöpft, sondern, Bojardos „Orlando innamorato“ fortspinnend und sich, wie jener, an die poetischen Volksmärchen von Karl dem Großen und seinen Malabinen haltend, den Boden der Wirklichkeit weniger unter den Füßen vertritt, als mit übermütigem Fuße von sich stößt, um sich mit jauchzender Lust in dem blauen Aether des Märchens zu wiegen. Was kümmern ihn, der mit Zeit und Raum so souverain umspringt, mit neckischer Schalkheit den Schauplatz seiner wunderbaren Geschichten beständig wechselt, die landläufigen

Mittel des gemeinen Verkehrs, mit denen doch der alte Homer und das deutsche Volksepos immer auszukommen suchen? Freilich hat er noch die volle ritterliche Freude an dem edlen Roß, um dessen Besitz sich seine Helden und Heldinnen gelegentlich die Knochen willig entzweischlagen; aber sehr viel bequemer ist ihm das Flügelpferd, das den Paladin im Nu aus dem fernsten Orient nach Spanien oder Frankreich trägt und ohne das er den Kampf mit dem grausen Kraken, den bösen Zauberern und all den Ungethümen, die Wasser, Land und Luft unsicher machen, nimmer bestehen könnte.

Noch flüchtiger als am Rasenden Roland können wir an Tassos „Befreitem Jerusalem“ vorübergehen, einem Gedicht, das in seinem phantastischen Theil — so weit es die Verschiedenheit der beiden Dichternaturen zuläßt — so ziemlich das selbe Gesicht zeigt wie das seines größeren Vorgängers und in seinem, mit jenem nicht eben erfreulich verquidten, historischen in Vergils Manier eine Vergangenheit schildert, die nur die Gelehrsamkeit heraufbeschwören kann. Dies aber ist das Genre, von dem wir uns aus bekannten Gründen fern halten.

Wie wir uns von Dante und seiner „Divina Commedia“ ferngehalten haben, diesem wunderbarsten aller epischen Gedichte, das unter einem heiligeren Zeichen steht als dem des Verkehrs, läßt auch des Dichters skrupulöse Genauigkeit in der Angabe der verschiedenen Etappen seiner Höllen- und Himmelsreise, der Schilderung der Marterhöhlen und Ausmessung ihrer Dimensionen nichts zu wünschen; und gehört immerhin das Emporklettern des Dichters und seines konzilianten *compagnon de voyage* an dem zottigen Leibe des ungeheuren Lucifer zu einem Fortbewegungs- und Verkehrsmittel, dem wir auf unserem Wege bisher nicht begegnet sind.

Versenkt oder erhebt uns Dante in Regionen, die vom himmlischen Licht verklärt oder von der Gluth der Hölle grauenhaft angestrahlt sind, und erhält uns so schwebend in einem wonnesamen oder schauerhaften Traum, so wandern wir in Boccacios „Dekamerone“ mit desto sichereren Füßen auf unserer Erde, darum nicht weniger geliebt, weil es auf ihr nicht überall ganz reinlich und oft sogar recht gründlich — oder soll ich sagen unergründlich? — unsauber zugeht. Wie weit in dem ergöglichen Buche die eigene Erfindung des Autors reicht, wie weit er den fabulirungslustigen Vorgängern tributär ist, geht uns hier nicht an. Zweifellos ist, daß er, so oder so, das Gute selbst erfindend, oder es, wie Fritz Reuter in seinen Läschen und Riemels, nehmend, wo er es fand, aus einem Strom schöpft, der keinesfalls so mächtig sein könnte, wäre er nicht von Nebenflüssen aus allen Theilen der damals bekannten Welt genährt worden. Die Hauptmasse des Materiales stellt natürlich das Heimathland des Dichters, das beinahe mit jeder seiner berühmteren Städte vertreten ist; aber nicht wenige der Geschichten führen uns auch nach

Frankreich, Spanien, England hinüber, nach der afrikanischen Küste, den griechischen Inseln, dem Orient. Welchen lebhaften Verkehr der Nationen Das voraussetzt, welche Ausbildung und geschickte Ausnutzung der Verkehrsmittel, trotzdem wir inuner noch bei dem Ruder- und Segelschiff, dem Reit- und Lastthier halten — zu denen sich jetzt nur noch der landesübliche Esel gesellt — und sogar recht viele Wege im *Desamerone per pedes* zurückgelegt werden, wenn es auch meistens die sehr unwürdiger Nachfolger *apostolorum* sind —: das Alles springt in die Augen. Auf die Wunder der Ritterepen verzichtet der durch und durch realistische, satirische Schalk; und wenn einmal der Zauber hineinspielt — wie in der neunten Novelle des zehnten Tages, wo Messer Torello in seinem Bett von Alexandrien nach Pavia zurückgeschickt wird —, so ist es eben eine Ausnahme.

Die dem Gedankengang zu Liebe hier vorgenommene Verschiebung der chronologischen Folge mag darauf vorbereiten, daß wir uns weiterhin noch vielfach in Zickzacklinien und wo möglich größeren Sprüngen als zuvor werden bewegen müssen, um mit unserer Aufgabe nur einigermaßen zu Ende zu kommen. Ich möchte diese Unterbrechung zu einer allgemeinen ästhetischen Bemerkung ausnutzen, einem doch möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, zu dem die Fassung meines Themas Veranlassung gegeben haben könnte. Ein Mißverständniß wäre es nämlich, anzunehmen, daß der Einfluß des Verkehrs, so gewiß er auch immer latent vorhanden ist, sich überall an jedem epischen Produkt mit gleicher Evidenz nachweisen ließe; und ein noch größeres, zu glauben, es müsse mit seiner Ausbreitung eine obligate Erweiterung des epischen Stoffgebietes verbunden sein. Von dem einen wie dem anderen Irrthum müßte uns allein die Betrachtung jenes herrlichen Romans — fast möchte ich sagen: des herrlichsten aller Romane — bewahren, in dem uns Miguel de Cervantes die Thaten des sinnreichen Junkers „Don Quixote von der Mancha“ erzählt. Hier entfernen wir uns, wenn wir von den eingeflochtenen Novellen absehen, die — mit Ausnahme etwa der des Slaven — den physischen Horizont nicht erweitern, kaum ein paar Meilen von dem Heimathdorfe des Helden; er und sein getreuer Sancho sind die Hauptakteurs, alle übrigen Personen, so viele ihrer auch auftreten, sind Staffage und utilités; der edle Roginante und des Knappen getreuer Grauer sind — nehmen wir noch den Ochsenkarren hinzu, auf dem der Edle zu Haushälterin und Nichte zurücktransportirt wird — die einzigen nennenswerthen Vehikel, deren sich der Dichter bedient. Und doch: welche unerschöpfliche Fülle des Geistes, der Ironie, des Spottes, der Satire, des durch Thränen lächelnden Humors! Als sollte durchaus ein Wort Schopenhauers bewahrheitet werden, das dem Roman die Palme zuerkennt, der bei der größten Knappheit des äußeren Apparates die reichste Fülle seelischen Lebens zu entfalten versteht. Scheint ja doch bereits



für das Diktum des frankfurter Weisen der zweite Theil des Don Quixote Zeugniß ablegen zu wollen, der in dem Maße, wie sich der Schauplatz erweitert, das Angebot der Mittel verstärkt wird — gewährt uns der Dichter doch sogar einmal einen Ausblick auf das Meer mit seinen Galeeren! — hinter dem ästhetischen Wunderzauber des ersten, nach meinem Gefühl wenigstens, nicht unbeträchtlich zurückbleibt, wie denn auch sonst über „Fortsetzungen“ das helle Gestirn, das dem Anfang leuchtete, schmerzlich zu verblichen pflegt.

Ueber den Fortsetzungen, denen sich in diesem trüben Geschick die Nachahmungen zugesellen, als deren eine — wenn nicht gerade des Don-Quixote, der freilich unnachahmlich ist, so doch früherer sogenannter Schelmenromane der Spanier — der „Gil Blas“ des Le Sage von Vielen mit einem Recht angesehen wird, das ich weder erhärten noch bestreiten kann. Auch der ästhetische Werth dieses berühmten, in alle Sprachen übersetzten, trotz gelegentlicher Weitschweifigkeit und der frappanten Ähnlichkeit so mancher der erzählten Abenteuer und der lästigen Wiederholungen der Motive für einen muthigen Leser noch heute genießbaren Romans hat uns hier nicht zu kümmern. Wir haben ihn nur daraufhin anzusehen, welchen Vortheil er etwa aus den Verkehrsmitteln zieht, von denen wir a priori annehmen dürfen, daß wir sie jetzt — zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — auf einer höheren Stufe finden werden als vorher. Und in der That: die Fülle der vorgeführten Abenteuer, der häufige Wechsel des Lokals wären nicht möglich, wenn wir uns Spanien, auf das der Schauplatz fast ausschließlich beschränkt bleibt, nicht vorstellen müßten als durchzogen von mehr oder weniger guten Landstraßen, auf denen Fußgänger, Reiter auf Pferden oder Eseln, meist mit Maulthierien bespannte Reise- und sonstige Wagen einen äußerst lebhaften Verkehr unterhalten. Die Sicherheit der Straßen läßt freilich viel zu wünschen übrig, wie der — auch auf unserer diesjährigen Kunstausstellung von einem spanischen Maler dargestellte — Ueberfall, den die Räuber, unter die Gil Blas gerathen ist, auf die Karosse der vornehmen Dame ausführen, und noch eine lange Reihe ähnlicher Vorkommnisse beweisen.

Die Karosse! Der Reisewagen! Zum ersten Male taucht er hier auf, um durch die Romanliteratur des ganzen achtzehnten und der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht wieder zu verschwinden, ja, einige der schönsten ihrer Erzeugnisse erst möglich zu machen, so daß man dankbar und freudig in den jauchzenden Ruf einstimmen möchte, mit dem Thümmels „Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs“ anhebt:

„Wer sagt mir doch, was in dem Schalle  
Des Posthorns und im muth'gen Knalle  
Der Peitsche für ein Zauber liegt.“

Ich denke aber weniger an das eben genannte deutsche Werk als an

zwei englische, ohne die — besonders das erste — die Reise wohl ungeschrieben geblieben, wenigstens nicht so geschrieben wäre: Lawrence Sternes „Sentimental Journey through France and Italy“ und Tobias Smollets „Humphry Clinker“.

Wir sind in die Zeit eingetreten, in der man nicht bloß in Geschäften, das vieldeutige Wort in seinem weitesten Sinne genommen, auf die Reise ging, sondern — was früher doch nur sporadisch geschah — zu seinem Vergnügen, hätte es auch nur in der Befriedigung der Neugier bestanden. Und dann: die große Tour durch Frankreich, Italien, etwa auch Deutschland und weniger bevorzugte Länder hinter sich gebracht zu haben, gehörte damals zum guten Ton, drückte das Siegel auf die feine Bildung des jungen Kavalliers, neben dem der obligate begleitende Hofmeister oft genug einen schweren Stand haben mochte. Daß zum Reisen jenes zum Kriege dreimal Nöthige ebenfalls gehört, gilt bekanntlich leider noch heute, galt aber mit ganz erheblich größerer Wucht zu jener Zeit, wo es mit glatten Chausseen und regelmäßig laufenden bequemen Posten noch gar sehr im Argen lag. So waren es denn in erster Linie die Engländer, als die mit dem straffsten Beutel Ausgerüsteten, die den Reisepost in Entreprise nahmen; und auch verhältnißmäßig arme Leute, wie Sterne, wollten nicht zu Hause bleiben. Er schiffte sich nach Calais ein und sein erstes Geschäft, nachdem er den Fuß auf den Kontinent gesetzt hat, ist, sich einen Reisewagen zu kaufen; denn, erzählt er, „da man nicht durch Frankreich und Italien ohne eine Chaise reisen kann, ging ich in den Gasthausshof, um Etwas der Art, das meinem Zweck entsprach, zu erstehen oder zu miethen. Ein alter desobligeant in der fernsten Ecke des Hofes frappirte mich auf den ersten Blick.“ Er steigt ein, zieht den Taffetvorhang zu und schreibt die berühmte Vorrede seines Buches über die verschiedenen Spezies des genus Reisender, als deren letzte er den sentimental, d. h. sich selbst, findet. Ihn, der „den Mann bedauert, der von Bersaba bis Dan wallfahren und jammern kann, daß Alles eitel sei, und nicht ahnt, daß eine ungeheure Summe von Abenteuern für Den vorhanden, dessen Herz, während er seines Weges zieht, sich für Alles interessiert.“ Der Leser weiß, wie unser sentimentaler Reisender sein immerhin bedenkliches Programm durchführt. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, eine wie viel größere Chance, solche manchmal nicht gefahrlosen Abenteuer zu erleben, der Reisende in einem desobligeant auf bösen Wegen von damals hat. Ohne Beides gäbe es nicht die Begegnung mit der reizenden Französin in Calais; keine Wahrscheinlichkeit, aus dem Wagen herauszumüssen, um, bis zu den Knien im Schmutz, dem Postillon zu helfen, das herabgefallene Portemanteau hinten wieder auf das Trittbrett zu schnallen; kein La Fleur, der auf dem Klepper nebenhertrabt; kein toter Esel am Wege bei Rampont, über den man flennen, keine hübschen Wirths-

töchter in Montriul, mit denen man schäkern, keine Maria zu Mouliness, der man die Thränen, abwechselnd mit sich selber, von den Wangen, wischen, endlich keine schöne Piemontesin, der man das eine der beiden Betten in dem einzigen Gastzimmerchen des elenden Wirthshauses oben auf den savooyer Bergen anbieten kann, während man selbst in das andere schlüpft und die Kammerjungfer der Dame in den Kloben verwiesen wird, um zur Unzeit — oder war es zur rechten? — zwischen die beiden nahen Betten zu treten und der witzig-frivolen, geistvoll-sentimentalen, in ihrer Art einzigen Geschichte ein schon von Tausenden beklagtes unverhofftes Ende zu machen.

Wie denn auch Smollets „Humphry Clinker“ einzig in seiner Art genannt werden muß. Ich wähle aber diesen Roman zu eingehenderer Besprechung, nicht sowohl weil er einer der besten, jedenfalls ergößlichsten ist, die je geschrieben wurden — Das würde in ein anderes Kapitel gehören — sondern weil er so völlig unter dem Zeichen des Verkehres steht, wie er in England — wohl dem damals reichsten und kultivirtesten Lande — sich darbietet. Auch dieser Roman ist eine Reisegeschichte, nur daß hier nicht ein Einzelner unterwegs ist, sondern eine ganze, aus Onkel, Tante, Nefte, Nichte und der obligaten Dienerschaft bestehende Gesellschaft. Natürlich wird die Reise, die sich vom Süden Englands bis hinauf nach Edinburg und zurück erstreckt, in einem Wagen zurückgelegt, nicht in dem nur eine Person haltenden desobligeant des sentimental Reisenden, sondern einer richtigen, mit vier Pferden bespannten Familienkutsche, deren Miethe eine Guinee für den Tag beträgt. Der Nefte und der Diener reiten; die Männer sind sämmtlich mit Pistolen bewaffnet.

In dieser Verfassung bewegt sich die Gesellschaft von Ort zu Ort, ihr Quartier auf längere oder kürzere und kürzeste Zeit in einer Stadt, einem fashionablen Badeorte, einem wüsten Dorfe, einem Landebesitz, oder wo immer aufschlagend. Nun aber sind die Abenteuer, die unseren Reisenden begegnen, nur auf Grund dieser Fortbewegungsmethode denkbar und möglich; und, so zahlreich sie sind: der Autor ist, obgleich ein arger Satiriker und grimmer Spötter, dennoch ein Realist vom reinsten Wasser, ja, ein Naturalist von keineswegs lazer Observanz, so daß wir stets die Ueberzeugung haben: Alles geht mit völlig rechten Dingen zu, ja, vielmehr: muß unter den gegebenen Verhältnissen so zugehen. Dabei zeigt er in seinen Schilderungen eine Anschaulichkeit, eine Kraft der Plastik, zeichnet dann wieder mit einem so treuherzig-naiven, akkuraten Stift, daß wir fortwährend die Bilder, mit denen Chodowiecki seine Reisen oder die Romane seiner Zeit illustriert, vor uns zu sehen glauben. Ich greife auf gut Glück eine Schilderung des Straßenverkehres von London heraus, die nebenbei beweisen mag, was sich die Themsestadt schon damals in dieser Beziehung leisten konnte: „Alles ist Tumult und

Haft: man sollte meinen, diese Menschen würden von einem Gehirnfieber getrieben, das ihnen keine Ruhe läßt. Die Fußgänger stürzen dahin, als ob der Gerichtsvollzieher hinter ihnen wäre. Die Lasten- und Sänftenträger laufen Trab mit ihrer Bürde; Leute, die ihre eigenen Equipagen halten, jagen durch die Straßen; selbst einfache Bürger, Aerzte, Apotheker blitzen nur so in ihren Gefährten vorüber. Die Droschkenkutscher machen ihre Pferde dampfen und das Pflaster schüttelt unter ihnen. Durch Piccadilly habe ich faktisch einen Wagen im schlanken Galopp fahren sehen. Mit einem Wort: die ganze Nation scheint in Begriff, ihren Verstand zu verlieren.“

Auf der Landstraße sieht es natürlich anders aus. „In Anbetracht des Chausseegeldes, das wir bezahlen müssen,“ klagt der kauftische Mr. Bramble, die erste, das ganze humoristische Orchester dominirende Geige, „geben die Wege Veranlassung zu bitterster Klage. Zwischen Newark und Weatherby habe ich von dem Stoßen und Schaufeln mehr gelitten als sonst in meinem Leben, obgleich die Kutsche ungewöhnlich bequem ist und die Postillone es an Sorgfalt nicht fehlen lassen.“ Da kann es denn nicht ausbleiben, daß eines der Vorderpferde stürzt, während man in scharfem Trabe einen Hügel hinabfährt, und der Wagen, während der Postillon den rollenden zum Stehen bringen will und zu diesem Zweck seitwärts lenkt, in einen Morast geräth, wo er das Oberste zu unterst kehrt. Ein anderes Mal schlägt in einem reißenden Bach, den man passiren muß, die Kutsche um u. s. w. Bei Alledem kommt es, wohlgemerkt, auf das materielle Abenteuer viel weniger an, sondern auf das glänzende Kapital für Geist und Gemüth, das der Autor aus diesem unscheinbaren Material zu gewinnen versteht.

Ich erwähnte vorhin, daß die Männer der Gesellschaft mit Pistolen bewaffnet sind. Das hat seinen guten Grund, denn der Hochstraßenritter, der highwayman, ist hier kein posthumes Phantasiegebilde, wie in einem Roman von Bulwer, sondern eine Realität, mit welcher der Reisende von damals in England sehr ernsthaft rechnen mußte, wie denn auch unser Autor nicht unterläßt, uns ein und das andere Bröckchen von dem Eingreifen der rührigen Gilde in das Verkehrsleben seiner Zeit zu geben. Sie erscheint, wie wir uns erinnern, nicht zum ersten Male auf der epischen Bildfläche: kann sie doch sogar ihr poetisches Bürgerrecht bis auf den Polyphem der Odyssee, als ihren ehrwürdigen Ahnherrn, zurückführen. Es wäre eine interessante Aufgabe, ihren Stammbaum in seinen Verzweigungen und Verästelungen im Verlauf der Zeit zu verfolgen; hier können wir nur konstatiren, daß er in den Romanen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der üppigsten Blüthe steht, um, wie aus der Wirklichkeit, so aus der Dichtung allgemach zu schwinden mit so manchem anderen kostbaren Requisit der Romantik, das dem geordneten Verkehrsleben weichen mußte.

Aber Smollet war nicht nur auf dem Lande zu Hause; er, der als Schiffsarzt Ostindien und andere englische Kolonien kennen gelernt hatte, war es auch auf der See und in eminenter Weise, die ihn in seinem „Roderic Random“ zu einem der Väter und zugleich ausgezeichnetsten Vertreter des Seeromanes werden läßt, in dessen Fahrwasser dann später die Cooper, Marryat, Eugen Sue und sonstige dii minorum gentium munter segeln.

Zu dem Genre Seeroman wären auch in gewissem Sinne bereits Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ und Swifts „Gullivers Travels“ zu rechnen gewesen; aber des ersten erzieherisch-utopistische, des anderen rein satirische Tendenz führen zu weit ab von den Wegen der Wirklichkeit (ich meine der romanhaften, die auf Wirklichkeit fußt), als daß sie uns für unseren Zweck viel bieten könnten. Der eigentlich so zu nennende Seeroman tritt erst jetzt in seine halbkronischen Tage: lebiglich eine Folge des machtvoll sich hebenden Schiffsverkehrs mit den Freuden und Leiden, die er in Krieg und Frieden im Gefolge hat. Und indem er nun an den entlegensten Küsten seine Anker wirft und die fernsten Länder erschließt, lockt er auch den Romancier hinter sich her, dem es nicht gerade die See angethan hat, sondern vielleicht nur der Wechsel des Lokales genehm ist, weil er so besser auf seine poetische Rechnung kommt. Und der nun das Idyll von „Paul und Virginie“ in einem etwas forciert sentimentalen Lichte, das ein Reflex aus Rousseaus „Nouvelle Heloise“ ist, auf einer Insel des Südmeeres spielen; „Manon Lescauts“ allzu bewegliches Herz erst in der steinigten Wüste um Neu-Orleans zur wohlverdienten Ruhe gelangen läßt; uns mit „L'amour des deux Sauvages dans le désert“ zu rühren sucht; den „Lezten der Mohikaner“ in seinem Urwalde aufstöbert; in gluthvollen Farben uns „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“ vor die staunenden Augen zaubert, die wir noch weiter aufreißen, als wir entdecken, daß wir in dem räthselhaften Autor einen Landsmann zu verehren haben; mit den „Regulatoren in Arkansas“ uns vertraut, mit exotischen Jagdgeschichten, in denen er das bekannte Latein nicht spart, angenehm gruseln macht.

Und dann Du, der von sich sang: „I have loved thee, Ocean“; Du, dem das Meer, das Du so liebtest, die kostbarsten poetischen Perlen verschwenderisch bot; Du, Dichter des grenzenlos genialen „Don Juan“, — wie dürfte man Dein vergessen, wenn von Denen gesprochen wird, die unter dem Zeichen des Verkehrs, wie ihn das Schiff vermittelt, erzählt und gesungen haben! Des Segelschiffes, wohlgemerkt; noch steigt am Ende der Periode, bei der wir halten, nur hier und da am Horizonte aus dem Schlot eines Dampfers ein schnell verschwindendes Wölkchen auf.

Unter dem Zeichen des Seeschiffsverkehrs im strikteren Sinne stand die deutsche Epik weder zu jener Zeit noch — wenn wir von Gudrun absehen wollen — zu einer früheren und steht, um Das gleich zu sagen, —

bis auf Ausnahmen, die in dem Ganzen fast verschwinden — nicht unter ihm bis auf den heutigen Tag. Wie es nicht anders sein kann bei einem Volke, das, trotz seinen immerhin ausgedehnten Nord- und Ostseeküsten, eben ein Binnenlandsvolk ist, wenigstens bisher war und — unsere Kolonialbestrebungen müßten dann mit ganz anderen Erfolgen als bisher gekrönt werden — auch in Zukunft bleiben wird. Daher nun unser gutes Land den lieben Nachbarnationen zum Tanzplatz des Mars ausgefucht schien zu jeder Zeit, zu keiner mehr als jener, die uns Christoffel von Grimmelshausen in seinem „Abentheuerlichen Simplicius Simplicissimus“ mit einer Anschaulichkeit und Wahrheit geschildert hat, die nicht zu übertreffen sind; einer treuherzigen Einfalt und gelegentlichen schalkischen Laune, die uns hier und da wohl lächeln machen würden, hätten wir nicht viel öfter Reigung, blutige Thränen zu weinen über das Leid, mit dem gemeine Raubsucht und religiöser Fanatismus den Deutschen ungestraft heimsuchen durften, weil er verlernt hatte, sich auf sich selbst zu besinnen und auf Das, was er kann, wenn er will. So läßt uns denn das merkwürdige Buch tief in den Hergensessel blicken, in dem die — leider nicht hinten weit in der Türkei — auf einander schlagenden Völker durcheinander brodeln, dem Autor Gelegenheit gebend, uns seine intime Kenntniß, nicht nur der nord- und südwestlichen Provinzen des Deutschen Reiches bis nach Sachsen und Westfalen zu entfalten, sondern uns auch nach Paris zu begleiten (wohin er als Soldat nicht einmal gekommen war), um uns aus der Seinestadt, einem Babel offenbar schon damals, diverse Aikovengeschichten zu erzählen, um die ihn der Autor der Demi-Vierges beneiden könnte.

Wir dürfen an den übrigen, dem selben Verfasser zugeschriebenen, aber wohl kaum oder doch nur zum geringsten Theil von ihm herrührenden sogenannten „Simplicianischen Schriften“ um so ruhiger vorübergehen, als wir in ihnen mehr oder weniger nach Wolkenkuckucksheim gerathen, d. h. für unsere Zwecke wenig oder keine Ausbeute finden, eben so wenig wie in den übrigen deutschen Romanen des siebenzehnten Jahrhunderts, von denen man, wie Freiligrath von der Steppe, sagen kann:

„Wer sie durchritten hat, Den graußt.“

Wenigstens bekennt das der Einzige, der es gewagt haben dürfte: L. Cholevius; oder ich überseye mir doch so sein melancholisches Wort: „Man kann in diesen Schriften Tage lang lesen, ohne daß man auf ein anregendes oder unterhaltendes Kapitel stößt.“ Es giebt gewisse Dinge, die ich aufs Wort glaube.

Den Binnenlandscharakter, um mich so auszudrücken, verleugnet, wie ich bereits bemerkte, der deutsche Roman auch in der Folge nicht. Uns fehlte jen, was der alternde Goethe gelegentlich des Vicar of Wakefield als seinen Vorzug des Buches hervorhebt: „Die Familie, mit deren Schilderung er (der Autor) sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürger-

lichen Behagens und doch kommt sie mit dem Höchsten in Verührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser leichte Rahn und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt.“

Mußte er so klagen, dessen Leben denn doch nach unseren Begriffen ein so „reich bewegtes“ war, — welche Jeremiaden hätten erst die Gellert, Wieland, Engel, Miller, Müller, Krüdenner, Jakobi, Nicolai und sie Alle anstimmen können, die das Schicksal zum Theil in noch viel engere Rahmen gewiesen hatte, so eng manchmal wie der des Schulmeisterleins Wuz bei Jean Paul; und die nicht, gleich ihm, prometheische Titanen waren, sich Menschen zu schaffen nach ihrem eigenen hohen Bilde. Wie winzig der Erdkreis, auf dem sich „Werthers Leiden“, „die Wahlverwandtschaften“, selbst „Wilhelm Meister“ abspielen; und welch ein unermesslicher geistiger Himmel überwölbt diese Romane, welche wundersamsten Blicke in die Tiefe des menschlichen Gemüthes gewähren sie! Großthaten epischer Kunst, denen wir Späteren, wenn wir klug sind, wohl nachzusehn, ohne hoffen zu dürfen, in ihren eigensten Schönheiten an sie heranzureichen, trotzdem — vielleicht weil — auch wir jetzt von einer „bewegten Woge des Lebens“ sprechen können, die uns umspült; und die Gegenwart mit dem Reichthum und der virtuosen Ausnutzung ihrer Verkehrsmittel, von denen selbst ein Alexander von Humboldt noch vor zwei Menschenaltern sich nichts träumen ließ, uns Perspektiven in die weite Welt geöffnet und erschlossen haben, die uns zuzurufen scheinen:

„Rühne Seglerin, Phantasie,  
Wirf ein muthloses Anker hie!“

Denn jetzt nichts mehr vom Schalle des Posthorns und dem Knalle der Peitsche: „Ein Bahnhof! Ein Hafen! Ein Eisenbahnzug, der pfeift und seine erste Rauchwolke speit! Ein großes Fahrzeug, das sich langsam auf die Rheide hinausschiebt, aber dessen Seiten vor Ungebuld zittern und das nun fliehen wird weit, weit nach dem Horizont zu neuen Ländern! Wer kann Das sehen, ohne vor Reid zu beben, ohne in seiner Seele die schauernde Begier langer Reisen erwachen zu fühlen!“

Und doch kann man nicht eben sagen, daß Maupassant, dessen Buch „Au Soleil“ — übrigens nur eine Beschreibung der Reise nach Algier — wir das hübsche Wort entlehnen und seine spezielleren literarischen Vorfahren von Balzac an, um nicht weiter zurückzugreifen, und eben so seine gleichzeitigen Mitstreibenden von der Leichtigkeit, sein Zelt abzubreaken und in die Ferne zu tragen, einen unbescheidenen Gebrauch gemacht hätten. Im Gegen-

theil: man befindet sich im französischen Roman fast ausschließlich auf französischem Boden und sogar zumeist auf dem pariser Macadam. Weshalb auch in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt! Weshalb nicht zu Hause bleiben und sich redlich nähren, wenn es an Nahrungstoff nimmer gebricht! Er ist — abgesehen von den Romanen des gewaltigen Zola, der uns stets mit einem neuen gigantischen Vorwurf überrascht, und einigen anderen rühmlichen Ausnahmen — ein Wenig einförmig, dieser Nahrungstoff, gewiß! *Toujours perdrix!* Aber heute bratet, morgen dämpft man sie, tischt sie übermorgen in einer noch nicht dagewesenen pikanten Sauce auf. Hauptsache ist, daß das alte Gericht den Gästen immer wieder mundet und zu diesen Gästen nicht bloß die lieben Landsleute gehören, sondern die Kostgänger sich von allen Enden und Ecken der civilisirten Welt zur Tafel drängen, — nicht zuletzt die Deutschen.

Man glaube nicht, daß ich des französischen Romanes spotten will! Ich bin vielmehr der Meinung, daß, wie jeder ordentliche Mensch, so auch der Romancier sich am Besten steht, wenn er sich darauf beschränkt, Das zu machen, was er gut machen kann. Und daß die französischen Romanciers ihre Sache gut machen: ich wäre der Letzte, es zu leugnen. Ich und wir Alle haben ihnen so viel zu danken! Und Mancher von uns wahrlich mehr, als er eingestehen möchte oder dürfte. Aber gilt, was ich hier von der Weisheit gesagt habe, mit der sich die französischen Autoren auf ihre heimische Stoffwelt beschränken, nicht eben so von der englischen Novellistik, die uns mit der ewigen Wiederholung der identischen Motive oft bedenklich auf die Nerven fällt? Von der russischen, der skandinavischen, der italienischen, schließlich mehr oder minder von den Romanliteraturen aller Kulturvölker, deren Produkte den Zauberreiz, den sie auf uns üben, oft weniger der Kunst der Verfasser verdanken als dem uns befremdenden Lokalkolorit, das den naiven Leser darüber wegläuscht, daß ein Pferd immer ein Pferd bleibt, auch wenn es *Cavallo* genannt wird?

Wenn sich die Sache aber so verhält, wo bleibt die Einwirkung des Verkehrszeichens, unter dem wir thatsächlich stehen und das sich sonst in jeder Lebenssphäre so einbringlich geltend macht, wo bleibt diese Einwirkung auf die epische Dichtung?

Die Antwort dürfte sein: sie ist, wenn sie auch nicht augenfällig zu Tage liegt, überall latent vorhanden; und für Den, der sie sucht, unschwer nachzuweisen in der Gemeinschaftlichkeit des Kulturideals, das sich herausstellt, wenn wir der Sache auf den Grund gehen, und das ohne den beständigen intercourse und Kontakt der Nationen schlechterdings unmöglich wäre, wie er denn deren schönste Frucht ist. Man untersuche daraufhin nach ihrem politischen, ethischen, sozialen Glaubensbekenntniß so verschiedene Schriftsteller



wie etwa unseren Gustav Freytag und Emile Zola, oder Tolstoi und Eliot, und man wird zu seiner freudigen Ueberraschung finden, daß sie in ihren verschiedenen Idiomen zu dem einen identischen Gott der Humanität beten.

Aber nicht allein bei den großen Fragen der Menschheit, in deren Beantwortung sich die vorgeschrittenen Geister zu allen Zeiten begegneten, zeigt die moderne Epik in ihren sämtlichen Erzeugnissen eine sich immer steigende Konvergenz; auch in dem Kleinkram der Sitten und Gebräuche, über die eine Verständigung noch viel schwieriger ist, gleicht der Weltverkehr die trennenden Unterschiede immer mehr aus. Gehört doch schon ein Kennerauge dazu, auf der Promenade oder an der Table d'hôte eines großen Badeortes die verschiedenen Nationalitäten, auch nur physiognomisch, auseinanderzuhalten, so daß die Zeit nicht mehr unabsehbar, vielmehr bereits gekommen scheint, wo bei den civilisirten Völkern Europas und Amerikas eine family likeness die Regel ist, wie unter den Kindern des braven Mister Primrose. Die obhffseische Kenntniß fremder Länder, Städte und Sitten, die im vorigen Jahrhundert noch als Privileg verhältnißmäßig Weniger, besonders Wohl-situirter war, verschaffen sich heute Tausende und Tausende mit dem Aufwand oft recht bescheidener Mittel; der Handwerker von heute weiß, wenn nicht durch Autopsie, vermittelt durch sozialdemokratische und andere Kongresse, so durch die Lecture der Zeitungen mehr von den ökonomischen und sittlichen Zuständen der anderen Nationen als vormalß so mancher Gelehrte. Kann es uns da Wunder nehmen, wenn der Roman, das Spiegelbild des Lebens, eine internationale Physiognomie gewinnt? Wenn ein Turgenjeff, Russe vom Scheitel bis zur Sohle, wie er war, seine Bücher für mindestens drei Nationen zugleich schrieb? Eine Amerikanerin, wie die geistvolle Julien Gordon, ihre Novellen bald in ihrem heimischen New-York, bald in Paris oder Petersburg spielen läßt? Du Maurier in seiner famosen „Trilby“ uns lockere pariser Künstlerateliers und steifleinene londoner drawingrooms mit den echtesten Vokalfarben ausstatten kann? Eine Ossip Schubin die allerorts- und nirgends-Gesellschaft der europäischen tip-top-Salons, ihre Domäne, überall sucht und findet? Der Franzose Bourget in Rom freilich nicht mehr die Herrin der Welt, aber eine „Kosmopolis“ sieht? Und sein Landsmann Zola uns durch die Straßen, Plätze und Gärten der ewigen Stadt, durch ihre alten und neuen Trümmer, die Audienz Zimmer der Kardinäle, die Vorgemächer des Vatikans bis in die Gegenwart des Heiligen Vaters mit einer Sicherheit und intimen Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse und betreffenden Personen führt, als hätte er nicht drei Wochen, sondern sein Leben lang römische Luft geathmet? Und giebt es einen frappanteren Beweis der unwiderstehlichen Macht des Weltverkehrs auch für die epische Dichtung als Romanbibliotheken wie die von Engelhorn, wo die langen Reihen der roth-

uniformirten Bände sich aus aller Herren Ländern rekrutiren und die einzelnen hier, nachdem die Uebersetzung die linguistischen Unterschiede getilgt hat, cum grano salis alle das Selbe in der selben Sprache zu sagen scheinen?

Damit steht es nun durchaus nicht in Widerspruch, ist vielmehr nur eine andere Folge des modernen Weltverkehrs, wenn es dem einen oder dem anderen Autor, wie dem Junker Karl von Horst, zu eng in seinem Heimathschloß wird und er, sich Ruhe zu reiten, den Pegasus hinaus ins Weite spornt; ein Daudet seinen köstlichen „Tartarin von Tarascon“ nach Algier ziehen läßt oder ihn uns „Sur les Alpes“ schildert; ein Mark Twain seine „Innocents“ auf einen „Trip abroad“ schickt; ein Kipling oder Crawford uns glauben machen möchten, daß an den Ufern des Ganges und am Fuße des Himalaja denn doch noch Dinge geschehen, von denen ein occidentalisches Gehirn nichts träumt; ein Loti uns mit seinem „Frère Yves“ und seinem „Matelot“ über alle Meere schickt; ein Rudolf Lindau, Konrad Tilmann, eine Gabriele Reuter unsere Novellistik mit Motiven aus China und Japan, Sizilien und Korsika, Egypten und Argentinien bereichern.

Und ganz gewiß ist es doch eine unabweisliche Konsequenz des Verkehrs von heute, daß seine Mittel: der Dampf und die Elektrizität, in den Romanen wie Essen und Trinken frei verwandt werden und ihren Verfassern eine Welt früher nicht gekannter Anregungen bieten, Kombinationen ermöglichen. Ich erinnere mich noch heute des gewaltigen Eindruckes, den der Tod des Mister Carter, des Schwesters in „Dombey and Son“, auf mich machte, als er in der Nacht die glühenden Augen der Lokomotive sich näher und näher kommen sieht; wie der Vogel vom Blick der Schlange, so von ihnen gebannt, auf den Schienen stehen bleibt und von der Lokomotive zermalmt wird. Das war, wenn ich nicht irre, am Ende der vierziger Jahre. Und noch heute, wo kein Kind sich mehr vor der Dampfmaschine fürchtet, — wie könnte man sich des Grauens erwehren bei der Schilderung des führerlos in die Nacht hineinrasenden Eisenbahnzuges, die das Finale von Zolas „La Bête Humaine“ bildet? Und welche Fülle von freundlichen und schmerzlichen, ergöglichen und peinlichen Szenen des Wiedersehens, der Trennung, des unverhofften Sichfindens, des Ueberrascht- und Ertapptwerdens machen das Dampfroß, das Dampfschiff, der Telegraph, das Telephon nicht sowohl möglich als — ich möchte sagen — obligatorisch? Hier ins Detail gehen, hieße, Wasser in ein Sieb schöpfen.

Nun sollte man annehmen, auch der ausschweifendsten Phantasie müßte in solcher Verkehrsapparat zu ihren Gebilden genügen. Und doch ist Das in Irrthum; und doch sucht sie, wie in den primitiven Zeiten der Epik, die Erdschranken weiter hinauszuschieben, wiederum durch Wunder, nur daß es nicht mehr Götterwunder, sondern Wunder der Technik sind. Einer Technik,

die Leistungen fertig bringt, deren Vater vorläufig der sehnsuchtvolle Wunsch, deren Mutter die träumende Hoffnung ist. Dergleichen ließt sich ganz er göglich, wenn, wie in Jules Vernes pseudowissenschaftlichen, höchst unterhaltenden Phantastereien, die Schellenklappe des Humors dazu ironisch klingelt, wirkt aber unerfreulich, wenn man mit ernsthaft gemeinten Helden auf lenkbaren Luftschiffen umhersegeln und andere halbsbrecherische Zukunftsküde vorzunehmen gezwungen werden soll, wie in Conrads „In purpurner Finsterniß“ oder des Dänen Otto Moeller „Gold und Ehre“.

Nun ein allerletztes Zeichen des Zeichens des Verkehres, unter dem die epische Dichtung von heute steht. Man fürchte nicht, daß ich jetzt auch noch mit dem Fahrrad kommen werde! Bislang hat es seine epische Rolle nicht angetreten; aber hier haben wir es wohl nur mit einer Frage vermuthlich aller nächster Zeit zu thun. Wenigstens behauptet einer meiner jüngeren Freunde, der ein gewaltiger Radler vor dem Herrn ist: er würde keine Dame heirathen, die dem Radsport nicht eben so enthusiastisch huldigte wie er und ihm eheliktaktlich verspräche, die Hochzeitreise mit ihm auf dem Rade zu machen. Welche Perspektive thut sich da vor uns auf, besonders, wenn wir die erbliche Belastung mit in Rechnung bringen!

Aber ich wollte von etwas Anderem sprechen.

Es ist kein halbes Jahrhundert her, da durfte Karl Gutzkow Romane in neun Bänden schreiben, ohne seine Leser — sie hätten denn zu dem Konventikel der Grenzboten gehört — zur haarsträubenden Verzweiflung zu bringen. Als ich in den sechziger Jahren den gewagten Ausspruch formulirte: gute Romane müßten lang sein, und mit Feuereifer die Theorie praktisch durch vierbändige Romane zu erhärten suchte, nannte mein lieber Berthold Auerbach Das „unbändig“ und meinte, aller guten Dinge seien ihrer drei, weiß er selbst sich mit drei Bänden begnügte. Heute herrscht unumschränkt der Einbänder, den man auf dem Bahnsteig für eine Mark erstehen, bequem in die Tasche stecken und eben so zwischen Anfangs- und Endstation der Fahrt durchblättern kann.

Ob zum Vortheil oder Nachtheil der Erzählungskunst? Ein Anderer mag die Frage entscheiden. Der dann auch, ausgestattet mit größerer Gelehrsamkeit als ich — wozu nebenbei herzlich wenig gehört — die flüchtige Skizze, die ich hier geboten habe, zu einem umfang- und farbenreichen Gemälde ausweiten möge. Mich dünkt, es müßte eine dankbare Aufgabe sein.

Friedrich Spielhagen.



## Interviews und Journalisten.

**I**n der ganzen langen Küste Norwegens war die Heimkehr der Nordpol-Expedition Mansens gefeiert worden. Norwegen hat 70 000 Matrosen auf allen Meeren der Erde. Die Angehörigen dieser Seeleute, die Schützen-, Schneeschuh- und Schlittschuhvereine, die Radfahrer und die Turner sahen in der Expedition den höchsten Triumph des Sportes, während uns Aeltere der Vortheil, den die Expedition Norwegen bringt, und die Ausbeute, die sie der Wissenschaft noch bringen wird, mit Dankbarkeit erfüllen mußte. Nicht ein einziger unliebsamer Zwischenfall störte die Feier; selbst der beklagenswerthe Versuch deutscher Journalisten, den Einen der von ihnen Interviewten gegen den Anderen auszuspielen, um sie dann schließlich Alle zusammen zu prostituiren, blieb ein wirkungsloser Schlag ins Wasser. Er hat nur das Ansehen der deutschen Journalistik geschädigt, die nun im ganzen Norden für schlecht und unanständig gehalten wird. Man übernimmt eine große Verantwortung, wenn man ungeeignete Repräsentanten der Presse aussendet, und ich wünsche, daß man sich mit dem Gefühl dieser Verantwortung erfülle.

Zu einer Berichtigung dieser Interviews\*) wurde zunächst der König, dann Henrik Ibsen und schließlich auch ich genöthigt, nachdem ich, geraume Zeit nach der Veröffentlichung, von den unsinnigen Entstellungen Kenntniß erhalten hatte. Fridtjof Mansen hat öffentlich erklärt, daß die „lügenhaften Berichte“ der Korrespondenten den einzigen Mißklang während der Feste gebildet hätten. Um das Benehmen dieser Herren schildern zu können, muß ich ins Detail gehen und dabei die Erfahrungen zu Grunde legen, die ich selbst gemacht habe. Ich muß vorausschicken, daß ich nicht zur Gesellschaft der in behaglicher Ruhe lebenden Dichter gehöre, sondern mich stets als Mitstreiter an den geistigen, sozialen und politischen Kämpfen in meinem Vaterlande betheiligt habe. Mein Dichten hat sich unmittelbar hieraus entwickelt. Meine Theilnahme bestand lediglich in Reden und journalistischen Arbeiten; ich habe mich niemals zum Abgeordneten wählen lassen, habe niemals ein öffentliches Amt erstrebt.

Eine gesunde Dichtung ist von poetischen Handwerkern kaum zu erwarten; ich glaube auch nicht, daß von einer gesunden Politik die Rede sein könnte, wenn diese ausschließlich von politischen Handwerkern betrieben würde. So groß nach meiner festen Ueberzeugung der Gewinn ist, den meine Entwicklung und meine Dichtung daraus zog, daß ich unverdrossen Schulter an Schulter mit Kameraden und Parteifreunden am Kampfe theilnahm, so sehr ist gerade diese Theilnahme auch wiederum von Allen mißdeutet worden, denen ein solches Verfahren neu und unwillkommen war. Deshalb kann ein fremder Journalist, der mich beschreiben soll, ohne unsere Sprache oder unsere neuere

\*) Es handelt sich um Interviews, die im Berliner Tageblatt erschienen.

Geschichte zu kennen und ohne meine späteren Bücher gelesen zu haben (was hat ein solcher Journalist überhaupt gelesen, außer Dem, was eben gerade Mode ist? Und ich war nie „Mode“), — deshalb kann ein solcher Journalist leicht in die Hände eines Einzelnen oder einer Gruppe fallen, die ihm von vorn herein einen unrichtigen Eindruck von dem ihm Unbekannten geben. Das muß bei mir der Fall gewesen sein; denn das Erste, was meinem Interviewer auffällt, ist, daß meine weiße Weste schmutzig war. Leider trug ich nun keine weiße Weste, sondern eine funkelneue schwarze Seidenweste. Kommt mir ein Fleck auf die Weste, so beeile ich mich, ihn zu entfernen. Ich habe mich nämlich schon von Kindheit auf sehr sauber gehalten. Die Germanen im Allgemeinen und die Norweger im Besonderen thun Das nicht immer. Mein angeborener Sinn für Reinlichkeit hat sich zu dem oppositionellen Vorfaß entwickelt, ein gutes Beispiel zu geben. Denn Reinlichkeit wirkt nach innen, sie bestimmt auch viel in unserem Auftreten. Aber der Interviewer war so voreingenommen, daß er meine neue schwarze Seidenweste für eine weiße, aber bereits schmutzige ansah! Nur so konnte er das „Grobianbild“ zu Stande bringen, mit dem er schon zu mir kommt und das er später weiterfendet. Er trifft meine Frau, — und sofort muß auch sie in die Zeitung! Es ist, als ob der Mann selbst nur aus „Tinte“ bestände; Alles, was er ansagt, wird gefärbt. Meine Frau erzählt ihm, daß es in Bayern „Frauen und Kindern“ verboten sei, an einer politischen Versammlung theilzunehmen. Das wird in seiner Tinte zu der Behauptung, daß meine Frau wegen Theilnahme an einer solchen Versammlung bestraft worden sei! Ich erzähle ihm, mein Drama „Der König“ werde nun endlich in deutscher Sprache erscheinen, denn nun hätte ich einen deutschen Verleger, der mein Schwiegersohn ist, — gleich wird daraus die Behauptung, daß ich nun einen Schwiegersohn habe, der deutsch schreibe (in Paranthese setzt er den Namen Dr. Sigurd Ibsen\*!) Auf sein Ersuchen skizzire ich ihm die Handlung des Dramas „Der König“ mit ein paar Worten, — er giebt diese Skizze in einer Art wieder, als ob Einer erzählen wollte, daß Tasso im Drama gleichen Namens ein Dichter gewesen sei, der eine Prinzessin verführt und nachher Gift genommen habe. Also: ganz abgesehen davon, daß er nichts von uns weiß, ist er auch zum Interviewer ganz ungeeignet; er kann keine objektiven Eindrücke aufnehmen und wiedergeben. Was soll man von der Gewissenhaftigkeit der Redaktion denken, die einen solchen Mann aussendet?

Hier kommt noch etwas viel Schlimmeres hinzu. Er giebt sich bei mir für einen warmen Freund Norwegens aus und sagt, er folge mit Theilnahme dem Kampf unseres Landes um seine Selbständigkeit. Ich richte darauf

\*) Björnsons Schwiegersohn ist der Verlagsbuchhändler Albert Langen.

ein paar Worte an ihn, um ihn zu veranlassen, in seiner Eigenschaft als politischer Redakteur — als solchen hatte er sich mir vorgestellt — seiner freundlichen Gesinnung Ausdruck zu geben. Diese Bitte, die ich an ihn richtete, veröffentlicht er in der Zeitung! Er bezeichnet sich mir gegenüber auch als Republikaner; und da bitte ich ihn, als Glaubensgenossen, sich des Dramas „Der König“ anzunehmen, das nun bald in deutscher Sprache erscheinen und voraussichtlich verfolgt werden würde. Auch Das veröffentlicht er in der Zeitung! Das Schlimmste aber in meinen Augen ist: daß er sich bei mir gar nicht als Interviewer gemeldet hatte. Hätte er Das gethan, so würde ich ihn gebeten haben, seiner Wege zu gehen. Er fragte mich auch später gar nicht, ob er von Dem, was ich gesagt hatte, Etwas veröffentlichen dürfe. Er kam zu mir, „um sich über norwegische Politik zu orientiren; er sei politischer Schriftsteller und deshalb höchst interessiert, die Ansichten der verschiedenen Parteien kennen zu lernen.“ Diesem Wunsch glaubte ich mich nicht entziehen zu können; hier mußte ich wohl oder übel zu Diensten stehen. Ich hatte also keine Ahnung davon, daß ich „interviewt“ wurde, daß ich einem Manne gegenüber saß, dem verdammt wenig daran lag, über unsere Zustände unterrichtet zu werden, verdammt wenig am ganzen Lande, — wenn er nur Stoff zu einem sensationellen Artikel über mich bekommen konnte.

In der selben Lage muß auch König Oskar gewesen sein; auch er hatte keine Ahnung davon, daß Alles, was er sagte, in die Zeitung kommen würde, — und obendrein noch Manches, was er nicht sagte. Auch er hatte geglaubt, der politische Mitarbeiter eines großen Blattes wolle sich für seine demnächst erscheinende Darstellung des schwedisch-norwegischen Streites hier gründlich unterrichten. Dieser Irrthum ist um so erklärlicher, als es bei uns außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, daß ein Mann der Presse eine Unterredung veröffentlicht, ohne die Erlaubniß hierzu vorher nachgesucht zu haben. Das Aergste bleibt aber, daß sich der Korrespondent mir gegenüber als Freund Norwegens, der für unseren Kampf um die Selbständigkeit lebhaftes Interesse habe, und als Republikaner aufspielte; man braucht nicht Psychologe zu sein, um zu verstehen (nämlich aus den Gesprächsgegenständen, die er den König berühren läßt), daß der selbe Herr dem König Oskar auf die eine oder die andere Weise den Glauben erweckt hat, das gerade Gegentheil eines Republikaners und Norwegerfreundes zu sein. Wahrscheinlich halten viele Korrespondenten das für ein erlaubtes Verfahren; denn so bringt man das Gespräch am besten in Fluß und lockt den Ueberfallenen aufs Glatteis, wie es in der anstössprache heißt. Aber jeder anständige Mensch wird mit mir darin übereinstimmen, daß dieses Verfahren, wenn es unter modernen Journalisten rauch geworden sein sollte, ein unanständiger Brauch ist, „wovon der rauch mehr ehrt als die Befolgung“; es schickt sich nicht, unter falscher Flagge

sich Vortheile anzueignen. Ein solcher Brauch muß schleunigst beseitigt werden. Wir müssen von der Presse verlangen, daß kein Interview gedruckt werden darf, bevor es der Interviewte gesehen und gebilligt hat, so weit es sich um seine eigenen Äußerungen handelt. Aber wir müssen noch mehr verlangen. Wir müssen verlangen, daß die Sorte von Journalisten, zu denen der Herr gehört, der sich selbst so schön gezeichnet hat, möglichst schnell aus der Presse verschwinde. Es ist ein charakteristischer Beitrag zu diesem Selbstportrait, daß er unmittelbar nach seiner Ankunft in Lübeck einen Vortrag über Norwegen hielt, — über ein Land also, das er so gut wie gar nicht kennt. Meine „schmutzige weiße Weste“ mußte auch da noch einmal herhalten.

Ein Journalist muß ein gewissenhafter, unterrichteter Vermittler sein, der zur Beleuchtung des öffentlichen und zum Schutze des privaten Lebens glaubwürdige Beiträge liefert. Wie weit der hier erwähnte Journalist von diesem Ziel entfernt ist, brauche ich wohl nicht erst nachzuweisen. Ich möchte nur daran zu erinnern, daß ein talentvoller Journalist hohen Zwecken dienen und das Streben seines Volkes unterstützen kann; und ich darf dankbar bekennen, daß auch die Presse ihren Abel hat. Aber selbst diese Elite arbeitet unter schwierigen Verhältnissen, so lange der weitaus größere Theil aller Redakteure in der Wahl seiner Mitarbeiter so leichtfertig ist, weil die von diesen Herrn geleitete Presse allzu häufig nur auf Sensation ausgeht.

Wir verlangen Reformen auf so vielen Gebieten; könnte nicht auch Etwas für eine Reform der Presse geschehen? Wir selbst, das Publikum, müssen die Sache in die Hand nehmen; und der Weg zu einer solchen Reform ist, wie mir zweifellos scheint, der, den ich hier eingeschlagen habe. Wir müssen Beschwerde führen! Die Hunderte von Mißhandelten müssen Beschwerde führen, Einer nach dem Anderen, bis endlich ein Schutzwall gegen das Unwesen geschaffen wird. Vor etwa vier Jahren versuchte ein Korrespondent des selben Blattes, dessen Angriffen ich nun ausgesetzt war, mich gleichfalls über norwegische Politik zu interviewen. Aber da er ehrlich genug war, mir zu sagen, was er wollte, sagte ich Nein. Hierüber wurde der hohe Herr so wüthend, daß er zu einem Redakteur, dessen Namen ich anzugeben vermag, äußerte, sein Blatt würde sich rächen. Und es rächte sich in der That! Es rächte sich, wahrscheinlich durch die Feder des Abgewiesenen, durch die Kolportage eines Gerüchtes, das mir schaden sollte. Als ich hierauf antwortete, strich der Redakteur Verschiedenes in meiner Erwiderung. Auch diesmal hat er meine Antwort verkürzt, sie durch Hervorhebungen verunziert und mit redaktionellen Einschaltungen unterbrochen. Sie sind unsere Herren und wir sind in ihrer Macht . . . und sie sind unfeine und unredliche Herren.

Aulestad.

Björnsterne Björnson.



## Selbstanzeigen.

**Werden und Wandern unserer Wörter.** Etymologische Plaudereien.

Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. Berlin, R. Gaertners Verlag.

Das vorliegende Buch, dessen erste Auflage 1883 erschien, entstand in einem Kreise guter Freunde verschiedenen Berufes, bei denen öfter das Gespräch auf die Herleitung unserer Wörter kam. Wir Philologen erschienen natürlich besonders berufen, auf solche Fragen zu antworten, merkten aber bald, daß man sich dazu eingehender mit dem Wortschatze unserer Muttersprache und anderer Sprachen beschäftigen müsse, als wir es bis dahin gethan hatten. So begannen wir denn, unter steter Benützung der besten Hilfsmittel, die deutschen Wörter systematisch zu untersuchen und, was uns dabei besonders auffallend erschien, den Freunden mitzutheilen. Wir sahen mit Erstaunen, wie viele Wörter des alltäglichen Lebens, die urdeutsch erschienen, fremden Ursprunges, also Lehnwörter sind (z. B. Tisch griechisch, Tasse arabisch) und wie andererseits scheinbar sichere Fremdwörter sich als ursprünglich deutschen Stammes herausstellten (z. B. Balkon, Robe, Garderobe); wir fanden ferner in scheinbar einfachen Wörtern bedeutsame Zusammensetzungen (z. B. Adler, Kiefer, Messer) und konnten endlich bei gewissen — jetzt ganz gebräuchlichen — Wörtern einen bestimmten Urheber feststellen, der sie willkürlich bildete (z. B. Million, Gas). Dabei ergab sich noch eine Reihe kulturgeschichtlich auffallender und interessanter Thatfachen über das Aufkommen und die Verwendung zahlreicher Begriffe. Es war, wie noch einmal hervorgehoben sei, nicht unsere Aufgabe oder Absicht, wissenschaftlich Neues zu finden, sondern nur, aus der Fülle des Stoffes, den die großen, grundlegenden Werke boten, auffallende sprachliche Thatfachen zu sammeln und sie in angemessener Form einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Die Anordnung des Stoffes nach sachlichen Gesichtspunkten (z. B. Nahrungsmittel, Kleidung, Haus und Hausgeräth, Stadt u. s. w.) erschien als die zweckmäßigste, da sie eine zusammenhängende Lecture ermöglicht, während ein alphabetisches Wörterverzeichnis das Buch zugleich auch als ein Nachschlagewerk erscheinen läßt. Das so entstandene Büchlein fand bei seinem ersten Erscheinen eine überaus freundliche Aufnahme und so lag es denn nahe, ihm endlich einmal die neueren Ergebnisse der inzwischen mächtig fortgeschrittenen Sprachwissenschaft zu Gute kommen zu lassen, wobei sich nicht nur viele Verbesserungen, sondern auch zahlreiche Zusätze ergaben. Hoffentlich trägt das Werk auch in dieser neuen Gestalt dazu bei, in weiteren Kreisen das Verständniß für sprachliche Erscheinungen zu fördern.

Professor Dr. Franz Harder.



**Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen.** Berlin, Hannemanns Buchhandlung.

Nachdem die Ergebnisse der spekulativen Philosophie in Bezug auf die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung des Lebens und dem Zusammenhang zwischen Denken und Sein den Glauben an die Möglichkeit einer ausreichenden Antwort mehr und mehr erschüttert hatten, war es die Physiologie, die in die Arena trat,



um diese Fragen ihrer Entscheidung näher zu bringen. Zuerst versuchte die auf Darwins Lehre sich stützende Entwicklungstheorie, die Entstehung des organischen Lebens auf die Urzelle zurückzuführen, aus der sich die Thier- und Menschenwelt im Laufe von Millionen von Jahren allmählich entwickelt habe. In verhältnißmäßig kurzer Zeit entwickelte sich aber die Erkenntniß einzelner Entwicklungstheoretiker dahin, daß in der Urzelle zwar eine der einfachsten Lebensformen, aber nicht die Erklärung des Lebens selbst und seiner Entstehung zu finden ist. Man ging nun von der Urzelle zu dem Protoplasma über, das an sich lebend sei. Das Leben des Protoplasmas beruht aber auf einer Selbsttäuschung einzelner Physiologen. Jedenfalls kann von einem organischen Leben des Protoplasmas oder des in den Tiefen des Meeres befindlichen Urschleimes keine Rede sein. Die Physiologie ist mit ihren Untersuchungen bis jetzt eben zu keinem bestimmteren Resultate gekommen als die spekulative Philosophie. Unter diesen Umständen dürfte die neue Theorie über die Entstehung der Organismen, die ich in meiner Schrift aufstelle, vielleicht die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erwecken. In dieser Schrift wird gezeigt, wie aus dem absolut freien, neutralen Stoff (= Aether = Geist) der relativ freie organisch abgeschlossene Stoff (= Aether = Geist) sich bei den jeweiligen Weltenbildungen entwickelt. Besonders zeige ich, daß die Erst-Entstehung der Organismen innerhalb eines Sonnensystemes je mit dem rapiden Durchbruchsaft des Innen-Abschlusses eines Sonnensystemes bezw. Sonnenorganismus zusammenfällt. Die Entstehung des Lebens ist danach nicht, wie die Physiologen bisher annahmen, ein Produkt allmählicher Entwicklung, sondern ein blitzschlagartiger Durchbruchsaft.

Dr. Eduard Boewenthal.



### ⚡ Schillers Frauengestalten. Stuttgart 1897, Karl Krabbe.

Während die Frauen aus dem Leben und den Dichtungen Goethes schon mehrfach eine Darstellung gefunden haben, sind die Frauencharaktere Schillers bisher noch nie zum Gegenstande eingehender und zusammenhängender Behandlung gemacht worden. Und doch gehören viele von ihnen zu den Lieblingen des deutschen Volkes, die auf der Bühne in ewiger Jugend immer wieder die Herzen erheben; und unter den Frauen, denen der Dichter nahestand, zeichnen sich einzelne durch das psychologische Interesse aus, das sie erregen, andere durch die Großartigkeit und Schönheit ihres Wesens. Ich habe versucht, diese Gestalten, im Ganzen mehr als sechzig, so, wie sie mir während langjähriger Schillerstudien entgegentraten, dem Leser vorzuführen. Ist es einer der Zwecke des Buches, der Literaturforschung zu dienen durch den Nachweis, wie bedeutend das weibliche Element auf den so männlich stark empfindenden Dichter eingewirkt hat, so will es doch vor Allem der gebildeten Familie und in dieser in erster Linie den Frauen und Töchtern Einblicke geben in jene Welt hoher Gedanken und reiner, veredelnder Empfindung, in der Schiller lebte und die sich ganz besonders in seinen Frauengestalten und in seinem Verhältniß zu den Frauen offenbarte.

Bremen.

Julius Burggraf.



## Unser Handel mit Südamerika.

**N**oher mochte wohl die überraschende Timesmeldung neulich stammen, Brasilien beabsichtige, ein Moratorium zu erlassen? Eben hatte die Reichsbank ihren Diskonto erhöht; und die Handelskreise, die mit Südamerika arbeiten, wurden nun in ihrem längst leise sich regenden Mißtrauen gegen Brasilien noch bestärkt. Natürlich war dann die allgemeine Entrüstung groß, da die Meldung sich als falsch erwies; sie sollte wohl mehr politischen als geschäftlichen Interessen dienen. Ob dabei die fünfprozentigen Brasilianer in ihrem Kurs von nur etwa 80 gelitten haben, bleibt ziemlich gleichgiltig. Diese Fonds zehren überhaupt von der Einbildung des englischen Publikums, daß Rothschild als Hauptemittent schon für Alles sorgen werde; eben so hatte man einst ja gehofft, die Rothschilds würden Etwas für Lombarden thun. Aber in erster Reihe handelt es sich hier doch mehr um kaufmännische als um Börseninteressen; deshalb wirkte auch das einigermaßen ungeschickte Dementi der Brasilianischen Bank für Deutschland (Sitz in Hamburg, mit Filialen in Rio, Sao Paulo und Santos) nicht gleich beruhigend. Da wurde nämlich erklärt, es handle sich nur um ein allerdings ziemlich bedeutendes Falsiffement in Rio. Natürlich kamen dadurch allerlei Firmen ins Gerede, weil Niemand erkennen konnte, welches Haus gemeint sei. Hätte die Bank den Namen sofort mitgetheilt, so wäre die deutsche Kaufmannschaft vielleicht schon früher wieder beruhigt gewesen. Wie man mir aus Hamburg schreibt, soll die Nennung des Namens unterblieben sein, um ein anderes Haus mit gleichlautender Firma nicht ins Gerede zu bringen.

Das Unbehagen ist nun einmal da und londoner Bankbriefe bringen von den brasilianischen Zuständen recht unerfreuliche Schilderungen; so ist es wohl an der Zeit, diese Dinge etwas zu beleuchten. Wer beobachtet hat, wie dort drüben der Milreis schon eine Weile zwischen  $8\frac{1}{2}$  und  $8\frac{3}{4}$  Pence notirt, während die Parität 28 Pence ist, Dem wird bei diesem Ugio von nicht weniger als 350 Prozent das Vertrauen nicht erst jetzt erschüttert worden sein. Die Notenpresse hat dort so wundervoll gearbeitet, daß die Regierung ihre innere Schuld — zu der doch das Papiergeld notwendig gehört — gar nicht mehr übersehen kann. Das Beamtenthum der jungen Republik ist nämlich von fast noch zweifelhafterer Art als das einst unter Dom Pedro wirtschaftende und mit der Verwaltung steht und fällt doch schließlich die Solidität jedes Landes. Bezeichnend ist z. B. die Thatsache, daß die Sao Paulo-Bahn vierzehn Prozent giebt und auch die Minas- und Rio-Bahn recht gut gedeiht. Weshalb? Sie stehen unter englischer Verwaltung. Dagegen stehen die fünfprozentigen Leopoldo-Bonds, einst 105, heute nur noch 29, trotzdem die Bahn durch ein vorzügliches Revier fährt; aber die Verwaltung ist eben brasilianisch und es ist nicht einmal ein Arrangement möglich, weil sogar noch falsche Bonds im Umlauf sind. Das ist eine Warnung für die Oesterreichische Minas-Bahn, bei der die Diskontogesellschaft wohl Einfluß hat, aber die Verwaltung leider eine inländische, also lächerlich ist. In Brasilien geht es mit den Unternehmungen genau so wie mit den Miningesellschaften im Transvaal. Wenn diese ihren Sitz und also auch ihre Generalversammlung in London haben, geht

Alles gut, denn die Aktionäre machen in Nothfällen Värm und sorgen für Kontrolle. Wenn dagegen die meetings in Johannesburg stattfinden, pflegen einzelne Engländer Ueberrumpelungen vorzunehmen, die sie in ihrer eigenen Heimath — oder zweiten Heimath — wohlweislich unterlassen würden.

Unser Handelsverkehr mit Brasilien ist so groß, daß die darauf bezüglichen Ein- und Ausfuhrziffern für das deutsche Zollgebiet nur lückenhafte Einsichten gewähren. Es kommt noch das Freihafengebiet Hamburgs hinzu, von wo aus die zu Schiff angekommenen Waaren unter Plombe zu Wasser oder zu Lande weiter gehen. Die hamburger Statistik erklärt ausdrücklich, daß der Umfang der Gesamteinfuhr nicht mehr ermittelt werden kann und sich die Darstellungen aus Mangel an Material auf die Seeinfuhr, die in Hamburg mündenden Bahnen und die Oberelbe beschränken müssen, daß also die Durchfuhr ganz fehle. Dabei ist auch zu bedenken, daß Süddeutschland und der Rhein ihre Waaren via Antwerpen verschiffen und daß, wie ich höre, für deutsche Rechnung sehr bedeutende Waarensendungen von England und auch Frankreich aus nach den verschiedenen brasilianischen Häfen gehen. Der unvergleichlich wichtigste Ausfuhrartikel bleibt Kaffee, mit dem bei der guten Brasilernernte diesmal Deutschland geradezu überschwemmt wird. Dann folgen unbearbeitete Rauchtobake, Häute und Felle u. s. w. Natürlich ist unser Export nach drüben bei Weitem mannichfaltiger, während einzelne sehr große Posten wiederum fortfallen. Kriegsgewehre, Baumwollenwaaren, Wolle, dicke Gewebe, Latschen Eisen und Eisenwaaren (16 $\frac{1}{2}$  Millionen mit circa fünfzig Gattungen): Das sind die wichtigsten Artikel. Nebenbei finde ich noch Gold- und Silberpapier, Hopfen, für zwei Millionen Bier in Flaschen und für zwanzigtausend Mark Insektenpulver. Beachtenswerth ist, daß Brasilien, um die heimische Schlachtindustrie zu schützen, den Zoll für argentinisches Fleisch erhöht hat. Der letzte Handelskammerbericht Hamburgs giebt im Hinblick auf die besseren Bahnverbindungen im Inneren des Landes und auf die direkten Dampferlinien nach europäischen Häfen dem dortigen Handel sehr guten Aussichten, erinnert aber doch daran, wie trotz den reichen Ernten die Baluta noch immer nicht gesunden könne. Dabei giebt es in dieser Baluta durchaus nicht solche Spekulationen wie etwa in der chilenischen. Uebrigens dürfte sich Brasilien aus seiner schlechten Wirthschaft nach und nach wieder herausarbeiten, denn es hat einen Riesenartikel, den die Welt von ihm beziehen muß: Kaffee.

Anders steht es mit Argentinien. Seine wichtigsten Exportartikel, Weizen und Mais, braucht man in großen Posten nur, wenn es, wie jetzt, in Europa Missernten giebt. Mit der Verwaltung aber sieht es noch immer nicht schön aus und die seltsame Absicht des Intendanten von Buenos-Ayres, den Coupondienst einer Anleihe zu durchbrechen (sie ist allerdings in Deutschland nicht notirt), ist ein deutliches Symptom für die dortige Gedankenrichtung. Nur mit einem Schein von Recht sagt man in Argentinien, daß der Erlös all der großen Anleihen meist an einzelnen Händen kleben geblieben sei, man also Geld verzinsen solle, das niemals in die Kassen des Landes geflossen sei. Wäre Das wahr, so trügen doch die Steuerzahler selbst daran die Schuld: warum haben sie damals nicht früher aufgepaßt? Der Finanzminister Romero, der die neue Unregelmäßigkeit nicht will, hätte vielleicht Mittel, sie zu verhindern; denn so groß auch die Einnahmen in Buenos-Ayres sind: ohne Regierungszuschuß wäre der Coupondienst doch nicht völlig innezuhalten. Auch

Portugal hat sich bekanntlich für die Schulden seiner Hauptstadt interessirt und die Zinsen verbürgt. Hier wie dort trieb aber nicht ein Gefühl besonderer Anständigkeit zu diesem Schritt, sondern nur die Hoffnung, damit den Staatskredit wieder zu heben. Das ist auch der Grund, weshalb Herr Romero das Vorhaben des Intendanten sehr ungern sieht; freilich wird ihm jetzt sein Jorn wenig nützen, denn erstens ist die bloße Absicht der Repudirung bereits mit einer Mißstimmung unserer Kapitalisten aufgenommen worden, die gewiß noch lange anhalten wird, und zweitens würde Argentinien auch sonst jetzt kein Geld in England oder Deutschland bekommen können. Es braucht auch gar keins und jeder Emmissionkredit brächte heute dem Lande nur Schaden. Dabei sind, was wenig bekannt zu sein scheint, noch viele Bonds nothleidend geblieben, trotzdem die Bahnen gute Einnahmen haben und europäische Kapitalien, die sich drüben an Feldbau und Viehzucht theiligen, eine stattliche Rente bringen. Ist doch das Agio bereits auf 182 gesunken; Das wäre ohne die gewaltigen Getreideausfuhren wohl unmöglich gewesen. Zu den Mißernten in unserem Erdtheil kommt nun noch die Hungersnoth in Indien, wo Argentinien künftig vielleicht ein neues Abfahgebiet finden kann. Oregon z. B. hat diesen Umschwung jetzt durchzumachen, da es mehr nach China und Japan als zu uns versendet. Die Argentinier müssen zwar heute noch den weiten Umweg durch die Magelhaensstraße machen; wenn aber die Andenbahn gebaut ist, würden die Versendungen via Chile gehen und ab Valparaiso verschifft werden.

Unser Handel mit Argentinien ist, wie der mit Brasilien, sehr stark, und was vorhin von der Rolle Antwerpens, dem Freihafengebiet Hamburgs und der Sendungen über England und Frankreich gesagt wurde, trifft auch für den Verkehr mit der La Plata-Republik zu. Allein das deutsche Zollgebiet hat im vorigen Jahre für 27½ Millionen argentiniſchen Weizen erhalten, für 25½ Millionen Häute und Felle, für 46¼ Millionen Schafwolle, für nur 4½ Millionen Quebrachoholz. Unsere Waarenausfuhr dorthin umfaßte an Eisenwaaren 11½ Millionen, Kupferwaaren über 2 Millionen, eben so Pelzwerk und Wollenwaaren. Wir senden sehr viele Gebrauchsartikel hinüber: Mineralwasser (für 1¼ Million), gemünztes Gold (für 1½ Million), Gewehre, Instrumente n. s. w. Der letzte Bericht der hamburger Handelskammer sagt, daß alle Verhältnisse in Argentinien „sich größerer Stetigkeit erfreuten“ und daß drüben „viel ungesund kaufmännisches Element“ aus dem Lande verschwunden sei. Verbrauchsartikel werden von uns bei Weitem mehr versandt als feinere und Luxusartikel. Auch in Bremen scheint man für den Export nach Argentinien „die besten Aussichten“ anzunehmen. Im Vorjahre erhielt Bremen von dort für 43½ Millionen Waare und verschifft dorthin für 11¼ Millionen.

Den ganzen ungeheueren Aufschwung unseres südamerikanischen Handels zeigen einige Vergleiche. Hamburg erhielt im Jahre 1851 von der Ostküste Südamerikas für 27½ Millionen und im Jahre 1895 für 251 Millionen Waaren. Von der Westküste Südamerikas 1851 für 4½ Millionen, 1895 für 90 Millionen. Von beiden Gebieten aus scheint mit dem Jahre 1886 eine neue Ära begonnen zu haben. Und unsere Ausfuhr ist in ähnlichem Umfange gestiegen.

Pluto.



## Notizbuch.

Die Berliner Gewerbeausstellung ist geschlossen worden. Am letzten Tage, der den Bewunderern der großen Prokopopolis an der Spree tröstlich dämmerte, wurden ein paar Orden vertheilt und angenommen — ganz ernsthaft: noch immer werden bei uns Orden vertheilt und sogar angenommen — und ein paar Reden gehalten, die, wenn man von den sachlicheren Aeußerungen der Herren von Berlepsch und Goldberger absieht, zwischen erhabener Trivialität und beinahe schon bössartigem Byzantinismus in bejammernswerth schlechtem Deutsch einhertaumelten. Das ist des Landes so der Brauch und konnte keinen Kenner der Landesitte irgendwie überraschen. Noch weniger wunderbar war, daß an dem selben festlichen Tage in der berliner Presse, dem traurigsten Meinungsramischbazar, den man in der Hauptstadt eines großen Reiches erdenken kann, Abschiedsartikel erschienen, die das nun beendete Werk als ein nationales Ereigniß von bleibender Bedeutung verherrlichten. Auch Das entsprach ja nur eingewurzelter Lügnergewohnheit; in manchen dieser Artikel entpuppte sich aber eine so ungewöhnliche Schamlosigkeit, daß sie nicht ohne Widerspruch ins Land hinausflattern dürfen. Die Berliner Gewerbeausstellung hatte einzelne hübsche Seiten — die hübscheste war das auf weltstädtischer Höhe gut geleitete Hauptrestaurant —, aber sie war als Ganzes fast völlig verfehlt und man sollte sich sorgfältig hüten, uns das Lieb von ihrer nationalen und volkswirtschaftlichen Bedeutung in die Ohren zu plärren. Rocheforts Witzwort: Dans les expositions industrielles la seule chose qui nous laisse froids, c'est l'industrie hatte bei den Veranstaltern offenbar Gehör und ernstes Verständniß gefunden. Die Industrie war hier nur noch das — leider — nothwendige Uebel, den Vordergrund füllten Schaustellungen, die an Jahrmärkte und Vogelwiesen erinnern mußten, und eine barbarisch bunte Kneipenstadt, die, wie es schien, die höchste gewerbliche Leistung Berlins darstellen sollte. Dieser Kram war nicht überall so häßlich und abgeschmackt wie in dem widrigen Alt-Berlin, aber er ließ doch an keinem Punkt eine ungetrübte Freude aufkommen. Schlimmer noch als das alte machte das neue Berlin sich bemerkbar, die undeutsche, proßige Parvenustadt, in der Geschmack und feine Kunst verwehmte Fremdlinge sind. Als Lothar Bucher vor vierzig Jahren seine Berichte über die pariser Ausstellung schrieb, suchte er eine klare Definition des Begriffes Stil und meinte: „Der Stammbaum des Wortes, ein guter Führer, wenn er in Zeiten hinaufreicht, in denen die Worte noch wuchsen, nicht geschnitten noch geleimt wurden — wie heute — führt darauf, daß das Wesen des Stils mit dem Werkzeug zusammenhängen muß; Stilus ist der Stift, der Griffel. Die Wahl des Werkzeuges ist bedingt durch den Stoff und in seiner Handhabung prägt sich die Eigenthümlichkeit des Künstlers aus.“ Und später, als er von den galvanoplastischen Arbeiten sprach, tabelte er die technisch von Volla gold sehr sauber hergestellte Motivtafel der Stadt Berlin, weil sie „Personen der Gegenwart im römischen Kostüm zeigt“. Was hätte der kluge Kritiker erst gesagt, wenn er in Treptow den gräßlich vergoldeten Stuck erblickt und die chemische Industrie in eine Basilika einquartirt gesehen hätte? Berlin ist noch immer die stilllose, individualitätslose Stadt, als die Frau von Staël sie vor sechsundachtzig Jahren erkannte; es hat schöne, glänzende Theile, aber ihm fehlt die innere Einheit, die dem Sammelplatz einer Millionenmenge erst ein Gesicht und eine Wesenheit giebt. Die Ein-

tagswunder, die aus Gips und Pappe hinter dem köpenicker Viertel geschaffen waren, boten ein anschauliches Bild dieser berlinischen Entwicklung; neben netten Einzelheiten ragende Gipfel der Geschmacklosigkeit, plumpe, unorganische Gebäude, bunt zusammengewürfelte Zimmereinrichtungen, erbärmliche Bronzen, bric-à-brac, das den schauernden Betrachter an Wertheimisches mahnte, und eine Ausstellung historischer Trachten, von der man nur zweifeln konnte, ob die rohe Holzhackerarbeit der Wachsfiguren oder der an ihnen schlotternde Theaterplunder das schlimmere Uebel war. Und die ganze Herrlichkeit, die kein durch Sehen und Vergleichen gebildeter Beschauer ohne lautes oder stilles Staunen durchwandern konnte, wurde als eine ungeheure und unerhörte Leistung dem Erbkreise angepriesen. Warum? Weil der Dreibund der bourgeoisen Großmächte alarmirt worden war, weil Kapital, Presse und Heuchelei ihr Weihefest feiern wollten. Unter vier Augen giebt Jeder zu, daß die Sache eine Enttäuschung — oder, wie der Ganzberliner gern ulkend sagt, ein Meisfall — war; öffentlich aber muß man unentwegt von einem Riesenerfolg des hauptstädtischen Gewerbesteuers schwagen. Daß Zeitungsschreiber so handeln, kann man begreifen: es ist nun einmal ihr Geschäft, sie sind gemiethet, um auf den Wink der an allerlei kapitalistischen Unternehmungen theilhaftigen Plantagenbesitzer anzubeten oder zu steinigen, und Mancher von ihnen, der eifrig im Klammendienst der treptower Messe stand, konnte die Veranstaltung, der er ein Jahr lang und länger kleine Profiten zu danken hatte, nicht kritisch zergliedern. Andere Leute aber, die nicht dem Preßauschuß angehörten, sollten so unnützliche Beschönigungsveruche nicht mitmachen, sondern rückhaltlos einräumen, daß der Plan, bei buntem Licht und unter Orchesterbegleitung Industrie mit Damenbedienung auszubieten, diesmal nicht gelungen und daß sogar die Fremdenindustrie kaum auf ihre Kosten gekommen ist. Es war noch ein Glück, daß der traurige Sommer Schwärme harmloser Provinzialen in das berlinische Gelände trieb, dem die ersehnten feinen Fremden vorsichtig fern blieben, sonst würden die Aussteller, die Kneipenpächter und Garantiefondszeichner wohl noch viel unzufriedenere Mienen zeigen. Daß der Groß sich nun gegen das Triumvirat kehrt, dem die Oberleitung des Unternehmens überwiesen war, ist sicher nicht gerecht; die drei Männer mußten auf einem in der schlechtesten Gegend liegenden Sumpfterrain und mit einem Amtsvorsteher wirthschaften, der als eine prachtvoll die Niederungen der preussischen Bureaukratie symbolisirende Gestalt im dankbaren Gedächtniß fortleben wird, sie haben fleißig gearbeitet, haben in manchen Punkten mit kongenialem Verständniß den berlinischen Geschmack getroffen und man sollte ihnen, da ein anderer Trost ihnen doch nicht beschieden ist, mittheilbar wenigstens die bescheidene Freude gönnen, das Knosploch des schlichten Bürgerrodes jetzt mit einer Krone oder einem rothen Vogel zieren zu dürfen.

\* \* \*

Björnsterne Björnson beklagt sich in diesem Heft über allerlei Ungebühr, die ein Vertreter der berliner Presse ihm angethan hat. Der starke Dichter kennt die Sitten des Gesindes noch nicht, das mit Spreewasser öffentliche Meinungen zusammenquirlt, und empört sich in schönem Zorn deshalb noch vor Erscheinungen, die uns schon lange nicht mehr überraschen. Was ihm gescheh, ist, so unangenehm es jeden sauberen Menschen mit reiner Weste berühren muß, doch nur eine unschätzbare Kleinigkeit, wenn man es dem viel Schlimmeren vergleicht, das wir täglich

erleben müssen. Ein allerliebste Beispiel vollendeter Fälscherkunst haben die letzten Tage uns wieder beschert. Seit das große Caprivivort, uns könne nichts Unheilvolleres passieren, als wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte, gelassen ausgesprochen ward, ist das Wehegeschrei über angeblich von deutschen Kolonialbeamten begangene Gräueltaten im Lande nicht mehr verstummt und man hat sich biebermännisch bemüht, die deutsche Kolonialpolitik vor der wonnig laufenden Welt lächerlich und verächtlich zu machen. Der Regierung kam offenbar der Gedanke nicht, politische Rücksichten könnten eine Nachahmung des englischen Beispiels empfehlen, das doch deutlich lehrt, wie man im Interesse des Ganzen die Verfehlungen eines Einzelnen der Öffentlichkeit verbirgt und sich damit begnügt, den Schulbigen still unschädlich zu machen. Bei uns wurden die verschiedenen „Fälle“ ins grellste Licht gerückt und die Regierung bewies ihren ernstesten Wunsch, die Achtung vor den Gerichten zu mehren, dadurch, daß sie einem Beamten, den zwei hohe Gerichtshöfe für würdig befunden hatten, auch künftig in den deutschen Kolonien zu dienen, die weitere Thätigkeit im Kolonialdienst versagte. Nun hätte ein Unbefangener glauben müssen, die Angriffe würden sich gegen den Herrn richten, der an der Spitze der Kolonialabtheilung steht und die Kolonialforderungen im Reichstag vertritt; er ist verantwortlich, wenn ungeeignete oder unerfahrene Beamte hinausgeschickt werden, und an ihn hat man sich zu halten, wenn Vergehen oder Verbrechen vorkommen; so war in allen konstitutionellen Staaten bisher der Brauch. Aber der Verantwortliche ist Herr Paul Kayser, den Bismarck als ein wandelndes Rechtskompendium geschätzt und in Nothfällen nachgeschlagen hatte und der jetzt nun bis zum Posten des Kolonialdirektors aufgerückt war. Dieser geschmeidige Herr unterhält namentlich zu der voll und ganz liberalen Presse der Reichshauptstadt zarte Beziehungen, von denen im Prozeß Soben leider nicht genug gesprochen wurde, er mußte unter allen Umständen geschont werden, — und so sahen wir das liebliche Schauspiel, daß zwar über die Kolonialverwaltung ohne Ermattten gezeckert, der Kolonialdirektor aber in Dithyramben verherrlicht wurde. Jetzt ist Herr Kayser unhaltbar geworden; er hätte in der konservativen Partei für Kolonialvorlagen keine Stimme mehr gefunden, also auch nichts mehr durchgesetzt und mußte gehen, weil er nicht bleiben durfte. Und jetzt erzählen uns feste Kulis, Alldeutschland müsse jammern, weil der unermessliche Paul Kayser ihm entrisen sei. Da der geehrte Herr scheidet, kann man sich die unerfreuliche Pflicht, sich noch ferner mit ihm zu beschäftigen, sparen; nur darauf wird man dringen müssen, daß über jeden Zweifel hinaus festgestellt wird, ob Herr Kayser wirklich schon auf seiner Operettenreise nach Ostafrika von den Schandthaten des Friedrich Schroeder gehört und das Gehörte in des Busens Tiefe geborgen hat, bis der Bruder des Angeeschuldigten ihm mit unbequemem Tadel auf den Leib rückte; hoffentlich bringt das gegen Herrn Schroeder-Poggelow eingeleitete Strafverfahren darüber Klarheit. Die erheiternde Abschiedsrede, die der große Mann sich selber gehalten hat, ist zunächst ja nur eines Mannes Rede und wird durch die derbe Grobheit gegen Andere und durch das hohe Gefühl für den eigenen Werth nicht gerade überzeugender. Dieses in der Geschichte der deutschen Beamtenerschaft beispiellose Kayser-Denkmal ist höchstens dadurch interessant, daß es zeigt, wie der uns nun Entrissene in stillen Stuben mit allerlei unverantwortlichen Leuten die Geschäfte besprach und sich dann, wenn die Besucher ihn beglückt verlassen hatten, über ihre flüchtigen Aeußerungen säuberlich Notizchen

machte. Im Uebrigen ist Herr Kayser, der seine Gegner, statt sie zu widerlegen ober vor den Richter zu laden, zornig beschimpft und, echt jehovistisch, ein rächendes Gottesgericht über sie hereinbrechen sieht, zum Heil des Reiches nun wohl eine abgethane Größe; seine Pressfreunde, die sogar über seine intimen Gespräche mit dem Reichskanzler genau unterrichtet waren, haben zwar den Herzenswunsch ausgedröhnt, ihren Liebling als Senatspräsidenten am Reichsgericht zu sehen, aber so weit, daß Mittelstaedt weichen muß und Herr Kayser dem höchsten Gerichtshof verliehen wird, sind wir einstweilen doch wohl noch nicht, — und wären wir schon so weit, dann ließen die seltsamen Dinge sich nicht länger verschweigen, die in der Nähe des Reichsgerichtes von glaubwürdigen Leuten gemurmelt werden. Für bescheidene Bedürfnisse genügt es vorläufig, daß Karl Peters in den Abgrund verlästert und Paul Kayser in den Himmel erhoben wird. Peters mag große Fehler haben; jedenfalls aber hat er am Indischen Ozean seinem Vaterlande ein wichtiges und aussichtreiches Gebiet erobert, für die nationale Sache seine beste Kraft eingesetzt und, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, sehr ernste Studien in der Kolonialgeschichte der europäischen Völker gemacht. Dieser Mann ist nun aus der Heimath vertrieben worden und er wird, weil er in England ein Unternehmen plant, das die Ansiedlung von Deutschen zum Zweck hat, zur Abwechslung mit der Anklage des Vaterlandsverrathes überfallen, nachdem er vorher zwölf Jahre lang als ein halbtoller Chauvinist von der Meute umheult worden war. Herr Kayser aber, dessen Thätigkeit ungefähr mit dem Sanftbarvertrage begann, mit der Petershege endete und den deutschen Kolonialbestrebungen, trotz den hochgemuth vorgetragenen Ziffern, nur Schaden brachte, Herr Kayser ist nicht nur ein ehrenwerther, nein, ein großer, ein beinahe unersetzlicher Mann. Er hat stets verstanden, an wichtigen Stellen sich Freunde zu werben, und erlebt jetzt sogar noch die Freude, daß Wissmann, den er, als den letzten Afrikaner von Welttruf, seit Monaten mit Artigkeiten fütterte, sich herbeiläßt, dem Fallenden ein paar freundliche Worte nachzurufen. Was sollte das arme Opfer eines Interviewers auch machen? Noch ist es nicht bei uns Sitte, als Beamter einen anderen Beamten zu tadeln, und Wissmann durfte um so weniger daran denken, diesen neuen Brauch einzuführen, als er ja nicht wissen konnte, ob er nicht morgen selbst auf dem ragenden Kaiserstuhl sitzen würde. Die Hoffnung, ihn bald als Chef eines selbständigen Kolonialamtes zu sehen, wird nun doch leider nicht erfüllt und der Freiherr von Soden, den bureaukratische Gewohnheiten als Gouverneur in Dar-es-Salaam lähmten, der aber, da er Ost- und Westafrika genau kennt, zum Kolonialdirektor immerhin geeignet wäre, ist von hurtigen Ministern schon früher in der Stille aus dem Wege geräumt worden. Der Nachfolger des Herrn Kayser kennt unsere Kolonien nicht; wir wollen und dürfen hoffen, daß er ein tüchtiger Mann ist, — aber nachgerade wird man bei der Auswahl unserer Beamten doch bedenklich an Figaros Wort erinnert: il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui obtint la place. Warum sollte man zur Abwechslung nicht einmal einen Tänzer zum Minister machen? Wenn er sich mit der Presse zu stellen weiß, wird er ein wundervoll ruhiges Leben haben und der Dichter des Meisterwerkes „Ueber unsere Kraft“ wird noch häufig erfahren, daß es leider nicht über die Kraft des deutschen Volkes geht, sich verdiente Männer zu Wächtern und Nullen zu Kennern umfälschen zu lassen.





## Wilhelm und Bertha.

Eigentlich wollte und sollte ich heute vom Theater erzählen. Aber die Geschichte von Wilhelm und Bertha scheint mir wichtiger. Aus den Theatern ist doch wieder nichts Erfreuliches zu melden; ein armes Gasspielerstück des Herrn L'Arronge, dem das Genie eines großen Komikers ein Scheinleben leiht, drei bürgerlich-romantische Kleinigkeiten des Herrn Sudermann und drei über jeden Begriff erbärmliche Aufführungen im Theater des Westens: das Alles hat noch manche Woche Zeit und läuft uns leider nicht davon. Wenn aber die erwähnten Vertreter der im Deutschen Reich an Kopfzahl stärksten Partei sich zwei Tage lang über Literatur und Presse unterhalten, dann verdient dieser Vorgang jedenfalls eher Beachtung als ein theatrales Eintagsereigniß, das höchstens im Leben der jungen Leute fürs Feuilleton ein bedeutames Datum ist. Dieser Vorgang hat sich in der guten Stadt Gotha, auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokraten, abgespielt und seine hehren Helden sind: Vater Wilhelm, ein wackerer Mann, der im Greisenalter eines den demokratischen Grundsätzen geweihten Lebens erkennen muß, daß auf seinem eigensten Gebiet mit demokratischen Grundsätzen nichts Gescheites zu leisten ist; und: Mutter Bertha, ein armes Weib, dem die Kämpfer für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht gestatten wollen, vor versammeltem Volk des Leibes Nothdurft zu stillen.

Vater Wilhelm heißt im bürgerlichen Leben Liebknecht. Ich habe nicht den Vorzug, ihn persönlich zu kennen; er kennt mich auch nicht, hält mich aber für einen Schuft, der sich abwechselnd von Bismarck, vom Zaren und vielleicht auch vom Sultan bezahlen läßt und dann gehorsam schreibt, was Otto, Niklas oder Abd ul Hamid eben gedruckt sehen wollen. Früher ärgerte ich mich recht-schaffen darüber und fand es infam, wenn ich von Zeit zu Zeit im „Vorwärts“ als Auswurf der Menschheit gebrandmarkt wurde. Allmählich aber dämmerte mir die Frage, ob nicht gerade in diesem festen Glauben an die Schuftigkeit jedes Gegners Liebknechts Stärke beruht. Er weiß von mir nur, daß ich Bismarck liebe und bewundere, — und Das genügt ihm vollkommen und er braucht sich um meine sozialen Anschauungen oder gar um mein Reinlichkeitbedürfniß nun nicht mehr zu kümmern: ein Mensch, der schamlos genug ist, seine Liebe zu Bismarck zu zeigen, kann nur ein bestechlicher, bezahlter Schuft sein, denn Bismarck, Das ist für Liebknecht ein Dogma, ist der Depeschenfälscher, der Massenmörder, der böse Erzeuger alles Bösen, das unheilvoll durch die deutsche Welt spukt. Mit komplizirten Dingen giebt Vater Wilhelm sich niemals ab; er theilt die Menschheit in Weiße und Schwarze und es fällt ihm nicht ein, etwa zu forschen, wie, aus welchem Milieu, aus welcher Summe von Erfahrungen und Gewohnheiten, eines Anderen andere Ueberzeugung erwachsen sein kann. Wenn er solche Einfälle hätte, wäre er aber auch nicht geworden, was

er ward, und hätte nicht erreicht, was ihm gelungen ist; und Das ist nicht wenig. Den Herren, die ihn in Gotha mit Bakelhieben zu besserer Sitte erziehen wollten, hätte Liebknecht, ohne zu übertreiben, zurufen können: Ihr Klugschwäger wäret ohne mich ja überhaupt nicht hier; ich habe die Einigung mit den Kassalleanern herbeigeführt, habe der Partei das Gepräge gegeben und ihr Rebel, den besten Agitator, gewonnen; ich bin unter Euch allen der Einzige, der für die Empfindungen der ausländischen Genossen den richtigen Ton trifft, und ich muß lachen, wenn Ihr Knirpse mir jetzt den Weg und die Richtung vorschreiben wollt. Er sagte es nicht — dazu ist er zu gut demokratisch gedreht —, aber er dachte es doch vielleicht und war in diesem Augenblick bismärckischen Gefühlen wohl näher als sonst. Er durfte es denken: ohne den „Alten“ — so heißt er im Kreis der Genossen — wäre die deutsche Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt nicht entstanden. Wäre Liebknecht ein subtiler Geist, der sich bei dem Versuch aufhielte, sich in andere Anschauungen hineinzuversetzen, dann hätte er sein Werk, über dessen Werth man freilich verschiedener Meinung sein kann, nicht vermocht. Auch der unendlich Größere, den er so grimmig haßt, gehört nicht zu den zärtlichen Psychologen, auch er hat sein Leben lang die Schaar der Gegner mit Peulenschlägen getroffen und nicht zaubernd erst gefragt, ob er mit allzu hartem Streich nicht am Ende eine ehrliche Ueberzeugung schlug. Den feinen Künstlern der Objektivirung und Differenzirung gelingt in der gemeinen Wirklichkeit politischer Kämpfe selten oder nie ein entscheidender Sieg; wo der Streit herrscht, lacht zuletzt doch immer der einfältigen Kraft und der hitzigen Leidenschaft der Gewinn. Wer weiß, ob die beiden Alten beim Glase Wein und bei gutem Kraut sich über so manchr Dinge nicht ganz behaglich verständigen könnten? Liebknecht soll kein Postverächter sein und er ist ganz sicher ein Poet, — die Lust am Fabuliren und die Verschwörrerromantik sind sehr mächtig in dem bürgerlich wohlstandigen und harmlosen Manne. Ein Poet aber kann sich mit Bismarck stets verständigen, namentlich wenn er, was trotz Philis nicht gerade häufig vorkommt, zugleich Etwas vom Diplomaten in sich hat. Vater Wilhelm, der gern diplomatisirende Fabulist, könnte dem Riesen im Sachsenwalde hübsche Geschichten von den Segnungen demokratischer Grundsätze erzählen, auch allerlei nette Beispiele treuer Dankbarkeit — das Thema würde den Wirth besonders interessieren — und ihm berichten, wie man ihn, weil er über siebenzig Jahre alt geworden ist, rauh nun ins Greisenspittel verweist.

Denken Sie, Durchlaucht“, so ungefähr könnte er sprechen, „diese jungen Herren behaupten, ich studirte den Etat nicht ordentlich und sei als Redakteur des ‚Vorwärts‘ ein wahres Unglück für die Partei. Ich weiß nicht, ob Sie den ‚Vorwärts‘ regelmäßig lesen? Nein? Schade; Bading soll ihn künftig schicken. Es ist ja wahr, ich lavire mitunter, widerspreche mir selbst manchmal und lasse die Dinge derb und plump an; aber wie soll man in dumpfe Köpfe sonst Wahr-

heiten hineinhämmern, — bitte: Wahrheiten, die man für wahr hält! Da muß man doch täglich das Selbe sagen, aber auch, wenn sich gar nicht vermeiden läßt, eine Schwentung nicht scheuen. Sehen Sie, zum Beispiel: was Sie selbst betrifft. Ich will ja glauben, daß an Ihnen einiges Gute ist; Sie sind ein liebenswürdiger Mann, verstehen was von Weinen und sind auch gewiß nicht ohne politische Begabung. Wenn ich Das nun aber unseren Leuten sagte, dann würde Mancher nachdenklich werden und nach und nach glauben, der Bismarck habe schließlich in dem und dem Punkt vielleicht nicht so ganz Unrecht gehabt. Na, und Das geht doch nicht; einer kämpfenden Partei muß man den Feind als den leidhaftigen Gottseibeius malen, pechschwarz, sonst ist bald der Clan zum Teufel. Unter uns — der Genosse Chrysander ist ja gerade draußen —: Sie machen es mit uns im Grunde doch eben so! Aber da kommen die jungen Leute und winseln von Objektivität und bilden sich ein, sie verstünden Alles besser als wir. Wie soll ich denn eine gute Zeitung machen, wenn ich sparen muß, nur Parteigenossen schreiben lassen darf und von dem Vorstand und der Kontrollkommission (Singer!) beständig genirt und geärgert werde? Eine Zeitung kann nur . . .“ „Einer leiten, gewiß, lieber Liebknecht; ich finde auch, daß es unnützlich ist, Ihnen vorzuschreiben, Sie sollen in der Redaktion sich nach der Majorität richten, ich weiß ganz genau, wie es thut, wenn man in einer Zeitung nicht allein der Herr ist und sich mit allerhand fremden Einflüssen herumquälen muß, aber ich meine, daß der Grundsatz, den Erfahrensten zum Herrn zu machen, nicht nur in journalistischen Angelegenheiten gelten soll. Wir werden einander auf unsere alten Tage ja nicht mehr überzeugen, sondern, nach dem Wort des Kollegen Goethe, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen bleiben; aber ich begreife nicht, warum Sie den Leuten nicht den Stram hinwerfen und . . .“ „Ja, sehen Sie, Durchlaucht, Das ist so'ne Sache. Wer den 'Vorwärts' hat, hat die Macht, — mag die Macht auch bestritten und mit argen Unbequemlichkeiten verknüpft sein; Auer will ihn, ich weiß nicht, ob für sich oder für Schönlank, den er als Jüngeren dann schlau zu dirigiren hofft, und ich möchte mir, da ich im Reichstag schon lange nicht mehr so recht mitkann, diese letzte Waffe nicht aus der Hand winden lassen. Außerdem kommt noch Etwas hinzu. Die Genossen wollen nichts davon hören, daß geistige Arbeit besser als Handarbeit bezahlt werden soll; sie nörgeln schon jetzt an meinen kümmerlichen 7000 Mark herum, und wenn ich nun gar als Parteipensionär mit einem Ruhegehalt aus der Redaktion schiebe, dann . . .“ „Ach, dann würde man schreiben, daß Sie schändlich genug sind, von Ihren Mitbürgern, für die Sie doch, wie selbst ich zugeben muß, Einiges geleistet haben, eine Dotation anzunehmen, und mit Ihrem Ansehen und Einfluß wäre es für immer vorbei? Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich für Ihre Lage das vollste Verständniß habe. Wollen Sie mit mir auf das Gedeihen der demokratischen Grundsätze anstoßen?“ . . .

Vater Wilhelm wird über die Zumuthung, er könne friedlich am Freveltiſch des Depeſchenfälfchers ſitzen, ſicher ſehr empört ſein. Die Hauptſache aber iſt: er hat als Poet ausgeplaudert, daß mit demokratiſchen Grundſätzen und Majoritätswirthſchaft eine ordentliche Zeitung nicht herzuſtellen iſt; ſeit fünf und zwanzig Jahren, ſo ſagt er, ertönt die Klage und die Sache läßt ſich bei allem Bemühen doch nicht beſſer machen. Victor Adler in Wien und Schönlaſch in Leipzig liefern gute, intereſſante und friſche Blätter, weil ſie in ihrem Hauſe die Herren ſind und ſich nicht mit Commiſſionen und Topfgütern herumzuſchlagen brauchen. Dieſes Geſtändniß fällt eine Lebenslüge der ſozialdemokratiſchen Partei. Jetzt wiſſen wirs von dem Veruſenſten: der marxſtiſche Sozialismus vermag viel, ganz Ungeheures, — aber eine brauchbare Preſſe kann auch er nicht aus dem dürrn Geſtein der Geſinnungtätigkeit hervorzaubern.

Kann er eine neue Kunſt und Literatur ſchaffen? Das iſt die zweite Frage; um ihr die Antwort zu ſuchen, müſſen wir zunächſt einen Blick auf Mutter Bertha werfen. Ich kenne dieſe Dame leider auch nicht näher als den Vater Wilhelm; mir ſcheint aber, daß ſie mit Berachta, der Glänzenden, nichts zu ſchaffen hat, ſondern ein armes Weiblein iſt, wie in naturaliſtiſch-ſozialiſtiſchen Romanen arme Weiblein nun eben ſind. Den Unwillen der Genoffenſchaft hat ſie ſich dadurch zugezogen, daß ſie ganz offen von einem Bedürfniß ſprach, das den Erdenreiß des zweizinkigen Gabelthieres mitunter in ein enges, heimliches Kämmerchen zwingt. Dieſes Bedürfniß birgt ſie nicht ängſtlich vor dem Blick des ſchmutzen Gefährten; und der Dichter, der Solches geſchehen läßt, will damit zeigen: „daß der Menſch in dem Augenblick, wo er in den ſchönſten Gefühlen ſchwelgt, durch die einfachſten, natürlichſten Bedürfniſſe aus allen Himmeln geriffen werden kann.“ Neu und überwältigend kann ich die Beobachtung nicht finden, aber ich möchte das Beobachtete auch nicht mit Herrn Frohne unter die „abſoluten, ſtinkenden Schweinereien“ rechnen, denn ich erinnere mich, bei Ariſtophanes, Molière und ſogar Schiller — Siehe die Räubergeſchichte vom Kloſterſturm! — noch viel Uergeres geleſen zu haben, und ich glaube, daß die keuſchen Genoffen über die Kloſetkomik nur deſhalb ſo empört waren, weil ſie ein armes, wehrloſes Geſchöpf ihrer eigenen Klaſſe betraf. Wäre Bertha ein reiches Kommerzienrathstöchterlein geweſen, dann hätte wahrſcheinlich Niemand ſich an ihrer freimüthig bekannten Nothdurft geärgert, denn man hätte dann ſpottend ſagen können: So ſind dieſe höheren Töchter, nicht einmal anſtändige Manieren haben ſie in ihren feinen Penſionaten gelernt; daß allen Menſchen, auch proletariſchen, Menſchliches begegnen kann, will aber ſelbſt der „Zielbewußteſte“ nicht gern hören, mag er den ſtolzen Herrn der Schöpfung vorher auch noch ſo unbarmherzig entgöttert und beſtialifirt haben. Herr Bebel wundert ſich darüber, daß „Elemente, die politiſch und ökonomiſch auf dem radikalſten Standpunkte ſtehen“, in der Kunſt und Literatur häufig

durchaus konservativ sind; darüber hat sich vor ihm schon Zola gewundert und in einer Polemik mit Edmond Scherer gesagt, es sei auffallend, daß die schlimmsten literarischen Reaktionäre unter den Liberalen geboren werden. Beide Männer vergaßen die Bedeutung der Klassegefühl; Debel wenigstens hätte bedenken sollen, daß nach Marx nicht das Bewußtsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein ihr Bewußtsein bestimmt. Jede Klasse läßt sich die schärfste Sozialkritik gern gefallen, so lange sie sich gegen andere, ihr feindliche Klassen richtet, und wird erst empfindlich, wenn sie selbst und ihr innerstes Wesen durch allzu scharfe Gläser betrachtet wird. Deshalb freute die aufsteigende Bourgeoisie sich an den bösesten Satiren auf die Zeit der Feudalhererrschaft und jauchzt heute noch, wenn Herr Sudermann ihr Junker, Hofleute und Duellanten auf einem Theaterseitherhaufen brät, und deshalb wird das Proletariat selbst „absolute, stinkende Schweinereien“ willig hinnehmen, wenn sie sich oben, in den „besseren Ständen“, abspielen. Dieser Gang, Anderen den Pranger zu gönnen, sich selbst und seinen Vortheil aber sorglich vor zudringlichen Gaffern zu hüten, entspringt dem selben Empfinden, das Napoleon die schärfsten Angriffe gegen das aneien régime heiter und bulbsam zu belächeln, in Merope aber den versänglichen Vers geschwind streichen zu lassen: *Le premier qui fut roi fut un soldat heureux*. Das ungesunde Vergnügen an dem Spiegelbilde des eigenen Verfalls regt sich immer erst, wenn eine Klasse sich mählich schon zersetzt und den Glauben an sich selbst verliert; dann wird Figaro beklatscht und die mit Trüffeln gemästeten Jockeys schlürfen wonnig den ellen Dufst des Hundebratens aus der Weberhütte ein. Aber die Führer der Sozialdemokratie sollten es eigentlich nicht beklagen, daß ihre wimmelnden Haufen bis zu dieser Kulturhöhe noch nicht emporgelangt sind.

... Es ist sehr erfreulich, daß die Sozialdemokraten auf ihrem Parteitage ernsthaft von Literatur und Kunst reden. Aber die Herren sollten niemals vergessen, daß auch sie nur eine Klasse vertreten, und nicht dem tragikomischen Richterwahn verfallen, daß auf ihren Schultern das Heil der gesammten Menschheit ruht. Wehe uns, wenn eine sozialdemokratische Klassenkunst über uns hereinbräche! ... Aber: Wilhelm Liebknecht, der auch über das Erdreisten der Neusten die besten, verständigsten Worte sprach, hat schon eingestanden, daß sogar in den Souterrains der Literatur, die man die Presse nennt, mit demokratischen Grundfäßen nichts auszurichten ist. Und Bruno Schoenlant hat gar das Gutachten eines „außs Höchste geschätzten Genossen“ verlesen, in dem gesagt wird, daß Jeder verloren sein muß, der als Dichter, Bildner oder Schreiber gezwungen ist, sich dem Auffassungsvermögen des lieben Publikums anzupassen. Ist nun etwa nicht wahr, daß diese lehrsame Geschichte von Vater Wilhelm, Mutter Bertha und Vetter Bruno wichtiger ist als irgend ein winziges Theaterereigniß?

M. S.



Berlin, den 31. Oktober 1896.

## Tat Twam Asi.

Vor ein paar Wochen ist bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ein Buch erschienen, das uns die erste Halbhundertreihe der Reden Gotamas, des Buddhas, bringt. Ein wundervolles Buch, das man langsam lesen muß, im leise durchwärmten Zimmer, während es draußen herbstet und erfrähtender Wind durch das letzte Blattwerk raschelt. Herbstweisheit schlürfen wir dann und athmen entzückt den Duft einer Sittlichkeit, die so fein und so bläulich zart ist wie über den gelbenden Blättern der Ton der Luft; nicht die fest zugreifende Kraft eines Herrenvolkes, das mit dem Stempel der Eroberermoral das Hartgeld seiner sittlichen Werthe prägt, tritt uns entgegen, sondern die weise Sittlichkeit eines müden Stammes, der die kommende Kälte spürt und im Innersten sich ein warmes Glück vorsorglich zu sichern sucht. In dem schmeichelnden Gefühl, daß auch der Stärkste nie ganz selbständig schafft, merken wir bald: hier hat Friedrich Nietzsche, der aus dem Frühlicht einer anderen Morgenröthe herkam, für Zarathustras blanke Gletscherhrit die Form gefunden; und weil diese Form aus der großartigen Nachschöpfung uns längst schon vertraut ist, gewöhnen wir uns rasch an die unendlichen Wiederholungen des selben Artgefüges und nehmen sie willig hin, wie wir in mozartischen Arien die Wiederholungen hinnehmen, weil die Weise gar so wonnig in das laufende Jahr tönt. Wonne weckt uns auch hier die Weise und trägt aus der irdigen Wirklichkeit uns auf leichten Schwingen hinweg, — in Sarasstrosliche Hallen, wo man die Rache nicht kennt und das Rachereth. Schnell die Thorenthat des armen Kunsthandwerkers vergessen, der den Buddha . rohen Städtezerstörer entstellte, und wir wärmen uns froh an seiner,

reicher und reifer Menschlichkeit. Kein häßlicher Laut dringt aus dem wirren Geräusch der Alltagswelt in dieses Treibhaus sauberer Sittlichkeit: dicke Glasscheiben hemmen den Lärm und lassen den Blick doch frei in die Runde schweifen. Was er ringsum sieht, saugt er ein, hütet sich aber, das Erschaute an der unreinen Krämerelle eines moralischen Ressentiments zu messen; denn der Betrachter erkennt sich selbst in Allem und Allen und empfindet die Fährlichkeit des dreisten Versuches, aus einem Glashause mit Steinen zu werfen. Durch Gotamas ganzes Lehren, wie durch die schwachen Menschen bequemere Botschaft des späteren Galiläers, zieht sich das Gebot, die eigene Wesenheit im Anderen zu erkennen, und immer kehrt, unaufhörlich, die Verkündung des wahrhaft Erweckten, des Heiligen, wieder, die der Buddha im Gleichniß vom Kleide den mönchischen Jüngern zurief: „Liebevollen Gemüthes weilend, strahlt er nach einer Richtung, dann nach einer zweiten, dann nach der dritten, dann nach der vierten, eben so nach oben und nach unten: überall in Allem sich wiedererkennend, durchstrahlt er die ganze Welt mit liebevollem, mit weitem, tiefem, unbeschränktem, von Grimm und Groll geklärtem Gemüth.“ Nicht der zum Manne gereifte Knabe Siddhattha erst hat dieses Gebot den Frommen gebracht; wenn wir Oldenbergs Buddhabuch aufblättern, begegnet uns schon in der vorbuddhischen Zeit des Pantheismus die weise Mahnung des Veda, den Atman, das Ich, zu erkennen, den im tiefstem Grunde alles persönlichen Lebens wirkenden und schaffenden Herrn der Athemkräfte, und vor dem Erkannten in Selbsterkenntniß zu sprechen: Das bin ich! Der Asket Gotama kam als Erfüller und Vollender uralter Weisheit, die in dem durch den Riesenwall ungeheurer Gebirge von kühleren Ländern geschiedenen Jnderreich schon lange vorher heilig geworden war; er brachte nicht Neues, nie Erdachtes und nie noch Empfundenes, sondern wurde der Sichter und Dichter der alten Empfindungswelt, — ein Dichter freilich, der auch ein Läuterer war und tastend von einer kindlich dumpfsinnigen Opfersymbolik zu der reineren Lehre von dem Leiden und der Erlösung den Weg fand und zu der höchsten Stufe der Heiligung emporstieg, die der Buddha erklimmen hat, als er unter dem Baum zu Urumela im Bewußtsein innerster Sicherheit sprechen durfte: „Der Allüberwinder, der Allwissende bin in Allem, was ich bin, ohne Flecken. Alles habe ich verlassen, Begehren bin ich, ein Erlöster. Aus eigener Kraft besitze ich die Kenntniß; wen sollte ich meinen Meister nennen? Ich habe keinen!“

Ich bin der Heilige in der Welt; ich bin der höchste Meister. Ich allein bin der vollendete Buddha; die Flammen sind in mir erloschen, ich habe das Nirwana erreicht.“ Und so wunderbar hat auf den alten Besitz die verjüngende Kraft des Inderbotschafters gewirkt, daß der Uebersetzer der Reden, Karl Eugen Neumann, mit Recht sagen kann, manche von ihnen schienen nicht aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus, sondern aus dem sechsten Jahrhundert nach Schopenhauer zu stammen. An Schopenhauer werden wir während der Wanderung durch den buddhischen Canon auf Schritt und Tritt erinnert; und so oft dort die Weisung anklingt, sich selbst in Allem und Allen wiederzuerkennen, glauben wir am umdunsteten Herbsthimmel hinter weichen Wolkenflechern das Auge des Mannes zu sehen, der aus der adeligen Seele des Einsamsten, Stillsten und Vornehmsten die berückende und erdrückende Nirwanaphilosophie gebär und nie müde ward, die Lauscher, die über ihr innerstes Wesen Aufschluß begeherten, an das alte Sanskritwort zu mahnen: Tat Twam Asi, — Dieses bist Du! Im Veda heißt diese immer wiederkehrende Formel Mahawakya, das Große Wort, und Schopenhauer spricht also von ihr: „Wer sie mit klarer Erkenntniß und fester, inniger Ueberzeugung über jedes Wesen, mit dem er in Berührung kommt, zu sich selber auszusprechen vermag, Der ist eben damit aller Tugend und Seligkeit gewiß und auf dem geraden Wege zur Erlösung.“

Schopenhauer ist nicht der Erzieher seines Volkes geworden; die deutsche Menschheit hat ihn, wie so oft ihre besten Söhne, in eisiger Einsamkeit gleichgiltig hinwegsehen lassen und, statt des stolzen Befreiers, allerlei Hauslehrer, Gymnasien und Universitäten gewählt, die allzu häufig nichts weiter sind als ein „Sammelsurium von verschrobenen Köpfen und veralteten Einrichtungen“. Der Mann, der Goethes Zeugniß, daß die Deutschen in der Kunst des Totschweigens Meister sind, am eigenen Leibe bestätigt, der den größten Theil der ersten Auflage seines Hauptwerkes zu Makulatur eingestampft sah und dennoch stets aliis laetus, sibi ----- „ich“, hat den Kampf gegen das Zeitgemäße siegreich bestanden:

) Nietsches Wort, die falsche, eitle und unwürdige Mutter, seinem Wesen hinaus und fand sich selbst in seiner ihm  
igen Gesundheit und Reinheit wieder. Aber die verachtete Mutter  
auch sie gönnte dem nach ihren Begriffen undankbaren Sohne  
keine nun keinen Raum und Arthur der Weise blieb ein  
der deutschen Welt, — ein vornehmer Fremdling, in



dessen Nähe sich nur die Feinen, die Deffakirten und Einsamen wagten. Die Epoche der Nichtsalspolitiker kam herauf, der phobosophisch brutalen, die hunnenhaft durch die junge Geistesfaat tosten und bis heute auf keinem fatalaunischen Schlachtgefilde noch die längst verdiente Niederlage gefunden haben. Und mit ihnen kam die „großartig verächtliche Geldwirthschaft“ auf und eine Zeitstimmung, von der Schopenhauers größter Bewunderer, der feinste Erfasser seiner Wesenheit, in einer unzeitgemäßen Betrachtung trauernd sagen mußte: „Allgemein ist die Hast, weil Jeder auf der Flucht vor sich selbst ist, allgemein auch das scheue Verbergen dieser Hast, weil man zufrieden scheinen will, allgemein das Bedürfnis nach neuen klingenden Wort-Schellen, mit denen behängt das Leben etwas Lärmend-Festliches bekommen soll . . . Wir fürchten uns, wenn wir allein und still sind, daß uns Etwas in das Ohr geraunt werde, und so hassen wir die Stille und betäuben uns durch Gesellschaft. Es liegt eine gewisse Verdüsterung und Dumpsheit auf den besten Persönlichkeiten unserer Zeit, ein ewiger Verdruß über den Kampf zwischen Verstellung und Ehrlichkeit, der in ihrem Busen gekämpft wird, eine Unruhe im Vertrauen auf sich selbst, — wodurch sie ganz unfähig werden, Wegweiser zugleich und Zuchtmeister für Andere zu sein . . . Niemals war die Welt mehr Welt, nie ärmer an Liebe und Güte.“ Ist es nöthig, erst noch zu zeigen, wie weit solche Zeitstimmung, die unter den Unheilszeichen feiertäglichen Randalirens und öffentlicher Meinungen steht und deren Herbstfrösten keine Gluth eines inneren Feuers verscheucht, von dem rechten Wegweiser abgeirrt und von der Erkenntniß entfernt ist: Dieses bist Du! — wie weit von dem ersten Schritt sogar auf dem schmalen Weg zur Erlösung?

Es ist nicht nöthig. Jeder fühlt es, mag das Schellengeklingel auch, das die Schlittenfahrten des Kapitals auf sauber geschaukelten Pfaden begleitet, lärmend den leiseren Ruf des Gewissens der Zeit übertönen. Der Qualm des Klassenkampfes, der in den Thälern tobt, verhüllt die Höhen der Menschheit, wo kühne Kletterer sonst die seltensten Blumen pflückten, Alpenveilchen, duftende Brändel und Edelweiß; dieser Kampf muß gekämpft werden, kein Belagerungszustand und kein Wimmern wird i beseitigen und eine Regierung, die mehr als ein Büttel, die ein Erzie des Volkes sein möchte, sollte nur dafür zu sorgen suchen, daß der den Begriff der erworbenen und erwerbbaeren Rechte wüthende S. nicht auch im Thal die köstlich bunten Beete zerstampft, die einst süßesten Wohlgerüche enthauchten. Auf den Gletscherhöhen wird von §

zu Zeit immer wieder ein schwindelfreier Waghals die leichte Sennhütte bauen, und da die Philosophen künftig aus der Naturwissenschaft kommen werden, wird ihr Blick und ihr Fuß die Beschwerden des steilen Aufstieges gewiß nicht scheuen; schlimm aber wäre es, wenn in den Niederungen, wo der goethische, zu einer beschränkten Lage geborene Durfschnittsmensch, die Fabrikwaare der Natur, haufen muß, uns bald kein armes Bierpflänzchen mehr erblühte. Die Gefahr ist nahe: schon haben die Klassenkämpfe das Gelände der edelsten Menschlichkeit fast völlig verheert, schon klammern alle zum Schaffen noch tüchtigen Kräfte sich an die rein äußerlich erfaßten sozialen Beziehungen, als an das Zeitgemäße, die feinere Flora, die zum Gedeihen natürlicher Herzenswärme und liebevoller Hege bedarf, verschwindet allgemach und es ist sicher kein Zufall, daß Europa, die dem starken Gott-Stier einst Helden wie Minos, Rhadamanth und Sarpedon gebär, von gehäuften Wehen erschöpft und unfruchtbar alternd jetzt brünstig den Slavenglauben bekennen möchte, den Glauben aus dem kalten und dunklen, kümmerlich nur vom wärmenden Licht mitleidiger Liebe erhellten Lande, das noch keinen Klassenkampf kennt und dessen schwerfüßig auf schwarzer Gotteserde sich tummelnden Söhne in dem Bruder, auch in dem irrenden und verirrt, den Menschen sehen und in seiner Sünde sich selbst wiederfinden. An der Pforte dieses Glaubens stehen die guten Europäer und hoffen hier ihrer Müdigkeit erquickende Rast; den Anderen aber, den Vielzuvielen, dämmerte solches feinere Bedürfniß noch nicht: sie haben sich hastig in die Treibhäuser gedrängt, die werthvollsten Pflanzen aus ihren Rübeln gerissen, in dem schwülen Raum ihre Pöbelfeste gefeiert und sich daran vergnügt, aus dem Glashause, in dessen Scheiben ihre Lüsternheit sich eitel spiegeln konnte, auf die draußen Wandelnden Steine zu werfen.

Wer diese Darstellung allzu düster gefärbt finden und zweifelnd dreinblinzeln sollte, mag den schweifenden Blick fest auf zwei Vorgänge lenken, die während der letzten Wochen das Massenempfinden beschäftigt haben. Zwei Menschen sind getödet worden, ein Rechtsanwalt in Berlin und ein Mechaniker in Karlsruhe; von den Thätern sitzen Zwei schon im sicheren Wahrsam, der Dritte irrt, während diese Zeilen geschrieben werden, hütig noch im Lande umher. Was geschah nun, als diese Gräueltathen unnt wurden? Zuerst regte sich geräuschvoll die fast schon entschlumerte Demokratenwuth: der Mann, der den Mechaniker getödet hat, ist ein Fäzler, — also konnte man wieder einmal über die unsinnigen Ehrgeisse und die freche Gewaltthätigkeit der deutschen Offiziere zetern.

Auch nach der Ermordung des Anwaltes konnte man noch hübsch altdemokratisch wenigstens auf die arge Polizei schimpfen, die den Mörder nicht so schnell griff, wie das Sensationenbedürfniß der hungernden Asphaltbummler es wünschte. Das Klassegefühl bemächtigte sich der Sache: das beklagenswerthe Opfer des Mordes, ein braver, betriebsamer, der Applauslodung nicht unzugänglicher Durchschnittsmensch ohne die Spur höherer Begabung, wurde von den Gemeinplätzen, auf denen er heimisch gewesen war, flink nun auf die Gipfel reinster Wissenschaft und lauterster Bürgertugend erhöht und im Reichenputz von anbetenden Schaaren umwinfelt; sein Mörder wurde zum schreckenden Vorbild für die Entgottung und Verrohung der großstädtischen Proletarierjugend; und der Offizier, der einen Bürger getödtet hatte, wurde, weil seine That noch immer nicht schwarz genug schien, so lange mit Tinte und Druckerfarbe geschwärzt, bis er die ganze Legendenschändlichkeit der uniformirten Junker verkörpern konnte. Jetzt war eine erste Etappe erreicht: die Feudalherren von gestern und die Tyrannen von morgen waren unter Rothklumpen bestattet und übrig blieb, all in seiner sauberen Herrlichkeit, nur das liberale Bürgerthum in Stadt und Land. Nun aber meldete sich sacht auch die Gewinn gier: sollte an der Sache nicht am Ende irgend ein Profitchen zu machen sein? Leute mit entwickeltem Geruchssinn schnupperten in die Rüste; der Mord war in einer Sonntagsfrühe begangen und, weil die Kulturerrungenschaft der Extrablätter nicht ausgenützt werden konnte, bis zum nächsten Morgen der Masse verborgen geblieben, — eine gute Gelegenheit, gegen die verhaßte Sonntagsruhe vom Leder zu ziehen und in tiefstem Brustton zu erklären, der Staat müsse untergehen, wenn nicht rasch jedem Bürger unbeschränkte Ausbeutungsmöglichkeit eingeräumt werde. Diese Regungen reichten für ein paar Tage; endlich kroch ein Menschengedühl hervor, aber eins, das aus dem Thiertheil des aufrechten Vierfüßlers stammt: die Rachsucht. Wie? Dem Offizier soll das Zuchthaus und der Verlust der Ehrenrechte erspart bleiben und der Mörder soll, weil er noch nicht zur vollen Strafmündigkeit herangereift ist, nicht mehr als fünfzehn Jahre Gefängniß erhalten können? Alle Brüste erwachten unter den modischen Tuchröcken und den zierlich, stiepten Atlasmiedern; jeder Ladenjüngling wetterte gegen Herrn Bräsewitz und jede Prostituirte plauderte an der Straßenecke der Z-genossin oder im Absteigequartier dem erbeuteten Zwanzigminutenstheils die Schnsucht aus, Bruno Werner mit Nägeln und Zähnen zerfleiß

zu können. Es war ein schöner, ein erhebender Anblick: eine ganze Kulturhauptstadt, die mit ihrer Gefittung sonst so laut prahlt, schwelgte in der beinahe wollüstig empfundenen Begierde, in der nächsten Stunde schon möchte der Mörder gefaßt, gefoltert, gerädert, gewiertheilt werden. Und keine Stimme vernahm man, nicht eine ringsum, die selbst vor dem ecklen Bilde scheusäliger Verworfenheit noch des Menschenthumes gedacht und den Menschenruf der Erkenntniß gefunden hätte: Das bist Du!

Der Bube, der den Justizrath Levy ermordet hat, ist ein verworfenes Scheusal; doch auch ihn hat das Weib geboren und der aufmerksame Betrachter, der von dem schmalen Trittbrett der Teleologie herab auf den festen Boden des Kausalitätbewußtseins klettert, kann auch in dem ecklen Bilde dieses Elenden noch allzumenschliche Züge entdecken. Ruchlos und kindisch zugleich ist die That des halbwüchsigen Burschen: nur ein Kind konnte wännen, ein alter, erfahrener Anwalt werde in Haufen gemünztes Gold oder Kassenscheine in seiner Wohnung bewahren, nur ein böses Kind konnte glauben, es sei möglich, drei Menschen zu morben, um einen Geldschrankschlüssel zu erhaschen; der Plan und die Ausführung waren so ganz und gar unsinnig kindisch, daß routinirte Verbrecher die Neulinge auslachen müssen, die von den Schwierigkeiten der Einbrecherkunst keine Ahnung hatten und von denen Einer sich nach der That ruhig noch auf einer Sanitätswache verbinden ließ. Der Frage, wie Kinder zu Mördern wurden, wird man nicht leicht eine ausreichende Antwort finden; ein flackernder Schein aber erhellt doch das Dunkel, wenn man dem Anstifter ins häßliche Antlig leuchtet. Bruno Werner war Schreiber in Levys Bureau. Bei fast allen Anwälten ist es Sitte, Knaben im Schreiberdienst zu verwenden; warum? Weil Knabenarbeit billiger ist als die Leistung Erwachsener und weil durch ihre Verwendung das Spefenkonto vermindert und der Geschäftsertrag erhöht werden kann. Der Justizrath Levy hatte reichliche Einnahme und brauchte durch die Ausnützung der Kinderarbeit seinen Profit nicht zu mehren; ob er sich um das junge Leben gekümmert haben mag, das ihm unver-

2 Gewiß nicht; er verwerthete die Arbeit des Jungen und er ihm nicht mehr taugte, aufs Pflaster. Und doch sind Knaben in besonders gefährdeter Lage und mehr als andere Aufsicht bedürftig. Sie werden jämmerlich bezahlt und haben eine Aussicht auf eine Besserung ihrer Lebenslage; gewöhnlich, sobald sie erwachsen sind und höhere Ansprüche stellen, weggeschickt,

denn in die Schreibstuben der Anwälte drängen sich alle Schiffbrüchigen, und die Möglichkeit, eines Tages einmal Bureauvorsteher zu werden, ist so fern wie der Hauptgewinn in der Lotterie. Im besten Falle bleibt ein solcher Mensch also sein Leben lang Schreiber. Und in welche sittliche Wirrnis blickt oft sein Kinderauge hinein! Er reibt sich an gescheiterten Existenzen, er sieht, wie für blankes Geld auch die schlechteste Sache gern übernommen, wie der zahlungsfähige Betrüger, Gründer und Gauner besser behandelt wird als der arme Ehrenmann, der den hohen Kostenvorschuß nicht aufzubringen vermag, wie jeder Klient nur als Ausbeutungsobjekt gewogen, niemals aber sittlich gewerthet wird und wie ein allgemein geachteter und wohlhabender Mann alle Künste scharfsinniger Schlaueit anwendet, um einen Schuldigen der Strafe zu entziehen. Für ein Kindergemüth, dem noch die sichere Unterscheidungsfähigkeit des reifen Verstandes fehlt, ist ein gefährlicheres Milieu kaum zu erdenken; und diese Luft athmet der Knabe, ohne daß von den Erwachsenen Einer sich um sein inneres Sinnen und Werden kümmert. Mäthlich verschwimmen ihm die einst unverrückbar festen Grenzen von Recht und Unrecht und bald gelangt er auf den Scheitelpunkt der kapitalistischen Ethik, wo von Felsenwänden Shylocks Wort widerhallt, daß Gewinn Segen ist, wenn man ihn nicht stiehlt. Wenn man ihn nicht stiehlt? Wenn man sich als Stehler nicht ertappen läßt! Denn hoch erhobenen Hauptes schritt doch mancher Dieb, den der Herr Rechtsanwalt „frei gekriegt“ hatte, durch die Schreibstube. Sich nicht ertappen lassen: Das ist die Hauptsache. Der Bursche, der in seinem Innersten so schon allerlei alte Tafeln zerbrochen hat, muß oft bis in die Nacht hinein auf seinem Schreibschmel hocken; wenn das Bureau in der Mohrenstraße liegt, wandert er dann, eine Cigarette im Mund, durch die Friedrichstraße heimwärts und schlürft die Reize des gewaltigen Nachtlebens ein, das der nicht minder gewaltige Robert Zelle so beredt rühmt. Die rauschenden Räder gepukter Dirnen streifen ihn, der schwüle Dunst schlechter Parfums steigt ihm in die gierig geblähten Nüstern und peitscht die von Knabenlastern geweckten Pubertätregungen zu wild begehrender Lust. . . Und von den Genüssen dieser fremden, verlockenden Welt soll er nie seinen Theil haben, nie soll er eins von den seidenen Mädchen sich kaufen können! Nie? Langsam wälzt sich aus nächtigem Dunkel ein heißer Wunsch hervor: Geld, — um jeden Preis Geld! Auf Geldgewinn ist er früh dressirt worden, daß man auch unredlich gewonnenes Geld ruhig bewahren und dennoch ein

respektabler Herr heißen kann, hat er längst gelernt. Der Wunsch nistet sich in dem unentwickelten Hirn ein, er wird zur fixen Idee, zur Zwangsvorstellung, zum festen, bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan. In den Goldhaufen des Anwaltes wühlen, mit seinen blauen und grauen Scheinen die Taschen polstern! Wie ein Feuerfunke in Hobelspähne, fiel der brennende Wunsch in den Splitterkehricht sittlicher Rechtschranken und setzte schnell das ganze morsche Wesen in helle Flammen. Das Kind wird zum Dieb, wird, weil zwischen dem Wunsch und der Erfüllung Menschenleiber stehen, zum Mörder. Und die Organe der Gesellschaft, die mit Recht die That schändlich und scheußlich nennt, schreiben für die Ergreifung des Thäters Belohnungen aus und stacheln die Gewinn gier, um ihrem schemenhaften Rechtsbewußtsein Sühne zu schaffen.

Die That des Lieutenants von Brüjewitz ist nicht dem gemeinen Motiv der Gewinn gier entkeimt; sie ist ein „aus Gähheit und Zorn gethaner Totschlag“, den das altdeutsche Recht mit dem adeligen Tod durch das Schwert gestraft wissen wollte. Es wäre schamlos, sie zu beschönigen, schamlos auch, sie einem ganzen ehrenwerthen Stand ins Gewissen zu schieben. Ob der Mechaniker den Offizier beleidigt hat — ein angeblich vom Regimentskommando ausgehender, im schlimmsten Quartanerdeutsch abgefaßter Bericht braucht uns, weil er in sich unhaltbar ist, nicht zu beschäftigen —, ist für die sittliche Beurtheilung ohne Belang; keine Beleidigung, auch die schwerste nicht, giebt dem Beleidigten das Recht, einen wehrlosen Menschen niederzustechen und des Vollbrachten sich laut dann mit dem frechen Jägerruf noch zu rühmen: „Ich habe ihn gestreckt!“ Die Anschauung, unter gewissen Umständen könne es gestattet sein, Menschen wie Jagdbeute zu „strecken“ oder „zur Strecke zu bringen“, herrscht in den Hirnen gesitteter Europäer schon lange nicht mehr; sie hat auch im deutschen Offiziercorps keine Stätte. Die überwiegende Mehrzahl unserer Offiziere benimmt sich, wenigstens im hellen Licht der Oeffentlichkeit, musterhaft und hält sich von hochmüthigen oder gewaltthätigen Regungen mit eiserner Selbstdisziplin ängstlich fern; wenn unter Ausschreitungen vorkommen, mag man bedenken, was wohl entstehen würde, wenn blutjunge, hitzige Leute aus anderen Ständen stets Degen an der Seite trügen. Jeder Unbefangene muß zugeben: im „hen Durchschnittsoffizier lebt das Gefühl seiner Pflicht und das Bewußtsein, daß ihm ein wichtiger Theil der Volkserziehung, vielleicht wichtigste, anvertraut ist. Er verirrt sich auch nicht in den Wahn, daß

er, weil er ein wehrhafter Krieger sein soll, in jedem Augenblick jähren Leidenschaften gehorchen müsse, denn er hat vom alten Clauswitz, dem großen Lehrer des Preußenheeres, gelernt, was gerade der Krieger braucht: „das Gefühl der Menschenwürde, diesen edelsten Stolz, dieses innerste Seelenbedürfniß, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken.“ Gegen dieses vornehmste Gebot starker Gemüther hat der Lieutenant von Brüssewitz gesündigt und er darf schon deshalb nicht als eine für militärische Vorstellungen typische Erscheinung gelten. Typisch ist er höchstens für eine rohe, rein äußerliche Erfassung des Ehrebegriffes, die, wenn sie jemals in ihm zur Herrschaft gelangte, unser Heer rasch zerrütten müßte. Als Schopenhauer vom point d'honneur sprach, den er von wahrer Ehre, der auf dem Thun, nicht auf dem Leiden beruhenden, sorgfältig schied, schrieb er in den ersten Paragraphen seines Codex der ritterlichen Ehre: „Diese Ehre besteht nicht in der Meinung Anderer von unserem Werth, sondern ganz allein in den Aeußerungen solcher Meinung; gleichviel, ob die geäußerte Meinung wirklich vorhanden sei oder nicht, — geschweige, ob sie Grund habe. Demnach mögen Andere, in Folge unseres Lebenswandels, eine noch so schlechte Meinung von uns hegen, uns noch so sehr verachten; so lange nur Keiner sich untersteht, Solches laut zu äußern, schadet es der Ehre durchaus nicht. Umgekehrt aber, wenn wir auch durch unsere Eigenschaften und Handlungen alle Anderen zwingen, uns sehr hoch zu achten, so darf dennoch nur irgend Einer, und wäre es der Schlechteste und Dümteste, seine Geringschätzung über uns aussprechen, — und alsbald ist unsere Ehre verletzt; ja, sie ist auf immer verloren, wenn sie nicht wieder hergestellt wird.“ Und wie wird verletzte oder verlorene Ehre „wieder hergestellt“? Der Philosoph giebt im fünften Paragraphen die Antwort: „Der oberste Richterstuhl des Rechtes, an den man in allen Differenzen, so weit es die Ehre betrifft, appelliren kann, ist der der physischen Gewalt, Das heißt: der Thierheit.“ Vor diesem Richterstuhl mag Herr von Brüssewitz freigesprochen werden; ein anderes Tribunal, das auf sittlicherer Grundlage ruht, wird den Mann verurtheilen, der, als Privilegirter, die Pflichten seiner Vorzugsstellung vergaß und es wurde, — nicht weil er seine Ehre, nein, weil er sein Ansehen und sein Fortkommen sichern wollte. „Meine Ehre ist kaput, moi kann ich meinen Abschied nehmen!“ Dieser Herzensschrei, der erfunden werden konnte, zeigt uns den Weg in die innersten Be-

gründe zur blutigen That: mag ein Mensch verröckeln, wenn der Herr Premierlieutenant nur nicht die Epauletten verliert . . . Und hier ist der Punkt, wo zwischen den Thaten des Mörders und des Totschlägers die Grenze schmal und fast flüssig wird. Beide, der Bube, der aus Geldgier mordet, und der Mann, der aus falscher Furcht vor dem schlichten Abschied tötet, folgen nur eigennützigen Wallungen, nur dem Selbsterhaltungstribe und den Raubinstinkten des Thieres, die kein sittliches Bedenken hemmt, Beide Wesenheit trägt das besudelte Kleid, von dem der Buddha einst warnend gesagt hat, daß es immer, in welche Farbe es auch getaucht werden mag, nur eine unreine Färbung gewinnen kann.

Den Anhängern der ritterlichen Scheinehrbegriffe rief Schopenhauer mahnend einst das Beispiel der „hochgebildeten asiatischen Völker“ ins Gedächtniß, bei denen der Mann für Das gilt, „wofür sein Thun und Lassen ihn kundgiebt, nicht aber für Das, was irgend einer losen Zunge beliebt von ihm zu sagen.“ Können wir von diesen hochgebildeten Völkern nicht auch noch Anderes lernen? Vielleicht sind die beiden Thaten, die seit Wochen nun das Massenempfinden beschäftigen, zu solcher Belehrung besonders geeignet. Die Gier, um jeden Preis, auch um den der inneren Reinheit, einen reichen Gewinn an sich zu reißen, und die Sucht, um jeden Preis, auch um den eines Menschenheils, auf dem mühsam erworbenen oder schlau erlisteten Lebensplatz sich zu behaupten, — sind es nicht die fast schon wichtigsten Motoren in dem unermüdlich gepriesenen modernen Menschengetriebe? Sie führen nicht immer zu Totschlag und schnödem Mord; doch auch mit stilleren Mitteln kann man in hochgeschichteten Stößen die Leichen häufen. Mögen Juristen, denen alles Menschliche fremd blieb, im Angesicht solcher Thaten sorgsam zwischen dumpfem Vorsatz und klarer Ueberlegung unterscheiden: der erweckte, der sittlich empfindende Mensch wird sie menschlich wägen und werthen, er wird, statt anbetend am Altar des Rechtes niederzuknien, zu den Lichtgestalten Gotamas und des Galiläers emporblicken und, in schamhaftem Bewußtsein der Menschenschwachheit, in den ekelsten Schreck noch sich selbst wiederfinden und mit dem bangen Seufzer den Weg zur Erlösung suchen: Dieses bist Du!





## Soziologische Aesthetik.

Die Betrachtung des menschlichen Thuns verdankt ihren immer erneuten Reiz der unererschöpflich mannichfaltigen Mischung von gleichartiger, steter Wiederkehr weniger Grundtöne und wechselnder Fälle ihrer individuellen Variationen, deren keine ganz der anderen gleicht. Auf eine erstaunlich geringe Zahl ursprünglicher Motive lassen sich die Tendenzen, Entwicklungen, Gegensätze der Menschengeschichte zurückführen. Was man von der Dichtung behauptet hat: daß sowohl Lyrik wie Dramatik nur in der wechselnden Ausgestaltung einer eng begrenzten Zahl äußerer und innerer Schicksalsmöglichkeiten bestünden, — Das gilt von jedem Gebiete menschlicher Bethätigung; und je weiter wir die Gebiete fassen, desto mehr schmilzt die Zahl der Grundmotive zusammen, um schließlich bei der allgemeinsten Betrachtung des Lebens fast überall nur in eine Zweifelt zu münden, als deren Kampf, Kompromiß, Kombination zu immer neuen Gestalten alles Leben erscheint. Auf solchen Dualismus von Denk- und Lebensrichtungen, in dem die Grundströmungen des Menschlichen zu ihrem einfachsten Ausdruck kämen, strebt jede Epoche, die unübersehbare Fülle ihrer Erscheinungen zurückzuführen. Nur aber in Symbolen und Beispielen ist jener tiefe Lebensgegensatz alles Menschlichen zu begreifen und jeder großen historischen Periode erscheint eine andere Ausgestaltung dieses Gegensatzes als sein Grundtypus und Urform.

So tauchte am Anfang der griechischen Philosophie der große Gegensatz zwischen Heraklit und den Eleaten auf: für Jenen war alles Sein in ewigem Flusse; in der Mannichfaltigkeit unendlicher Kontraste, die sich unaufhörlich in einander umsetzen, vollzieht sich ihm der Weltprozeß; für die Eleaten dagegen gab es jenseits des trügliehen Sinnenscheines nur ein einziges ruhendes Sein, allumfassend, ungespalten, die absolute, unterschiedslose Einheit der Dinge. Das war die Grundform, die die große Parteiung alles menschlichen Wesens für das griechische Denken annahm und die das Thema für seine gesammte Entwicklung gab. Mit dem Christenthum trat eine andere Ausgestaltung auf: der Gegensatz des göttlichen und des irdischen Prinzips. Allem spezifisch christlichen Leben erschien Dies als der letzte und absolute Gegensatz der Wesensrichtungen, auf den alle Unterschiede des Wollens und Denkens zurückgeführt werden mußten, der aber selbst auf keinen tieferen mehr hinwies. Die Lebensanschauungen der neueren Zeit haben Das zu dem fundamentalen Gegensatz von Natur und Geist weitergeführt. Die Gegenwart endlich hat für jenen Dualismus, der zwischen die Menschen, ja, durch die einzelne Seele seine Furche zieht, die Formel der sozialistischen und der individualistischen Tendenz gefunden. Hiermit scheint wiederum ein letzter typischer Unterschied der Charaktere von Menschen und Einrichtungen ausgesprochen, eine Wasser

scheide gefunden, an der ihre Richtungen sich trennen, um dann, doch wieder zusammenfließend, die Wirklichkeit nach den verschiedenen Mäßen ihrer Mitwirkung zu bestimmen. Durch alle Fragen des Lebens scheint sich die Linie zu verlängern, die diese Denkweisen trennt und auf den entferntesten Gebieten, an den mannichfaltigsten Materien zeigt sich die Form der Charakterbildung, die sich auf dem sozialpolitischen in dem Gegensatz sozialistischer und individualistischer Neigungen ausprägt. Sie bestimmt nicht weniger die Tiefen rein materieller Lebensinteressen als die Höhen der ästhetischen Weltanschauung.

Das Wesen der ästhetischen Betrachtung und Darstellung liegt für uns darin, daß in dem Einzelnen der Typus, in dem Zufälligen das Gesetz, in dem Außerlichen und Flüchtigen das Wesen und die Bedeutung der Dinge hervortreten. Dieser Reduktion auf Das, was an ihr bedeutsam und ewig ist, scheint keine Erscheinung sich entziehen zu können. Auch das Niedrigste, an sich Häßlichste, läßt sich in einen Zusammenhang der Farben und Formen, der Gefühle und Erlebnisse einstellen, der ihm reizvolle Bedeutsamkeit verleiht; in das Gleichgiltigste, das uns in seiner isolirten Erscheinung banal oder abstoßend ist, brauchen wir uns nur tief und liebevoll genug zu versenken, um auch Dies als Strahl und Wort der letzten Einheit aller Dinge zu empfinden, aus der ihnen Schönheit und Sinn quillt und für die jede Philosophie, jede Religion, jeder Augenblick unserer höchsten Gefühlserhebungen nach Symbolen ringen. Wenn wir diese Möglichkeit ästhetischer Vertiefung zu Ende denken, so giebt es in den Schönheitwerthen der Dinge keine Unterschiede mehr. Die Weltanschauung wird ästhetischer Pantheismus, jeder Punkt birgt die Möglichkeit der Erlösung zu absoluter ästhetischer Bedeutsamkeit, aus jedem leuchtet für den hinreichend geschärften Blick die ganze Schönheit, der ganze Sinn des Weltganzen hervor.

Damit aber hat das Einzelne die Bedeutung verloren, die es gerade als Einzelnes und im Unterschiede gegen alles Andere besitzt. Denn nicht so läßt diese sich bewahren, daß man etwa sagte, die überall gleich mögliche ästhetische Formung und Vertiefung der Dinge lasse der inhaltlichen, qualitativen Verschiedenheit ihrer Schönheiten vollen Raum, sie bedeute nur ästhetische Gleichwerthigkeit, nicht Gleichartigkeit, sie hebe nur die Unterschiede des Ranges auf diesem Gebiete auf, aber nicht die der Farben und Töne, der Forme und Gedanken, des Allegro und des Adagio. Diese Vorstellung, die Reize der ästhetischen Ungleichheit und Uneinheit mit denen des ästhetischen Individualismus versöhnen will, thut doch dessen Forderung nicht ganz Genüge. Denn gerade die Rangordnung der Werthe, der Aufbau des Bedeutsamen : das Gleichgiltigere, die organische Steigerung und Entwicklung, die dem Stumpfen das Beseelte, aus dem Nothen das Feine herauswachsen giebt den Gipfeln dieser Reihe einen Hintergrund, eine Höhe und Leucht-

kraft, die bei ästhetischer Gleichwerthigkeit der Objekte von keinem unter ihnen erreicht wird. Für sie ergießt sich ein gleich heller Glanz über alle Dinge, der zwar das Niedrigste dem Höchsten gleichstellt, dafür aber auch das Höchste dem Niedrigsten. An Unterschiede sind unsere Empfindungen geknüpft, die Werthempfindung nicht weniger als die des Haut- oder Wärmefinnes. Wir können nicht immer auf gleicher Höhe wandeln, wenigstens nicht auf der höchsten, die uns in unseren besten Augenblicken zugänglich ist; und so müssen wir die Erhebung des Niedrigsten in die ästhetische Höhe mit dem Verzicht auf jene Aufschwünge bezahlen, die nur seltene, vereinzelt sein können und sich nur über den Untergrund einer tiefer gelegenen, dumpferen und dunkleren Welt erheben. Aber nicht nur diese Bedingtheit alles Empfindens durch den Unterschied, die wir als abzustreifende Fessel und Unvollkommenheit unseres Wesens empfinden mögen, knüpft den Werth der Dinge an ihren Abstand von einander: auf eben diesem Abstand an und für sich ruht ein Schönheitwerth. Daß die Welt nach Licht und Finsterniß geschieden ist, daß ihre Elemente nicht in Gleichwerthigkeit formlos in einander verschwimmen, sondern jedes in einem Stufenbau der Werthe seine Stelle habe zwischen einem höheren und einem tieferen, daß das Höhere und Niedere den Sinn seiner Existenz darin finde, Träger und Hintergrund des Feinen, Hellen, Höhen zu sein: Das ist an sich ein höchster ästhetischer Reiz und Werth des Weltbildes. So scheiden sich unversöhnliche Wege: Der, dem tausend Tiefen lohnen, um der einen Höhe willen, und der den Werth der Dinge in ihrem Gipfel findet, von dem er zurückstrahlend allem Niederen seinen Sinn und sein Werthmaß zutheilt, — er wird nie den Anderen verstehen, der aus dem Wurm die Stimme Gottes reden hören will und den Anspruch jedes Dinges, so viel zu gelten wie das andere, als Gerechtigkeit empfindet. Und wer das Schauspiel der Gliederung und Abstufung, der Formung des Weltbildes nach dem Mehr oder Minder ihrer Schönheit nicht entbehren mag, — Der wird nie in einer inneren Welt leben mit dem Anderen, der die Harmonie der Dinge in ihrer Gleichheit sieht, so daß Reiz und Häßlichkeit des Anblickes, thörichtes Chaos und sinnvolle Form nur verhüllende Gewänder sind, hinter denen er überall die selbe Schönheit und Seele des Seins sieht, nach der sein Gemüth dürstet.

Hier nach einer Versöhnung zu suchen, nach einem Begriff und Theo- die diese Gegenrichtungen der Werthgefühle als verträgliche und in ein höheren Strebung zusammenlaufende demonstrirt, weil in vielen Seelen th- sächlich beide mit getheilten Rechten herrschen: Das ist so viel wie: den Geg- satz von Tag und Nacht hinweg beweisen, weil es eine Dämmerung gie. Hier stehen wir an den Quellen alles Menschlichen, die je nach den Gebie- durch die sie fließen, die ungeheuren Gegensätze des politischen Sozialis-

und Individualismus, der pantheistischen oder atomistischen Erkenntniß, der ästhetischen Ausgleichung oder Differenzierung ausblühen lassen. Diese Quellen selbst, diese letzten Wesensrichtungen, können wir nicht mit Worten bezeichnen; nur an jenen einzelnen Erscheinungen, die sie in ihrer Lenkung der empirischen Lebensinhalte, gleichsam in der Mischung mit diesen, ergeben, kann man sie erkennen oder wenigstens auf sie hinweisen als auf die unbekannten Kräfte, die die Materie unseres Daseins zu ihren Formen gestalten, ewig unverföhnt und eben dadurch jede der anderen den frischen Reiz erregend, der dem Leben unserer Gattung seine Rastlosigkeit, seinen Kampf, sein Schwingen zwischen Gegensätzen verbürgt, so daß die Befriedigung des Einen den kräftigsten Ansturm des Anderen lockt. Und hierin allein liegt, was man ihre Verföhnung nennen könnte: nicht in dem öden Nachweis, daß sie sich auf eine begriffliche Einheit reduzieren lassen, sondern darin, daß sie sich in einer Gattung von Wesen, ja, in jeder einzelnen Seele fortwährend begegnen und bekämpfen. Denn Das eben ist die Höhe und Herrlichkeit der Menschenseele, daß ihr lebendiges Leben, ihre unbegriffene Einheit, in jedem Augenblick die Kräfte in sich wirken läßt, die an sich doch aus völlig unvereinbaren Quellen nach völlig unvereinbaren Mündungen fließen.

Am Anfang aller ästhetischen Motive steht die Symmetrie. Um in die Dinge Idee, Sinn, Harmonie zu bringen, muß man sie zunächst symmetrisch gestalten, die Theile des Ganzen unter einander ausgleichen, sie ebenmäßig um einen Mittelpunkt herum ordnen. Die formgebende Macht des Menschen gegenüber der Zufälligkeit und Wirrniß der bloß natürlichen Gestaltung wird damit auf die schnellste, sichtbarste und unmittelbarste Art versinnlicht. So führt der erste ästhetische Schritt über das bloße Hinnehmen der Sinnlosigkeit der Dinge hinaus zur Symmetrie, bis später Verfeinerung und Vertiefung gerade wieder an das Unregelmäßige, an die Asymmetrie, die äußersten ästhetischen Reize knüpft. In symmetrischen Bildungen gewinnt der Rationalismus zuerst sichtbare Gestalt. So lange das Leben überhaupt noch triebhaft, gefühlsmäßig, irrational ist, tritt die ästhetische Erlösung von ihm in so rationalistischer Form auf. Wenn Verstand, Berechnung, Ausgleichung es erst durchdrungen haben, flieht das ästhetische Bedürfniß wiederum in seinen Gegensatz, das Irrationale und seine äußere Form, das Unsymmetrische.

Die niedrigere Stufe des ästhetischen Triebes spricht sich im System, in dem die Objekte in ein symmetrisches Bild faßt. So brachten Bußbücher des sechsten Jahrhunderts die Sünden und Strafen in Form von mathematischer Präzision und ebenmäßigem Aufbau. Der erste Schritt, die sittlichen Irrungen in ihrer Gesamtheit geistig zu bewältigen, ist so in der Form eines möglichst mechanischen, durchsichtigen, symme-

trischen Schemas; wenn sie unter das Joch des Systems gebeugt waren, konnte der Verstand sie am Schnellsten und gleichsam mit dem geringsten Widerstande erfassen. Die Systemform zerbricht, sobald man der eigenen Bedeutsamkeit des Objektes innerlich gewachsen ist und sie nicht erst aus einem Zusammenhang mit anderen zu entlehnen braucht; in diesem Stadium verläßt deshalb auch der ästhetische Reiz der Symmetrie, mit der man sich die Elemente zunächst zurechtlegte. Man kann nun an der Rolle, die die Symmetrie in sozialen Gestaltungen spielt, recht erkennen, wie scheinbar rein ästhetische Interessen durch materielle Zweckmäßigkeit hervorgerufen werden und umgekehrt ästhetische Motive in die Formungen hineinwirken, die scheinbar der reinen Zweckmäßigkeit folgen. Wir finden z. B. in den verschiedensten alten Kulturen die Zusammenschließung von je zehn Mitgliedern der Gruppe zu einer besonderen Einheit — in militärischer, steuerlicher, kriminalistischer und sonstigen Beziehungen —, oft so, daß zehn solcher Untergruppen wieder eine höhere Einheit, die Hundertschaft, bilden. Der Grund dieser symmetrischen Konstruktion der Gruppe war sicher die leichtere Uebersichtlichkeit, Bezeichnbarkeit, Lenkbarkeit. Das eigenthümlich stilisirte Bild der Gesellschaft, das bei diesen Organisationen herauskam, ergab sich als Erfolg bloßer Nützlichkeiten. Wir wissen aber ferner, daß diese Bedeutung der „Hundert“ schließlich oft nur noch zur Konservirung der bloßen Bezeichnung führte: jene Hundertschaften enthielten oft mehr, oft weniger als hundert Individuen. Im mittelalterlichen Barcelona z. B. hieß der Senat die Einhundert, obgleich er etwa zweihundert Mitglieder hatte. Diese Abweichung von der ursprünglichen Zweckmäßigkeit der Organisation, während doch zugleich deren Fiktion festgehalten wurden, zeigt den Uebergang des bloß Nützlichen in das Ästhetische, den Reiz der Symmetrie, der architektonischen Neigungen im sozialen Wesen.

Die Tendenz zur Symmetrie, zu gleichförmiger Anordnung der Elemente nach durchgehenden Prinzipien, ist nun weiterhin allen despotischen Gesellschaftsformen eigen. Justus Möser schrieb 1772: „Die Herren vom General-Departement möchten gern Alles auf einfache Regeln zurückgeführt haben. Dadurch entfernen wir uns von dem wahren Plane der Natur, die ihren Reichthum in der Mannichfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der Alles nach wenigen Regeln zwingen will.“ Die symmetrische Anordnung macht die Beherrschung der Vielen von einem Punkt aus leichter. Die Anstöße setzen sich länger, widerstandsloser, berechenbarer durch ein symmetrisch angeordnetes Medium fort, als wenn die innere Struktur und die Grenzen der Theile unregelmäßig und fluktuirend sind. So wollte Karl V. alle ungleichmäßigen und eigenartigen politischen Gebilde und Rechte in den Niederlanden nivelliren und diese zu einer in allen Theilen gleichmäßigen Organisation umgestalten; „er haßte“, so schreibt ein Histori-

dieser Epoche, „die alten Freibriefe und störrischen Privilegien, die seine Ideen von Symmetrie störten.“ Und mit Recht hat man die egyptischen Pyramiden als Symbole des politischen Baues bezeichnet, den die großen orientalischen Despoten aufführten: eine völlig symmetrische Struktur der Gesellschaft, deren Elemente nach oben hin an Umfang schnell abnehmen, an Höhe der Macht schnell zunehmen, bis sie in die eine Spitze münden, die gleichmäßig das Ganze beherrscht. Ist diese Form der Organisation auch aus ihrer bloßen Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse des Despotismus hervorgegangen, so wächst sie doch in eine formale, rein ästhetische Bedeutung hinein: der Reiz der Symmetrie, mit ihrer inneren Ausgeglichenheit, ihrer äußeren Geschlossenheit, ihrem harmonischen Verhältniß der Theile zu einem einheitlichen Centrum wirkt sicher in der ästhetischen Anziehungskraft mit, die die Autokratie, die Unbedingtheit des einen Staatswillens auf viele Geister, ausübt. Deshalb ist die liberale Staatsform umgekehrt der Asymmetrie zugeneigt. Ganz direkt hebt Macaulay, der begeisterte Liberale, Das als die eigentliche Stärke des englischen Verfassungslebens hervor. „Wir denken“, so sagt er, „gar nicht an die Symmetrie, aber sehr an die Zweckmäßigkeit; wir entfernen niemals eine Anomalie, bloß weil es eine Anomalie ist; wir stellen keine Normen von weiterem Umfang auf, als es der besondere Fall, um den es sich gerade handelt, erfordert. Das sind die Regeln, die im Ganzen, vom König Johann bis zur Königin Viktoria, die Erwägungen unserer 250 Parlamente geleitet haben.“ Hier wird also das Ideal der Symmetrie und logischen Abrundung, die allem Einzelnen von einem Punkte aus seinen Sinn giebt, zu Gunsten jenes anderen verworfen, das jedes Element sich nach seinen eigenen Bedingungen unabhängig ausleben und so natürlich das Ganze eine regellose und ungleichmäßige Erscheinung darbieten läßt. Dennoch liegt auch in dieser Asymmetrie, dieser Befreiung des individuellen Falles von der Präjudizierung durch sein Pendant, ein ästhetischer Reiz neben all ihren konkreten Motiven. Dieser Overton klingt deutlich aus den Worten Macaulays heraus; er stammt aus dem Gefühl, daß diese Organisation das innere Leben des Staates zum typischsten Ausdruck und in die harmonischste Form bringe.

Am Entschiedensten wird der Einfluß ästhetischer Kräfte auf soziale Thatsachen in dem modernen Konflikt zwischen sozialistischer und individualistischer Tendenz sichtbar. Daß die Gesellschaft als Ganzes ein Kunstwerk in dem jeder Theil einen erkennbaren Sinn vermöge seines Beitrages Ganzen erhält; daß an Stelle der rhapsodischen Zufälligkeit, mit der die Leistung des Einzelnen jetzt zum Nutzen oder zum Schaden der Gesellschaft gereicht, eine einheitliche Direktive alle Produktionen zweckmäßig ordnet, daß statt der kraftverschwendenden Konkurrenz und des Kampfes der Einzelnen gegen einander eine absolute Harmonie der Arbeiten eintrete —:

diese Ideen des Sozialismus wenden sich zweifellos an ästhetische Interessen und — aus welchen sonstigen Gründen man auch seine Forderungen verwerfen mag — sie widerlegen jedenfalls die populäre Meinung, daß der Sozialismus, ausschließlich den Bedürfnissen des Magens entsprungen, auch ausschließlich in sie münde; und die soziale Frage ist nicht nur eine ethische, sondern auch eine ästhetische.\*) Die rationelle Organisation der Gesellschaft hat, ganz abgesehen von ihren fühlbaren Folgen für die Individuen, einen hohen ästhetischen Reiz; sie will das Leben des Ganzen zum Kunstwerk machen, wie es jetzt kaum das Leben des Einzelnen sein kann. Je zusammengefügtere Gebilde unsere Anschauung zu umfassen befähigt ist, desto unterschiedener wird die Anwendung der ästhetischen Kategorien von den individuellen, sinnlich wahrnehmbaren zu den sozialen Gebilden aufwärts schreiten. Es handelt sich hier um den gleichen ästhetischen Reiz wie den, den die Maschine auszuüben vermag. Die absolute Zweckmäßigkeit und Zuverlässigkeit der Bewegungen, die äußerste Verminderung der Widerstände und Reibungen, das harmonische Zueinandergreifen der kleinsten und der größten Bestandtheile: Das verleiht der Maschine selbst bei oberflächlicher Betrachtung eine eigenartige Schönheit, die die Organisation einer Fabrik in erweitertem Maße wiederholt und die der sozialistische Staat im allerweitesten wiederholen soll. Dieses eigenthümliche, auf Harmonie und Symmetrie hingehende Interesse, in dem der Sozialismus seinen rationalistischen Charakter zeigt und mit dem er das soziale Leben gleichsam stilisiren will, tritt rein äußerlich darin hervor, daß sozialistische Utopien die lokalen Einzelheiten ihrer Idealstädte oder -staaten immer nach dem Prinzip der Symmetrie konstruiren: entweder in Kreisform oder in quadratischer Form werden die Ortschaften oder Gebäude angeordnet. In Campanellas Sonnenstaat ist der Plan der Reichshauptstadt mathematisch abgezirkelt, eben so wie die Tageseinteilung der Bürger und die Abstufung ihrer Rechte und Pflichten. Dieser allgemeine Zug sozialistischer Pläne zeugt nur in roher Form für die tiefe Anziehungskraft, die der Gedanke der harmonischen, innerlich ausgeglichenen, allen Widerstand der irrationalen Individualität überwindenden Organisation des menschlichen Thuns ausübt, — ein Interesse, das, ganz jenseits von den materiell greifbaren Folgen solcher Organisation, sicher auch als ein rein formal ästhetisches einen nie ganz verschwindenden Faktor in den sozialen

\*) Eine ästhetische übrigens auch in der Bedeutung der unmittelbaren Sinnesempfindung von Angenehm und Unangenehm, nicht nur in der der Formenschönheit. Die eigentlich ästhetischen Unannehmlichkeiten, wie sie der typische „Gebildete“ bei körperlicher Berührung mit dem Volke empfindet, an dem „der ehrwürdige Schweiß der Arbeit“ haftet, dürften schwerer überwindlich sein als die Abneigung, auf Hummern, Lawn-Tennis und Chaiselongues zu verzichten

Gestaltungen bildet. Wenn man die Anziehungskraft des Schönen darin gesetzt hat, daß seine Vorstellung eine Krustersparniß des Denkens bedeute, das Abrollen einer maximalen Anzahl von Vorstellungen mit einem Minimum von Anstrengung, so erfüllt die symmetrische, gegensatzfreie Konstruktion der Gruppe, wie der Sozialist sie erstrebt, diese Forderung vollkommen. Die individualistische Gesellschaft mit ihren heterogenen Interessen, mit ihren unverföhnten Tendenzen, ihren unzählige Male begonnenen und — weil nur von Einzelnen getragen — eben so oft unterbrochenen Entwicklungsreihen: eine solche Gesellschaft bietet dem Geiste ein unruhiges, sozusagen unebenes Bild, ihre Wahrnehmung fordert fortwährend neue Innervationen, ihr Verständnis neue Anstrengung; während die sozialistische, ausgeglichene Gesellschaft mit ihrer organischen Einheitlichkeit, ihrer symmetrischen Anordnung, der gegenseitigen Berührung ihrer Bewegungen in gemeinsamen Centren dem beobachtenden Geist ein Maximum von Wahrnehmungen, ein Umfassen des sozialen Bildes mit einem Minimum von geistigem Kraftaufwand ermöglicht, — eine Thatsache, deren ästhetische Bedeutung viel mehr, als diese abstrakte Formulierung verräth, die psychischen Verfassungen in einer sozialistischen Gesellschaft beeinflussen müßte. Symmetrie bedeutet im Ästhetischen Abhängigkeit des einzelnen Elementes von seiner Wechselwirkung mit allen anderen, zugleich aber Abgeschlossenheit des damit bezeichneten Kreises; während asymmetrische Gestaltungen mit dem individuellen Rechte jedes Elementes mehr Raum für frei und weit ausgreifende Beziehungen gestatten. Dem entspricht die innere Organisation des Sozialismus und die Erfahrung, daß alle historischen Annäherungen an sozialistische Verfassung immer nur in streng geschlossenen Kreisen stattfanden, die alle Beziehungen zu außerhalb gelegenen Mächten ablehnten. Diese Geschlossenheit, die sowohl dem ästhetischen Charakter der Symmetrie wie dem politischen Charakter des sozialistischen Staates eignet, hat zur Folge, daß man angesichts des nicht aufzuhebenden internationalen Verkehrs allgemein betont, der Sozialismus könne nur einheitlich in der ganzen Kulturwelt, nicht aber in irgend einem einzelnen Lande zur Herrschaft kommen.

Nun aber zeigt sich die Geltungsweite der ästhetischen Motive darin, daß sie sich mit mindestens der gleichen Kraft auch zu Gunsten des entgegengesetzten sozialen Ideals äußern. Die Schönheit, die heute thatsächlich empfunden wird, trägt noch fast ausschließlich individualistischen Charakter. Sie knüpft sich im Wesentlichen an einzelne Erscheinungen, sei es in ihrem Gegensatz zu den Eigenschaften und Lebensbedingungen der Masse, sei es in refter Opposition gegen sie. In diesem Sich-Entgegensetzen und Isoliren des Individuums gegen das Allgemeine, gegen Das, was für Alle gilt, ist großentheils die eigentlich romantische Schönheit, — selbst dann, wenn es zugleich ethisch verurtheilt. Gerade daß der Einzelne nicht nur das



Glied eines größeren Ganzen, sondern selbst ein Ganzes sei, das nun als Solches nicht mehr in jene symmetrische Organisation sozialistischer Interessen hineinpaßt, — gerade Das ist ein ästhetisch reizvolles Bild. Selbst der vollkommenste soziale Mechanismus ist eben Mechanismus und entbehrt der Freiheit, die, wie man sie auch philosophisch ausdeuten möge, doch als Bedingung der Schönheit erscheint. So sind denn auch von den in letzter Zeit hervorgetretenen Weltanschauungen die am entschieden individualistischsten: die des Rembrandt und die Kiezsches, durchweg von ästhetischen Motiven getragen. Ja, so weit geht der Individualismus des modernen Schönheitsempfindens, daß man Blumen, insbesondere die modernen Kulturb Blumen, nicht mehr zum Strauße binden mag: man läßt sie einzeln, bindet höchstens einzelne ganz lose zusammen. Jede ist zu sehr Etwas für sich, sie sind ästhetische Individualitäten, die sich nicht zu einer symmetrischen Einheit zusammenordnen; wogegen die unentwickelteren, gleichsam noch mehr im Gattungstypus verbliebenen Wiesen- und Waldblumen gerade entzückende Sträuße geben.

Diese Bindung der gleichartigen Reize an unversöhnliche Gegensätze weist auf den eigenthümlichen Ursprung der ästhetischen Gefühle hin. So wenig Sicheres wir über diesen wissen, so empfinden wir doch als wahrscheinlich, daß die materielle Nützlichkeit der Objekte, ihre Zweckmäßigkeit für Erhaltung und Steigerung des Gattungsebens, der Ausgangspunkt auch für ihren Schönheitwerth gewesen ist. Vielleicht ist für uns Das schön, was die Gattung als nützlich erprobt hat und was uns deshalb, insofern diese in uns lebt, Lust bereitet, ohne daß wir als Individuen jetzt noch die reale Nützlichkeit des Gegenstandes genießen. Diese ist längst durch die Länge der geschichtlichen Entwicklung und Vererbung hinweggeläutert; die materiellen Motive, aus denen unsere ästhetische Empfindung stammt, liegen in weiter Zeitenferne und lassen dem Schönen so den Charakter der „reinen Form“, einer gewissen Ueberirdischkeit und Irrealität, wie sich der gleiche verklärende Hauch über die eigenen Erlebnisse vergangener Zeiten legt. Nun aber ist das Nützliche ein sehr Mannichfaltiges, in verschiedenen Anpassungsperioden, ja, in verschiedenen Provinzen der selben Periode oft von entgegengesetztem Inhalt. Insbesondere jene großen Gegensätze alles geschichtlichen Lebens: die Organisation der Gesellschaft, für die der Einzelne nur Glied und Element ist, und die Werthung des Individuums, für das die Gesellschaft nur Unterbau sei, gewinnen in Folge der Mannichfaltigkeit der historischen Bedingungen abwechselnd die Vorhand und mischen sich in jedem Augenblick in veränderlichsten Proportionen. Dadurch sind nun die Voraussetzungen gegeben, auf die hin sich die ästhetischen Interessen der einen sozialen Lebensform so stark wie der anderen zuwenden können. Der scheinbare Widerspruch: daß der gleiche ästhetische Reiz der Harmonie des Ganzen, in dem d

Einzelne verschwindet, und dem Sich-Durchsetzen des Individuums zuwächst, erklärt sich ohne Weiteres, wenn alles Schönheitsempfinden das Destillat, die Idealisierung, die abgeklärte Form ist, mit der die Anpassungen und Nüchternheitsempfindungen der Gattung in dem Einzelnen nachklingen, auf den jene reale Bedeutung nur als eine vergeistigte und formalistische vererbt worden ist. Dann spiegeln sich alle Mannichfaltigkeiten und alle Widersprüche der geschichtlichen Entwicklung in der Weite unseres ästhetischen Empfindens, das so an die entgegengesetzten Pole der sozialen Interessen die gleiche Stärke des Reizes zu knüpfen vermag.

Die innere Bedeutsamkeit der Kunststile läßt sich als eine Folge der verschiedenen Distanz auslegen, die sie zwischen uns und den Dingen herstellen. Alle Kunst verändert die Blickweite, in die wir uns ursprünglich und natürlich zu der Wirklichkeit stellen. Sie bringt sie uns einerseits näher, zu ihrem eigentlichen und innersten Sinn setzt sie uns in ein unmittelbares Verhältnis, hinter der kühlen Fremdheit der Außenwelt verräth sie uns die Beseeltheit des Seins, durch die es uns verwandt und verständlich ist. Daneben aber stiftet jede Kunst eine Entfernung von der Unmittelbarkeit der Dinge, sie läßt die Konkretheit der Reize zurücktreten und spannt einen Schleier zwischen uns und sie, gleich jenem feinen bläulichen Dufte, der sich um ferne Berge spinnt. An beide Seiten dieses Gegensatzes knüpfen sich gleich starke Reize; die Spannung zwischen ihnen, ihre Verteilung auf die Mannichfaltigkeit der Ansprüche an das Kunstwerk, giebt jedem Kunststil sein eigenes Gepräge. Im Naturalismus, in seinem Gegensatz zu aller eigentlichen „Stilisierung“, scheint zunächst die Nähe der Objekte zu überwiegen. Die naturalistische Kunst will aus jedem Stückchen der Welt seine eigene Bedeutsamkeit herausholen, während die stilisierende eine vor-gefaßte Forderung von Schönheit und Bedeutsamkeit zwischen uns und die Dinge stellt. Aus dem Boden der unmittelbaren Eindrücke von Wirklichkeit ist alle Kunst genährt, wenn sie auch zur Kunst erst da wird, wo sie über diesen Boden hinauswächst; sie setzt eben einen innerlichen, unbewußten Reduktionprozeß voraus, um uns von ihrer Wahrheit und Bedeutsamkeit zu überzeugen; bei der naturalistischen Kunst ist diese Reduktion kurz und

..... Sie verlangt deshalb keine so entschiedene und weitreichende Selbst-keit des Genießenden, sondern vollzieht seine Annäherung an die Dinge im direktesten Wege. Daher nun auch der Zusammenhang, den die naturalistische Kunst vielfach — wenn auch natürlich nicht im Geringsten — mit sinnlicher Lusternheit aufweist. Denn das ist der Punkt, an dem am Schnellsten und Unmittelbarsten eine Aufrüttelung des ge-

samnten inneren Systemes stattfinden kann: das Objekt und die subjektive Reaktion darauf stehen hier am Nächsten zusammen.

Dennoch entbehrt auch der Naturalismus nicht eines sehr feinen Reizes der Fernwirkung der Dinge, sobald wir auf die Vorliebe achten, mit der er seine Gegenstände im alltäglichsten Leben, im Niedrigen und Banalen, sucht. Denn für sehr empfindliche Seelen tritt die eigenthümliche Entfernung des Kunstwerkes von der Unmittelbarkeit der Erfahrung gerade dann besonders hervor, wenn das Objekt uns ganz nahe steht. Für weniger zartes Empfinden bedarf es, um es diesen Reiz der Distanz kosten zu lassen, einer größeren Ferne des Objektes selbst: stilisirt-italienische Landschaften, historische Dramen; je unkultivirter und kindlicher das ästhetische Gefühl ist, desto phantastischer, der Wirklichkeit ferner, muß der Gegenstand sein, an dem das künstlerische Bilden zu seinem Effekt kommt. Feinere Nerven bedürfen dieser gleichsam materiellen Unterstüzung nicht; für sie liegt in der künstlerischen Formung des Objektes der ganze geheimnißvolle Reiz der Distanz von den Dingen, die Befreiung von ihrem dumpfen Druck, der Schwung von der Natur zum Geist; und um so intensiver werden sie Das empfinden, an je näherem, niedrigerem, irdischerem Materiale es sich vollzieht.

Man kann vielleicht sagen, daß das Kunstgefühl der Gegenwart im Wesentlichen den Reiz der Distanz stark betont, gegenüber dem Reiz der Annäherung. Und es weiß sich diesen nicht nur auf dem angedeuteten Wege des Naturalismus zu verschaffen. Vielmehr bildet diese eigenartige Tendenz, die Dinge möglichst aus der Entfernung auf sich wirken zu lassen, ein vielen Gebieten gemeinsames Zeichen der modernen Zeit. Ihm gehört die Vorliebe für räumlich und zeitlich entfernte Kulturen und Stile an. Das Entfernte erregt sehr viele, lebhaft auf- und abschwankende Vorstellungen und genügt damit unserem vielseitigen Anregungsbedürfniß; doch klingt jede dieser fremden und fernen Vorstellungen wegen ihrer Beziehungslosigkeit zu unsern persönlichsten und materiellen Interessen doch nur schwach an und muthet deshalb den geschwächten Nerven nur eine behagliche Anregung zu. Daher nun auch der jetzt so lebhaft empfundene Reiz des Fragmentes, der bloßen Andeutung, des Aphorismus, des Symbols, der unentwickelten Kunststile. Alle diese Formen, die in allen Künsten heimisch sind, stellen uns in eine Distanz von dem Ganzen und Vollen der Dinge, sie sprechen zu uns „wie aus der Ferne“, die Wirklichkeit giebt sich in ihnen nicht mit gerader Sicherheit, sondern mit gleich zurückgezogenen Fingerspitzen. Der literarische Stil des Jahrhunderts, dessen letzte Raffinements in Paris und Wien ausgebildet sind, vermeidet die direkte Bezeichnung der Dinge, faßt sie nur an einem Zipfel, streift mit dem Worte nur eine Ecke, der Ausdruck und die Sache decken sich nur mit irgend einem möglichst abgelegenen Stückchen.

Es ist die pathologische Erscheinung der „Berührungangst“, von der hiermit ein niederer Grad endemisch geworden ist: die Furcht, in allzu nahe Berührung mit den Objekten zu kommen, ein Resultat der Hyperästhesie, der jede unmittelbare und energische Berührung ein Schmerz ist. Daher äußert sich auch die Feinsinnigkeit, Geistigkeit, differenzierte Empfindlichkeit so überwiegend vieler moderner Menschen im negativen Geschmack, Das heißt: in der leichten Verletzbarkeit durch Nicht-Zusagenendes, in dem bestimmten Ausschließen des Unsympathischen, in der Repulsion durch Vieles, ja oft durch das Meiste des gebotenen Kreises von Reizen, während der positive Geschmack, das energische Ja-Sagen, das freudige und rückhaltlose Ergreifen des Gefallenden, kurz die aktiv aneignenden Energien große Fehlbeträge aufweisen. Der Naturalismus in seinen groben Formen war ein verzweifelter Versuch, über die Distanz hinwegzukommen, die Nähe und Unmittelbarkeit der Dinge zu ergreifen; kaum aber war man ihnen ganz nahe, so konnten die empfindlichen Nerven schon ihre Berührung nicht mehr vertragen und scheuten zurück, als hätten sie glühende Kohlen angefaßt. Das gilt nicht nur von der Reaktion in der Malerei, die durch die schottische Schule vermittelt wurde, und in der Literatur, die vom Zolaismus zum Symbolismus führte; es gilt auch von wissenschaftlichen Tendenzen: so, wenn der Materialismus, der die Wirklichkeit unmittelbar zu greifen glaubt, vor „neu-fantastischen“ oder subjektivistischen Weltanschauungen zurückweicht, die die Dinge erst durch das Medium der Seele brechen oder destillieren lassen, ehe sie zu Erkenntnissen werden; so, wenn sich über der spezialistischen Detailarbeit in allen Wissenschaften der Ruf nach Zusammenfassung und Verallgemeinerung erhebt, die sich in überschauende Distanz von aller konkreten Einzelheit stelle; so, wenn in der Ethik die platte „Nützlichkeit“ vor höher anblickenden, oft religiösen, von der sinnlichen Unmittelbarkeit weit abstehenden Prinzipien zurücktreten muß.

Au mehr als einem Punkte unserer Kultur macht sich diese Tendenz auf Distanzierung beherrschend fühlbar; dabei ist es selbstverständlich, daß ich damit ein bestimmt empfundenes, also qualitatives, inneres Verhältniß zu den Dingen meine, das ich nur, weil es keinen direkten Ausdruck dafür giebt, auf das quantitative der Distanzierung zurückführe, das nur als Symbol und Annäherung gelten kann. Die Auflösung der Familie hängt damit zusammen, die Abneigung gegen „Familienümpelei“, das Gefühl unerträglicher Enge, das das Gebundensein an den nächsten Kreis so oft im modernen Menschen weckt und ihn so oft in tragische Konflikte verwickelt. Die Leichtigkeit des Verkehrs in die größeren Fernen hin verstärkt diese „Berührungangst“. Der „historische Geist“, die Fülle der inneren Beziehungen zu räumlich und zeitlich ferneren Interessen, macht uns immer empfindlicher gegen die Schocks und die Wirrnisse, die uns aus der unmittelbaren Nähe und Berührung der

Menschen und der Dinge kommen. Als eine Hauptursache jener Verärgerung aber erscheint mir das immer tiefere Eindringen der Geldwirtschaft, das die naturalwirtschaftlichen Verhältnisse früherer Zeiten mehr und mehr zerstört, — wenn auch dieses Zerstörungswerk noch nicht völlig gelungen ist. Das Geld schiebt sich zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Waare, als eine vermittelnde Instanz, als ein Generalnenner, auf den erst jeder Werth gebracht werden muß, um sich weiterhin in andere Werthe umsetzen zu können. Seit der Geldwirtschaft stehen uns die Gegenstände des wirtschaftlichen Verkehrs nicht mehr unmittelbar gegenüber, unser Interesse an ihnen bricht sich erst in dem Medium des Geldes, nicht ihre eigene sachliche Bedeutung, sondern wie viel sie, an diesem Zwischenwerth gemessen, werth sind, steht dem wirtschaftenden Menschen vor Augen; unzählige Male macht sein Zweckbewußtsein auf dieser Zwischenstufe Halt, als auf dem Interessencentrum und dem ruhenden Pole, während alle konkreten Dinge in rastloser Flucht vorüberstreifen, belastet mit dem Widerspruch, daß doch eigentlich sie allein definitive Befriedigungen gewähren können und dennoch erst nach ihrer Abschätzung an diesem charakterlosen, qualitätslosen Maßstab ihren Grad von Werth und Interesse erlangen. So stellt uns das Geld mit der Vergrößerung seiner Rolle in eine immer gründlichere Distanz von den Objecten, die Unmittelbarkeit der Eindrücke, der Werthgefühle, der Interessirtheit wird abgeschwächt, unsere Verührung mit ihnen wird durchbrochen und wir empfinden sie gleichsam nur durch eine Vermittelung hindurch, die ihr volles, eigenes, unmittelbares Sein nicht mehr ganz zu Worte kommen läßt.

So scheinen sehr mannichfaltige Erscheinungen der modernen Kultur einen tiefen psychologischen Zug gemeinsam zu haben, den man in abstrakter Weise als die Tendenz zur Distanzvergrößerung zwischen dem Menschen und seinen Objecten bezeichnen kann und der auf ästhetischem Gebiet nur seine deutlichsten Formen gewinnt. Und wenn damit wieder Phänomene und Epochen wie die naturalistischen und die sensualistischen abwechseln, in denen gerade ein festes Sich-Anpassen an die Dinge, ein Einschlürfen ihrer ungebrochenen Realität, herrschend wird, so darf Das nicht irre machen; denn gerade die Schwingungen zwischen beiden Extremen beweisen die gleiche Neurasthenie, der schon jedes für sich allein entstammt. Eine Zeit, die zugleich für Böcklin und den Impressionismus, für Naturalismus und Symbolistik, für Sozialismus und Nietzsche schwärmt, findet ihre höchsten Lebensreize offenbar in der Form der Schwankung zwischen den extremen Polen aller Menschlichen; ermatteten, zwischen Hyperfensibilität und Unempfindlichkeit schwankenden Nerven können nur noch die abgeklärteste Form und die derbsten Nähe, die allerzartesten und die allergröbsten Reize neue Anregungen bringen.

Georg Simmel.



## Der Wahlkampf in den Vereinigten Staaten.

Für den oberflächlichen Beobachter waren die Tage von Chicago, mit Bryans Kandidatur und dem Silberfanatismus, ein Blitz aus heiterem Himmel. Nicht so für Den, der sich seit Jahren mit den transatlantischen Zuständen eingehend beschäftigt hat. Ihm war es nur der endlich erfolgte Ausbruch eines Erbebens, das ihm sein Seismograph schon längst verkündet hatte. Ob Bryan gewählt wird oder nicht, ist verhältnißmäßig gleichgiltig; der Vulkan da drüben kann nicht mehr zur Ruhe kommen, ehe er sich Luft gemacht hat. Daß der Ausbruch in erster Reihe die Richtung einer Währungsänderung nehmen wird, erscheint kaum zweifelhaft, wenn man sich nicht damit begnügt, die Abstimmungswahrscheinlichkeiten der bevorstehenden Wahl zu berechnen, sondern tiefer hinabsteigt in das Laboratorium von Ursachen und Wirkungen, in dem sich langsam die Explosionskörper des Feuerwerkes vorbereiten, das man „Weltgeschichte“ zu nennen beliebt.

Aus drei Elementen sind diese Körper bereitet worden: aus der Bodenverschleuderung, aus den Monopolen und aus der Währungsverschlechterung. Unter Verschlechterung verstehe ich die Einführung der Goldwährung, die dazu beigetragen hat, die Reichen reicher, die Armen ärmer zu machen. Doch werde ich im Folgenden zeigen, daß ihre Beseitigung bei Weitem nicht die erhofften Wirkungen haben kann, weil ein anderes explosives Element das wirksamste der drei gewesen ist und die Währungsverschlechterung gewissermaßen nur den Salpeter des Pulvers darstellt. Auch ohne ihn hätte die Entzündung der Kohle und des Schwefels genügt, um das Gebäude in Brand zu setzen; aber der Sauerstoff des Salpeters gab der Flamme den Stoff, dessen sie zur rascheren Entwicklung bedurfte.

Die Vereinigten Staaten wurden unglücklicher Weise zu einer Zeit kolonisiert, wo die einwandernden Germanen bereits die Periode des gemeinschaftlichen Bodenbesitzes längst hinter sich hatten. Aus der freien Markgenossenschaft war in dem Inselreich, aus dem sie kamen, das Feudalsystem geworden und auch dieses verlor schon mehr und mehr den guten Kern, der sich aus dem früheren System hinüber gerettet hatte. Immer mehr hatte das Grundeigenthum, das Lehen, den Charakter des Allodialgutes, des Vollerigenthumes, angenommen, hatte es der Lehnsmann verstanden, die ihm als Entgelt für die Bodennutzung auferlegten Dienste und Lasten auf Andere abzuladen, wie wir Das ja noch zu unserer Zeit in den Bestrebungen der Abwälzung des letzten Restes der alten Pflichten, der Grundsteuer, sehen können. Unter solchen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn dieandleute, die in der Mayflower und später da drüben ankamen, um den Grund zu einem neuen Gemeinwesen zu legen, in ihren Anschauungen jeden Zusammenhang mit den Gesetzen und Gebräuchen ihrer germanischen Vorfahren verloren hatten und sich damit begnügten, volle Freiheit von jedem Grundherrschaften, unbedingtes Eigenthumsrecht an dem in Besitz genommenen Boden zu haben. Es war ja so unendlich viel davon da, — und die armen dummen Indianer ließen sich ihr Gemeinland so leicht abschwächen. Wer dachte daran, einst die Zeit kommen würde, wo ein ganzer Welttheil, der kaum genug, um allen Bewohnern der Erde Nahrung zu gewähren, in Privateigenthum gegangen sein würde, wenigstens alles Land, das die Mühe der Ansiedelung erforderte, und wo die nur 75 Millionen zählenden Bewohner dieses Landes auf

Mittel finnen würden, die Einwanderung fleißiger Menschen zu beschränken, die nichts weiter verlangen als freies Land, auf dem sie ihre Arbeit verwerten können? Wie ganz anders hätte sich des Landes Geschick gestaltet, wenn die „Pilgrim fathers“, statt einer Bodenreform in der Richtung der vollständigen Lösung von jeder Beschränkung, eine solche in der besseren Organisation des Gemeinbesitzthumes gesucht hätten, das damals noch in großer Ausdehnung in der Gestalt der Common (Allmend) in ihrem alten Vaterlande existirte. Statt diese Common als Wildniß zu belassen, höchstens als Weide zu benutzen oder sie einzuzäunen und als Privateigenthum zu beanspruchen, wie es in England seit zweihundert Jahren in riesigem Maße geschah (über sieben Millionen Morgen wurden so allein seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts dem Volke gestohlen), gab es noch einen anderen Weg: den der Verpachtung an den Meistbietenden in geeigneten Abschnitten, unter Verwendung der Pacht für die Volksgemeinschaft. Hätte man dieses System in Amerika zum herrschenden gemacht, so würde die staatliche Bodenspachteinnahe heute viele Milliarden betragen, so daß nicht nur jede sonstige Steuer wegfallen könnte, sondern noch Riesensummen für gemeinschaftliche Zwecke oder zur Vertheilung an die Bürger blieben.

Statt Dessen hat Amerika uns das Zerrbild der Zustände geliefert, denen auch wir entgegentreiben müssen, weil eben gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzielen. Wie voraussehen war, hat das unbedingte Recht des Bodenerwerbes nicht zur gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter seine Bebauer geführt, sondern zur Beschlagnahme durch einzelne Monopolisten und zur Auszäunung der Bodenbesitzer. Heute schon werden mehr als drei Achtel aller landwirthschaftlichen Betriebe in Amerika auf Pachtboden ausgeübt. Von den übrigen, die noch nominell das Eigenthum des Landwirthes sind, wird zum weitaus größten Theil eine hohe Pacht in Form des Hypothekenzinses erhoben. Wenn auf der einen Seite sich Einnahmen finden, die allen Zufällen der Konjunktur unterworfen sind, wie es vornehmlich bei den Einnahmen des Landwirthes der Fall ist, auf der anderen aber von jeder Konjunktur unabhängige hohe Tributabgaben,\*) so muß die unausbleibliche Folge der allmähliche Ruin des Tributzahlers sein, während sich auf der anderen Seite Riesenvermögen bilden. J. W. Bennett giebt an, daß ein Zweihundertfünfzigstel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten 80 Prozent des Nationalreichthumes besitzt. Sogar kapitalistische Schönjäger haben aus den Ziffern des Censüs zugestehen müssen, daß 9 Prozent der Bevölkerung 71 Prozent des Nationalreichthumes eignen. Das sind entsetzliche Ziffern, wenn man ihre Konsequenzen bedenkt. Diese bestehen vor Allem darin, daß die überreiche Minderheit ihr Einkommen nicht zu konsumiren vermag, sondern es mit Hilfe des Zinses und Zinseszinses ständig weiter vergrößert. Jedes Lehrbuch

\*) Sogar noch nach dem Censüs von 1890 war der Durchschnittszins der ländlichen Hypotheken 7½ Prozent netto, was inklusive der Kosten, die die Anleihen verursachten, 9 Prozent brutto ergab; früher war er weit höher. Im Westen galt noch vor etwa fünfzehn Jahren 10 Prozent als ein durchaus nicht übertriebener Zinsfuß für erste Hypotheken auf Landgüter. Durch den Wucher der country stores (Dorfläden) wird oft 25 Prozent bezahlt, wenn man die Abzüge und Profite an den Produkten in Anrechnung bringt.

der Mathematik zeigt uns die Steigerungsmacht des Zinseszinses. Ersparnisse weder konsumieren noch in Produkten menschlicher Arbeit anlegen, sondern dafür neue, auf gesetzliche Vorrechte gegründete Tributforderungen erwerben, heißt aber einfach: eine weitere Beschränkung der Konsumfähigkeit, der Kaufkraft der Massen, die den Tribut zu zahlen haben, ehe sie an Eigenkonsum denken dürfen. Man nimmt ihnen aber obendrein die Zahlung nicht einmal in Produkten ihrer Arbeit ab, sondern, verlangt Geld von ihnen, das nicht erlangbar ist, weil die Gläubiger die zum Verkauf angebotenen Produkte nur theilweise nöthig haben, die Schuldner aber, wie gesagt, nicht kaufen können, so lange ihre Gläubiger nicht befriedigt sind. Die Folge ist eine Regulirung durch Bankerott oder stärkere Verschuldung, so weit dafür noch genügende Sicherheit geboten werden kann, und weitere Vertiefung des Abgrundes durch die Zinsen der neuen Schulden. Dabei ein Hasten und Drängen der armen Schuldner, von denen Jeder der Erste auf dem Markte sein möchte, weil den Reichen die Hunde fressen oder, wie der Engländer sagt, der Teufel holt. Sie unterbieten einander in diesem wilden Kampfe; sie erfinden neue Maschinen und bessere Produktionsmethoden, die ihnen ermöglichen, billiger und mit verhältnißmäßig weniger Lohnausgabe zu fabriziren. Verhältnißmäßig weniger Lohn bei Mehrproduktion bedeutet aber noch weiteres Zurückbleiben des Konsums hinter der Produktionsfähigkeit und Vergrößerung der Arbeitslosigkeit, also weitere Verschlimmerung der Krise.

Wir haben ja die gleiche Erscheinung, die gleiche Krisenursache, im alten Europa; aber bei uns giebt es doch eine Menge Milderungsmomente, die drüben fehlen. Wir haben unsere gegenseitigen Abschlachtungen, Kriege genannt, und in den Zwischenperioden halten wir Millionen schlachtbereit und entziehen sie so wenigstens dem Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt, während wir unseren Reichen entsprechende Quoten ihrer Einkommen, die sonst wieder neues Zinskapital und weitere Konsumverhinderungen heden würden, in Zöllen, Erb- und Einkommensteuern oder auf andere Weise abzapfen, um die bewaffneten Schaaren zu sättern. Drüben fällt das Alles weg. Statt als Soldaten auf- und abzumarschiren und auf Kosten Derer, die noch Etwas haben, ernährt zu werden, durchziehen die Arbeitslosen als Vagabunden das Land und verhungern oder werden zu Verbrechern. Inzwischen haben die Zinsherren Alles an sich gerissen, was irgend eine sichere Tributerpressung versprach. Sie nahmen den Grund und Boden des Landes und der Städte, die Bergwerke, Oel- und Gasquellen in Besitz oder beliehen sie, um auf bequemere Weise ihren Tribut in der Hypothekform einzuziehen. Oder sie erwarben die Eisenbahnen, die sämmtlich von der Gemeinschaft hätten gebaut werden können, wenn diese im Besitz ihres Bodens geblieben wäre und dessen Grundrenten selbst geerntet hätte, die Straßenbahnen, den Telegraphen, die Packetposten, die Dampfschiffe, die elektrischen und Gas-Beleuchtungen, die Wasserversorgungen, so weit nicht die Gemeinden eingeschritten sind und diese Einrichtungen selbst übernommen haben. Nachdem das Alles eingesackt war, ging es daran, mit Hilfe der so erworbenen ungeheuren Reichthümer riesige Trusts zu bilden, die eine Industrie nach der anderen an sich rissen und furchtbare Volksausbeutungsinstrumente wurden. Leider kann ich des engen Raumes halber nicht die Detailziffern anführen, die ich gesammelt habe. Ich will nur die Summirung des schon genannten J. W. Bennett geben. Zu seinem Buche



„A Breed of Barren Metal“ schätzt er die jährlich allein für Zins und Grundrente meist in die Tasche einer Minderheit fließenden Summen auf  $3\frac{1}{2}$  Milliarden Dollar. Hierzu kommt während der letzten zwanzig Jahre noch eine Milliarde per Jahr für die Werthzunahme des Goldes, die der Gläubigerklasse zu Gute kam. Die ganze Produktion des Landes wird nun auf 15 Milliarden Dollars geschätzt und der Bruttoprofit, nachdem alle Produktionskosten, ohne Zins und Rente, abgezogen sind, in übertrieben hoher Schätzung, um auf der guten Seite zu bleiben, auf zehn Prozent angenommen. Hiernach ergäbe sich ein jährliches Defizit von zwei Milliarden Dollars, das zum großen Theil, so weit es der Bankrott nicht liquidirt, mit der Einräumung neuer Hypotheken, Ueberweisungen von Land, Gebäuden, Eisenbahnen, maschinellen Einrichtungen u. s. w. bezahlt wird, deren Zins und Rente die Tributlast weiter erhöht. Ist es dann ein Wunder, wenn die Zahl Derer, die in ihrem Geschäft zu Grunde gehen, auf 90 Prozent geschätzt wird? Es handelt sich also durchaus nicht um eine bloße Arbeiterfrage, sondern um eine Existenzfrage des ganzen, bei der Produktion und dem Vertriebe theilhabenden Volkes.

Und da schreiben unsere kapitalistischen Organe über Schurkerei, Raub, Diebstahl und wie die Ausdrücke alle heißen mögen, wenn ein so unter der plutokratischen Herrschaft seufzendes Volk endlich einmal die Geduld verliert und seine Schulden in einer geringerwerthigen Münze zahlen will! Und die selben Menschen applaudiren im Feuilleton der gleichen Blätter dem Richter in Shakespeares Kaufmann von Venedig, wenn er durch seinen Urtheilspruch den Shylock um sein Pfund Fleisch bringt! Die Bezahlung der heutigen Zins- und Rentenschuld — vom Kapital gar nicht zu reden — ist dem Volke eben so unmöglich, wenn es weiter existiren will, wie dem Antonio die Abgabe des Pfundes Fleisch. Das Einzige, was sich gegen die Einführung der Silberwährung in den Vereinigten Staaten vorbringen läßt, ist, daß sie nicht ausreicht, um die von ihr erwartete Wirkung zu erzielen. Wenn sogar die Folge nicht eine Wertherhöhung des Silbers und eine Wertherniedrigung des Goldes sein würde, könnte es sich höchstens um eine Halbierung der Schuldenlast handeln und diese Art von Eifersucht wäre bei Weitem zu klein, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Die gleichen Ursachen würden die gleichen Wirkungen aufs Neue hervorbringen. So lange der Grund und Boden einer Minderheit der Bevölkerung gehört — und so lange er Privateigenthum ist, wird er schließlich immer einer Minderheit zufallen —, ist eine dauernde Besserung unmöglich. Die Beschränkung des Cirkulationsmittels auf ein einziges seltenes Metall, dessen Vorrath nicht ein Dreißigstel der darauf ausgegebenen Schuldverschreibungen — inclusive der Gelbrepräsentanten (Banknoten, Checks u. s. w.) — beträgt, ist, so unsinnig sie auch sein mag, doch höchstens an einer Verschlimmerung der unheilvollen Zustände schuld.

Die Reform, die hier anzustreben wäre, ließe freilich nicht in der Richtung der Doppel- oder Silberwährung — obgleich auch diese einen Fortschritt, obgleich vielmehr die Wiedergutmachung eines Rückschrittes bedeuten würde —, sondern in der der Waarennote. Etwa 150 Waarenbanken sollen jetzt bereits drüben bestehen und ihre Fortschritte sind erfreulicher als die der Silbermänner. Ich will hier nur bemerken, daß das Papiergeld der Waarenbanken nicht zum Bezah eines bestimmten Quantums Edelmetall berechtigt, sondern zum Bezuge ein

gewissen Werthquantums von Waaren irgend einer Art, so weit solche vorrätig sind. Die Ausdehnung des Systems bis zur Einbeziehung des ganzen Waarenverkehrs würde natürlich dem dann zum gesetzlichen Zahlungsmittel avancirenden Waarengelde die gleiche Kaufkraft gewähren wie dem heutigen Edelmetallgelde. Der große Unterschied aber zwischen beiden wäre ihre Erlangungsmöglichkeit für den Produzenten. Während es diesem immer schwerer wird, das heutige Geld zu erlangen, je mehr der Großkapitalismus den Geldmarkt beherrscht, prägt der Produzent gewissermaßen selbst das neue Geld im Verhältniß seines Bedürfnisses; denn er braucht nur seine Produkte den vereinigten Waarenbanken zur Verfügung zu stellen, um sofort im Empfangschein das Geld zu besitzen, mit dem er die von anderen Produzenten deponirten Waaren erlangen kann. Die so erlangte gegenseitige Kaufkraft, die naturgemäß genau im Verhältniß zur Produktivkraft bleiben muß, macht den Produzenten von dem Großkapitalismus unabhängig, — vorausgesetzt, daß es ihm zugleich gelingt, mit dem Boden- und Eisenbahnmonopol und ähnlichen Uebeln aufzuräumen. Die Silberbewegung berechtigt nur deshalb zu guten Hoffnungen, weil es sicher erscheint, daß, wenn Bryan und die Elemente, die hinter ihm stehen, zur Herrschaft gelangen, es nicht bei der als Hauptzugmittel auf die Fahne geschriebenen Geldreform bleiben wird. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Vernichtung der Trusts und Kartelle werden bald folgen. Daß noch so wenig Hoffnung dafür vorhanden ist, die wirkliche Grundlage jeder Reform in Angriff genommen zu sehen, die des Bodenbesitzes, daran ist die bebauernswerthe Kurzsichtigkeit des Hauptvorkämpfers dieser Reform, Henry Georges, und seiner Anhänger am Meisten schuldig. Wer hat nicht sein bedeutendes Buch enttäuscht aus der Hand gelegt, wenn er, nachdem darin in begeisterten Worten die Aufhebung des privaten Grundeigenthums gepredigt worden ist, nicht nur die Rechtfertigung des Zinses und die Behauptung seines Fortbestehens noch der Bodenverstaatlichung findet — ein verhängnißvoller Irrthum; denn wenn der Mantel Rente fällt, folgt Herzog Zins bald nach, d. h. wenn das Waarengeld seinen Siegeszug weiter fortsetzt —, sondern überhaupt am Schlusse den Vorschlag, den Boden ruhig im Privatbesitz zu belassen und nur eine Grundsteuer als einzige Steuer aufzulegen. Sehen wir von Allem ab, was sich sonst gegen diese ganz unsinnige Maßregel vorbringen ließe: der Vorschlag ist schon darum der vielversprechenden Bodenreformbewegung in Amerika verhängnißvoll geworden, weil die so einflußreichen Farmer und städtischen Grundbesitzer sich schon dafür bedanken, ihre Grundrente weggesteuert zu sehen, ohne dafür ihrer Hypothekenslast entledigt zu werden. Die Hypothekengläubiger würden schon dafür sorgen, daß, längst ehe wirkliche Aussicht auf die Einführung der Single Tax vorhanden wäre, ihre Hypotheken eingeklagt würden und nicht nur alles immobile — mobile Eigenthum der Grundbesitzer in ihre Hände überginge, sondern oben- 1 diese noch ihre Schuldklaven blieben; denn der Erlös aus einem unter Damoklesschwert der Single Tax-Einführung stattfindenden Güterverkauf be nicht einmal die Hypothekenschuld zu decken vermögen. Ueberhaupt war nicht nur ungerecht, sondern im höchsten Grade unpolitisch, in einem Lande, em die Klasse der Grundeigenthümer so mächtig ist, die nackte Konfiskation Heilmittel zu predigen, — und alles Das nur einer Prinzipienreiterei wegen! 1 Niemand das moralische Recht hatte, Boden in Privatbesitz zu nehmen,

darum soll auch Niemand eine Entschädigung für die Enteignung beanspruchen dürfen. Als ob die lebende Generation an den Unterlassungs- und Begehungssünden ihrer Vorfahren die Schuld trüge! Könnte der Bodenbesitzer sich nicht mit gleichem Rechte dagegen verwahren, eine von einer früheren Generation ohne seine Genehmigung gemachte Schuld zu zahlen, und den Kapitalisten enteignen wollen, der sich Staatsschuldsscheine hingelegt hat und seine Couponseinkünfte weiter bezieht? Das Unsinnigste dabei ist aber, daß so schroffe Maßregeln gar nicht nöthig sind, um den Grund und Boden in den Besitz der Gesellschaft zu bringen. Wenn, als George mit seiner Agitation begann, jeder Quadratfuß zu seinem vollen Marktwerthe bezahlt worden wäre, so hätten die Vereinigten Staaten heute schon, wegen der riesigen Rentensteigerung in diesen siebenzehn Jahren und des Fallens des Zinsfußes der für den Boden ausgegebenen Staatsschuldsscheine, diese und dazu noch die ganze sonstige öffentliche Schuld völlig amortisirt. Die Bodenreform wäre auf ehrliche und friedliche Weise und thatsächlich durchgeführt, während die Single-Taxers heute weiter als je von ihrem Ziel, das im günstigsten Fall nur etwas Halbes ist, entfernt sind. Freilich könnte man mir erwidern, daß es eben auch für diesen Modus einer Jahre langen Agitation bedurft hätte und daß wir heute schwerlich schon ihre Durchföhrung erleben würden. Gewiß; aber wenn die Georgianer, statt einem Hirngespinnst nachzujagen und sich lächerlich zu machen, den Abkauf des Bodens auf ihre Fahne geschrieben hätten, gegen den sie unsinniger Weise am Lauteften ihre Stimme erhoben, so wäre die Ablösung des Bodens heute die Hauptforderung auf dem Präsidentschaftsprogramm und der Sieg dieses Programmes an der Stimmurne würde ganz andere Wirkungen erzielen als der des heutigen, der nur darum so bedeutsam wäre, weil er endlich den Beginn einer neuen Ära bezeichnen würde, — einer Ära, die übrigens so wie so kommen muß, einerlei ob Bryan oder Mac Kinley aus der Urne hervorgehen wird: der Herrschaft der redlichen Arbeit, des Unterganges des Wuchers. Ist aber Amerika gerettet, so ist es auch die übrige Welt.

Brignton.

Michael Fürsheim.



## Drei Dirigenten.

Edmond Colonne, der bekannte Orchesterdirigent aus Paris kam im April dieses Jahres nach der deutschen Reichshauptstadt, gab ein Konzert in der Philharmonie — noch nicht einmal mit seinem eigenen Orchester — und fand so begeisterte Aufnahme, wie sie seinen deutschen Kollegen nur selten beschieden war. Das giebt, wie mir scheint, zu denken.

Der künstlerische Ernst unserer einheimischen ersten Dirigenten ist über jeden Zweifel erhaben. Namentlich Weingartners Streben geht ins Große; die Lauterkeit und Gediegenheit seines musikalischen Willens spricht schon aus der Wahl seiner Programme. Von Beethovens neun Sinfonien hat er in der vorigen Saison nicht weniger als acht aufgeführt und dazu kamen noch drei Ouverturen. Die Praxis hielt jedoch mit dem Streben nicht gleichen Schritt. Unter allen diesen Sinfonien und Ouverturen war keine, deren Ausführung im höchsten Sinne als vollwerthig in jeder Hinsicht hätte gelten können. Es ist ja sicher viel leichter,

mit wenigen Worten Das abzuurtheilen, was Weingartner in einer Reihe von Konzerten unter Aufgebot seiner ganzen Kraft fertig brachte, als auch nur einen Sinjoniesatz so energisch und umsichtig wie er zu dirigiren. Doch Das ist das Loos des Künstlers in dieser schönen Welt.

Im Großen und Ganzen trugen Weingartners Beethoven-Interpretationen sämmtlich den selben Grundcharakter: sie zeigten viel, außerordentlich viel Tüchtigkeit, viel Begeisterung, viel Temperament (in gewissem Sinne), aber verhältnißmäßig wenig Feinheit und packende Kraft. Daß Weingartner seinen Beethoven eben so gut versteht wie die Leute von der Feder, die ihn kritisiren, darüber kann kein Zweifel sein. Doch ist damit noch nichts zu seinen Gunsten bewiesen. An Gedanken-Kapellmeistern, Das heißt: an solchen Musikern, die das Tonstück bis in alle Einzelheiten verstehen, die es innerlich temperamentvoll erfassen und es im Geiste wiederzugeben im Stande sind, fehlt es uns nicht, — die meisten ernst zu nehmenden Kritiker mögen in diese Kategorie gehören. Bitteren Mangel aber leiden wir an solchen Köpfen, die außer den genannten schätzenswerthen Eigenschaften noch die eine besitzen, Das, was ihnen im Geiste vorjuchelt, aus dem Orchester auch herausholen zu können. Was Weingartner etwa innerlich bei seinem Dirigiren erlebt, geht den Hörer nicht an; es handelt sich für uns lediglich um Das, was er zum Erklingen bringt. Das Erklingende stand aber häufig im Widerspruch zum Gewollten. Weingartner besitzt nicht die Objektivität, Das selbst zu kontrolliren, er hört sein eigenes Klangbild in die Aufführung hinein und glaubt, aus dem Orchester herausgeholt zu haben, was in Wirklichkeit nur in seiner Phantasie lebt. Seine Tüchtigkeit geht aus der Exaktheit hervor, mit der das Orchester unter ihm musiziert, seine Begeisterung spricht aus seinem äußeren Gebahren, sein Temperament aus dem Schwung, den er den Konturen des Tonstückes zu verleihen weiß, und aus den scharfen Accenten, die da und dort aufblitzen. Alles Das zusammen macht aber noch keine wirklich gute Orchesterleistung. Geist, Feinheit und packende Kraft erwachen nur aus der richtigen Orchesterbehandlung, die es dem Temperament erst ermöglicht, zum vollen, entsprechenden Ausdruck zu gelangen. Es ist nicht anders als beim Pianisten und Violinisten auch. Was nützt alle Tiefe des Erfassens, wenn die Finger nicht pariren und der Bogen kratzt? Was nützt alles temperamentvolle Taktischlagen und aller Ueberblick, wenn die Instrumentalgruppen und das Gesamtchester Das nicht hergeben, was zu einem sinngemäßen Vortrag nöthig ist? Das Temperament des Taktischlagens und inneren Erfassens ist bei Weingartner vorhanden, aber nicht in der selben Stärke das Temperament der Ausarbeitung und musikalischen That.

Wir müssen drei Arten von Kapellmeistern unterscheiden: auf der untersten Stufe stehen die Dirigenten, die durch scharfes, wenig feinsfühliges Handhaben ihres Kommandostabes den Klang ersticken und nicht zur Entfaltung kommen lassen, dann folgen diejenigen, die den in der Partitur niedergelegten Klangeiden freien Lauf gestatten und ihnen zum Mindestens nicht hindernd in den Weg treten. Meister am Dirigentenpult ist aber Der nur, der selbständig in den Klangorganismus des Orchesters eingreift, der dem Komponisten mit seiner Kapellmeister-Kunst zu Hülfe kommt und Das zur Wirklichkeit werden läßt, was in der Partitur nur als Keim oder Klangschema gegeben ist.

Weingartner ist einstweilen noch am Besten der zweiten Kategorie zuzuzählen;

er bleibt häufig an der Schwelle des orchestralen Nachschaffens stehen. Bezeichnend für ihn war seine Wiedergabe der Egmont-Ouverture. Das Allegro setzte matt ein, es fehlte die Kraft und Konsistenz des Klanges, von Steigerungen war wenig die Rede, die Crescendi wurden in unzureichender Weise von den Oberstimmen allein ausgeführt, Beethovens Musik klang zu scharf, zu kurz, zu schneidig, es fehlte die Breite, die Größe, die Heldenhaftigkeit, — weil Weingartner glaubte, Alles mit dem Taktstock allein machen zu können, und für das Andere den lieben Gott, Beethoven und die Orchestermusiker sorgen ließ. Eine gute Wiedergabe der Egmont-Ouverture will aber erarbeitet sein, sie ergibt sich nicht von selbst dadurch, daß man schneidig dirigirt. Die Wiederholung der selben Ouverture zeigte neulich nach gewissen Seiten unverkennbare Fortschritte, wie gern beigestügt sei.

Als wahrhaft großen Beethoven-Dirigenten hat sich auch nach den anderen Proben Weingartner in der vergangenen Saison leider nicht erwiesen. Es schien angezeigt, gerade bei dieser Schwäche länger zu verweilen, da er selbst in der Wiedergabe beethovenscher Musik seine größte Stärke sieht. In Wirklichkeit wurden Wagner und besonders die modernen Komponisten besser von ihm interpretirt. Jene Meisterschaft der Orchesterbehandlung aber, die uns bei Colonne so überraschte und erfreute, dürfte nur in wenigen Fällen hervorgetreten sein. Weingartners Verhältniß zu Mozart ist noch nicht ganz klar. Die Es-dur-Sinfonie interpretirte er jüngst wirklich schön. Wenige Tage darauf packte der selbe Weingartner Mozarts „Figaro“ aber mit rauher Hand an, hatte wenig Herz für die Schönheit des Klanges und Vokalstimmes, gebrauchte seinen Taktstock kurz und scharf und trübte den feinsten Reiz des instrumentalen Gewebes. Trotz Alledem ist Weingartner unstreitig der erste aller in Berlin ansässigen Orchesterdirigenten.

Bei Arthur Nikisch, dem Dirigenten der Philharmonischen Konzerte, finden wir oft Einzelnes, das hervorragend genannt werden muß und aus dem sich der Schluß ergibt, daß auch Nikisch ein ungewöhnlich begabter Künstler ist. Allerdings steht dabei das Bedauern im Vordergrund, daß diese hohe Befähigung sich nur ausnahmsweise bethätigt und allzu häufig der Routine Platz macht. Es scheint, daß Nikisch, sobald er am Pulte steht und den Taktstock in die Hand nimmt, zeitweise einen Theil seines gesunden, natürlichen musikalischen Empfindens verliert und zur Manier gedrängt wird. Nikisch sieht zart und blaß aus und daraus wurde manchmal geschlossen, daß ihm die rechte Kraft fehle. Das ist grundfalsch. Er ist eine musikalisch gesunde, kräftige Natur, — die Affektation überkommt ihn nur dann und wann, wenn er seine Sache besonders gut machen will.

Ganz auf der Höhe zeigte Nikisch sich eigentlich nur in seinem ersten Konzert. Damals war der Eindruck stark und tief. In der Tannhäuser-Ouverture übertraf er durch die Kraft der Accentuation Weingartner um ein Beträchtliches, mochte auch in der Einleitung Manches zu rasch, zu würdelos und zu wenig voll klingen. Auch in Beethovens dritter Leonorenouverture war der Orchestervortrag gründlich durchgearbeitet. So präsentirte sich Nikisch bei seinem ersten Auftreten. Den Philharmonischen Konzerten schien mit einem Schlage die alte Bedeutung zurückgegeben und Hermann Wolff trug sein unternehmendes Haupt um einige Zoll höher. Aber der wetterwendische Nikisch hielt nicht ganz Wort. Er machte es sich gleich einmal bequem auf den Vorbeern des Debüts, er ließ bis auf Weiteres sein Bestes immer im leipziger Gewand-

hause liegen und brachte nach Berlin nur seine allerdings staunenswerthe Routine mit. Er musizierte wie eben Andere auch, tüchtig, solid, schneidig, aber wenig bedeutend, bis er sich im fünften Konzert durch Wagners Vorspiel und Liebestod aus „Tristan und Isolde“ wieder zu einer bemerkenswerthen orchestralen That begeistern ließ. Wegen des langsamen Tempos, das er anschlug, mußte er Vorwürfe hören; die Langsamkeit des Tempos kam aber nicht Betracht gegenüber den außerordentlichen Vorzügen, die in der Wiedergabe lagen. Nikisch zeigte sich aufs Neue als orchestralen Schöpfer; er erzielte besonders im Liebestod einen herrlichen Orchesterklang, ein schönes Piano, er deklamirte mit dem Orchester frei und sinngemäß, er hielt den Vortrag durch Cäsuren klar und lebendig, das instrumentale Gewebe der Partitur erschloß sich dem bewundernden Hörer in seiner ganzen Vielgestaltigkeit und genialen Einheit und war doch nur Mittel zum höheren Zweck des Ausdrucks.

Doch es kam bald leider ganz anders. Nikischs Leistungen wurden launenhaft wie Aprilwetter. Schuberts H-moll-Sinfonie und Wagners Kaisermarsch sollten ihn von seiner besten und kuriosesten Seite zugleich zeigen. Die klangliche Behandlung des Orchesters war in beiden Fällen vorzüglich zu nennen. Im ersten Satz der H-moll-Sinfonie war die jedesmalige Einführung des zweiten Themas von großer Schönheit, — diese eine kleine Probe hätte genügt, um Nikischs ungewöhnliche Begabung erkennen zu lassen. Der Kaisermarsch bot dazu den klanglichen Gegensatz. War es bei Schubert die weiche, volle Schönheit des Klangs, die erfreute, so imponirte bei Wagner die Fähigkeit, die kompakt auftretenden Instrumentalgruppen mit kräftiger Hand gegen einander abzuwägen und mit einander zu mischen. Alles wäre schön und gut gewesen, wenn sich Nikisch nicht zu gleicher Zeit der unbegreiflichen Narotte hingegeben hätte, die Vorzüge seiner Orchesterbehandlung durch ein manierirtes Zerstückeln und Auseinanderziehen der melodischen Linien zu stören. Man begegnet ja dieser Manier nicht selten bei Künstlern. Um nicht gewöhnlich und alltäglich zu sein, greifen sie nach Absonderlichkeiten . . . Mit diesen Proben war Nikischs Vielseitigkeit erschöpft, von einer wesentlich neuen Seite zeigte er sich wenigstens in der vorigen Saison nicht mehr. Von der Overture zur „Verkauften Braut“ abgesehen, die feurig und geistvoll wiedergegeben wurde, hielt er, der so Großes leisten konnte, sich im Ganzen während der letzten Konzerte auf einer anständigen Mittelstufe.

In diesen durch Weingartner und Nikisch geschaffenen Gesamteindruck platzte Eduard Colonne hinein. Man muß diese Eindrücke einigermaßen kennen, um den Enthusiasmus zu verstehen, mit dem Colonne begrüßt und aufgenommen wurde. Es ist ja fraglich, ob er auf die Dauer im Stande wäre, die Höhe seines ersten und einzigen Konzertes zu behaupten. Jedenfalls bot er, was wir seit einiger Zeit vergeblich gesucht hatten: eine ununterbrochene Reihe vorzüglicher Orchestervorträge. Wo das Interesse zurückging, da trug der Kapellmeister die Schuld, sondern die jeweilige Komposition.

In seinem äußeren Gebahren unterschied sich Colonne sehr von Nikisch Weingartner. Man spricht sonst mit Vorliebe vom eleganten, zierlichen Engländer. Hier war die Eleganz und Glätte des Auftretens auf der Seite Deutschen, die ungenirt kräftige Haltung auf der des Franzosen. Weingartner und Nikisch sind auf das Bild bedacht, das sie dem Auge des Konzertbesuchers bieten. Weingartner ist in seinen Bewegungen, wie man zu sagen

pflegt, immer schön, häufig bewußt schön und darum affektirt. Von dieser Untugend ist Nißisch frei, aber die ruhige Noblesse der Haltung wird von ihm auch in den Momenten höchster künstlerischer Erregung nicht außer Acht gelassen. Ganz anders Colonne. Das Bild, das er dem Publikum bietet, ist ihm — richtig verstanden — völlig gleichgiltig. Sein ganzes Augenmerk ist dem Orchester zugewandt; darum trägt er kein Bedenken, mit den Armen aus Reibekräften um sich zu schlagen und weit auszuholen, wie zu kräftigen Streichen. Das Resultat, das er erzielt, rechtfertigt ihn. Schon die ersten Akkorde von Massenet's Phaedra-Duverture ließen in ihm den Meister erkennen, der das Orchester in seiner Gewalt hat. Mit stürmischer Hestigkeit wurden diese ersten Einsätze gegeben, der Blechkörper entfaltete seine ganze Wucht und Kraft, ohne die Schönheit des Gesamtklanges zu gefährden. Die Bläser unseres philharmonischen Orchesters lebten auf unter Colannes Stab, ein Alb schien von ihnen genommen zu sein.

Besonders eindringlich zeigte sich Colannes Ueberlegenheit bei der Wiedergabe dreier Instrumentalstücke aus Verlioz's Faustmusik, die Weingartner ebenfalls kurz vorher aufgeführt und nicht zu erheblicher Wirkung gebracht hatte. Der selbstsame Humor des „Menuet des follets“ wurde schon durch den Klang treffend charakterisirt. Colonne hatte — wie, Das ist sein Geheimniß, das ein Anderer ihm ablauschen möge — namentlich in den Zusammenklang der Pässe eingegriffen und zog deutliche Linien da, wo sonst nur ein unterschiedsloses Brummen zu vernehmen ist. Zwischendurch trug er die Streicher stoßweise auf und riß dann das ganze barocke Bild hinein in einen Alles verschlingenden Höllenvirbel. Der Sylphen-Tanz war meisterhaft abgetönt und erhielt wieder durch die leise dazwischen schnarrende Klarinette einen humoristischen Anflug. Mit dem Ungarischen Marsch vollends gab Colonne für diesmal die höchste Probe seines Könnens und Temperamentes. Die einleitenden Fanfaren kündigten durch ihre Reiztheit eine Schaar munterer Soldaten an, die, getragen vom Klange einer kriegerischen Musik, näher und immer näher zu kommen schienen. Colonne arbeitete auf ein groß angelegtes Crescendo hin, er ließ den Blechkörper allmählich hervortreten, er trieb und spornete an, — der Unkundige sah ein scheinbar zügelloses Gestikuliren, der Kundige entnahm dem immer mächtigeren Anschwellen des Klanges, daß die heftigen Bewegungen des Dirigenten ein ganz bestimmtes Ziel zu erreichen strebten. Wie eine Lawine wurde die Tonmasse größer und größer, schließlich wurden die Trompeten herausgehoben aus dem allgemeinen Tumult, sie waren bestimmt, ein letztes, glanzvolles Licht über die gährenden Massen zu werfen, und dann breitete sich ein lang hingezogenes Fortissimo vor dem Hörer aus, das alle Klangkraft des Orchesters in sich faßte und von dem immer noch anspornenden und aufreizenden Kapellmeister frisch und lebendig erhalten wurde. Das war der Höhepunkt von Colannes Können.

Wie weit seine Befähigung reicht, ob er ernste deutsche Musik eben so gut wiederzugeben vermag wie die der französischen Komponisten, darüber konnte noch kein Urtheil gewonnen werden. Jedenfalls hat er uns einbringlich daran gemahnt, wie gefährlich aller künstlerische Chauvinismus ist. Möchten unsere einheimischen Kapellmeister doch dafür Sorge tragen, daß die Sehnsucht nach Colannes Kunst keine neue Nahrung findet, sondern der angenehmen Zuversicht weicht, daß wir gute Orchestermusik nicht von auswärts zu beziehen brauchen. Paul Moos.

## Das Bergregal in Schlesien.

**W**ilhelm Tell, der im dritten Akte von Schillers Drama seinem Sohnen schildert, wie beschränkt die Besitzrechte der Privaten im Deutschen Reich durch Das, was dem König zukommt, durch die sogenannten Regalien, sind, hätte nicht nur den Strom, das Meer, das Salz als dem König gehörig anführen können; er hätte — wenn er dem kleinen Walter eine Vorlesung über die ronalische Konstitution halten wollte — noch Manches, was auf dem Grund und Boden von Privaten dem Könige zukam, aufzählen müssen. Unter diesen Königsrechten oder Regalien war das Bergregal, d. h. das Recht, über Bergwerksmineralien, mit Ausschluß aller anderen und auch des Oberflächenbesitzers, zu verfügen, eins der wichtigsten und einträglichsten. Was aber im Deutschen Reich dem Kaiser oder König und, nach der Emanation der Goldenen Bulle vom Jahre 1356, jedem Reichsfürsten in seinen Landen an den Bergwerksmineralien zukam, Das war in Schlesien seit je her das Recht der einzelnen dort regierenden Theilfürsten,\*) deren Rechte nach ihrem offiziellen Titel „Herzöge“, „duces“, nicht Regalla, sondern herzogliche Rechte oder Ducalia hießen. Die fruchtbringenden iura ducalia gingen den schlesischen Theilfürsten nicht verloren, — auch nachdem sie ihre Lande der Krone Böhmens zu Lehen aufgetragen und sie von der Krone zu Lehen wieder empfangen hatten, da sie sich dieser Rechte, und darunter des Bergregals, bei der Lehnaufreichung nicht entäußert hatten. Sie übten daher das Bergregal in ihren Landen nicht nur unbehindert weiter aus, sondern pflegten es auch für gewisse Distrikte an Andere zu verkaufen, wodurch auch Solche, die nicht schlesische Herzöge und nicht vom Geblüt der einheimischen Piastenfürsten waren, in den Besitz des Bergregals kamen. Nicht-Piasten sind auch noch dadurch Besitzer des Bergregals in Schlesien geworden, daß bei Eröffnung eines Lehns nach dem Aussterben einer Theilfürstelinie die Könige von Böhmen das eröffnete Lehn mit sämtlichen Rechten eines einheimischen Herzogs auch an Nicht-Piasten zu Lehn zu geben pflegten. So hatten die Bischöfe von Breslau in ihren Besitzungen herzogliche Rechte und übten auch das Bergregal aus. Der Herzog Johann von Troppau, der nicht vom Stamme der ehemals souverainen piastischen Herzöge war, hatte das Herzogthum Ratibor mit den Rechten zu Lehn erhalten, wie es ehemals von dem Piasten Besco besessen wurde. Herzog Bolko von Schlesien verkaufte am zwanzigsten Oktober 1343 die Stadt Schömburg an das Kloster Grüssau, sammt den Nutzungen, die in den verkauften Gebieten aus vorhandenen oder zu entstehenden Bergwerken ersprießen könnten. Das Original dieses Verkaufsinstrumentes ist im Staatsarchiv zu Breslau aufbewahrt. In späteren Zeiten, als Böhmen und dessen inkorporirte Lande an Oesterreich gekommen waren, be-  
 kennen die Habsburger, bei Weitergabe eines eröffneten schlesischen Lehns sich ge-  
 fte Einschränkungen zu gestatten, und gestanden dem neuen Lehnträger nicht

\*) S. Arndt. Zur Geschichte und Theorie d. Bergregals u. d. Bergbau-  
 heit, 1879; Schmoller, Geschichtliche Entwicklung der Unternehmung 1891; Nach-  
 sl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens, 1894; Steinbed,  
 dichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebes, 1857.



immer „alle und sämtliche Rechte eines Herzogs in Schlesien, nichts ausgenommen noch vorbehalten“, zu, sondern behielten sich dies oder jenes Recht, darunter oft das Vergregal, ausdrücklich zurück. So macht z. B. König Ferdinand bei der Verpfändung der Herzogthümer Oppeln und Ratibor durch den Herzog Johann, der ohne Erben war, an den Markgrafen Georg von Brandenburg sich das Reservat: „Doch soll in solcher Einnahme beider Fürstenthümer nit verstanden werden, sondern ausgeschlossen sein: Schloß und Stadt Oppeln . . . Wir König Ferdinand haben auch Uns, Unseren Erben und Nachkommen hirsinnen all und jeglich Praelaturen, Stiftungen, fellig Lehen, Schäß und Bergwerk, Steuern und Landreisen . . . vorbehalten.“ Das Original dieser Urkunde befindet sich in Wien im K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Aus den angezeigten Gründen befinden sich auch heute noch, da durch die Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen, wie auch durch das Vergeseß vom vierundzwanzigsten Juni 1865 in Bezug auf das Vergregal der Privaten nichts geändert wurde, die Besitzer mancher schlesischen Herrschaften, die sie mit allen und sämtlichen feudalen Ducalrechten erhalten und beibehalten haben, im Besitz des Vergregals. Anderen, deren Vorfahren unter minder günstigen Bedingungen ihre Besitzthümer zu Lehn erhielten, steht das Vergregal nicht zu. So besitzt z. B. der Fürst von Pleß das Vergregal in den geographischen Grenzen seines Fürstenthumes, der Graf von Tiele-Windler läßt es in der Herrschaft Myslowitz-Rattowitz aus, weil es ihr vor Zeiten bei der Abzweigung dieser Herrschaft von der Standesherrschaft Pleß ausdrücklich mitgegeben wurde. Die Grafen Händel von Donnersmarkt beanspruchen es für die Standesherrschaft Beuthen in Oberschlesien und sind deshalb seit Jahren im Prozeß mit dem Fiskus. Wie sich die anerkannten Rechte auf das Vergregal auf alte Briefe und Privilegien stützen, so kann auch ein Streit um dieses Regal nur auf Grund alter Urkunden und Akten, die zum Theil in den verschiedensten Archiven des In- und Auslandes zerstreut sind, entschieden werden.

Vor Kurzem ist nun ein Buch erschienen\*), dessen Verfasser sich anheischig macht, nicht nur die Frage, ob in den verschiedenen schlesischen Herrschaften, wie Pleß, Myslowitz, Beuthen, Wartenberg u. s. w., das Vergregal von Rechts wegen den Herrschaften oder dem Fiskus zukomme, zu beantworten, sondern auch den Anschein hervorrufen will, daß er diese Fragen auf Grund allgemeiner Folgerungen aus der Entwicklung des Vergregals in Schlesien überhaupt zu einer glücklichen Entscheidung bringe. Der Verfasser spricht in der Vorrede davon, daß ihn „gewisse Umstände veranlaßt haben, seinem Buch die vorliegende Form zu geben und die bereits abgeschlossenen Studien . . . schon jetzt der Öffentlichkeit zu übergeben“. Er kennzeichnet außerdem sein Buch als eine Polemik gegen Emil Steinbecks Geschichte des schlesischen Bergbaues. Das Geständniß des Verfassers von den „gewissen Umständen“, die ihn zur Veröffentlichung seines Buches in der vorliegenden Form und gerade jetzt gezwungen haben, müssen wir mit großer Dankbarkeit entgegennehmen, da wir die Erklärung mancher Eigenart seines Buches auch auf Rechnung dieser „gewissen Umstände“ werden schreiben müssen. Zu den Eigenthümlichkeiten des Buches rechnen wir z. B., daß

\*) Studien über die Entwicklung des Vergregals in Schlesien. Vom Dr. Konrad Wutke, kgl. Archivar. Berlin J. A. Stargardt 1897.

es unter dem Titel: „Studien über die Entwicklung des Bergregals in Schlesien“ ein Drittel seines Inhaltes ausschließlich dem Fürstenthum Pleß widmet, das zum Studium der Entwicklung des Bergregals in Schlesien gar keine Gelegenheit bietet. Im Fürstenthum Pleß ist nämlich in vergangenen Zeiten so gut wie gar kein Bergbau betrieben worden und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts ist die Frage, welches Recht auf das Bergregal der Fürst von Pleß besitze, aufgeworfen worden, um schon am Anfang dieses Jahrhunderts — und zwar zu Gunsten des Fürsten von Pleß — entschieden zu werden. Das Bergregal in den Besitzungen des Breslauer Bisthumes wird von Wutke kaum, und auch nur zufällig, gestreift und dabei blühte der Bergbau in den Bisthofslanden Jahrhunderte lang und die Frage, mit welchem Recht der Bischof dort das Bergregal ausübe, ist tausendmal erörtert worden und im Laufe der Jahrhunderte oftmals zur Verhandlung gekommen. Weiter fiel es mir auf, daß die Standesherrschaft Beuthen ganz isolirt am Schlusse des Buches in einem privatissimum behandelt wird. Ich halte auch für eine ganz besondere und auf „gewisse Verhältnisse“ zurückzuführende Eigenthümlichkeit des Buches, daß es Urkunden, die dem Verfasser bekannt sein müssen, da sie in einigen von ihm citirten Büchern abgedruckt sind, sobald sie ihm Unbequemlichkeiten bereiten, einfach totschweigt, während Herr Wutke so viele recht unerhebliche Dokumente in ihren ganzen Breitpurigkeit wörtlich anführt. Solche totgeschwiegene Urkunden sind z. B. der Verkaufsbrief der Herrschaft Myslowitz vom Jahre 1536, wo das Bergregal mit den Worten: „zusamt dem orber goldt, szylber, kupfer und bley erz auch sunst allerley erz keins ausgenommen oben der erden und under der erden“ mit verkauft wird, und die Bestätigung dieser Urkunde durch den König Ferdinand im Jahre 1537.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Wutke bei einer so unglimpflichen Behandlung des alten archivalischen Materials zu einer Theorie gelangt, die den anerkannten Anschauungen über das Bergregal in Schlesien zuwiderläuft und dem Fiskus in Gebieten und Herrschaften das Bergregal zuspricht, wo dieser entweder es nie beansprucht oder aber seine Ansprüche vor dem Forum des Gerichtes nicht hat aufrecht halten können. Wenn auch das Buch vorgiebt, die Entwicklung des Bergregals in Schlesien im Allgemeinen behandeln zu wollen, wenn auch on passant die und jene Grundherrschaft mitgenommen wird, so verräth dennoch das Mißverhältniß der einzelnen Theile des Buches zu einander, daß der Verfasser es hier nur auf ganz bestimmte Gebiete, und zwar das Fürstenthum Pleß, die Herrschaft Myslowitz und die Standesherrschaft Beuthen, abgesehen hat. Die eigentlich mehr vor die Schranke eines Gerichtes als in den Rahmen eines wissenschaftlichen Buches passende Frage, ob der oder jener Herrschaft das Bergregal zukomme oder ob es in deren Gebiete dem Fiskus zustehe, wird vom Verfasser hinweg zu Ungunsten der Herrschaften entschieden und das Bergregal überall den Fiskus in Anspruch genommen. Wie ich das Abfassen solcher Streitigkeiten lieber den Rechtsanwältten der interessirten Parteien überlassen würde, nöthigte ich auch nicht auf die Spezialausführungen, die die Herrschaften einbetreffen, eingehen, da nicht nur das vom Verfasser thatächlich gebotene Material nicht ausreicht, um die Einzelnenfragen zu entscheiden, sondern auch, weil von ihm befolgte Methode des Totschweigens und Verkürzens von Urkunden Werth dieses Materials noch bedeutend vermindert. Dafür aber will ich

seine allgemeinen Ausführungen, so weit sie die Entwicklung des Bergregals in Schlesien überhaupt betreffen, einer etwas eingehenderen Würdigung unterziehen.

Wuttke stellt in seiner Polemik gegen Steinbeck die Behauptung auf, dieser hätte die Bedeutung des herzoglichen Rechtes, des *jus ducale*, nicht richtig verstanden und sich auch in der Annahme geirrt, daß durch den Verkauf eines kleineren Distriktes, einer Herrschaft, an einen Nicht-Piasten an diesen auch die Rechte eines Herzogs in Schlesien und mit diesen auch das Bergregal kommen konnte. Er meint: „Mit dem Ausdruck *jus ducale et supremum* ging allmählich aber eine engere Begriffsbestimmung vor sich und die Verleihung *cum omni iure ducali* bezeichnete nicht mehr, daß der betreffende Herzog damit alle seine herzoglichen Regalien verliehen hatte, sondern nur solche, die sich mehr oder weniger um die Gerichtshoheit gruppirtten;“ dann weiter: „Auch der kleinste schlesische Theilfürst hatte auf seinem schmalen Erbe die selben Gerechtsame, die sein Vetter über ein mächtiges Territorium ausübte. Aber etwas Anderes war es doch, wenn ein Piasst auf largem Erbe saß oder wenn ein Adelige seine Rechte erkaufte.“ Später sagt er: „Die *iura ducalia* wurden von den schlesischen Fürsten in weitestem Maße jedem Grundbesitzer vergeben . . . Von einer Entäußerung der Berghoheit ist dabei nie Etwas lautbar geworden, denn es war ein anderes *jus* und wurde, wo es geschah, dann durch besondere Willensmeinung ausdrücklich mitverliehen.“ Es ist zu bedauern, daß Wuttke nicht die Phasen angiebt, die die herzoglichen Rechte durchgemacht haben, bis sie mit den Rechten der oberen und niederen Gerichtsbarkeit zusammenfielen, und daß er ferner uns auch den Grund verschweigt, warum ein Adelige, der sich der Herkunft vom piastischen Stamme nicht rühmen durfte, nicht die Rechte eines solchen und speziell das Bergregal erwerben und besitzen konnte; auch hätte er uns sagen müssen, wenn das Bergregal „ein anderes *jus*“ war und nicht zu den herzoglichen Rechten gehörte, kraft welchen Rechtes denn die piastischen Herzöge auf ihren Gebieten, wie er selbst zugiebt, das Bergregal ausüben durften. Verbauerlicher aber für den Verfasser muß es sein, daß die von ihm unbegründet angeführten Behauptungen in den historischen Thatfachen nicht nur keine Stütze, sondern ihre direkte Widerlegung finden. Ich habe bereits das Beispiel angeführt, wie der Herzog Johann von Troppau, der nicht piastischer Herkunft war, mit dem Herzogthum Ratibor vom Könige beliehen wird und dabei sämtliche Rechte und Privilegien eines piastischen Herzogs erhält. Es ist auch geschichtlich nicht bekannt, daß er oder seine Nachkommen den einheimischen piastischen Herzögen in irgend einem Punkte nachgestanden hätten. Auch die Bischöfe von Breslau besaßen das Herzogthum Grottkau-Neiße mit sämtlichen Rechten piastischer Herzöge. Aber nicht nur größere Gebiete und ganze Herzogthümer, sondern auch kleinere Distrikte und Herrschaften wurden von je her an Personen verliehen, die keine piastischen Abkömmlinge waren, ohne daß dieser Umstand gehindert hätte, dem Erwerber die fruktiven Hoheitsrechte im Allgemeinen und das Bergregal im Besonderen mitzuverleihen. Den Verkauf von Schönberg sammt dem Bergregal an das Kloster Gräflau (zwanzigsten Oktober 1343) habe ich in der Einleitung schon angeführt. Bischof Prectlaus kauft zusammen mit dem Kapitel am sechs- und zwanzigsten Juli 1358 von den haugwitzschen Erben Schloß und Stadt Friedberg mit Dörfern und einigen Landparzellen und bei diesem Kauf wird das Berg-

regal, als zur Herrschaft gehörig, mitgenannt. Der selbe Bischof überträgt am zweiten März 1374 dem Petrus de Ledelow die Nugnießung von Freiwaldau, er reservirt sich aber dabei den Bergzins (urburaria montanorum); am dreißigsten Dezember des selben Jahres übergiebt er ihm auch den Bergzins vom Eifen und behält sich und dem Bisthum Breslau nur die Urbur von den edlen Metallen zurück. Johann und Heinrich, Herzöge von Münsterberg, verkaufen an den Bischof Wenzel von Breslau Neuhaus bei Patzschlau sammt den Dörfern (am zweiten Januar 1416); in der über diesen Kauf ausgestellten Urkunde heißt es unter Anderem wörtlich: „als ap bergwerch welcherley das were doselbest uss-queime, wy man die benennen mag, mit sulchen sollen herscheften und furstlichen rechten, als das seliges gedechnis eczwen herczog Wolke unser lieber herre und vater besessen und gehalten.“ Bischof Johannes der Vierte verleiht dem Hans Nymptsch in Reife auf Lebenszeit das Städtchen Zuckmantel mit Zubehör (sechszwanzigsten Februar 1493), behält sich aber „by urberei“ vor. In der Belehnung des Johann von Schellenberg mit dem Fürstenthum Jägerndorf durch den König Wladyslaw (dritten Oktober 1493) heißt es: „so haben wir dem genannten Jhan von Schellenberg und seinen iglichen männlichen erben alle unser gerechtfalt, womit uns die uns die kunige zu Beheim und herzoge in Schlesien als Czivilin-(Lobenstein) Jegersdorff stat und schloß und dem ganczen selben fürstenthumb von etwa herczog Johannsen von Tropol und Jegersdorff . . . uns und unser chron zu Beheim des angefallen ist, geburn soll und mag, mit mannschaften gaislichen und weltlichen, mit manthen mannschaft lehen lehenschaften herlichkaiten salczwerken, pergwerken allerley methal pergen thalen forwercken dorfern gerichtten renten czinsen welben püschen holczern wiltpanen jagten wassern wasserleusten teichen teichsteten, fischereien diensten pflichten sichtrieften molen wonnen wayden czossen glaiten treu nützen wurden fronendinsten herlichkaiten gerechtigtaiten freyhaiten gewonhaiten und gemainiglich mit allen und jeglichen andern des genannten fürstenthums aussaczung zu und eingehorungen in und uff der erden.“ Diese Urkunde ist nicht nur als Beweis dafür interessant, daß nicht nur ein Nicht-Piast das Bergregal besitzen konnte, sondern auch dadurch, daß sie das Bergregal auf gleiche Stufe mit den anderen dem Besitzer des Herzogthumes zustehenden Regalien, wie dem Mühlen- und Wasserregal, stellt. Herzog Wenzel von Teschen verkauft das Herzogthum Severien an den Bischof Zbigniew von Krakau — der doch auch kein Piast war — (vierundzwanzigsten Dezember 1442); unter den Besitzrechten des Herzogthumes wird in der über diesen Kauf ausgestellten Urkunde auch das Bergregal mit den anderen Regalien angeführt.

Ein schlagender Beweis dafür, daß das Bergregal kein besonderes jus, sondern nur ein Theil des jus ducale im weiten Sinne des Wortes war und unter dieses subsummirt wurde, ist auch Folgendes: Herzog Friedrich von Blegniß kaufte die Herrschaften Wohlau, Steinau und Raudten von Hans Turzo von Bethlemsdorf (dreiundzwanzigsten November 1523); im Lehnbriefe, den er über diese Herrschaften von König Ludwig am fünfzehnten Oktober 1524 erhielt, heißt es: mit allen begnadungen freyhaiten nuczungen ob und unter der erden bergwerken wasserley metall das sey herrschaften renthen lehnschaften, wie dieselbig in iren greniczzen umbgriffen und gemelter Hanns Turse kaufssweise an sich brocht und nnegehabt, nichts davon ausgezogen sonder nach inhalt vorberurtes kaufs und

unfers geliebten hern und vaters milber gedechtnis doruber gegeben beisteitung . . . doch vor uns und nach komenden Konigen zu Beheim an lehn und diensten unschädlich.“ Hans Turzo von Bethlemdorf war bekanntlich kein Pöast, aber das Bergregal hat er — wie die citirte Urkunde bezeugt — doch besessen und auch veräußern können, denn die Lehnurkunde, die das Bergregal erwähnt, enthält keine besondere Begnadung, da sie nur Das bestätigt, was auch Turzo besessen hatte. Dazu kommt, daß die älteren Briefe über die angeführten Herrschaften das Bergregal nicht namentlich anführen, worin der Beweis dafür liegt, daß das Bergregal nur als ein Theil der fürstlichen Rechte im Allgemeinen betrachtet wurde und daß es bei einem Verkauf oder Belehnung nicht durchaus nothwendig ist, daß das Bergregal mit Namen angeführt wird, wenn nur die herzoglichen Rechte im Allgemeinen vergeben werden. Was Wutke im allgemeinen Theile seines Buches über das Bergregal in Schlessien weiter ausführt, ist ungefähr: Die Goldene Bulle hat in ihrem berühmten Absatz über die Bergwerke das Bergregal in Schlessien für die böhmische Krone theoretisch in Anspruch genommen und die späteren böhmischen Könige haben es bei jedem gegebenen Fall nicht unterlassen, diese Ansprüche in praxi durchzusetzen. Das vom Verfasser gebrachte archivalische Material ist nicht nur nicht geeignet, seine Behauptungen genügend zu beweisen, es reicht überhaupt, durch unrichtige Wahl im Werth beeinträchtigt, nicht einmal aus, um irgend ein Bild von Dem, was man die Entwicklung des Bergregales in Schlessien nennen kann, zu geben. Daß der Bergwerksparagraph in der Goldenen Bulle nur dazu dienen sollte, den Streit um das Bergregal zwischen Kaiser und Reichsfürsten zu schlichten, ist bekannt. Wenn die inkorporirten Lande Schlessiens darin gleichfalls berührt werden, so wird das Bergregal nur von dem Verfügungsrecht des Kaisers eximirt. Wenn König Wladislaw am zehnten Juni 1477 durch Kaiser Friedrich den Dritten sich mit dem Kurfürstenthum, auch des Römischen Reiches, „mit allen Landen, Mannschaften, Herrschaften, Lehnenschaften, geistlichen und weltlichen, Erzen, Bergwerken“ beleihen läßt, so stützt diese Belehnung keineswegs die Annahmen Wutkes, wohl aber stützt der Wortlaut eine seiner wichtigsten Behauptungen um. Wie der König von Böhmen die „Lande, Mannschaften, Herrschaften geistlichen und weltlichen Lehens“ vom Kaiser zu Lehn empfängt, so ist es auch mit dem Bergregal der Fall. Eben so aber wie die schlessischen Lande, Mannschaften, Herrschaften, geistlichen und weltlichen Lehen im Besiz der Herzöge von Schlessien waren und blieben und nur die Lehnshoheit dem König von Böhmen anstand, so verhält es sich auch mit dem Bergregal. Außerdem und nebenbei folgt aus dem Wortlaut des angeführten Citats, daß — entgegen der oft wiederholten Behauptung Wutkes — allgemeine Ausdrücke wie „Erze, Bergwerke“ sich in Lehnbriefen nicht auf die zur Zeit in Betrieb befindlichen Bergwerke allein, sondern auf das Bergregal überhaupt beziehen, wenn nicht etwa einzelne Theile des Bergregals ausdrücklich ausgeschlossen werden.

Interessant und charakteristisch für die Art, wie Wutke Urkunden citirt und deutet, sind seine die Herzöge von Liegnitz-Brieg betreffenden Ausführungen: „Man möchte . . . bezweifeln, daß König Wladislaw bei jener Privilegienbestätigung vom elften Juli 1505 (in der das Bergregal in allgemeinen Ausdrücken genannt wird) auch das Bergregal als ohne Weiteres darunter mit inbegriffen verstanden hat, denn wenige Wochen später, am sechsten August, ertheilt er obigem Herzog Friedrich“

dem Zweiten folgendes Bergwerksprivileg. Dieser habe ihm berichtet, daß in seinen Fürstenthümern Diegnitz, Goldberg, Gröbzigberg und Hagnau vor alten Jahren, sundhaftige Bergwerke gewesen seien, die er gesinnet wäre, wieder suchen zu lassen, ob er dieselben wieder finden möchte, auch daneben angezeigt, dasselbiges sein Fürstenthum mit unseren Landen (d. h. den Erbfürstenthümern) gemeinlich gränze. Derhalben er uns gar fleißig gebeten, ihm und seinen Erben, ob er oder seine Erben und Nachkommen immer Bergwerk suchen ließen, daß er (und sie) vier Meilen breit und lang in seinen Fürstenthümern auch in unseren Landen, welche an seine Fürstenthümer stoßen, wo es ihm am Allerbesten gefallen würde, suchen möchten u. s. w. Der König giebt ihm nun mit vorgehaltenem Rath seiner Aeltesten, Rätthe und lieben Getreuen als ein Regirer der Königreiche zu Ungarn und Böhmen und als ein Fürst in Schlesien die Bergbaufrucht und Freiheit in seinen königlichen Landen auf vier Meilen auf jederley Erz, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Quecksilber, Eisen oder welches Metall es sein möchte. Von den Landen des Herzogs Friedrich wird in der Urkunde nicht weiter gesprochen.\*\*) Dieser letzte Umstand, den Wutke selbst hervorhebt, hätte ihn doch belehren müssen, daß diese Urkunde überhaupt nur auf die Erbherzogthümer sich bezieht und daß die Fürstenthümer des Herzogs Friedrich nur zufällig, und nur in Folge des unbeholfenen Stils der Urkunde, mit erwähnt werden. Hätte er aber außerdem, statt die Wiebergabe der Urkunde plötzlich mit einem „u. s. w.“ zu unterbrechen, weiter citirt, so hätte er durch das nun Verschwiegene sich und seinen Lesern mehr Belehrung über die Bergrechte des Herzogs Friedrich verschafft als durch Das, was er anführt. An der Stelle, wo Wutke sein „u. s. w.“ anbringt, heißt es nämlich im Original: und so solich bergwerckh oder erzt wie das mit nomen genannt mochte sein durch in (-ihn) seine erben oder fust yemannes zukunfftiglich funden wurden an einer oder mehr stellen in den gebachten vier mehlen genediglich vergönnen und zulassen geruchten das er daselbst bauen mochte an stellen, wo es im gefiele, auch anndern verleyhen gruben stellen schorpen czechen waschwerckh seyffwerckh hwtten huttenstete rosthewßer allerley metallen wie die genannt mochten werden und die orber davon nehmen mochten volkornlich als solch bergwerck in seinen eigen lannnden gelegen wer“. Wozu nun sich und den Lesern den Kopf darüber zerbrechen, welche Bergrechte dem Herzog Friedrich in seinen eigenen Landen zugestanden hätten? Hier steht es ja klar und deutlich: auf alle Metalle selbst bauen, Andere bauen lassen und den Bergzins erheben u. s. w. Ist Das das uneingeschränkte Bergregal oder nicht? Und zweitens: bezieht sich diese Urkunde auf des Herzogs oder des Königs Besizthum? Aber nicht nur diese Stelle, das ganze Buch leidet an dem Fehler, daß gerade Das, was es verschweigt, weit belehrender ist als Das, was bietet. Ich kann selbstverständlich nicht sämtliche Ausführungen in ähnlicher

\*) Von dieser Urkunde ist nur eine Ausfertigung vorhanden und nicht, wie Wutke irrthümlich glaubt, zwei, und zwar ist das zu den Zeiten Sternbergs, diese Urkunde mit unbedeutenden Ungenauigkeiten abgedruckt hat, noch in den aufbewahrte Original am dritten März 1874 an den preussischen Staat abgeliefert worden, der es dem Staatsarchiv in Breslau zur Aufbewahrung gab. befindet sich daselbst s. S. L.B.W. I 222 f und nicht 226 b, wie Wutke angiebt.

Weise vornehmen und illustriren. Es möge daher über Wuttke's Ausführungen in Bezug auf die Ausbildung des Bergregals in Schlesien unter der österreichischen Herrschaft die Bemerkung genügen, daß er als einen Sieg der Krone giebt, was nur ein gegen manche Fürsten und Herren von den Königen und ihrer Kammer unternommener, aber fast durchweg mißglückter Kampf um das Bergregal war. Daß die Könige von Böhmen hie und da (wie Wuttke angiebt) das ihnen auf dem Gebiete eines schlesischen Herzogs oder eines mit solchen Rechten Begabten nicht zukommende Bergregal in Anspruch zu nehmen versuchten, ist wahr; daß sie aber mit diesen Ansprüchen, mit ganz geringen Ausnahmen, nur ein Fiasko erlitten und daß ihre allgemeinen Bergordnungen auf die fürstlichen Besitzthümer keine Anwendung fanden, ist gleichfalls wahr und Wuttke hätte sich, wenn er das Bergregal in Schlesien studirt hat, davon überzeugen können. Aus dem Angeführten erkennt wohl Jeder, daß Wuttke's Buch kein wissenschaftliches Werk, sondern nur eine im Sinne gewisser Interessenten geschriebene Streitschrift ist, deren allgemeine Betrachtungen über das Bergregal in Schlesien nur dazu vorhanden und danach eingerichtet sind, die Frage nach dem Bergregal in einzelnen Herrschaften, auf die es den Interessenten ankommt, zu Ungunsten der Herrschaften zu entscheiden.

Dreslau.

Dr. E. Zibier.



## Die Elektrizität vor Gericht.

Neulich hat unser Reichsgericht eine Entscheidung gefällt, die von den meisten Juristen völlig zutreffend, von allen Technikern unbegreiflich genannt wird. Wenn es nun auch zu den gewohnten Erscheinungen gehört, daß die Advokaten sich ein wahres Vergnügen daraus machen, Alles für selbstverständlich zu erklären, worüber der Laie Mund und Augen aufsperrt, so hat doch in diesem wichtigen Falle das Reichsgericht wirklich seine Entscheidung mit allen möglichen Kautelen umgeben. Es hat da, wo es sich um eine offenbare Entwendung handelte, die rechtswidrige Aneignung außer Zweifel gelassen, ausdrücklich auf eine „bebauerliche“ Lücke im Strafgesetzbuch verwiesen und erst dann den Entwender freigesprochen oder vielmehr dessen Freisprechung bestätigt. Leider genügt Das nicht, um aus einer Industrie, in der wir Deutschen es zur beherrschenden Stellung gebracht haben, die nun hereinbrechende Unsicherheit zu entfernen.

Ein Kaufmann in Kiel hatte für seinen Motor vom frankenthalischen Elektrizitätswerk Kraft bezogen. Nachdem aber der Vertrag abgelaufen war, hat der bisherige Konsument noch sechs weitere Tage unberechtigt, d. h. ohne Wissen und Willen der Leiter des Werkes, elektrische Kraft entnommen und für sich verwendet. Eine gerichtliche Anzeige hiervon war jedenfalls nothwendig, da sonst die Werke gegenüber solchen nur schwer festzustellenden Manipulationen förmlich vogelfrei wären. Die Gerichte haben nun auch die Entwendung und den Schaden des Stromabgebers anerkennen müssen und damit tritt natürlich die civilrechtliche Ersatzpflicht ein; aber sie wollten hier einen Diebstahl nicht feststellen, denn nach den eingeholten Obergutachten wisse man wohl, wie elektrische Kraft erzeugt wird, aber nicht, was sie ist, d. h. ob sie thatächlich eine bewegliche Sache sei oder ein Zustand, der gewissen Gegenständen durch technische Zurichtungen ge-

gehen werde. Trotzdem daher ein Civilsenat des Reichsgerichtes entschieden habe, daß der elektrische Strom Gegenstand eines Lieferungsvertrages über Sachen sein kann, liege hier keine Unterschlagung vor, weil die Voraussetzung einer körperlichen Sache fehle. Die Absicht des Betrugers falle fort, weil der Kaufmann doch beim Abschluß seines Vertrages noch nicht an eine unberechtigte Mehrentnahme von Elektrizität gedacht zu haben brauche. Auch auf Untreue sei nicht zu entscheiden, da die Technik in den siebenziger Jahren, wo das Strafgesetzbuch entstand, noch keineswegs die jetzige Entwicklung hatte und deshalb auch die Einführung des Begriffes der Untreue im hier nöthigen Sinn unterlassen wurde. Lücken auszufüllen, sei aber nicht Aufgabe des Reichsgerichtes, sondern Aufgabe der Gesetzgebung.

Um bei der letzten Begründung zu beginnen: auch schon in den siebenziger Jahren wurde Kraft in Tausenden von Pferdekraften verkauft. An der Welle von Dampfmaschinen und Turbinen geschieht Das sogar schon sehr viel länger und es war dabei nicht von Dampf die Rede, sondern nur von Kraft, die per Riemen abgenommen wurde. Die Gesetzeslücke ist also nicht durch den niedrigen Stand der Technik bewirkt worden. Nur davon sind jetzt sämtliche technischen Kreise betroffen, in denen ja auch das juristische Element nicht fehlt, daß unser höchster Gerichtshof sich um den wissenschaftlichen Begriff der Elektrizität bemüht, anstatt deren geschäftliche Ausnützung auch in ihrer äußeren Form maßgebend sein zu lassen. Wenn irgendwo Kraft verkauft wird — und in der Elektrizität stecken doch heute schon viele hundert Millionen —, so geschieht Das gewiß nicht wegen irgend einer physikalischen Wissenschaft, sondern, um Nutzen daraus zu ziehen. Nun sollen aber solche Verträge zwischen Gesellschaft und Abnehmer gar nichts mit dem eigentlichen Charakter der Kraft zu thun haben, sondern, ob Wasser, Gas, Dampf oder Elektrizität, lebiglich von der gemessenen Kraft handeln. Der Käufer, Herr A., zahlt für das Recht, die zehnpsferbige Dampfmaschine, die aus der Dampfcentrale des Herrn B. gespeist wird, täglich fünf Stunden benutzen zu dürfen, . . . Reichsmark per Jahr und verpflichtet sich, bei Vergrößerung seiner Anlage bis zum doppelten Betrage des Pauschales zu zahlen. Danach wird also doch nicht der Dampf erworben, da dieser ohne Maschine undenkbar ist, und eben so wenig die Maschine, die ja ohne Dampf unnütz wäre. Vielmehr bezahlt hier der Gewerbetreibende die Ausnützung einer Kraft von so und so vielen Pferden. Da also auch elektrische Kraft nach Pferdekraften verkauft wird, muß sie doch ein veräußerbares Eigenthum sein. Ist Das einmal festgestellt, so hat man im Falle einer Kapitalschädigung wider Willen und Wissen des Eigners unzweifelhaft den Begriff des Diebstahles, da ja der Entwennder den Zweck einer Bereicherung vor Augen gehabt hat. Unsere Gerichte dagegen erklären: es liege kein Diebstahl vor, denn, was nicht beweglich und „keine Raum erfüllende Materie“ sei, könne weder gestohlen noch unterschlagen werden.

Um die Aufregung der Betheiligten zu begreifen, muß man sich nur die Folgen einer solchen Entscheidung vor Augen halten. Angenommen, Herr A. hat Anschluß an eine elektrische Centrale und bezahlt nach der Stellung, die der Zeiger des Zählwerkes dem kontrollirenden Beamten allmonatlich angiebt. Herr A. liest aber das neueste Erkenntniß und nimmt die Zähler aus dem Stromkreise fort, um dann ruhig weiter Strom zu entnehmen. Er stiehlt also der Centrale täglich vielleicht für fünf Stunden Strom zu 600 Glühlampen.



Nach der Entdeckung bleibt der Geschädigten nur der Civilweg offen. Oder ein Fall, der wohl häufiger vorkommt: die Zähler werden als zu theuer den Abonnenten des Elektrizitätswerkes erspart; dagegen wird ein jährliches Pauschale von 1000 Mark vereinbart, mit der Verpflichtung, nach elf Uhr nicht mehr als zehn Glühlampen zu brennen. Unser Abonnent hat aber die neueste Reichsgerichtsentscheidung gelesen und brennt nun nicht zehn, sondern hundert Glühlampen. Der enorme Mehrverbrauch wird natürlich in der Centrale gemerkt, aber wo dieses Mehr entsteht, Das ist bei den vielen Pauschalabonnenten, wenn die Zähler fehlen, nur schwer zu entdecken. Und hat man es entdeckt, so darf der Strom noch keineswegs einfach unterbrochen werden, weil dann ja ein eventuell zu ersetzender Schaden für das Geschäft des Abonnenten eintreten könnte.

Eine strafrechtliche Ahndung solcher Visten ist offenbar nöthig, denn heute kann Jemand seinem Elektrizitätswerke jeglichen Schaden anthun, ohne dabei irgend Etwas zu riskiren. Bleibt er unentdeckt, so steckt er den Nutzen ein, kommt die Sache heraus, so braucht er doch höchstens zu bezahlen, was er wirklich entnommen hat. Einem der wichtigsten deutschen Gewerbe fehlt plötzlich hier jeder Rechtsschutz. Ja, wenn es sich um den Telegraphen oder das Telephon handelte! Wie bequem könnte man sich z. B. vom Telephon einen Draht etwa vom Bureau auch nach der Wohnung legen! Da aber fragt das Gericht keinen Obergutachter, ob es überhaupt einen elektrischen Strom gebe, sondern es greift den Uebelthäter sofort wegen Verletzung des Monopoles.

Während nun die Techniker glauben, der Reichstag werde schleunigst die Verbesserung des Rechtszustandes beschließen, so daß künftig auch Elektrizität als bewegliche Sache bezeichnet wird, scheinen unsere Juristen skeptischer zu sein. Ganz im Ernst hört man da gewichtige Stimmen, die behaupten, daß die Angelegenheit keine so große Eile habe. Wenn ein Fabrikarbeiter aus seiner Thätigkeit weiß, daß irgend ein Produkt gemacht werden kann, sobald ein bestimmter Körper auf eine gewisse Temperatur erhitzt wird, und er diese Erfahrung entweder einem anderen Fabrikanten verkaufte oder gar selbst damit zu fabriziren versuchte, so käme er wegen Untreue ins Gefängniß. Und hier handelt es sich doch nur um das Entwenden einer Erfahrung. Ist Erfahrung greifbar? Sicherlich noch weniger als Energie-Übertragung. Auch das geistige Eigenthum, auch Patente sind nicht Raum erfüllende Materien, nicht so greifbare Güter, wie es heute die Elektrizität geworden ist, an der von Rechtes wegen künftig kein Diebstahl möglich sein soll. Es dürfte den Elektrizität-Gesellschaften sehr schwer werden, ihre neuen Verträge noch besonders zu verschärfen, während sie doch um 100 und auch 500 Prozent geschädigt werden können. Und Zähler sind noch recht theuer.

Im Allgemeinen pflegt eine Entscheidung des Reichsgerichtes bis zur Verkündung der nächsten in der selben Sache zu gelten. Nach der eingehenden Begründung dieses Erkenntnisses aber ist wohl auf eine andere Entscheidung auch für später kaum zu rechnen. Zwar ist vor Jahren einmal in Halle eine Verurtheilung wegen Betruges erfolgt, weil Jemand heimlich elektrischen Strom entnommen hatte; jetzt aber sind die Gerichte doch an die feierlich verkündete Auffassung des Reichsgerichtes gebunden. Deshalb sollten unsere Gesetzgeber nicht zögern, die praktischen Verhältnisse zu bedenken und unserer Elektrotechnik auch gegenüber dem Auslande den bösen Schein der Rechtsunsicherheit zu nehmen.

## Bismarcks Landesverrath.

**D**ienstag, gleich nach sieben Uhr abends, schritt durch das dichte Gewühl der Friedrichstraße schnell ein gar stattlicher Herr. Dunkelgrauer Ueberzieher, weißlich grauer Bart auf der Lippe und am Kinn, umflorter Cylinder, Pince-nez: Herr von Boetticher? Wirklich, er wars; und rauchte nicht einmal und sah für einen in der Trauer Kleid Gehüllten merkwürdig vergnügt aus, recht wie ein im Innersten sich behaglich fühlender Erdenwaller. Ich interessire mich schon lange für die eigenartige Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Herrn, ich hatte ihn auf der Straße nie ohne Cigarre, nie munter blickend gesehen und hielt mich, um das schöne Schauspiel edelmenschlicher Zufriedenheit mit Muße genießen zu können, ein Weilchen dicht neben ihm. Was mochte, nach manchem Kummer, den starken Mann nun in frohe, fast strahlende Stimmung versetzt haben? Wir stehen nicht auf dem Gesprächsfuß, also mußte ich die Neugierregung beschwichtigen und den beschränkten Unterthanenverstand unerleuchtet nach Hause tragen. Da, als ich ein paar Schritte weiter gewandert war, brüllten mir rauche Stimmen entgegen: „Der Reichsanzeiger gegen Bismarcks Enthüllungen! Zweite Abendausgabe des Berliner Tageblattes!“ Das Blatt ging wie warme Semmel in Hungerstothzeiten ab, doch ich erwischte noch eins und las, beim Lichtschein, der hell aus dem Kaisercaffeehause fiel, was inzwischen Jeder gelesen hat. Und nun war mit einem Schlage auch die Neugier gestillt. Ich will Herrn von Boetticher gewiß nichts Uebles nachsagen; es wäre ja auch nur menschlich, wenn ihn, wie nach lange erlittenem Frost die Zimmerwärme, wonnesam an diesem Dienstag das Bewußtsein gepridelt hätte: „So; jezt ist er mit Onkel Chlodwig wieder so weit wie einst mit Caprivi; und jezt muß doch Jeder Verständige einsehen, daß mit ihm überhaupt nicht auszukommen ist und daß ich, der gern still über den Berg weggekommen wäre, die Lawine nicht gelockert habe, die ihn stürzend dann niederriß.“

Er ist mit Chlodwig jezt wirklich wieder so weit wie einst mit Caprivi, — vielleicht, wenn es erlaubt ist, nach äußeren Anzeichen zu urtheilen, noch um ein beträchtliches Stückchen weiter. In dem denkwürdigen Dokument, das man nach dem Ausspruch eines preußischen Staatsanwaltes ungestraft einen Uriasbrief nennen darf, wurde dem Schöpfer des Reiches zwar allerlei Unangenehmes nachgesagt, aber er wurde doch des Landesverrathes noch nicht bezichtigt, wenn auch freilich schon damals die berühmte Aeußerung gefallen sein soll: „Der Mann gehört ach Spandau!“ Die bejammernswerth schwerfällige und ungeschickte Erklärung, die der Reichsanzeiger jezt veröffentlicht hat, weist mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit aber auf den Paragraphen 92 des Strafgesetzbuches und auf das dort bezeichnete Delikt, das von den Strafrechtslehrern der diplomatische Landesverrath genannt und nach dem Gesetz mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren ahndet wird. In dieser Erklärung liest man, nach der Ansicht der „kaiserlichen Regierung“ — gemeint ist wohl der Kanzler, der einzige kaiserliche Minister,

denn im Namen des Kaisers wird im Deutschen Reich nicht regirt — gehörten die von — soll wohl heißen: in — den Hamburger Nachrichten erwähnten diplomatischen Vorgänge zu den „strengsten Staatsgeheimnissen“ — gemeint ist offenbar: zu den mit äußerster Strenge zu wahrenen Staatsgeheimnissen —, „deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde“. Wenn man diese etwas verquollenen Sätze in die für das Ohr, nicht für das Auge bestimmte Sprache schlichter Sterblicher übersetzt, dann erhält man die Behauptung, in den Hamburger Nachrichten seien Staatsgeheimnisse ausgeplaudert und wichtige Interessen des Deutschen Reiches geschädigt worden. Und wenn man als erwiesen oder erweislich wahr annimmt, daß hochpolitische Artikel, die in den Hamburger Nachrichten über die bismärckische Politik veröffentlicht werden, dem Gedankenkreise des Fürsten Bismarck entstammen, dann ist kein Zweifel mehr möglich, daß der erste vom dritten Kanzler des jungen Reiches schonend zwar und in mild verweisendem Dunkelton, aber unzweideutig des Landesverrathes beschuldigt wird. Der alte Liebknecht muß eine Herzensfreude gehabt haben, als er diese an forensischen Stil erinnernden Zeilen las; er hat es ja immer gesagt. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe aber hat vor zwei Jahren der staunenden Welt erzählt, daß er in dem Fürsten Bismarck nicht nur den großen Staatsmann, sondern auch einen persönlichen Freund verehere.

Dem Freunde, sich selbst und dem deutschen Volk konnte der Freund diese neueste Tragikomödie ersparen; sie war überflüssig und kann, weil sie Mißtrauen weckt, wo kein Grund dazu ist, durch den Uebereifer staatsanwaltlicher Politik nur schädlich wirken. Ob der in Hamburg gedruckte Artikel von Friedrichsruh aus veranlaßt wurde oder dem Hirn des Redakteurs entsprang, braucht uns nicht zu bekümmern; wichtig ist allein, daß er Wahrheit verkündete, — Wahrheit, die an anderen Orten schon vorher verkündet worden war. In der „Zukunft“ wurde, nicht zum ersten Male, am sechzehnten Oktober daran erinnert, daß uns bis zum Jahre 1890 „eine unzweideutige Abmachung“ den Russen verband; acht Tage später wurde als ein besonderes Verdienst Bismarcks erwähnt, daß es ihm gelungen sei, eine Abmachung herbeizuführen, „die dem Deutschen Reich für den Fall eines französischen Angriffskrieges die wohlwollende Neutralität Rußlands verbürgte“, und hinzugefügt, dieses Verhältniß sei nach Bismarcks Entlassung offenbar nicht erneuert worden. Am vierundzwanzigsten Oktober wurde diese Darstellung in den Hamburger Nachrichten bestätigt; es hieß da, bis 1890 seien „beide Reiche im vollen Einverständniß darüber gewesen, daß, wenn eins von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle.“ Da, nach Liszt, „die Mittheilung bereits veröffentlichter Nachrichten“ nicht in den Bereich des diplomatischen Landesverrathes fällt, kann von einer Strafbarkeit des hamburgischen Redakteurs nicht die Rede sein. Aber auch die erste Veröffentlichung hat mit dem infamen Verbrechen nicht das Geringste zu thun. Wer konnte, bis „die kaiserliche Regierung“ ihre Stimme erhob, wissen — und

Wissen und Vorsatz fordert ausdrücklich der Gesetzgeber —, daß es sich um ein Staatsgeheimniß handle, dessen „Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des Deutschen Reiches erforderlich ist“? Welche andere Regierung kommt hier in Betracht? Die österreichische. Wenn man nun selbst annimmt, die in Oesterreich Regierenden hätten von dem deutsch-russischen Verhältniß nichts gewußt und auch in dem, wie erzählt wird, mehr als zwanzig Seiten umfassenden Brief, den Wilhelm der Zweite im März 1890 an den Kaiser Franz Joseph geschrieben haben soll, sei davon mit keiner Silbe gesprochen worden, — welchen Schaden kann die späte „Enthüllung“ dem Deutschen Reich bringen? Was Bismarck, ohne irgendwie die Vertragspflicht gegen die wiener Herren zu verletzen, mit genialer Meisterkunst geschaffen hatte, war auch für Oesterreich nur nützlich: er wußte, daß die habsburgisch-lothringische Monarchie in absehbarer Zeit das Zarenreich „unprovocirt“ nicht angreifen würde, aber er wußte eben so genau, daß in Petersburg eine gewisse Furcht vor solchem Angriff bestand, und benutzte seine Kenntniß der in den beiden östlichen Reichen herrschenden Stimmungen, um die „doppelte Affekuranz“ zu bewirken, die Deutschland für den Fall eines französischen, Rußland für den Fall eines österreichischen Angriffskrieges der wohlwollenden Neutralität des Partners versicherte. Die Russen, denen das Schreckgespenst eines deutsch-österreichisch-englischen Angriffes zerflattert war, brauchten nun nicht mehr daran zu denken, diesem Gespenst offensiv auf den Leib zu rücken; sie wußten: Oesterreich greift uns nicht an, weil es beim Angriff isolirt sein würde, und wir dürfen Oesterreich nicht angreifen, weil wir als Angreifer, nach dem Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnißvertrages, mit mindestens zwei starken Gegnern zu kämpfen hätten. Ist etwa „für das Wohl des Deutschen Reiches die Geheimhaltung des Staatsgeheimnisses erforderlich“, daß bis 1890 die deutsche Politik von einem Manne geleitet wurde, dem solche wunderbar wirksame Vereinigung von Friedensversicherungssystemen gelang? Ich weiß es nicht; wohl aber weiß ich, daß der beamtete Bismarck, der von der „Charlatanerie, Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei“ der Diplomaten stets im Ton tiefster Verachtung sprach, uns mit der Angst vor der Enthüllung von Staatsgeheimnissen kaum jemals gelangweilt hat und daß, wenn auch hierin der Bruch mit seiner Sitte zum Brauch werden sollte, der Publizist sich schnell aus Mariaberg eine Mundbinde besorgen mag, damit er vor der Enthüllung „strengster Staatsgeheimnisse“ weislich hinfüro bewahrt bleibe. Die in der stillen Wilhelmstraße wohnenden Herren wissen offenbar nicht, wie schnell man heutzutage, ohne sich im Geringsten nur darum zu bemühen, Alles erfährt, — sogar, daß unser Kaiser, in Gemeinschaft mit einem jungen Dichter, den Herr von Hülsen, der Intendant, in Wiesbaden entdeckt und dem Monarchen zugeführt hat, jetzt ein Drama schreibt, ein Kaiserdrama, das zum Theil im Baselerland spielt, und daß Wilhelm der Zweite im kasseler Hause des Professors Knackfuß seinen Mitarbeiter empfangen und mit ihm den Plan des Werkes berathen

hat. Ich gebe die Nachricht, wie ein wohlwollend neutraler Briefsteller sie mir meldete, wieder und füge, schon ein Vischen eingeschüchtert, ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß ich um keinen Preis der Welt vorsätzlich und bewußt eins von den „strengsten Staatsgeheimnissen“ enthüllen möchte, deren Geheimhaltung für das Wohl des Deutschen Reiches erforderlich ist.

... Das Geheul, das aus den Tobsuchtszellen der deutschen Presse jetzt zu dem bronzenen Standbild Ottos des Einzigen emporströmt, weckt im Auslande nicht nur frohen Widerhall, nein, auch hochmüthige Verachtung. Nichts hat dem Ansehen des deutschen Stammes in der Fremde so sehr geschadet wie die Erbärmlichkeit, die seit sechs Jahren sich in seiner Heimath gegen den Erbauer und Erhalter des Reiches geregt hat, nichts läßt die ganze neudeutsche Herrlichkeit so leicht als eine Lügenlegende erscheinen wie der klägliche Versuch, den Mann, dem der Deutsche den sichersten Theil seines Besitzes dankt, als Landesverräther nun an den Pranger zu stellen. In brennender Scham muß Jeder, der sein Volkthum liebt, ohne ihm schlau zu schmeicheln, jetzt erkennen, wie beträchtlich in Deutschland noch immer die Zahl der Leute ist, die, nach Goethes Wort, gern große Männer ehren möchten, wenn diese Großen nur zugleich Lumpen wären. Die selben Mannesseelen, die täglich zweimal gegen diplomatische Geheimthuerei und für unbeschränkte Oeffentlichkeit des gesammten Staatslebens ins Feld zu rücken pflegen, toben nun über Indiskretionen und Landesverrath; die Vertheidiger Arnims und Gessens rüsten für Bismarck den Scheiterhaufen. Der Einsame wird sich trösten, denn er weiß, daß er gute Arbeit gethan hat. Er konnte nicht hindern, daß zwischen den beiden Reichen, die für gewisse Fälle einander Neutralität zugesichert hatten, mitunter arge Mißhelligkeiten entstanden, aber er hat, als er aus dem Dreikaiserverhältniß ein wichtiges Bruchstück in die neue Kombination hinüberrettete, dem Deutschen Reich einen kaum zu überschätzenden Dienst geleistet; er dient ihm, auf seine besondere Weise, auch jetzt, da er das seinem Einfluß offene Blatt nicht hindert, in kritischer, unheimlich ernster Stunde mahnend an Vergangenes zu erinnern. Was Schillers Max von seinem friedländer Fürsten sagt, gilt auch von dem Märker, dem, wie Wallenstein, eine Herrscherseele ward: „Der seltne Mann will seltenes Vertrauen. Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen.“ Daß der „Freund“, der Verehrer, ihm nicht vertraut, dem Weitstichtigen nicht zur Wahl des Ziels und der Zeit den Raum geben will, mag ihn schmerzlich überraschen. Aber auch dieses Gefühl wird nicht lange währen und er wird bald vielleicht also zu vertrauensvolleren Freunden sprechen: Wenn ich ein doppelzüngiger Wicht war, ist meine Entlassung ja vor der Weltgeschichte gerechtfertigt und Voetticher mag vergnügt schmunzeln; wenn aber ein des Landesverrathes fähiger Mann dreißig Jahre lang die Geschäfte Deutschlands geleitet hätte, dann fragt es sich doch, ob diese Thatfache nicht zu den Staatsgeheimnissen gehören würde, deren Geheimhaltung für das Wohl des Deutschen Reiches und seines größten Bundesstaates erforderlich ist. M. S.



Berlin, den 7. November 1896.

## Kollege Bismarck.

Herrn Redakteur Fürsten Otto von Bismarck, Hamburg,  
Verlag der Hamburger Nachrichten, Speersort 11.

Sehr geehrter Herr Kollege,

**N**ach sechs Jahre ist es schon her, seit ich Ihnen zum ersten Male unter diesem Titel schrieb, weil Ihr aufstrebendes Journalistentalent mir gefiel und ich es für nöthig hielt, Ihnen, dem Anfänger, ein paar nützliche Winke zukommen zu lassen. Der Brief machte Ihnen damals Vergnügen und ich merkte bald, daß Sie die darin niedergelegten Erfahrungen ganz pffiffig zu benutzen verstanden. Faul sind Sie seitdem nicht gewesen; manchmal gab es zwar lange Pausen, dann aber ging es dafür auch wieder desto flotter und die Leute sperrten die Augen auf, wenn sie von Richter oder einem anderen Wahrheitwächter hörten, in Hamburg, Berlin, München und Leipzig seien gleichzeitig von Ihnen Artikel erschienen. Ich wunderte mich darüber nicht, denn ich hatte inzwischen Ihren Fabrikbetrieb kennen gelernt; wo zwei Söhne und ein Schwiegersohn mitarbeiten — der älteste Enkel muß jetzt doch auch schon ganz gut brauchen sein? —, da läßt sichs machen und in Nothfällen ist rhylander ja auch flink mit der Feder und Schweningner schreibt, wie besser als Andere weiß, einen höllisch prickelnden und persönlichen Stil. Er war die Massenproduktion also durchaus nicht räthselhaft und ich war, n gestanden, nur jedesmal ein Bißchen ärgerlich, wenn ich las, daß auch in der „Zukunft“ veröffentlichten Artikel sammt und sonders von ien stammen; eigentlich ist's doch genug, daß die ärgsten Beschimpf-

ungen, die man Ihnen nicht direkt anzubieten wagt, regelmäßig auf mein Sünderhaupt abgeladen werden, — seine Artikel will schließlich Jeder selbst geschrieben haben, nicht wahr? Aber daran waren Sie unschuldig, ich habe es Ihnen nicht nachgetragen und will Ihnen heute in ungemindertem Wohlwollen wieder einen Wink geben, den Sie verwenden können. Mir scheint nämlich, daß Sie sich, trotz einer bald siebenjährigen Thätigkeit, die Ihnen übrigens ein hübsches Stück Geld gebracht haben muß, noch immer nicht in Ihre Rolle hineingewöhnt haben und bis auf den heutigen Tag in dem Glauben leben, ein Politiker zu sein. Das ist ein Irrthum, lieber Kollege, ein frommer Wahn: Sie sind Journalist und werden, als ein gefährlicher Konkurrent, von den Erwerbsgenossen angegriffen. Erst diese Enthüllung wird Ihnen die Möglichkeit schaffen, in den Eindrücken der letzten Wochen Falsches zu berichtigen und Unvollständiges zu ergänzen, wie es so allerliebste neulich im Reichsanzeiger hieß.

Dabei fällt mir ein: Sie glauben in Ihrem fast kaiserlichen Selbstbewußtsein wohl gar, was im Reichsanzeiger stand, ginge von der Regierung aus, von Onkel Chlodwig, dem Biebersteiner oder dem Mann mit den Fledern auf der inneren Iris? Für so naiv hätte ich Sie nach Ihren immerhin bemerkenswerthen diplomatischen Leistungen nun doch nicht gehalten. Ich kann Sie versichern — bitte Sie aber, da es sich um eins von den allerstrengsten Staatsgeheimnissen handelt, die Sache nicht etwa drucken zu lassen —, daß der gute Onkel von Ihren berühmten Enthüllungen noch nicht die leiseste Ahnung hatte, als die erste Geschichte im Reichsanzeiger erschienen war. Worüber sollte er sich auch geärgert haben? Wenn der Neutralitätsvertrag ein Fehler oder der Beweis einer schmählischen Doppelzüngigkeit war, dann ist er ja schön heraus, denn er hat ihn nicht abgeschlossen; und wenn es ein Fehler oder eine Thorheit war, den Vertrag ablaufen zu lassen, dann ist er abermals schön heraus, denn er hat die Erneuerung nicht abgelehnt. Im ersten Falle waren Sie, im zweiten war Caprivi der Schuldige. Für Chlodwig konnte es nur angenehm sein, daß man erfuhr, unter wie schwierigen Verhältnissen er sein Amt und Werke übernommen hatte. Und für Sie war der letzte Grund zur Geheimhaltung geschwunden, seit der Caprivismus gestürzt und damit die Gefahr beseitigt war, Ihre Enthüllung könnte die deutsche Regierung vor dem Auslande kompromittiren; die Regierung, die Sie kompromittirten, besteht ja leider längst nicht mehr und die Nachfolger, die sich hoffentlich nicht als wahlverwandte Erben des kostbaren Caprivihofes betrachten, konnten

sich nicht getroffen fühlen. Nein: der Streich kam vom anderen Ende der Wilhelmstraße; deshalb erschienen die knappen Niedlichkeiten auch im nichtamtlichen Theil des Reichsanzeigers, mit dessen Redakteur Sie seitdem im Kampfe sind. Freilich nicht mit ihm allein: hinter ihm steht die feste Phalanx der Kollegenschaft, der Ihr Treiben lange schon lästig geworden war und die ihrem Haß nun endlich ein Werkzeug gefunden hat. Der Redakteur des Reichsanzeigers war wüthend, weil sein Blatt, wenn nicht gerade ein Uriasbrief geschrieben oder ein Voetticherattest geschmiedet wird, so interessante Artikel nicht bringen darf, und das feste Corps der übrigen Schmöcke war wüthend, weil die Verleger saure Mienen zeigten und zürnend riefen: Seht Ihr, — solche Brillanten liefert Ihr uns nie! Deshalb der Lärm, deshalb das Geheul über den Landesverrath.

Das klingt Ihnen nicht schmeichelhaft; Sie hatten zwei Wochen lang gewöhnt, im Mittelpunkt einer weltbewegenden politischen Aktion zu stehen, und müssen nun vernehmen, daß nur die Kollegen an Ihnen hinaufbellen. Aber, bitte, hören Sie gefälligst mal herum: wo ist denn auch nur das allerleiseste Echo der europäischen Erregung zu hören, die Sie angeblich bewirkt haben sollen? Den in Wien und in Rom Regirenden haben Sie keine Neuigkeit mitgetheilt; man war Ihnen da für die Verstärkung der Friedensbürgschaft sehr dankbar und Rudini hat Sie sogar, als Giers vor ein paar Jahren in Monza war, schlau zu kopiren versucht, ohne sich dabei ganz so streng wie Sie in den Grenzen der Dreibundverträge zu halten. Auch in Petersburg und Paris ist an amtlichen Stellen Alles ruhig geblieben; Du lieber Gott: wer soll sich denn über einen Vertrag aufregen, der seit sechs Jahren abgelaufen ist, oder sich über die Ruchlosigkeit eines Staatsmannes noch heute empören, der eben so lange schon nicht mehr den mindesten Einfluß auf die Geschäfte hat? Die Welt hat andere Sorgen, Bryan und solche Sachen, und kümmert sich höchstens, wenn gerade nichts Wichtigeres vorliegt, um die internen Angelegenheiten des Deutschen Reiches. Nur durch die deutschen Gaue tobte das wüste Geheul, — und diese Thatsache hätte Sie eigentlich gleich auf die richtige Spur leiten müssen. Sie sind erstaunt und fragen die Freunde: Wo ist in meinem langen Leben ein Punkt, der den Leuten das Recht zu dem Glauben gäbe, ich könne jemals etwas dem Vaterlande Schädliches thun, wo sind die von mir begangenen groben Fehler, die jetzt die Annahme stützen könnten, ich wisse nicht, was nützen, was schaden kann? Sie begreifen nicht, wie es möglich ist, im gemeinsten Gassenjungentone einen achtzig-



jährigen Mann zu beschimpfen, der das Deutsche Reich geschaffen, ihm zwanzig Jahre hindurch einen ehrenvollen Frieden und eine vorher nie geahnte Machtstellung erhalten hat und der, mag sein Beginnen zunächst auch seltsam erscheinen, nach seiner ganzen Vergangenheit doch die Gewähr bietet, daß ihm das Wohl des geliebten Heimathlandes immer der leuchtende Leitstern ist. Ja, meinen Sie denn wirklich, daß zwischen Maas und Memel irgend ein halbwegs verständiger Mensch Ihren Patriotismus und die Sicherheit Ihres vorausschauenden Blickes bezweifelt? Nehmen Sie es denn für Ernst, wenn die Herren Levysohn, Rosagin und Alexander Meyer feierlich erklären, sie müßten das deutsche Vaterland, für dessen Gedeihen sie allerdings Ungemeines geleistet haben, gegen Ihre bösen Umtriebe schützen? Ach nein, Verehrtester, — ganz so dumm, wie sich Ihre Arglosigkeit träumt, sind so erfahrene Leute doch nicht; sie wissen ganz genau, daß Sie weder 84 noch 96 auch nur im Geringsten gegen den Wortlaut oder den Geist des Dreibundes, Ihrer eigensten Schöpfung, verstoßen haben und daß, als Sie daneben noch den Neutralitätsvertrag durchsetzten, Ihrer Kunst so ungefähr das Schwerste und Wunderbarste gelang, was die kühnste Phantasie zu erfinden vermochte. Aber sie wissen noch genauer, daß Sie ihnen eine Konkurrenz machen, die nachgerade nicht mehr zu ertragen ist. Es ist unausstehlich, daß bei oder in Hamburg ein Zeitungschreiber sitzt, der ein nettes Privatvermögen hat, dem nicht gekündigt werden kann und der mehr weiß und strengere Staatsgeheimnisse kennt als die bummelwüthigsten Berufsgenossen. Das, lieber Herr Ehrendoktor, ist Ihr Verbrechen; und da man von Ihnen doch nicht gut behaupten kann, daß Sie eigentlich Jsidor heißen und früher im fernen Galizien alte Hosen verkauften, macht man Sie wenigstens zum feigen Landesverräther, dem nur die Gnade des Monarchen einstweilen das Zuchthaus erspart.

Das ist des Räthfels einfache Lösung. Sonst wäre ja nicht zu verstehen, warum Ihre Enthüllungen, die von den angeblich Verlegten mit kühlster Gelassenheit aufgenommen wurden, gerade in Deutschland das grimmige Gezeter geweckt haben sollten. Jeder Deutsche müßte sich doch freuen, wenn er sieht, wie kein Günstbedürfniß und keine Sorge für das Fortkommen Ihrer Kinder Sie hindert, nach Recht und Pflicht Rath zu spenden und richtige Wege zu weisen. So empfindet auch wirklich die überwiegende Mehrheit der Deutschen, so empfinden Die ganz besonders, die erkannt haben, von welchen Gefahren Ihre schlecht behütete Schöpfung umdroht ist. Aber bei den Kollegen dürfen Sie solche Gefinnung nicht

suchen. Sie waren eingeurnt, Verehrter, ein Leichenwagen erster Klasse hatte sie im Trab zur letzten Ruhestätte gefahren und selbst Ihre Gegner hatten dem unbequem Großen drei Hände voll Erde in die Gruft nachgeworfen und fromme Friedenssprüchlein gemurmelt. Plötzlich standen Sie wieder auf und entpuppten sich, wohl um auf Ihre alten Tage auch einmal ein ehrliches Gewerbe zu treiben, als fixen Journalisten; können Sie, als ein billig denkender Mann, den armen Schächern verargen, daß sie den unwillkommenen Konkurrenten mit Stößen und Pässen empfangen, kann es Sie wundern, wenn aus dem Gehudel, wie aus Franz Moor einst beim Anblick des Vaters, das böse Gewissen rief: Willst Du denn ewig leben? Sie bekamen die Flasche Wein, den grauen Mantel, Pallasch, Kürasch und Knackfuß, Sie wurden als Generaloberst laut gefeiert, — und jedesmal jubelten die Kollegen und grinsten heimlich: Nun wird er endlich doch Ruhe geben. Eine Weile war ja auch Alles leidlich ruhig und man erfuhr nur aus den zuverlässigsten Quellen des Tageblattes — merken Sie sich: Zeitungsquellen sind sicher und zuverlässig, nie, wie andere Quellen, lauter und klar —, wie wunderbar für das Wohl des deutschen Bürgers eben wieder gesorgt worden sei. Jetzt, scheint es, soll nun die Geschichte von Neuem losgehen und Sie verwenden im Wettbewerb gar die stärkste von Ihren Künsten und plaudern, wohl weil Hartmeyer seit dem Juli fünf Mark für die kleine Zeile zahlt, die strengsten Staatsgeheimnisse aus. Das kann nicht geduldet werden; die bedeutenden Männer, die seit Jahren öffentliche Meinungen machen, können sich nicht gefallen lassen, daß Sie mit Enthüllungen in ihre feinsten Berechnungen tölpeln und in den Abonnenten den Glauben erregen, die mythische Macht, die man eine Zeitung nennt, möchte am Ende doch manchmal nicht voll und ganz Recht gehabt haben. Halten Sie meinethwegen Reden, diktiren Sie Ihre Memoiren, die man später dann honorarfrei nachdrucken kann, aber schreiben Sie keine Artikel mehr! Oder, wenn Sies nicht lassen können, arbeiten Sie wenigstens nicht ausschließlich für eine Firma. Nicht die Kulis zwar werden Sie damit gewinnen, aber die Kulitreiber werden zur Milde mahnen, wenn Sie hoffen dürfen, ab und zu von Ihnen einen Artikel oder ein Entrefiletchen erlangen zu können. Versuchen Sies mal: bieten Sie sich Mosse oder Lessing als Mitarbeiter an — was Hartmeyer leistet, leisten die Beiden, schon aus Angst vor Scherl, alle Tage — und Sie werden sofort den Unterschied in der Tonart spüren und mir dann glauben, daß Sie nicht als Politiker verhaßt sind, sondern als Journalist, der seine Brillanten den renom-

mitrtesten Firmen vorenthält. Ich bin fest überzeugt, daß Ihnen nicht •viele Artikel zurückgeschickt werden; die Konjunktur ist jetzt günstig: Kaiser ist weg, Marshall soll schon recht müde sein und Holstein sieht nicht mehr gut, — für Sie also die beste Gelegenheit, sich einzunisten und sich einen Namen zu machen. Aber Sie müssen sich schnell entschließen, denn so gehts nicht weiter. Sie können nur Eins von Beiden sein: Beamter oder Journalist wie andere Journalisten. Merken Sie denn nicht, daß man Sie noch immer als Beamten verschreien möchte? Deshalb das Geschwätz vom Arnim-Paragrafen, der, da er Verbrechen im Amte betrifft, mit Ihrer Sache doch nicht das Geringste zu thun hat. Aber man stellt sich, als ob Sie noch immer Beamter wären, und will Sie dadurch bei den Abonnenten, die nicht etwa von Sachverständigen, sondern von Redakteuren belehrt sein wollen, um den letzten Rest Ihres Ansehens bringen. Wenn Sie Beamter sind, haben Sie gefälligst zu schweigen, wie der unermesslich halmlose Ritter Leo, und wenn Sie Journalist sein wollen, haben Sie sich ergebenst der Journalistensitte zu beugen. Es war schon schlimm genug, daß Sie sich erdreisteten, Verträge zu schließen, ohne der Presse davon Mittheilung zu machen; ganz unerträglich aber wird Ihr Benehmen, wenn Sie nun gar anfangen, in Ihrem neuen, hehren Beruf die Kenntnisse zu verwerthen, die Sie im alten erworben haben. Ich finde es furchtbar spaßhaft, daß Sie sich einbilden, eine große Haupt- und Staatsaktion habe den Pörm verursacht, während in Wirklichkeit alle Politiker gleichgiltig dreinblicken und nur die Zeitungschreiber über die niederträchtige Konkurrenz wüthend sind. Daß Sie Dinge veröffentlichen, von denen das Hirnchen der Kollegenschaft vorher nichts ahnte, und so das Ansehen der unfehlbaren Presse gefährden: darin, sehr geehrter Herr, besteht Ihr Landesverrath.

Uebrigens: ein Bißchen dumm sind die Leute doch. Da zermartern sie sich, um zu ermitteln, warum Sie gerade jetzt mit den Enthüllungen herausgerückt sind. Ich war nicht einen Augenblick über Ihre wahren Motive im Zweifel: der Quartalsabschluß war schlecht, Hartmeyer wollte für November und Dezember ein neues Abonnement machen, er bot noch fünfzig Pfennige mehr für die Zeile und Sie holten aus Pinnows Stube die verkampfherte Kiste mit den Staatsgeheimnissen hervor. Sie verstehen sich aufs Geschäft; aber ich gönne Ihnen gern den Profit, hoffe, daß Sie noch allerlei Verwendbares aufstöbern und sich endlich in Ihre Journalistenrolle hineinfinden, und begrüße Sie in kollegialer Hochachtung als

Ihr wohlaffectionirter

## Die geschichtswissenschaftlichen Probleme der Gegenwart.

### I.

**A**uf dem weiten Gebiet der Geschichtswissenschaft vollzieht sich augenblicklich ein Austausch und eine Verschiebung der Ansichten, die allgemeinerer Beachtung werth sind. Die Entwicklung der Wissenschaften überhaupt macht ja nur einen Theil der allgemeinen geistigen Entwicklung aus, sie ist mithin selbstverständlich von den Phasen dieser allgemeinen Entwicklung abhängig. So ist es z. B. klar, daß es im Mittelalter, einer Zeit noch gebundener Persönlichkeit, Wissenschaft nur im Sinne der Tradition des Wissens früherer, höher entwickelter Kulturen und im Sinne eines kindlich gerichteten Sammel-eifers eigener, sehr begrenzter Erfahrung geben konnte: erst der Individualismus der Renaissance- und Reformationzeit hat das höhere wissenschaftliche Leben entbunden. Doch sehen wir auf die einzelnen Gruppen der Wissenschaften, machen wir namentlich den großen Unterschied der Natur- und der Geisteswissenschaften, so ist doch klar, daß sich die Naturwissenschaften, bei aller Abhängigkeit vom Entwicklungsgange des allgemeinen geistigen Lebens im Großen, im Einzelnen viel selbständiger als die Geisteswissenschaften, und gleichsam nur auf sich selbst und die sich häufenden Ergebnisse ihrer Erfahrungen gestützt, entfaltet haben. Der Grund hierfür liegt zu Tage. Die Resultate naturwissenschaftlichen Forschens sind entweder unmittelbar an mathematische Arbeit gebunden oder sie lassen sich wenigstens in mathematischen Formeln geben: d. h. sie sind rein logischer, im Allgemeinen ziemlich restlos rationaler Natur. Einmal wirklich errungen, sind sie darum, kleine Verbesserungen abgerechnet, unbestreitbar; und ihre Kette ist anscheinend so wenig zu durchbrechen, daß der Gang ihrer Entwicklung im Ganzen einen sozusagen selbstgerechten, rein auf sich gestellten Eindruck macht. Die Folge davon ist, daß wissenschaftliche Kämpfe auf naturwissenschaftlichem Gebiete der Hauptsache nach entweder Hypothesenkämpfe sind, d. h. Kämpfe, bei denen es sich um Behauptungen über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Beziehungen gewisser bekannter Thatsachen zu gewissen noch unerklärten Vorgängen handelt, oder aber Prioritätskämpfe, Kämpfe um den Ruhm der ersten Entdeckung dieser oder jener Zusammenhänge. In beiden Fällen handelt es sich um Bewegungen, deren Kreis der Regel nach immerhin noch mehr oder minder begrenzt ist.

Anderen Charakter tragen die wissenschaftlichen Kämpfe auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Indem diese Wissenschaften sich in ihrer bisherigen Durchbildung vornehmlich mit jener Seite der allgemeinen Entwicklung beschäftigen, die dem fortwährenden Fluß der Zeiten unterworfen ist, und indem sie

gegenüber dieser proteischen Grundlage, die sich wie ein endloses Band vor ihnen abrollt, in den Ergebnissen der Psychologie noch keineswegs den festen und zeitenlosen Halt gefunden haben, der sie befähigt, das Konstante im Wechsel mit voller Sicherheit wahrzunehmen, unterliegen sie in ganz anderem, um Vieles weitergreifendem Umfange dem Einfluß der geistigen Wandlungen der Zeiten. Je intensiver die geistige Anschauung innerhalb der selben Kulturentwicklung von Jahrhundert zu Jahrhundert wird, um so mehr verändern sie nicht nur die Hypothesen, in die sie die Erklärung einzelner Zusammenhänge fassen, sondern den Standpunkt ihrer Betrachtung überhaupt. Darum verlaufen die wissenschaftlichen Kämpfe auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften der Regel nach viel gewaltsamer; und oft genug handelt es sich in ihnen, bei starker Verschiebung des gesamten Beobachtungsstandpunktes, geradezu um die geistige Existenz des einzelnen Gelehrten. Es ist deshalb auch vollkommen begründet, daß sie im Allgemeinen viel erbitterter sind als die Streitvorgänge auf dem Gebiete der Naturwissenschaften — als gelehrten Kampfhahn denkt man sich zunächst wohl immer am Leichtesten einen Philologen oder Historiker —: wie es sich andererseits nach dem Gesagten von selbst versteht, daß sie zugleich von viel allgemeinerem Interesse sind; denn sie sind sichere Anzeichen großer Verschiebungen auf dem Gebiete des Geisteslebens überhaupt.

In dem vorliegenden Falle geschichtswissenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten handelt es sich nun um Folgendes:

Die Anfänge geschichtlicher Aufzeichnungen in jeder Kulturentwicklung beziehen sich bekanntlich der Regel nach nur auf besondere Handlungen hervorragender Persönlichkeiten. So heißt es in einem Annalenwerk der Karolingerzeit etwa: *Karolus rex venit in Franciam; Karolus rex celebravit pascha Wormacie; Karolus rex duxit exercitum contra Saxones u. s. w.* Dem zuständigen Element wird Dem gegenüber Rechnung getragen nur durch Angabe auffallender Naturereignisse, die in das Menschenleben besonders eingreifen oder eingreifend gedacht werden: *Nix magna; cometa visa est; signum in coelo apparuit u. s. w.* Das menschlich-zuständliche Element dagegen, die gesamtpsychischen Vorgänge, die Massenbewegungen bleiben fast unbeachtet. Dieser ursprüngliche Zustand einer historiographischen Thätigkeit, die wir individualistisch nennen können, da sie sich grundsätzlich — zumal später die Naturbeobachtungen in den Hintergrund treten, — nur auf die, sei es durch That, sei es durch Stellung, großen Individuen konzentriert, bleibt nun noch sehr lange erhalten; die mittelalterliche Geschichtschreibung hat ihn im Großen und Ganzen nie verlassen; und auch noch in späteren Jahrhunderten ist er niemals verloren gegangen; fast ganz ungebrochen besteht er noch fort in jenen Geschichtswerken, die von Haupt- und Staatsaktionen leben, und er zieht auch in der Gegenwart aus gewissen Konstellationen innerhalb der geschichtswissenschaft-

lichen Arbeit, von denen bald zu sprechen sein wird, noch immer beträchtliche Lebenskraft.

Allein neben diese individualistische Betrachtungsweise trat nun allmählich doch eine zweite: die kollektivistische. Je mehr die Erfahrungen wuchsen, je besser man anfang, nicht nur einzelne kurze Zeitabschnitte, sondern ganze Zeiträume zu überblicken, je stärker die Verflechtung des Lebens innerhalb ganzer großer menschlicher Zusammenhänge, nicht mehr blos innerhalb des Dorfes und der Stadt, sondern auch innerhalb des Landes, der Nation, der Welt zu Tage trat, um so mehr erkannte man, daß keineswegs allein die eminenten Persönlichkeiten die Welt der menschlichen Erscheinungen bebewegen, sondern eben so thätig in ihr die menschliche Menge selbst, die Gesellschaft, sei, und zwar nach allen Seiten menschlichen Wirkens hin, der wirtschaftlichen und rechtlichen eben sowohl wie der geistigen und ästhetischen. Und indem nun diese Erkenntniß sich Bahn brach, stellte sich neben die individualistische Personengeschichte die kollektivistische Kulturgeschichte.

Dabei brauchte es nicht bei dem eben angewandten Ausdruck des Gegensatzes zu bleiben. Kein Zweifel nämlich, daß die Individualgeschichte ihre großen Persönlichkeiten ursprünglich als völlig frei handelnd dachte und daß diesen von ihr auch heute noch da, wo ihr Standpunkt entschieden behauptet wird, eine Freiheit des Handelns zugeschrieben wird, — hinweg über die Nothwendigkeiten des Daseins. Kein Zweifel aber auch, daß die kollektivistische Geschichtsauffassung die große Persönlichkeit zwar anerkennt, sie aber mit den Grenzen ihrer Handlungsfähigkeit eingeschrieben denkt mindestens in die wesentlichsten Schranken der einmal vorhandenen geschichtlichen Zustände. So stellt sich denn also in die gegensätzliche Position von individualistischer und kollektivistischer Geschichtsauffassung alsbald praktisch auch der große, alles Menschliche beherrschende Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit.

War Das nun der allgemeinste Gegensatz geschichtlicher Erfahrungen, so war es andererseits klar, daß sich mit steigender Kultur, d. h. steigender allgemeiner Erfahrung, die Waagschale immer mehr zu Gunsten der Annahme einer geschichtlichen Nothwendigkeit, der sich auch die eminentesten Geister einordnen, d. h. zu Gunsten überwiegend kollektivistischer Anschauung, senken mußte. Denn wie war es z. B. möglich, daß, nachdem die geschichtliche Erfahrung über die Jahrhunderte hin den Gegensatz der Natural- und ldwirtschaft entdeckt hatte, dann etwa noch angenommen werden konnte, em Staatsmanne naturalwirtschaftlicher Zeiten hätten die selben Möglichkeiten des Handelns zu Gebote gestanden wie einem solchen geldwirtschaftlicher ioden! Und wie war es denkbar, daß, nachdem die ethnographischen Erfahrungen überall typisch gleiche ornamentale Anfänge der Kunst aufgedeckt hatten, in etwa noch ausgeführt werden konnte, die älteste Kunst der Germanen

verdanke nicht dem spezifischen Kulturzeitalter, sondern dem Wirken eines oder einiger gottbegnadeter Künstler ihren speziell ornamentalen Charakter! Nun trat aber die außerordentliche Erweiterung des historischen und des geographisch-ethnographischen Horizontes, die solche Behauptungen ohne Weiteres ausschloß und für immer, innerhalb unserer Kulturbewegung, ausschließen wird, schließlich ziemlich rasch, und rapid namentlich für uns Deutsche im Verhältniß zu den Franzosen und besonders Engländern, im Verlauf der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ein. Die Folge war, daß sich im Kreise der bis dahin vorhandenen, wesentlich individualistisch charakterisirten historischen Erfahrung der Zug nach der kollektivistischen Seite sehr entschieden, ja fast ungestüm geltend machte. Es kam so weit, daß von gewissen Seiten her eine ganz ausschließlich kollektivistische Auffassung des geschichtlichen Geschehens als die einzig berechnigte, einzig wissenschaftliche betrachtet wurde.

Aber auch die Reaktion von der anderen Seite her fehlte nicht. Denn neben der enormen Ausbreitung unserer ethnographisch-historischen Kenntnisse, wie sie namentlich durch geographische, national-ökonomische, soziologische, neuerdings auch vergleichend geistesgeschichtliche Arbeit gefördert wird, war zugleich, und zwar vornehmlich von berufsmäßig historischer Seite her, eine äußerst intensive Bearbeitung kleiner Zeiträume, besonders auch der deutschen Geschichte, gepflegt worden. Machten sich also in der ersten Richtung viel umfassende, im Detail gelegentlich unsichere Köpfe geltend, so ward auf der anderen Seite ein enges Spezialistenthum von mikrologischer Genauigkeit entwickelt. Dieses Spezialistenthum lebte nun bald nicht mehr in den allgemeinen historischen Erfahrungen, wie sie dem generellen geistigen Horizont unserer Zeit entsprechen, sondern erneuerte und belebte — oder ließ doch nicht aussterben — die engeren Anschauungen, wie sie dem geistigen Horizont früherer Zeitalter und seinem eigenen Umblick entsprachen. So pflegte es die einseitig individualistische Richtung unserer älteren Geschichtschreibung fort weit über die Zeiten hinaus, da diese geschichtlich motivirt war; und noch heute vertreten seine extremen Anhänger die These, daß in der geschichtlichen Entwicklung die eminenten Persönlichkeiten Alles, die Massen aber nichts seien, leugnen also jede kollektivistische Erfahrung.

Am Höchsten über diesen Gegensätzen hat sich seiner Zeit im Grunde vielleicht Ranke gehalten. Ausgehend von einer nach unserem heutigen geistigen Horizont zu weit reichenden Begünstigung des eminent Individuellen in der Geschichte, ist er in seinem geistig, wenn auch nicht künstlerisch reifen Werke, der Weltgeschichte, zur Anerkennung der allgemeinen Nothwendigkeiten weit über den für das Individuum möglichen Bereich des Wollens hinaus fortgeschritten. Die Männer freilich, die sich heute als seine Schüler bezeichnen, haben diesen Fortschritt Rankes nicht mitgemacht; sie halten sich an den jugendlichen Ranke; und wir werden in diesem Sinne noch von ihnen zu reden haben.

Fassen wir aber die gegenwärtige Lage allgemein ins Auge, so ergibt sich für die deutschen Verhältnisse folgendes Bild. Von der extremsten Auffassung im individualistischen Sinne bis zur extremsten Auffassung im kollektivistischen sehen wir Vertreter der Geschichtswissenschaft thätig. Dabei überträgt aber nicht die Thätigkeit auf den beiden Polen, wenngleich hier auf beiden Seiten, wie natürlich, besonders scharfsinnige, aber freilich weniger wahrhaft erfahrene Männer stehen. Die Hauptarbeit wird vielmehr von einem mittleren Standpunkte aus, in dem sich Individualismus und Kollektivismus mischen, geleistet. Das entscheidende Moment für die Klassifikation der vorhandenen Gegensätze liegt demnach naturgemäß an dem Punkte, wo eine Anschauung auftritt, die, bei aller Anerkennung eminent individueller Leistungen in der Geschichte, doch daran festhält, daß individuelle Leistungen stets in die Grenzen kollektivistischer Bewegungen gebannt sind, daß also die größten geschichtlichen Nothwendigkeiten mächtiger sind als der Wille auch der größten geschichtlichen Persönlichkeit. Diese Anschauung ist das eigentliche Schiboleth, von dem aus sich die Parteien, wie von einer Mitte her, nach den Polen des Individualismus und Kollektivismus hin gruppieren: an dieser Stelle hat also Jedermann zunächst Farbe zu bekennen. Und es wird richtig sein, wenn wir nun in Folgendem Jeden, der den soeben aufgestellten Satz anerkennt, als Kollektivist, Jeden, der ihn nicht anerkennt, als Individualisten bezeichnen.

Für eine Erkenntniß der Einzelheiten der Lage, ja für ein Verständniß der Lage überhaupt, hat dabei der Verlauf der letzten Monate werthvolle Anhaltspunkte gebracht. Als solche, und somit als glückliche Ereignisse, wenn auch von unter sich sehr verschiedener Wichtigkeit, möchte ich namentlich zwei hinstellen: den Verlauf der innsbrucker Historikerversammlung und das Erscheinen der Besprechung meiner Deutschen Geschichte durch den berliner Professor Max Lenz. Die Leidenschaftlichkeit und der nur etwa möglicher Reklamation des nackten Thatsächlichen zugewandte Inhalt der lenzischen Rezension läßt, bei der Stellung Lenzens im Lager der Individualisten, kaum eine andere Erklärung zu als die, daß gewisse Kreise dieser Gruppe an einer generellen Vertheidigung ihrer Auffassung überhaupt zu verzweifeln beginnen oder gar schon verzweifelt haben. Der innsbrucker Historikertag hat gezeigt, daß die vorwärts strebenden Richtungen Oesterreichs, Belgiens (wir können bei der Stellung des leydener Historikers Blof noch hinzufügen: auch Hollands) und eines guten Theiles Süddeutschlands auf gemäßig kollektivistischer Seite stehen. Als Hochburg der Individualisten hat sich dagegen, so weit die im engeren Sinne historischen Lehrstühle der Universität in Betracht kommen, Berlin ergeben. Es ist eine Stellung der Reichshauptstadt, wie sie deren Position im künstlerischen Leben der Nation theilweise analog ist: auch hier ist ja mehrfach das außerberlinische Deutschland innerhalb und außerhalb der Reichs-



grenzen der vorwärts schreitende Theil. Es ist eine Stellung, wie sie in unserem Falle besonders begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß das politisch-geschichtliche Detailstudium des — im Vergleich zum geschichtlichen Gesamtverlauf als dem Bereiche der uns hier beschäftigenden Fragen — sehr kurzen Zeitraumes des siebenzehnten und achtzehnten, allenfalls noch des neunzehnten Jahrhunderts seit den vierziger Jahren mit Recht vornehmlich in Berlin heimisch gewesen ist. Wie sehr freilich die aus diesem Studium erwachsenen allgemeinen Anschauungen schon überholt sind, ergab sich bisher vielleicht durch nichts deutlicher als durch die Thatsache, daß man in den innsbrüder Verhandlungen auf den Gegensatz der politischen und der Kulturgeschichte, von dem gemäß den Anschauungen der alten Schule noch bis vor Kurzem die methodischen Erörterungen auszugehen pflegten, überhaupt gar nicht mehr zurückgriff, sondern an dieser Stelle von eben jenem Gegensatz individualistischer und kollektivistischer Betrachtungsweise jeglicher Art geschichtlichen, sei es nun politischen oder geistigen oder wirtschaftlichen oder rechtlichen Geschehens ausging, dessen Formulierung Sache der Gegner der alten Schule gewesen ist. \*)

Gehen wir nun nach dieser allgemeinen Umschau auf das Einzelne der vorhandenen Gegensätze ein, so ist am Einfachsten zunächst von den Individualisten zu reden, denn bei ihnen ist die Regsamkeit im Aufwerfen genereller Fragen und methodischer Probleme wenigstens vorläufig noch am Geringsten. Indessen besitzen wir doch aus nicht allzu weit zurückliegender Zeit noch ein an sich geistvolles Programm des extremen Individualismus. Es liegt vor in der Rede, die Max Lehmann nach Ostern 1893 beim Antritt seiner leipziger Geschichtsprofessur gehalten hat. Die Rede ist zwar bis heute nicht gedruckt worden, obwohl ihre Veröffentlichung

---

\*) S. hierzu die treffenden, vor Allem auch die Stellung Gustav Freytags beleuchtenden Ausführungen Steinhausens in der „Nation“ 1896 Nr. 51. Der Gegensatz zwischen Individualismus und Kollektivismus im vorhin entwickelten Sinne wird so lange genügende Grundlage der Diskussion bleiben, als es namhafte Historiker giebt, die, sei es theoretisch, sei es auch nur der praktischen Tendenz nach, ausschließlich Individualisten sind. In dem Augenblick aber, da man das Komplementäre beider Gegensätze allgemein erkannt haben wird, wo also neben dem Individualismus auch der Kollektivismus als seine absolut nothwendige Ergänzung wissenschaftlich anerkannt sein wird, wird freilich der Diskussion ein anderer Gegensatz zu Grunde gelegt werden müssen, der schon jetzt stark in die Erörterungen mit hineinspielt: nämlich der Gegensatz zwischen derjenigen Anschauung, welche die historischen Nothwendigkeiten als in sich zusammenhängend (wenn auch in diesem Zusammenhang durch große Persönlichkeiten gelegentlich modifizirt) und darum der Entwicklung immanent begreift, und einer anderen Anschauung, die jede einzelne große Nothwendigkeit als isolirte Einzeläußerung einer transszendenten Urkraft betrachtet.

in einer bekannten historisch-politischen Zeitschrift in Aussicht genommen war — ich hatte im Hinblick auf die Veröffentlichung der Redaktion schon eine womöglich zugleich mit der Rede abdruckende Entgegnung eingesandt —, aber wir besitzen über sie ein recht gutes Referat, das, ursprünglich im Leipziger Tageblatt enthalten, in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 1, 245 bis 248 wieder zum Abdruck gebracht worden ist. Und so ist denn das Wesentliche der Lehren Lehmanns für die wissenschaftliche Welt nicht verloren.

Lehmann stellt an die Spitze seiner Anschauungen den Satz, die Geschichte der Menschheit sei die Geschichte der Persönlichkeiten; die Persönlichkeit, und er denkt hierbei an die eminente Persönlichkeit, ist ihm also allein das Heiligthum der Geschichte. Die sozialen und politischen Gebilde der Vergangenheit sind daher, so lehrt er, alle Schöpfungen solcher eminenten Persönlichkeiten und erhalten dadurch ihr individuelles Gepräge. Weil sie aber individuell sind, darum können sie auch nicht auf dem Wege der Analogie mit einander verglichen werden; Analogien sind dem Naturforscher erlaubt, dem Historiker verboten, denn sie vergewaltigen die Ueberlieferung. Entsprechend dieser Lage giebt es im Reiche der geschichtlichen Entwicklung keine Nothwendigkeit und somit auch kein Gesetz. Denn Gesetze beziehen sich auf die konstante Wirkung von Kräften. Solche sind aber im Bereich geschichtlichen Geschehens nirgends nachzuweisen, weder auf dem Boden der Soziologie, wo Comte mit ihrem Nachweis gescheitert ist, noch auf dem Boden der Nationalökonomie, wo Rümelin ihre Unmöglichkeit bewiesen hat, noch endlich in den Wirkungen, die durch die geographische Lage, die Bodenbeschaffenheit und das Klima auf die sozialen und politischen Schicksale einer Bevölkerung ausgeübt werden sollen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Lehren wenigstens einen großen Vortheil haben: sie sind in sich zusammenhängend durchgedacht. Darum ist es aber auch möglich, durch Anbohren des scheinbar festen Gefüges an einer beliebigen Stelle das Ganze über den Haufen zu werfen. Ich gehe zu diesem Zwecke von dem Gebrauch des Begriffes Gesetz durch Lehmann aus. Wer hat denn da, so frage ich zunächst, neuerdings noch behauptet, daß sich in der Geschichte „Gesetze“ im Sinne Lehmanns, Das heißt in dem Sinne etwa der geschichtlichen Reihenfolge: Monarchie, Aristokratie, Demokratie: „so spezifisch historische Gesetze, nicht bloß psychologische, individual- und sozialpsychologische Gesetze, nachweisen lassen? Meines Wissens Niemand. Wasutzutage behauptet wird, ist nur, daß es in der Geschichte, ähnlich wie in Naturgeschichte, eine Reihe gesetzmäßiger Lebensvorgänge gebe; daß, wie Reiche der Natur aus einer Eichel unter günstigen Lebensbedingungen ein Hainbäum werde, so etwa, sagen wir beispielsweise, bei einer werdenden Nation unter günstigen Lebensbedingungen geldwirthschaftliche Erscheinungen auf

naturalwirthschaftliche, impressionistische Malerei auf konturistische, philosophische Anschauungen auf mythologische folgen und sie theilweise ersetzen werden, nicht umgekehrt. Man sieht: Das ist etwas ganz Anderes, als was Lehmann behauptet und perhorreszirt. So wenig wie der Botaniker in dem Lebenslauf der einzelnen Pflanze oder der Zoologe in dem des einzelnen Thieres ein Gesetz wird finden wollen, das unverbrüchlich und ausnahmslos gelte, so wenig sucht der Historiker ein solches Gesetz hinter irgend einem Ablauf historischer Ereignisse: wessen 'er bedarf, Das ist nur der Begriff des regulären, typischen Vorganges, dem gegenüber keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Entwicklung ausnahmsweise auch einmal anders verlaufe. Daß freilich hinter jedem solcher Vorgänge, ihn in unendlichen Variationen, von denen die typischen nur die wahrscheinlichsten sind, bedingend, wirkliche, unverbrüchliche physiologische und sonstige Gesetze stehen, Das wird der Vertreter der Naturwissenschaften eben so sicher behaupten, wie der Psychologe hinter den geschichtlichen, menschlichen Regularvorgängen psychische Gesetze waltend sieht oder waltend ahnet.

Nach Alledem wird Lehmann gut thun, seine Behauptung über die Gültigkeit von Gesetzen in der Geschichte zu modifiziren; sie ist falsch etikettirt; es handelt sich bei der Behauptung von historischen Gesetzmäßigkeiten überhaupt nicht um gesetzliche, sondern nur um typische Vorgänge. Aber Lehmann bestreitet auch diese. Denn er sieht wohl: läßt er den Begriff des Typischen zu, so führt er in den Bereich der Historie doch auch die hinter dem Typischen waltenden Gesetze ein. Hinweg also auch mit Diesem!

Die Art nun, wie er sich des Typischen zu entledigen sucht, ist wirklich ingenüß. Er nimmt das Wort überhaupt nicht in den Mund, sondern er meint nur, historische Ereignisse seien individuell, darum könnten sie auch nicht auf dem Wege der Analogie mit einander verglichen werden: die Methode der Analogie, der Vergleichung, sei darum nur dem Naturforscher gestattet.

Ich habe hier zwei Blätter, zwei Blüthen des selben Typs, zwei Eichbäume. Sind sie absolut gleich? Keineswegs. Sie sind einander nur ähnlich. Lehmann gestattet daher dem Naturforscher ihre Vergleichung zur Feststellung des Typs, wie jeder vernünftige Mensch es thut und wie es die Logik jeder Sprache von je her gethan hat, denn in jeder Sprache ist in der Benennung des Genus Eichbaum, Birke u. s. w. ja die Typisirung schon vollzogen. Jetzt aber habe ich hier zwei Zünfte, zwei Markgenossenschaften, zwei gothische Kirchen von verschiedenen Meistern. Sie sind einander ähnlich wie die Eichbäume u. s. w. Soll ich sie also nicht auch vergleichen dürfen? Worin kann für Lehmann der Unterschied beider Fälle liegen? Ich habe neben den beiden Blättern, Blüthen, Eichbäumen anscheinend noch unzählige andere des selben Typs. Aber neben den zwei Zünften, Markgenossenschaften,

Kirchen habe ich nur eine begrenzte Zahl. Im ersten Fall ist daher meine Erfahrung reicher als im zweiten. Aber schließt Das nun die typische Behandlung des zweiten Falles aus? Offenbar nicht, wenn so viele Exemplare der Zünfte, Markgenossenschaften, Kirchen vorhanden sind, daß ich überhaupt eine Summe vergleichbarer Momente, d. h. einen Typ, eine Genossenschaftsform, einen Stil feststellen kann. Das ist doch außer Zweifel. Sind also so viele Exemplare vorhanden, so stelle ich den Typ eben fest. Hiergegen wird sich nun Lehmann mit allen Kräften wehren, obgleich erst der meinem Verfahren zu Grunde liegende Schluß die außerordentliche Entfaltung der vergleichenden Geisteswissenschaften in unserem Jahrhundert ermöglicht hat. Aus welchem Grunde? Es läßt sich da nichts Anderes mehr sagen, als daß sein Auge offenbar auch in diesen Fällen eben nur den neben dem Typischen immer noch bleibenden Rest des Individuellen sieht; und daß die historische Erfahrung bei ihm nicht so weit trägt, auf geschichtlichem Gebiete eine überwältigende Fülle analoger Erscheinungen so neben einander zu schauen, daß ihm der Begriff des Types aus ihnen herauspringt.

Freilich: Das muß festgestellt werden, daß selbst Lehmann es nur vermöge einer gewissen Gewalttätigkeit fertig bringt, sich auf diesem Standpunkte zu fixieren. „Zwei Neunte Symphonien“, ruft er einmal in seiner Rede aus, „zwei Sixtinische Madonnen sind Unmöglichkeiten.“ Und ein anderes Mal: „Christlicher als Christus kann Niemand sein, Shakespeare und Goethe können in ihrer Eigenart nicht übertroffen werden.“ Raketen, die blendend steigen, um restlos auf dunkler Höhe zu verpuffen. Kann ich nicht eben so gut von einem schönen Löwent Sultan sagen, kein Löwe könne mehr eben dieser Sultan sein als er selbst; ist es nicht bekannt, daß es nicht zwei Blätter auf Gottes Erde giebt, die einander völlig gleichen? Lehmanns Behauptungen beweisen also gegen den Begriff des Typus, der ja für die Naturwissenschaften auch seiner Meinung nach gilt, gar nichts; so weit sie aber die hohe Individualität spezifischer und eminenter menschlicher Handlungen hervorheben sollen, sind sie trivial und von keinem Verständigen bezweifelt.

Indem aber Lehmann den Begriff des Typischen in der Geschichte ausmerzt, muß er natürlich zugleich die Möglichkeit geschichtlicher Massenvorgänge leugnen. Und so ist denn seine oberste These: die Geschichte der Menschheit sei nur die Geschichte der Helden, der Persönlichkeiten, leicht begreiflich. Freilich zeigt sich in diesem Zusammenhange auch die ungeheure Einseitigkeit, die in ihr liegt. Denn es ist klar, daß allein schon der Begriff des Staates ohne Massenzusammenhang nicht gedacht werden kann. Politisch führt daher der historische Standpunkt Lehmanns, konsequent durchgedacht, zum Anarchismus.

Leipzig, am dreißigsten September 1896.

Karl Lamprecht.



## Mein Austritt aus der Sozialdemokratie.

**H**err Harden hat mich ersucht, die Gründe, die mich von der Sozialdemokratie trennen, in der „Zukunft“ darzulegen. Er geht dabei selbstverständlich von der Annahme aus, daß diese Gründe nicht persönlicher Natur, sondern von einer gewissen Allgemeingiltigkeit sind, so daß ihnen gewissermaßen ein „öffentliches Interesse“ zukommt. In der Hoffnung, solche Voraussetzung erfüllen zu können, ergreife ich gern das Wort. Doch kann es sich hier selbstverständlich nicht um eine grundlegende, umfassende Darstellung handeln, sondern um eine knappe, zum Theil nur andeutende Darstellung, um einen Abriß.\*) Der Grund meines Ausscheidens aus der Sozialdemokratie ist, um es von vorn herein klipp und klar zu sagen, die Ueberzeugung: die deutsche Sozialdemokratie enthält in sich zwei grundverschiedene Richtungen, die kaum etwas Anderes als den Namen mit einander gemein haben; es sind die praktischen Politiker nüchternen Sinnes und die Dogmatiker des Marxismus, fanatische Ideologen, wandelnde Abstrakta, philosophische und politische Reaktionäre. Bis zum frankfurter Parteitag schien es, als ob die Praxis die Ideologie aus dem Felde schlagen würde. Breslau hat solche Hoffnung vernichtet, Gotha bedeutet ein Lohwabohu, das der Klärung bedarf.

Der Marxismus enthält in sich zwei Bestandtheile: die Darstellung der historischen Entwicklung der Gesellschaft, innerhalb deren die „kapitalistische“ wie die „kommunistische“ Gesellschaftsordnung eine „geschichtnothwendige“ Phase bedeutet, — und die Darstellung des Mechanismus, durch den die heutige, die „kapitalistische“ Wirthschaftsordnung zusammengehalten oder auseinandergetrieben wird. Marxens Hauptwerk, „Das Kapital“, soll die zweite Aufgabe lösen, die innere Struktur der kapitalistischen Wirthschaft enthüllen. Die „Mehrwerththeorie“ ist hier bekanntlich der Angelpunkt. Gegen sie hat die Kritik des Marxismus sich bisher zum größten Theil gerichtet, in der Hoffnung, durch ihre kritische Vernichtung die heutige Gesellschaft von dem Vorwurf, „auszubeuten“, zu befreien und sie so moralisch reinzuwaschen. Selbst wenn solche kritische Vernichtung gelungen wäre — und es giebt bekanntlich eine Meinung, daß der dritte Band des „Kapital“ den ersten vernichtet hat —, wäre es für das Schicksal der marxistischen Sozialdemokratie, der kapitalistischen Gegenwart und der kommunistischen Zukunft nicht sehr von Bedeutung. Marx „moralisch“ nehmen, heißt, ihn von vorn herein gründlich verkennen, ihm Unrecht thun, ihn von der kalten Höhe seiner welthistorischen Betrachtung in den Froschteich des moralisirenden Epießerthumes herabziehen. In der

\*) Eine umfassendere Darstellung gebe ich in einem „Die marxistische Sozialdemokratie“ betitelten Buch, das im November bei Georg F. Wigand in Leipzig erscheinen wird.

Vorrede zum „Elend der Philosophie“ legt Engels für sich und Marx Verwahrung dagegen ein, die Moral auf die Dekonomie anzuwenden. „Nach den Gesetzen der bürgerlichen Dekonomie gehört der größte Theil des Produktes nicht den Arbeitern, die es erzeugt haben. Sagen wir nun: Das ist Unrecht, Das soll nicht sein, so geht Das die Dekonomie zunächst nicht an. Marx hat daher nie seine kommunistischen Forderungen hierauf begründet, sondern auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise.“ Die Dekonomie setzt sich in Moral um, nicht umgekehrt, — nach der marxistisch-materialistischen Geschichtsauffassung nämlich.

Wenn also die marxistisch-kommunistischen Forderungen nicht aus der heutigen „ungerechten“ Gesellschaftsordnung heraus als die Durchsetzung eines absoluten Prinzipes der Gerechtigkeit und Sittlichkeit zu erheben und durchzusetzen sind, — welche sind dann die Entwicklung-Thatsachen, die natur- oder vielmehr geschichtnothwendig aus dem Kapitalismus zum Kommunismus führen und den Uebergang vom Kapitalismus zum Kommunismus bedingen sollen? Dieser Uebergang findet — nach Marx — auf folgender Grundlage statt:

Der Kleinbetrieb ist charakterisirt durch das Privateigenthum des Arbeiters — Handwerkers oder Bauern — an seinen Produktionsmitteln und an seinem Produkt. Die Produktion ist individuell, die Aneignungsweise findet auch individuell statt. Produktivkräfte und Produktion, d. h. Eigenthumsverhältnisse, sind im Einklang. Die Produktivkräfte entwickeln sich, mit dieser Entwicklung wird der Kleinbetrieb zum Großbetrieb. Der Kleinbetrieb wird zurückgedrängt, da er der Konkurrenz nicht gewachsen ist. Der Arbeiter des Kleinbetriebes, der „Meister“, wird enteignet, hört auf, „selbstständig“, d. h. wirtschaftlich selbstständig, zu sein; es beginnt die Proletarisirung der Massen. Viele Arbeiter schaffen in einem Betriebe; aber was sie schaffen, das Produkt, gehört nicht ihnen, nicht der Masse, die an seiner Herstellung thätig gewesen ist, sondern Einem, dem Unternehmer. Herstellungsweise und Aneignungsweise stehen also nicht mehr, wie zur Zeit des Kleinbetriebes, im Einklang, sondern im Widerspruch: die Herstellungsweise ist sozialistisch, die Aneignungsweise individualistisch. Die ökonomische Struktur hat einen Riß erhalten. Der Großbetrieb wächst zu weiteren Dimensionen, so daß der stehengebliebene Betrieb ihm nicht mehr gewachsen ist; der kleinere Großbetrieb wird konkurrenzunfähig und damit wirtschaftlich unmöglich gemacht. Wie früher der selbstwirtschaftende Arbeiter, wird jetzt der kleinere Kapitalist expropriirt. „Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele tot. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder Expropriation vieler Kapitalisten durch

wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel und die Dekonomisirung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel kombinirter gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, die alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Anechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch der Empörung und der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapital wird die Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthumes schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt.“ (Marx.) Das soll der Entwicklungsprozeß sein, dem die kapitalistische Wirtschaftsordnung nach den ihr „immanenten“ Gesetzen nothwendig, ohne Rücksicht auf menschliches Wollen, unterliegt. Sie geht unter in der Vergesellschaftung der Produktionsmittel; Herstellungsweise und Aneignungsweise stehen nicht mehr im Gegensatz zu einander, sondern sind beide sozialistisch. Der Riß in der ökonomischen Struktur ist beseitigt.

Entspricht jene Entwicklung den thatsächlichen Verhältnissen? Die ganze Entwicklung geht aus von der Annahme, die heutige Gesellschaftsordnung in ihrer Gesamtheit sei kapitalistisch. Ein Blick auf die heutigen Wirtschaftsverhältnisse zeigt aber, daß diese nicht rein, nicht einheitlich, sondern gemischt und vielseitig, verworren sind, daß Bestandtheile aus verschiedensten Zeiten neben einander bestehen, aus den Anfängen des Liberalismus, sogar noch aus der Feudalzeit her. Allerdings ist das charakteristische Merkmal des heutigen Wirtschaftszustandes, das ihn von anderen Wirtschaftszuständen unterscheidet, der Kapitalismus, neben dem aber die anderen Bestandtheile auch ins Gewicht fallen und für die geschichtliche Entwicklung in Betracht kommen. Die Geschichte ist in ihrer Entwicklung komplizirt, ein ganzes Netz von wirt verschlungenen Fäden, von denen jeder einzelne die Betrachtung des Historikers verdient. Marx dagegen hat nur Blick für das Charakteristische, für Das, was sich auf der höchsten und markantesten Stelle der Entwicklung zeigt. Indem aber Marx nur das charakteristische Merkmal, die „differentia specifica“ der heutigen Wirtschaft betrachtet, erfaßt er sie nicht in ihrer komplizirten Thatsächlichkeit, sondern er schält ihren Begriff heraus, entwickelt ihre Idee. Diesen Begriff untersucht er in seinem Inhalt und

seiner Wesenheit. Als geborener und geschulter Dialektiker entdeckt er die Eigenschaft seines „Kapital“ genannten Begriffes, nach der einen Seite zu enteignen und nach der anderen Besitz zu häufen. Diesen dialektischen Prozeß denkt er sich in gerader Linie bis zum Äußersten, bis zur Spitze, weitergehend, um hier in sein Gegenteil „umzuschlagen“. Um eine solche Entwicklungslinie mit Fug und Recht ziehen und für sie Realität in Anspruch nehmen zu können, müßte aus der Geschichte, aus den verschiedenen Perioden der Entwicklung, der Nachweis geführt werden, daß solche Tendenzen sich rein herausgebildet und konsequent zum Ende, zur Spitze, entwickelt haben, um dann „umzuschlagen“. Dieser Nachweis ist nirgends in der Geschichtswissenschaft erbracht; er läßt sich auch nicht erbringen, weil nämlich das Gegenteil, d. h. die Komplizirtheit der Erscheinungen, das Gemischte der Tendenzen, der historischen Wirklichkeit entspricht. Aber Marx hat eben nichts vom Historiker, sondern er ist Logiker und Begriffsphilosoph, — und Das ist er, weil er Schüler Hegels ist, den er allerdings nie völlig verstanden, aber auch nie völlig überwunden hat. Der Beweis dafür, daß Hegel von Marx und auch von Engels nie in seinem innersten Wesen erfaßt, sondern nur äußerlich begriffen ist, kann hier nicht erbracht werden. Ich gebe ihn, eben so wie eine Darstellung der Bedeutung des einzelnen Menschen in Marxens philosophischem System, in meinem Buch über die marxistische Sozialdemokratie.

Sowohl in der einlinigen, von einem Begriff wie von einem Punkt ausgehenden Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung als auch in der Form, in der diese Entwicklung vor sich gehend gedacht wird, verräth Marx, daß er doch nur ein in der Maske des Materialisten einhergehender Hegelianer ist. Es ist gar nicht der breite Boden der Thatfachen, auf dem sein System fußt; es ist ein Begriff, der aus der Fülle des Wirklichen herausgehoben ist. Dieser Begriff wird dann — in der Luft, ohne Zusammenhang mit dem Boden, dem er entnommen ist — mit konsequenter Logik weiterentwickelt. Es ist die Logik des Begriffes, der Idee, wovon das marxische System beherrscht ist. Das tritt besonders deutlich in die Erscheinung, wenn wir auf dem Drahtseil marxistischer Logik in die Zukunft hinübertänzeln.

Im großen Publikum nicht nur, sondern auch bei Leuten, die es wissen könnten, findet man häufig die Meinung, daß der sogenannte „Zustunftstaat“ die Domäne der kleineren Geister in der Sozialdemokratie sei, die mit einer durch Wissen nicht gezügelten Phantasie der Geschichte und Logik böse Streiche spielten. Diese Meinung ist irrig. Die Struktur der künftigen kommunistischen Gesellschaftsordnung ist von Marx und Engels in starken Umrissen deutlich gekennzeichnet worden. Es ist Zeit, daß dies verblaßte Bild wieder vorgeholt wird aus der Kumpelkammer, in der es taktische Klugheit versteckt hält.

Bisher — in der alten Gesellschaft — herrscht Theilung der Arbeit. Diese



Theilung der Arbeit, einerseits innerhalb der Gesellschaft, andererseits innerhalb jeder einzelnen Produktionsanstalt, war — nach Engels — die Grundform aller bisherigen Produktion. Diese Arbeitsteilung war nothwendig, „so lange die gesellschaftliche Gesamtarbeit nur einen Ertrag liefert, der das zur nothdürftigen Existenz Aller Erforderliche nur um ein Wenig übersteigt, so lange also die Arbeit alle oder fast alle Zeit der großen Mehrzahl der Gesellschaftsglieder in Anspruch nimmt“. Nothig aber war es dann, daß „neben dieser ausschließlich der Arbeit fröhnenden großen Mehrheit“ sich bildete „eine von direkt produktiver Arbeit befreite Klasse, die die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt: Arbeitleitung, Staatsgeschäfte, Justiz, Wissenschaft, Künste u. s. w.“ (Engels.) Die Arbeitsteilung enthält in sich also mit Nothwendigkeit auch die Klassentheilung und die Klassenherrschaft; und Klassenherrschaft ist das innerste Wesen des Staates, der eine Organisation der herrschenden Klasse zur Unterdrückung der beherrschten, ausgebeuteten Klassen ist. Die Arbeitsteilung schließt aber weiter noch in sich die Unterjochung des Arbeitenden durch seine Arbeit. „Wenn sich der Bauer den Boden, der Städter sein Handwerk aneignet, so eignet sich eben so sehr der Boden den Bauern, das Handwerk den Handwerker an. Indem die Arbeit getheilt wird, wird auch der Mensch getheilt. Der Ausbildung einer einzigen Thätigkeit werden alle übrigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Opfer gebracht. Diese Verkümmernng des Menschen wächst im selben Maße wie die Arbeitsteilung, die ihre höchste Entwicklung in der Manufaktur erreicht.“ Wenn nun aber unsere auf Waarenproduktion und Privateigenthum gegründete Gesellschaft ihr Ende erreicht, „indem sich die Gesellschaft zu Herren der sämtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Knechtung der Menschen unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich selbstverständlich nicht befreien, ohne daß jeder Einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise muß also von Haus aus umgewälzt werden und namentlich muß die alte Theilung der Arbeit verschwinden.“ Engels verhöhnt Dühring, weil er „Architekt und Karrenschieber von Profession vereinigen will.“ Architekt und Karrenschieber in einer Person: Das ist ein Bild des kommunistischen Zukunftsmenschen.

Der neue Zustand und der neue Mensch treten aber — nach Marx — nicht unvermittelt und plötzlich in die Erscheinung. Die Keime dazu liegen bereits in der heutigen Gesellschaft, wo diese am Höchsten entwickelt ist, d. h. in der großen Industrie. „Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andere Methoden wälzt sie beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um. Sie revolutionirt damit eben so beständig die Theilung der Arbeit im Inneren der Gesellschaft und schleudert unaufhörlich Kapitalmassen und Arbeitermassen aus einem Produktionszweig in den anderen. Die Natur

der großen Industrie bedingt daher Wechsel der Arbeit, Fluß der Funktion, allseitige Beweglichkeit des Arbeiters.“ Marx, der diese Sätze schreibt, geht davon aus, daß der Arbeiter heute aus einer Fabrik in die andere geschleudert wird. Das ist zum Theil richtig, aber nicht in dem Maße, wie Marx es behauptet. Die berufliche Freizügigkeit gilt nur für den unqualifizierten Arbeiter; der qualifizierte Arbeiter ist gebundener. Es ist nicht möglich, heute in der chemischen Industrie, morgen im Bergbau und übermorgen im Eisenbahnbetrieb thätig zu sein. Marx verallgemeinert wieder, erhebt Einzelnerscheinungen zur Allgemeingiltigkeit, denkt sich den Vorgang unaufhaltsam in gerader Linie bis zum Endpunkte hinlaufend, — und konstruirt auf diese Weise ein „Gesetz“ der Gesellschaft.

Mit Recht bemerkt Marx, daß die Klassentheilung und damit Klassenherrschaft auf der Arbeitstheilung beruht, daß diese Arbeitstheilung also eine Unterjochung der unterdrückten Klasse bedeutet. Die Arbeitstheilung aber hat noch nach einer ganz anderen Seite hin gewirkt. Setzen wir den Fall einer urkommunistischen Gesellschaft, die Getreide baut. Nehmen wir weiter an, in der Gesellschaft seien die Produktivkräfte so weit gebieken, daß die Ernte nach Deckung des Gesellschaftsbedarfs einen Ueberschuß läßt, der — um nicht verschwenderisch weggeworfen zu werden — Umtausch und Absatz erheischt. Es werden also Kaufleute nothwendig. Handwerker zur Herstellung der Werkzeuge giebt es wohl schon und auch Krieger sind da, die den Anderen ungestörte Arbeitmöglichkeit und Schutz vor Ueberfällen sichern. Daß sich solche Berufsclassen herausbilden, lag an der ökonomischen Struktur der Gesellschaft. Daß sich aber aus der Masse Derer, die bisher nur Ackerbau trieben, Einzelne entschlossen, Kaufleute, Handwerker, Krieger zu werden, Das setzte individuelle Neigung und Fähigkeit voraus. Thatsächlich läßt die Arbeitstheilung auch zum ersten Male etwas Individuelles in die Erscheinung treten. Das individuelle Moment, das in der Möglichkeit der Arbeitstheilung eine Rolle spielt, übersehen die marxische Anschauung völlig, da sie den Menschen nur einseitig als Gesellschaftsgechöpf betrachtet. Mit zunehmender Arbeitstheilung hat sich das Individuelle nun mehr und mehr herausgebildet, bis es mit Luther voll entwickelt, als Individuum, auf die Weltbühne trat. Wir, die wir nicht nur nach Luther, sondern auch nach Kant leben, in dem Luthers Individualismus sich zum Subjektivismus zugespitzt hatte, können es unmöglich mit unserem historischen Verstehen in Einklang bringen, daß das Individuum wieder völlig verschwinden könnte und Jahrtausende umsonst gearbeitet haben sollten. Allerdings soll nach Marxens Anschauung die Aufhebung der Arbeitstheilung das Individuum gar nicht beseitigen, sondern, im Gegentheil, das verkrüppelte Theilindividuum zum vollentwickelten Totalindividuum auswachsen lassen. Psychologische Gründe und Wahrscheinlichkeiten sind aber nicht im Mindesten dafür beigebracht, daß wirklich erst

Karrenschieber und Architekt in einer Person einen ganzen Menschen bedeute. Was bisher von menschlicher Arbeitsfähigkeit beobachtet ist, spricht nur dafür, daß jeder Beruf eine volle Arbeitskraft erfordert, es sei denn, daß man einmal über das Arbeiten hinauskäme und alle Thätigkeit als ein Spiel empfinden werde. Dann fehlte aber solcher spielenden Thätigkeit die Leidenschaft, ohne die nichts von Dem zu erreichen ist, was wir heute als groß und bedeutend bewundern. Die Folgerung, durch die Marx zur Aufhebung der Arbeitstheilung kommt, ist also von ihrem Anfang an einseitig. Das Ganze steht nicht sicher auf dem bunten Boden geschichtlicher Mannichfaltigkeit; es ist im Grunde doch nur ein Hirngespinnst. Und „Hirngespinnst“ dürfte wohl die gut deutsche Uebersetzung von Dem sein, was die Marxisten „Ideologie“ nennen.

Wie werden nun die hergestellten Güter vertheilt, wie wird die Arbeitsleistung gelohnt werden? Heute wird produziert zum Zwecke des Umtausches. Die Güter sind Waaren. Der Werth ist Tauschwerth und bemißt sich nach der an dem betreffenden Gute vergegenständlichten Arbeitszeit, d. h. einer nicht individuellen und zufälligen, sondern gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit. Die künftige Gesellschaft produziert nicht zum Tausch, sondern für den Selbstbedarf. Die hier produzierten Güter haben nicht mehr Waarencharakter und Tauschwerth, sondern ausschließlich Gebrauchswerth. Marxens Werthgesetz, das nur für die heutige Gesellschaft der Waarenproduzenten gilt, hat in der für den engeren Bedarf produzierenden künftigen Gesellschaft keine Gültigkeit mehr. Das betonen Marx und Engels ausdrücklich. Nun könnte man vielleicht meinen, daß in Zukunft sicherlich auch Arbeit zur Erzeugung der Güter nothwendig sein, daß also der Werth eines Gutes immer durch die darauf verwandte Arbeit mitbedingt sein wird, also auch künftig die Zuthellung der Güter zu erfolgen hätte etwa nach dem Satz: „Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth.“ Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß wohl heute die Arbeitskraft ihren Tauschwerth hat, da sie Waare ist. Die Arbeit an sich aber hat keinen Werth, sie ist nur die Erzeugerin aller Werthe. „Eben so gut wie von einem Werth der Arbeit sprechen und ihn bestimmen wollen, eben so gut könnte man vom Werth des Werthes sprechen oder das Gewicht nicht eines schweren Körpers, sondern der Schwere selbst bestimmen wollen“, erklärt Engels und schreibt dann weiter in seinem Buch gegen Dühring: „Für den Sozialismus, der die menschliche Arbeitskraft von ihrer Stellung als Waare emanzipiren will, ist die Einsicht von hoher Wichtigkeit, daß die Arbeit keinen Werth hat, keinen haben kann. Mit ihr fallen alle Versuche, . . . die künftige Vertheilung der Existenzmittel als eine Art höheren Arbeitslohnes zu reguliren. Aus ihr folgt die weitere Einsicht, daß die Vertheilung, so weit sie durch rein ökonomische Rücksichten beherrscht wird, sich regeln wird durch das Interesse der Produktion, und die Produktion wird gefördert am Meisten durch eine Vertheilungsweise, die allen

Gesellschaftsgliedern erlaubt, ihre Fähigkeiten möglichst allseitig auszubilden, zu erhalten und auszuüben.“

Was Engels hier ausführt, ließe sich wohl auch in folgender Weise sagen: Die Gesellschaft produziert für ihren eigenen Bedarf, also zur Befriedigung des Gesellschaftsbedürfnisses. Die Gesellschaft setzt sich aus vielen Mitgliedern zusammen, die sämtlich befriedigt werden müssen, wenn das Gesellschaftsbedürfnis befriedigt sein soll. Die Verteilung der Güter würde sich also am Besten regeln nach dem Satz: „Jedem nach seinen Bedürfnissen.“ Ein solches Verlangen erscheint uns heute unsinnig. Wir sehen, daß die Einzelnen oft die extravagantesten Bedürfnisse haben. Doch ließe sich diese Extravaganz nach materialistisch-historischer Anschauung leicht darauf zurückführen, daß der heutige Gesellschaftskörper krank, zerrissen ist und seine Glieder darum ebenfalls krank sind. Ist der Körper geheilt, so werden seine Glieder auch nur normale, nur Durchschnittsbedürfnisse haben. Ist es doch das gesellschaftliche Sein, wodurch das Bewußtsein des Menschen, Willensmeinungen, Triebe bestimmt werden! Darum ist vom marxistischen Standpunkt aus die Forderung: „Jedem nach seinen Bedürfnissen“ durchaus voll Sinn und Logik. Mit den Klassenunterschieden, mit der Arbeitsteilung müssen nach engels-marxistischer Anschauung schließlich ja auch die persönlichen Unterschiede schwinden, die Menschen immer gleichartiger werden, von gleichem Charakter, gleichen Fähigkeiten, gleichen Bedürfnissen. Das Individuum ist in der Gesellschaft untergegangen. Wenn uns aber die geschichtlichen Thatfachen zeigen, daß der Inhalt gesellschaftlicher Entwicklung nicht am Wenigsten die Herausarbeitung und Gestaltung des Individuums ist, wenn wir im Individuum die feinste und reifste Frucht des Baumes der Entwicklung sehen, dann bedeutet der Untergang des Individuums ein allgemeines, großes Sterben. Und jener millionengliederige kommunistische Gesellschaftskörper, die kommunistische Gesellschaft, bedeutet eine Kadavergesellschaft. Und mag ihr auch Ruhe, Harmonie, Ebenmaß, Schönheit zu Eigen sein, — sie ist doch im besten Fall eine „schöne Leiche“.

Untergang des Individuums bedeutet der Kommunismus. Er soll die auf die liberalkapitalistische Gesellschaftsperiode folgende sein, aus ihr hervorgegangen. Der innerste und beste Gehalt des Liberalismus ist der Individualismus. Es ist das welthistorische Verdienst des Liberalismus, das Individuum in die Politik eingeführt zu haben. Allerdings ist das individualistische Prinzip des Liberalismus heute zu spitz und scharf geworden. Es sticht und schneidet in die Gesellschaft. Es muß überwunden werden. Aber Überwindung ist nicht Auslöschen, nicht Totschlag, nicht Antithese, sondern Synthese, Aufgehen in etwas Neuem, Auferstehen zu etwas Höherem, Größeren; Überwindung ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung. Der Kommunismus lösch den Liberalismus aus der Weltgeschichte aus, schlägt das Individuum

tot, vernichtet die Arbeit zweier Jahrtausende. Der Kommunismus ist in seinem Verhältniß zum Liberalismus im eigensten Sinne des Wortes realtionär. Dabei kann er auch noch revolutionär sein. Das Gegenstück des Kommunismus ist der Anarchismus, in dem die Entwicklung des Individuums einseitig auf die Spitze getrieben wird. Kommunismus und Anarchismus sind die Pole der heutigen Gesellschaft, — aber nicht der Gesellschaft, wie sie wirklich und lebhaftig ist. Kommunismus und Anarchismus sind sozusagen die beiden fixen Ideen der Gesellschaft, die nie lebhaftig, nie Fleisch und Blut werden können, sondern ein ideologisches Dasein leben. Kommunismus und Anarchismus sind aus dem Liberalismus hervorgegangen, sind seine Kinder, entartete Kinder, Mißgeburten. Solche Mißgeburten in der Geschichte lassen es beinahe als wünschenswerth erscheinen, auch in der Geschichtswissenschaft Lehrstühle für Pathologie einzurichten.

Es würde an sich in eine Geschichte menschlicher Irrungen gehören, die Hirngespinnste logischer Drahtseilkünstler oder die Hellschereien heißblätiger Phantasten darzustellen. Anders aber wird die Sache, wenn wirklich eine Summe von Menschen daran arbeitet, Wahn in Wirklichkeit umzusetzen. So lange ich die Hoffnung hatte, daß die Praktiker über die Dogmatiker siegen würden, bin ich in der Partei geblieben. In dem Augenblick, wo ich diese Hoffnung endgiltig verloren hatte, mußte ich ausscheiden. Die Frage nach den Gründen meines Ausscheidens spitzt sich darum so zu: In welchem Verhältniß stehen die beiden sozialdemokratischen Gruppen zu einander und welchen Einfluß hat die innere Zwiespältigkeit auf ein einheitliches, planvolles, wirksames Handeln, das doch die Grundbedingung für die Aktionsfähigkeit jeder Partei ist?

Seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes ist die sozialdemokratische Partei nie mehr einig gewesen. Der Streit glimmte beständig in ihr. Auf sämtlichen Parteitage ist der Streit sogar in heller Flamme emporgeglodert. Nur in Gotha gab es nicht lodernnden Brand. Leise Flämmchen züngelten hier und dort hervor, als die Arbeiterschutzgesetzgebung besprochen wurde, als die Agrarfrage gestreift wurde, als die Bayern auffällig wurden. Liebknechts Offenherzigkeit hat es ja aller Welt kund gethan, daß in der Agrarfrage die Partei sich gespalten hätte, wenn diese Frage nicht als „offene“ von leitender Stelle aus behandelt worden wäre. Allerdings hat Liebknecht sich nachträglich korrigirt, mit der Erklärung, er hätte selbstverständlich nur von einer „vorübergehenden Spaltung“ gesprochen; „eine Spaltung in dem Sinne, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht mehr als Ganzes zusammensteht“, halte er für „undenkbar“. Was Liebknecht gemeint hat, ist wohl besser damit ausgedrückt, daß man sagt: Die Partei hätte sich in einer bestimmten Frage taktisch veruneinigt; im Prinzip aber herrsche nach wie vor nur eine Ansicht. Die

früheren Parteistreitigkeiten wurden nämlich der Öffentlichkeit gegenüber stets so maskiert, daß man erklärte: die Uneinigkeiten bezüglich der Gewerkschaften, der Agrarverhältnisse, des Staatssozialismus seien nur taktischer, nicht prinzipieller Natur; die Einigkeit im Prinzip und damit die Unererschütterlichkeit der Partei ist stets, aber zu Unrecht, behauptet worden.

Welches ist denn das Prinzip der sozialdemokratischen Partei? Liegt es am Anfang- oder Endpunkt? Man könnte darüber streiten. Aber Herr Karl Kautsky, der „Theoretiker“ der deutschen Sozialdemokratie, der sich selbst einmal als „Epigonen des Marxismus“ bezeichnet hat, macht dem Streit und Zweifel schnell ein Ende. In seiner Schrift „Der Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie“ erklärt er: „Was politische Parteien, namentlich wenn sie große historische Aufgaben zu erfüllen haben, wie die sozialdemokratische, zusammenhält, Das sind ihre Endziele, nicht ihre augenblicklichen Forderungen, nicht die Anschauungen über das Verhalten in allen den Einzelfragen, die an die Partei herantreten.“ Wir haben gesehen, wo nach der Ansicht der Marxisten die Endziele zu finden sind. Faßt man nun das sozialdemokratische Prinzip so, wie es Marx und Engels formuliert haben und nach ihnen ihr Epigone Kautsky es lauter und rein zu bewahren trachtet, so ergibt sich aus ihm leicht folgende „prinzipielle“ Taktik: Nach der marxischen Lehre stehen Kapital und Arbeit einander unversöhnlich gegenüber. Die Kapitalisten — dort Proletariat! Und Das bedeutet den Klassenkampf, der vom Proletariat, von den Enteigneten, Elenden, bis zur Vernichtung der herrschenden Kapitalistenklasse zu führen ist. Der Klassenkampf also ist das Lebenselement der sozialdemokratischen Parteibewegung, das innerste Wesen der Taktik. Nun ist weiter zu fragen: Wie ist dieser Klassenkampf einheitlich zu führen? Es kann nicht darauf ankommen, hier dem einen und dort dem anderen Kapitalisten einen Stieb zu versetzen, sondern danach ist zu trachten, das Kapital im Mittelpunkt seines Lebens tödlich zu treffen, dort, wo es Einheit, organisches Wesen geworden ist, — also im Staate. Denn der Staat ist nach orthodox-sozialdemokratischer Lehre „die Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung.“ (Engels.) Der Kampf der ausgebeuteten gegen die ausbeutende Klasse muß darum ein politischer Kampf sein, mit dem Zweck, dem Proletariat die Machtmittel des Staates in die Hände zu spielen, es zur herrschenden Klasse zu erheben. Das ist dann die bekannte Diktatur des Proletariates. Diese Diktatur ist das nächste große Ziel des Proletariates und seines Klassenkampfes. Was später kommt und zu thun ist, geht uns hier, geht den praktischen Politiker nicht an.

Welche Waffen schmiedet sich die „zielbewußte“ Sozialdemokratie für

diesen Kampf? Diese Waffen sind so ziemlich vollzählig aufgeführt im zweiten, sogenannten „praktischen“ Theil des Erfurter Programmes. Ich möchte mir die Behauptung gestatten, daß außerhalb der „Zielbewußten“ die Bedeutung dieses zweiten Theiles entweder nicht verstanden oder ihr zu wenig Gewicht beigelegt wird. Keine dieser Forderungen, einschließlich der Arbeiterschutzforderungen, hat den Zweck, die „wirthschaftliche“ Lage der arbeitenden Klassen, damit aber auch die wirthschaftliche Lage des Volkes, des Staates, zu heben. Es ist für den „prinzipienfesten“ Sozialdemokraten Dogma, daß eine solche Hebung der unteren Klassen innerhalb der kapitalistischen Wirthschaftsordnung unmöglich ist. Alle sogenannten demokratischen Forderungen und Arbeiterschutzmaßregeln werden nur zu dem Zwecke verlangt, dem Proletariat Waffen in die Hand zu geben, es vorzubereiten, es einzuerzieren, den Einzelnen physisch und intellektuell möglichst stark und kampfbereit zu machen für den Tag, den großen Tag, an dem dann . . . .

Wann wird dieser große Siegestag erscheinen? Selbstverständlich dann, wann das Proletariat, die Masse der Enteigneten, sich stark genug für sicheren Sieg fühlt. Wird dieser Sieg dann „blutig“ sein? Das hängt von den Umständen ab. Es läßt sich nicht annehmen, daß die von Noth und Armuth gebrückte, aber organisirte und kampfbereite Masse warten wird, bis im Laufe der naturnothwendigen, nach „immanenten Gesetzen“ vor sich gehenden Entwicklung der letzte Kapitalist sanft entschlafen ist. Sobald sie sich stark genug fühlt, wird und muß die Masse daran gehen, die „Staatsgewalt“ in die Hände zu nehmen. Fügt sich die Minorität dann gutwillig, so geht der Wechsel friedlich vor sich, sonst entscheidet das Schwert.

Hat aber nicht Engels in einer erst 1895 geschriebenen, vielbemerkten „Einleitung“ zu Marxens „Klassenkämpfen in Frankreich“ erklärt und gelehrt: „Wir, die ‚Revolutionäre‘, die ‚Umstürzler‘, wir gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. Die Ordnungsparteien, wie sie sich nennen, gehen zu Grunde an dem von ihnen selbst geschaffenen gesetzlichen Zustand“? In jener „Einleitung“ setzt Engels thatächlich auseinander, daß die bisherigen Revolutionen „Minorität-Revolutionen“ waren, die für eine Weile, in Folge bestimmter Komplikationen und Kombinationen, siegten, aber doch zu schwach waren, den Sieg zu behaupten. Das Zeitalter solcher Putzche mit Barrikadenkämpfen und Straßeniegen ist vorüber. Jetzt kommt es darauf an, vorher die große Masse des Volkes zu gewinnen, durch Agitation und Organisation; mit der Masse ist dann im entscheidenden Moment der Sieg sicher. Die Mittel, diese Masse zu gewinnen, sind und sollen sein legale, vor Allem das Wahlrecht und die Wahlagitation. Kommt es aber dann einmal zur Entscheidung, so liegt es einzig und allein an der Minorität, ob sie sich fügt und den Kampf, die Gewalt, unnöthig

macht oder nicht. Gewalt übrigens, — was ist denn Gewalt! Wenn Gewalt dauernd, nachhaltig ist, wenn sie „gerinnt“, so wird sie Recht; denn Recht ist „geronnene Gewalt“. Wenn eine Minorität sich der Gewalt der Majorität nicht fügt, so bricht sie das Recht, das neue Recht, und zieht Strafe auf sich, „von Rechts wegen“. Das ist die eherne Konsequenz des Marxismus. Die Sozialdemokraten verwahren sich gewöhnlich gegen solche Revolution „im Heugabelsinne“. Das beweist aber nur, daß jene Leute die grauenhaft erhabene Größe marxistischer Konsequenz nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. „Revolution im Heugabelsinne“ ist die Rebellion einer Rotte von Unzufriedenen, die ihr Elend nicht mehr ertragen können und sich, planlos, unorganisiert, aufbäumen. Es ist die „Minorität-Revolution“, von der Engels spricht. Die Revolution, die aus dem Marxismus folgt, die Marx meint, ist eine welthistorische Nothwendigkeit. Mit harter, grausamer Energie, mit geradezu erhabenem Muthe erklärt Marx am Schlusse seiner Schrift „Das Elend der Philosophie“: „Braucht man sich übrigens zu wundern, daß eine auf den Klassengegensatz begründete Gesellschaft auf den brutalen Widerspruch hinausläuft, auf den Zusammenstoß Mann gegen Mann, als letzte Lösung?“ Und er citirt aus George Sand: „Kampf oder Tod; blutiger Krieg oder das Nichts. So ist die Frage unerbittlich gestellt.“

So sieht der linke Flügel der Sozialdemokratie aus, der Flügel der Marxisten. Der rechte Flügel ist hauptsächlich nach drei Seiten hin und in drei Streitfragen deutlich in die Erscheinung getreten: in der Gewerkschaftsfrage, in der Agrarfrage, in der Frage des Staatssozialismus.

Die Gewerkschaft hat bekanntlich die sehr praktische Aufgabe, die wirthschaftliche und damit natürlich auch persönliche Hebung ihrer Mitglieder zu erwirken, und zwar im Kampf. Die Gewerkschaft ist — und muß meiner Meinung nach sein — Kampforganisation. Der Augenschein lehrt uns, daß die Interessen der Arbeiter und des Unternehmers heute in den meisten Fällen entgegengesetzt sind oder entgegengesetzt scheinen. Daß das Interesse des Arbeiters z. B. hoher Lohn und kurze Arbeitszeit erheischt, wird Niemand bestreiten. Daß der Unternehmer sich solchen Forderungen entzieht, ist jeden Tag zu beobachten. Ich kenne natürlich die Ansicht mancher Nationalökonomten, daß hoher Lohn und kurze Arbeitszeit nicht nur im Interesse der Arbeiter, sondern auch des Unternehmers liegen, zumal in einer vorgeschrittenen Industrie. Man wird sich bemühen müssen, den Unternehmern diesen Standpunkt klar zu machen; vorläufig ist er den allermeisten, in Deutschland wenigstens, nicht klar. Die Arbeiter müssen also bessere Arbeitsbedingungen zu erzwingen suchen, sie müssen ihr — leider nur allzu papiernes — Koalitionsrecht ausnützen, zu praktischen Zwecken. Bei diesen „praktischen Zwecken“ nun trennen sich die Wege der Gewerkschaftler und der „reinen



Politiker“. Den „zielbewußten“ Politikern sind die praktischen Zwecke, die wirtschaftlichen Errungenschaften, Nebensache. Ihnen sind die gewerkschaftlichen Kämpfe mit ihren Opfern und Entbehrungen nichts als Mandöver für die kommende große Schlacht, die unter Führung der politischen Generale geschlagen werden soll. In der Gewerkschaft werden die Massen gedrillt. Umgekehrt aber sollte es sein: die gewerkschaftliche Bewegung muß das Fundament, der Rückhalt der politischen Bewegung sein, — wenigstens so weit es sich um Politik im Interesse des industriellen Proletariates handelt.

In der Agrarfrage haben die Führung bekanntlich die Bayern unter Vollmars Einfluß. Von den drei Entwürfen, die die vom frankfurter Parteitag beschlossene Agrarkommission in ihren drei Unterabtheilungen — für Nord-, Mittel- und Süddeutschland — ausarbeitete, ist der bayerische am Meisten charakteristisch. „Planmäßige Organisation der Volksernährung durch fortschreitende Einflußnahme des Staates auf die landwirtschaftliche Produktion und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse“, — so beginnt er. Die „Volksernährung“ soll „organisiert“ werden, denn das Volk hungert. Wie einfach, wie selbstverständlich, wie praktisch, wie induktiv, — aber wie gar nicht marxistisch, gar nicht revolutionär! Und der „Staat“ soll diese Organisation ausführen und leiten! Die marxistische Sozialdemokratie wendet sich mit aller Kraft gegen den Staat, weil sie in ihm die Organisation der herrschenden, ausbeutenden Klasse sieht. Die ganze marxistisch-sozialdemokratische Politik beruht auf dieser Auffassung des Staates. Wenn nun Herr Kautsky mit Recht erklärt hat, daß die Verschiedenheiten der Einsicht, des Temperamentes u. s. w. sich nicht auf die Methode beziehen können, die im Allgemeinen zur Erreichung der letzten Ziele zu befolgen ist, dann nennt sich Herr von Vollmar mit Unrecht Sozialdemokrat. Er ist Staatssozialist und ist es auch geblieben, nachdem der berliner Parteitag erklärt hat: „Die Sozialdemokratie hat mit dem sogenannten Staatssozialismus nichts gemein. Sozialdemokratie und Staatssozialismus sind unversöhnliche Gegensätze.“ Auch Kautsky und Vollmar sind als Politiker zweifellos unversöhnliche Gegensätze. Es fragt sich, wie bei solchen Gegensätzen die sozialdemokratische Partei überhaupt noch aktionsfähig ist, wenigstens so weit es sich um große Aktionen handelt. Frankfurt, Breslau, Gotha geben darüber Aufschluß. In Frankfurt schien es, als ob die Praktiker, unter Vollmars Führung, siegen sollten, in Breslau siegten die Marxisten unter Kautsky. Breslau hob Frankfurt auf; eine Art Gleichgewicht war hergestellt. Gotha störte dieses Gleichgewicht nicht, denn dem gothaer Parteitage war von vorn herein jede größere Frage entzogen. Ich behaupte: die Sozialdemokratie kann überhaupt keine große Frage mehr energisch in Angriff nehmen, ohne daß es zur Spaltung kommt. Durch die thatsächlich vorhandene innere Zwiespältigkeit muß die Partei gelähmt sein.

Ist es nun aber denkbar, daß solche Massen, wie sie die Sozialdemokratie in sich schließt, im Zustande der Lähmung verharren, Massen, die zweifellos politisch rege, politisch interessiert sind? Muß nicht eines Tages die eine oder die andere Gruppe den Sieg davontragen?

Ein Sieg der Marxisten ist meiner Meinung nach völlig ausgeschlossen. Sie, mit ihrer auf einen Zusammenbruch von morgen oder spätestens übermorgen berechneten Taktik, müssen an all den Menschen, die auch für den Tag, für morgen und übermorgen, Bedürfnisse haben, scheitern. Dort, wo die Menschen nichts haben, auch nicht die Möglichkeit, Etwas zu erhalten, nehmen sie mit Versprechungen fürlieb, berauschen sie sich an goldenen Zukunftsträumen. Darum war die marxistische Sozialdemokratie sehr wohl geeignet, die Arbeiter, wo und als sie am Elendesten waren, aufzuwecken, aufzurufen, zu sammeln, zum Ansturm zu organisiren. Sobald aber solcher Andrang nicht ohne Wirkung blieb, sobald die herrschenden Klassen ein Wenig nachgaben, nachgeben mußten, sobald der Arbeiter, wenn auch nicht immer die klare Einsicht, mindestens aber doch das Gefühl dafür gewann, auch heute schon durch energisches Drängen manchen Gewinn erreichen zu können, da hatte der radikale Sozialismus seine Aufgabe erfüllt. Sein Erfolg tötet ihn, könnte man sagen. Und als nun gar die Politiker des radikalen Sozialismus über den Bannkreis der Fabrikshornsteine hinauslamen, als sie merken mußten, daß die Menschen doch nicht nur in „ausbeutende“ Kapitalisten und „ausgebeutete“ Proletarier zerfallen, sondern daß dazwischen Schichten sind, von denen es nicht ganz gewiß ist, ob sie „ausbeuten“ oder „ausgebeutet“ werden — Bauern, z. B. kleine, große, mittlere —, da war die marxistische Formel zu eng.

Die selben Formeln aber, die nach der einen Seite eine Schwäche des linken sozialdemokratischen Flügels bedeuten, sind nach der anderen Seite ein Vorzug. Sie verhindern wohl die Ausbreitung, die Eroberung unberührter Gebiete; sie halten aber auch die Massen, die einmal von ihnen gefangen und umstrickt sind, zusammen. Auch der Durchschnittsagitator hat in diesem Formelkram einen Schatz, durch den er dem Durchschnitt — und nicht immer nur dem Durchschnitt — in anderen Parteien überlegen ist. Es giebt thatsächlich kaum eine Frage des öffentlichen Lebens, für die irgend ein beliebiger sozialdemokratischer Müller oder Schulze nicht eine Antwort bereit hätte. So kommen Leute, die sonst als Cigarrenarbeiter oder Gastwirthe ein aus- oder auch einkömmliches, aber privates Leben führen würden, zu politischer Bedeutung und sie sind selbst von solcher Bedeutung natürlich ganz besonders durchdrungen. Diese Bedeutung verdanken sie zum allerkleinsten Theil ihrer Person, in der Hauptsache dem Formelnetz, darin sie hängen. Sie hängen darum aber auch mit aller Kraft und Zähigkeit. Und selbst wenn Marx von den Toten auferstände und erklärte, sein ganzes Werk sei ein Irrthum: die Marxisten würden weiter

glauben und lehren, was sie bisher geglaubt und gelehrt haben; sie wären marxistischer als Marx. Diese Durchschnittsagitatoren aber leben in ständigem und engem Verkehr mit der Masse ihrer Parteigenossen; sie fühlen wie sie, reden wie sie, aber sie kontrollieren sie auch und halten sie fest. Sie sind die Unteroffiziere der sozialdemokratischen Armee, — doch ohne die Verpflichtung der Subordination. Und sie lehnen sich auf, wenns ihnen gut scheint. Die Ablehnung des Agrarprogrammmentwurfes hat es bewiesen. Ehe der Entwurf noch bekannt war, mißtrauten jene Leute ihm. Kaum war er erschienen, so wurde er auch bereits verworfen, in der Presse in Grund und Boden geschrieben, und zwar — thatsächlich — schon am Tage seines Erscheinens. Der Entwurf war etwas Neues, worauf die bisherigen Formeln nicht paßten; man hätte umlernen und viel alten Kram wegwerfen müssen. So ist psychologisch völlig begreiflich, daß das sozialdemokratische Unteroffiziercorps sofort dagegen Front machte. Der Entwurf wurde verworfen und selbst der noch immer entwicklungsfähige und lernbegierige Bebel konnte daran bekanntlich nichts ändern. Auf dem gothaer Tage erklärte man, daß auch Bebel und Liebknecht nicht die Partei zu „sprengen“, nach Willkür zu leiten vermöchten. Ganz richtig: denn die Müller und Schulze halten sie zusammen.

Diese Stärke des linken Flügels, das System, der feste Boden, geht den Praktikern völlig ab. Was haben sie eigentlich, worauf sie bauen könnten? Nichts als sozialisirende Tendenzen. Damit kann man allerdings in der Gemeinde und im kleinen und mittleren Bundesstaat eine sehr nützliche und nüchterne Politik von Fall zu Fall machen. Eine Partei fundamentiren, Reichspolitik nach großen, einheitlichen Gesichtspunkten treiben, Das kann man damit nicht. Die Weltanschauung fällt auch für die Politik und das Parteiwesen ins Gewicht, zumal in Anbetracht des deutschen Volkscharakters. Nicht mit Unrecht betonen die Konservativen ihr Christenthum, das sie allerdings autoritär und feudal-hierarchisch empfinden und verstehen. Der Liberalismus in allen Schattirungen hat längst keine Weltanschauung, aber auch keine Entfaltungsfähigkeit, keinen Boden mehr, vermag nicht mehr tief zu ergreifen und zu begeistern. „Bodenlos“ sind nun auch die praktischen Sozialisten. Darum aber können sie auch keine Wurzeln schlagen und den „Baum der Menschheit“ zu neuer Blüthe und Frucht bringen. Sie müssen sich mit der Zeit dorthin entwickeln, wo sie nicht aufzugeben brauchen, was Gutes und Heilsames sie haben, wo sie aber gewinnen können, was ihnen abgeht.

Die Stellung, die die verschiedenen Gruppen der sogenannten „bürgerlichen“ Gesellschaft zur Sozialdemokratie einnehmen, kann wohl, mit einer Ausnahme, als eine Stellung der Unsicherheit, Unschlüssigkeit, Hilflosigkeit bezeichnet werden. Die erwähnte Ausnahme liegt in der Richtung Bismarck-Stumm. Ich bin unmöglich dazu im Stande, mich über die sogenannte

„Gewaltspolitik“ des Fürsten Bismarck sentimental zu erregen oder moralisch zu entrüsten. Wenn wirklich, wie die konsequenten Sozialdemokraten lehren, Recht Gewalt ist, die Geschichte sich in Klassenkämpfen vorwärts bewegt und solche Klassenkämpfe schließlich Mann gegen Mann zu elementarer Entscheidung kommen, so kann es diesen Lehrern doch eigentlich nur lieb sein, wenn man ihre Lehre anerkennt und sich auf ihren Boden stellt. Dann aber müßten sie konsequenter Weise auch gestatten, daß die „herrschende Klasse“ schon in der Gegenwart die Konsequenz der Lehre zieht, die die unterdrückte Klasse sich für die Zukunft aufspart. Dennoch hat solche Politik, die ihre Waffen taktisch geschickt aus dem gegnerischen Lager nimmt, den Fehler, einseitig zu sein, blind für die Mannichfaltigkeit der wirklichen Verhältnisse. Die Thatfache, daß die sozialdemokratische Partei innerlich in zwei grundverschiedene Gruppen zerfällt, entzieht einer unterschiedlosen Politik blinder Gewalt den Boden. Man wird aufhören müssen, die Sozialdemokratie als ein geschlossenes Ganzes zu nehmen; man wird sich doppelt zu ihr stellen müssen: für den linken Flügel Feindschaft und Krieg, für den rechten Duldung und die Hand der Versöhnung. Man wird die Handlungen der Sozialdemokratie in Einzelheiten mit Geduld und Zähigkeit zu verfolgen, die Widersprüche aufzudecken und „festzunageln“ haben. Man muß eine genaue Kenntniß der Personen und Charaktere sich zu verschaffen suchen, um die Böcke von den Schafen, die Linken von den Rechten zu sondern. Man wird sich Klarheit darüber verschaffen müssen, welche Wandlung eigentlich Herr Bebel in Breslau durchgemacht hat; man wird sich dafür interessieren, was Herr Auer, neben Vollmar der feinste Kopf und einzige Politiker in der Partei, eigentlich will, nachdem er bisher nur verrathen hat, was und wen er nicht will. Die magdeburger Sozialdemokratie hat in Gotha beantragt, daß die Mitglieder des Reichstages sich mehr an der Agitation als an den sachlichen Verhandlungen betheiligen sollten, da man nur zu agitatorischen Zwecken wähle; die Hamburger haben den Antrag sofort energisch zurückgewiesen; Magdeburg und Hamburg können darum in der Beurtheilung künftig nicht gleichgestellt werden.

Sind so die Praktischen von den Prinzipiellen gesondert, so läge zunächst der Gedanke nahe, mit den Prinzipiellen schon in der Gegenwart ein Bösen Zukunft zu spielen, d. h. das von ihnen selbst proklamirte Recht der Gewalt anzuerkennen und anzuwenden. Doch bedarf es so energischer Maßregeln nicht. Denn die Sonderung der Spreu vom Weizen dürfte zeigen, wie klein an Zahl, wie verworren, wie inkonsequent, wie furchtsam jene Leute im Grunde sind, wie sie so gar nichts von der ehernen Denkkraft eines Marx haben, am Allerwenigsten die Fähigkeit, diese Kraft in die katilinarische Energie der That umzusetzen. Man kann ihnen gegenüber viel leichtere, bequemere Mittel anwenden. Wenn z. B. der Herr, der neuerdings mit

Eifer den Achtstundentag und Ähnliches für „Rinterlitzchen“ zu erklären beliebt, im Reichstage wieder einmal eine große Arbeiterschutzgesetz-Rede hält, dann sollte man ihn mit kühlem Lächeln für verhandlungsunfähig erklären und ihm jede Antwort verweigern. Ganz anders, wenn Herr Dr. David, der hoffentlich nächstens in den Reichstag eintreten wird, mit pädagogischer Ruhe sachliche Auseinandersetzungen giebt. Solche unterschiedliche Behandlung der Einzelnen kann draußen vielleicht in der Masse zunächst erbittern, mit der Zeit aber wird die große Masse selbst mehr als bisher auf Personenunterschiede aufmerksam werden. Wichtiger noch wird die unterschiedliche Behandlung bei Arbeiterausständen sein. Mit Führern, die nach Herrn Kautsky in günstigen Arbeitsbedingungen nur eine Waffe für den „großen Tag“ sehen, die auch den verlorenen Strife als ein revolutionäres Mittel rühmen, wird jede Verhandlung, jede Sympathie abzuweisen sein. Liegt den Strikenden wirklich an der Besserung ihrer Lage, so werden sie schließlich doch andere Leute an ihre Spitze stellen müssen. Dann aber wird den gewerkschaftlichen Kämpfern kräftige Hilfe mit allen Mitteln zu leisten sein.

Wer aber soll, wer kann denn solche Hilfe leisten? Wer kann der Sozialdemokratie eine so unterschiedliche Behandlung zu Theil werden lassen, daß er die Radikalen bis aufs Messer bekämpft, mit den Gemäßigten aber Hand in Hand geht? Wer starr auf dem kapitalistischen Interessenstandpunkte verharrt, kann Das gewißlich nicht. Ihm werden die Gewerkschaften ein ärgerer Gräuel sein als die „reinen“ revolutionären Politiker. Er wird nichts mehr hassen als die stillen, emßigen Leute, die langsam den Boden des Kapitals untergraben. Mit den Arbeitern Arbeiterpolitik treiben, entgegen den kapitalistischen Interessen, kann heute nur, wer mit Entschiedenheit sozialisirende Tendenzen versteht, wer Sozialist ist. Bietet ein solcher Sozialismus Das, was der rechte Flügel der Sozialdemokratie auch bietet, enthält er außerdem noch, was jenem abgeht, enthält er nicht nur den vagen Fluß sozialisirender Tendenzen, sondern Elemente, die geeignet wären, zu einer unserer Zeit entsprechenden Weltanschauung zu führen, aus der Uneinigkeit und dem Zerfall von heute das Lebenskräftige an sich zu nehmen und zu neuer Synthese zu einigen, so müßte ein solcher Sozialismus geeignet sein, nach links hin den unfruchtbaren Radikalismus zu isoliren, bis er in Einsamkeit, im trockenen Geranke ausgedörrter Formeln „abstirbt“. Ich bin der Ansicht, daß der „nationale Sozialismus“ solche Aufgabe zu lösen im Stande wäre.

Leipzig.

Max Lorenz.



## Kant und Swedenborg.

Sehr geehrter Herr Harden,

Gestatten Sie mir einige Bemerkungen zu dem Artikel „Kant und Swedenborg“, den Herr Dr. Karl du Prel vor einiger Zeit in der „Zukunft“ veröffentlicht hat.\*) Der Verfasser führt dort eine Reihe von sehr merkwürdigen psychologischen Vorgängen an und läßt dem Leser schließlich die Wahl zwischen drei Auslegungen. Ich gestehe offen, daß ich keine der drei Auslegungen, die alle drei darauf hinauslaufen, daß ein Theil unseres Wesens in eine übersinnliche Naturordnung hineintragt, annehmen oder als unumgänglich zugeben kann. Trotzdem mache ich mich keineswegs des von du Prel mit Recht gerügten Vergehens schuldig, die von ihm angeführten Thatsachen einfach zu verwerfen. Denn wenn ich allerdings auch meine, daß man solche merkwürdigen Thatsachen keineswegs auf Treu und Glauben annehmen, vielmehr sie immer wieder hin- und herwenden soll, in der Hoffnung, das scheinbar Uebersinnliche doch schließlich noch in die Kette natürlichen Geschehens einreihen zu können, so erscheint mir doch ein Verneinen ohne Gründe durchaus ungenügend und durchaus unwissenschaftlich. Selbst wenn man annimmt, daß die angeführten Thatsachen wirklich nur auf einer Täuschung gutgläubiger Beobachter beruhen, so giebt es doch so viele ähnliche psychologische Vorgänge, die sicher und genau beobachtet sind, daß man mit der Behauptung einer Selbsttäuschung nicht weiter kommt. Ich nehme also an, daß die von du Prel erwähnten Thatsachen sich so zugetragen haben, wie er sie berichtet. Aber er schreibt, daß er der Belehrung zugänglich bleibe, und erwartet diese Belehrung vom Leser, der vielleicht noch eine vierte Auslegung finde. Ich will versuchen, diese vierte Auslegung zu geben.

Bei diesem Versuch kommt bei mir, ich gestehe es offen, ein theoretisches Interesse in Frage. Mir erscheint es wünschenswerth, die Annahme einer substantiellen Seele — oder, genauer und mit den Worten du Prels ausgedrückt, eines unbewußten Theils unserer Seele, das ein übersinnliches Wesen ist und ein Bewußtsein sui generis hat — zu bekämpfen. Du Prel beruft sich auf Kant; hier aber kommt Etwas in Frage, das Kant nicht in seiner vollen Bedeutung erfaßte: das Entwicklungsprinzip. Heute ist der evolutionistische Gedanke — nicht als philosophisches Prinzip, sondern als naturgeschichtliche Thatsache — so mächtig geworden, hat alle überlieferte Wissenschaft so gründlich revolutionirt, daß Jeder, der auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, sich damit abfinden muß. Die Arten sind nicht starr und dauernd, sondern fließen beständig in einander über, der heutige Zustand der Welt ist geworden und wird einem anderen Zustande Platz machen: diese Grundthatsachen stehen meines Erachtens über allen Zweifel erhaben da. Nun wird Herr du Prel vor eine doppelte Wahl gestellt: entweder er leugnet die Entwicklung oder er giebt allen Organismen — und da auch die Grenze zwischen Organischem und Unorganischem fließt — allen Dingen transszendentale Seelen. Dieses Dilemma bestand für Kant nicht. Ihm war der Mensch noch herausgehoben aus der geschlossenen Kette der Schöpfung; daß auch der Mensch nur eine Entwicklungsstufe der Zelle sei, genau wie die niedrigsten

\*) S. „Zukunft“ vom 29. August 1896.

Pflanzen und Thiere, daran dachte, jedenfalls damit rechnete er noch nicht. Heute muß man damit rechnen. Herr du Prel wird um diese Frage nicht herumkommen. Er kann auch nicht einwenden, daß sich die transszendentalen Seelen erst entwickelten. Es sind, wie er selbst zugiebt, keineswegs die höchststehenden Menschen, die in die überfinnliche Welt hineinragen. Umgekehrt ist Somnambulismus, Zweites Gesicht u. s. w. bei den relativ niedriger stehenden Menschen häufiger als bei Menschen mit höchster Bildung. Es wäre nun rein willkürlich, diese Fähigkeit, Veräufung mit der überfinnlichen Naturordnung zu gewinnen, einer ganz eng umgrenzten menschlichen Entwicklungsstufe zuzureisen. Man leugnet entweder die Entwicklung überhaupt oder man muß zugeben, daß alle Dinge in die überfinnliche Naturordnung hineinragen. Ich muß gestehen, mir schwindelt vor dieser überfinnlichen Welt. Hier auf Erden sorgt der Tod für eine wohlthätige Ordnung. Aber in jener überfinnlichen Welt wirbelt Alles unsterblich durcheinander. Jede Zelle, jede Alge, jede Eintagsfliege, ist mit ihrem überfinnlichen Wesen dorthin gezogen und überdauert da die Aeonen. In den Intermundien der Weltkörper ist zwar viel Raum, aber ich fürchte, allmählich, besonders da doch die Weltkörper schon auf etliche Millionen Jahre zurückblicken, macht sich Platzmangel fühlbar. Und ganz leicht kann es für die einzelne Seele unmöglich sein, eine andere Seele zu finden. Ja, wenn nur Plato und Caesar und einige andere große Seelen dort hinübergerettet wären, dann ginge es schon. Aber die Regionen der Vielzuvielen, die gleichfalls unsterblich sein wollen und nach Herrn du Prel unsterblich sind, — bei dem bloßen Gedanken wird Einem schwindlig. Ich fürchte, wir kommen auf diese Art bald wieder zu den sauber abgegrenzten Hierarchien der Engel und Teufel, in denen ja die katholische Theologie sehr „wissenschaftliche“ Gründlichkeit entwickelte, ehe ihr die moderne Wissenschaft auf die Finger sah. Oder weiß Herr du Prel einen anderen Weg für die überfinnliche Seele Swedenborgs, als er die Seele des Herrn Marteville suchte? Nur möge er nicht antworten, über das Wie könne er nichts sagen, weil er es nicht wisse. Denn sonst würde ich ihm antworten müssen, daß ich wenigstens eine Möglichkeit sehe, aus diesem Dilemma herauszukommen, ohne dieser verwirrenden Voraussetzungen zu bedürfen.

Eine Predigerwitwe kann eine Quittung ihres verstorbenen Mannes nicht finden. In größter Angst und Unruhe darüber träumt sie, der Verstorbene komme zu ihr, um ihr mitzutheilen, die Quittung befinde sich in einer verborgenen Schublade in einem rothsammetenen Beutel. Der Traum bestätigt sich nachher. Ich muß gestehen, ich finde nichts, was diesen Vorgang irgendwie bemerkenswerth erscheinen lassen könnte. Auf die Kraft der Autosuggestionen weist ja der Verfasser selbst hin. Er erklärt sie ganz richtig daraus, daß sie Monoiden sind, also das Bewußtsein völlig erfüllen. Aehnliches kann ja Jeder an sich selbst täglich beobachten. Wir werden durch irgend einen Vorgang an ein früheres Ereigniß erinnert. Wir denken darüber nach und allmählich fällt uns, wenn wir diese Thätigkeit nur lange genug fortsetzen, eine große Zahl von einzelnen Momenten, aus denen sich jenes Ereigniß zusammensetzte, wieder ein. Wir erinnern uns an Namen, die wir längst vergessen hatten, an Vorstellungen, die längst durch neue überwuchert waren, — kurz, wir entdecken plötzlich, daß jenes Ereigniß einem vergrabenen Schätze gleich, der beim Nachschürfen wieder zum Vorschein kommt.

Bei der Predigerwitwe liegt es nicht um ein Haar anders. Sie hat sich einfach erinnert: Das ist Alles. Man möchte denn behaupten, daß sie von der Existenz jenes rothsamtenen Beutels nie Etwas gewußt habe. Aber man zeige mir die Predigerfrau, die nicht weiß, daß ihr Gatte in seiner Schublade einen rothsamtenen Beutel hat. Ich wette Zehn gegen Eins, daß die Predigerwitwe unserer Erzählung selbst es war, die ihrem Gatten einst diesen Beutel arbeitete und schenkte. Daß sie gerade im Traume darauf kommt, die Quittung könnte in jenem Beutel sein, ist durchaus nichts Ungewöhnliches, da das Gehirn auch im Schlafe weiter arbeitet und die Angst und Unruhe, von der die Wittwe bewegt wurde, die Traumvorstellungen leiten mußte. Man kann sich die Seele vorstellen, wie man will, man kann die „traurige Seele“ der physiologischen Psychologie nehmen, man kann sich selbst mit der Seele des Materialismus begnügen: um solche Wirkungen zu vollbringen, wie es in diesem Falle die Seele der Predigerwitwe thut, reicht sie aus.

Ich gestehe, daß die beiden anderen Vorgänge schwieriger zu deuten sind. Nach dem ersten hat Swedenborg, dem Madame Marteville geklagt hatte, sie könne eine Quittung ihres verstorbenen Mannes nicht finden, diese Quittung in einer verborgenen Schublade nachgewiesen; er erklärte dabei, der Verstorbene habe ihm diese Nachricht gebracht. Nach dem anderen hat ein Taschenspieler eine geschlossene Depesche gelesen. Dieser Fall ist besonders schwierig; er ist kaum auf natürliche Weise zu deuten. Nur, Das sei betont, auf andere Weise erst recht nicht; denn die transszendentale Seele hilft in diesem Falle gar nichts. Ich vermute aber (da weder gesagt ist, wann, noch, wo sich die Geschichte zugetragen hat, noch der Autor, der sie erzählt, angegeben ist, sind Vermuthungen wohl erlaubt), daß sie sehr natürlich und einfach zu deuten ist; davon nachher. Bei der ersten Erzählung ist zunächst zu erinnern, daß auch Herr du Prel schon nachweist, wie Swedenborg einen Traum dramatisirt haben kann. Man darf bei der Erörterung der hier vorliegenden Probleme nicht aus den Augen verlieren, daß wir den Umfang der seelischen Fähigkeiten des Menschen noch lange nicht kennen. Die experimentelle Physiologie ist ein ganz modernes Gewächs, sie ist nicht viel älter als dreißig Jahre. Was Fechner und Wundt begonnen haben und eine Reihe vortrefflicher Schüler fortsetzten, hat bereits — mehr als die Masse selbst der Gebildeten ahnt — reiche Frucht getragen. Aber wir stehen doch immer erst am Anfange. Jeder Tag kann in dieser Beziehung unsere Kenntniß von der menschlichen Seele erweitern. Mitunter werden wir selbst vor die Nothwendigkeit gestellt, zuzugestehen, daß wir über den Umfang unserer seelischen Fähigkeiten völlig im Unklaren sind. Es sei mir gestattet, in dieser Beziehung auf ein Beispiel hinzuweisen, das ich vor einigen Wochen an mir selbst erlebte. Ich fuhr von Hamburg nach Hannover und sah träumend zum Fenster hinaus. Plötzlich durchjuckte es mich und ich sagte mir: ein Zug kommt uns entgegen. Wirklich fauste uns, aber mindestens eine halbe Minute später, ein Zug entgegen. Da der Zug mindestens mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde fuhr, so war er, als mich der plötzliche Eindruck überkam, noch tausend Meter entfernt. Ich konnte ihn nicht sehen und nicht hören. Die anderen Sinne mußten, so sollte man meinen, ebenfalls versagen. Will man nicht annehmen, daß es sich um ein rein zufälliges Zusammentreffen von subjektiver Empfindung und objektivem Vor-



gange handelt, so bleibt kaum etwas Anderes übrig, als daß unsere psychischen Kräfte mit dem landesüblichen Maßstabe viel zu kurz gemessen werden; daß wir mit unseren Empfindungen einen viel größeren Raum umspannen, als die unmittelbare sinnliche Erfahrung zu lehren scheint. Vielleicht hat in diesem Falle das „Durchzuden“ die Bedeutung eines Hinweises, besonders wenn wir erwägen, daß die Thatfachen des Magnetismus erst zum kleinsten Theile erforscht sind. Jedenfalls bliebe man, mag man nun eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kraft der Seele annehmen, mag man an eine subjektive Täuschung glauben, immer innerhalb der psychologischen Theorie, die ein Hineintragen in die über-sinnliche Naturordnung für entbehrlich hält. Einen ähnlichen Fall, wo die Seele thätig ist, ohne daß wir sie kontrolliren können, will ich nur streifen. Ein Schüler legt, wenn er schlafen geht, die Grammatik oder die mathematische Aufgabe unter das Kopfkissen und ist am nächsten Morgen viel besser beschlagen als am Abend vorher. Die Thatfache selbst ist nicht zu leugnen. Alle Welt kann sie bestätigen.

Ich behaupte, daß wir zur Erklärung aller dieser Vorgänge, die sich ja beliebig vermehren lassen, mit der landläufigen Seelentheorie auskommen. Aber nur unter einer Bedingung: überall muß Erfahrung vorausgegangen sein. Fehlt die Erfahrung, dann versagt diese Theorie allerdings. Aber Herr du Prel müßte doch erst nachweisen, daß die erzählten Vorgänge für die in Betracht kommenden Personen völlig neu waren, ohne ähnliche frühere Vorgänge. Bis dahin spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sowohl der Taschenspieler als Swedenborg Uebung in solchen Dingen hatten. Wie weit diese Uebung bringen kann, davon wissen wir noch gar nichts. Aber es ist nicht ausgemacht, daß wir es nicht noch erfahren. Daran freilich darf man nicht zweifeln, daß erst das Experiment die Sicherung gegen diese oder jene Ueberschwänglichkeit giebt. Auf das Experiment muß deshalb auch in psychologischen Fragen Alles zurückgeführt werden. Aber wir wissen noch gar nicht, wie weit das Experiment einst gehen wird. Schon heute sind ja psychische Vorgänge experimentell untersucht worden, die sich früher jeder Kontrolle zu entziehen schienen.

Soll ich noch Etwas gegen das Hineintragen der menschlichen Seele in die über-sinnliche Naturordnung anführen, so wäre es der Unsinn, den die Medien schreiben, wenn sie uns über das Transszendentale aufklären wollen. Herr du Prel giebt diesen Unsinn zu, sucht ihn aber hinwegzudeuteln. Bestehen bleibt er deshalb doch. Auch daraus ergiebt sich, daß man es hier nur mit einem innerlichen Vorgang zu thun hat, nicht mit einem nach außen wirkenden oder von außen gewirkten. Es ist wie mit dem Gebet, das unzählige Menschen erhoben, gestärkt und beseligt hat, das aber noch nie ein Sandkorn, viel weniger einen Berg bewegt hat. So ist das Ergebnis, daß wir zwar viele Dinge, deren Dasein man nicht mit leichtem Absprechen leugnen soll, noch nicht verstehen und deshalb weiter forschen müssen. Aber man soll aus dieser Unwissenheit nicht Kapital schlagen, um ein neues Phantasiegebäude der Scholastik aufzuführen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Hamburg.

Dr. Paul Michaelis.



## Neue Anleihen.

**N**ichtige europäische Staaten sind in Bedrängniß und ihr Anleihebedarf kann an dem deutschen Markt selbst dann nicht spurlos vorübergehen, wenn direkte Emissionen bei uns unterbleiben. Was die auswärtigen Börsen an neuen Papieren einnehmen, geben sie an anderen wieder her und dieser Stoffwechsel hätte Rückwirkungen, denen sich schließlich sogar der Goldbestand unserer Reichsbank unmöglich entziehen könnte.

Da ist Spanien. Fleißige Rechner schätzen die täglichen Ausgaben allein für Kuba, wo 200 000 Mann stehen, auf eine Million, also per Jahr auf 365 Millionen Francs. Da aber die spanischen Fonds nur etwa 60 Prozent notiren, so sind diese 365 in Wirklichkeit 600 Millionen. Das so im Budget entstandene Loch wäre nicht einmal gestopft, wenn das Mutterland auf die rebellische Insel verzichtete; denn Kuba würde doch sicher keine ungeheure Kriegsschuld übernehmen, deren Zinsen- und Tilgungslast von allem Tabak nicht erschwungen werden könnte. Dennoch braucht man nicht anzunehmen, Spanien werde kein Geld mehr bekommen und Bankerott machen müssen. Wie ich höre, können die Spanier noch immer bei der europäischen Hochfinanz ziemlich große Summen bekommen und im Inlande selbst, das nur Unwissenheit mit dem an Hilfsmitteln armen Portugal vergleichen möchte, soll es nicht schwierig sein, noch eine halbe Milliarde aufzunehmen. Natürlich sind auswärts die Bedingungen nicht billig, aber auf Tabakobligationen würde wahrscheinlich sogar eine große Anleihe in Frankreich möglich sein; denn Das ist eine Fundirung, die auch ein zahlungsunfähiger Staat stehen lassen müßte, wenn er seinen einfachen Bankerott nicht zu einem betrügerischen verschärfen will. Man darf nicht übersehen, daß die pariser Börse von je her der Hauptmarkt der spanischen Werthe war und daß dieser Markt heute wieder wichtiger ist als selbst Barcelona und Madrid. Auch in London ist die Spanierspekulation beträchtlich, aber mit dem Unterschied, daß dort das Kapital nichts von diesen Werthen kennt, während die Franzosen eine gefährliche Menge davon sich fest hingelegt haben. Die spanischen Eisenbahnprioritäten z. B. sind längst in die Hände solider Sparrer übergegangen, und bestände nicht ein schweres Goldagio, so wären diese Bahnen vielleicht auch ohne Staatsubvention im Stande, ihren Coupondienst innezuhalten. Jedenfalls ist die große Spekulation einer der sichtbarsten Träger des spanischen Kredites, trotzdem von den hundertundfünfzig einst so reichen pariser Coulißenhäusern kaum noch dreißig als gut gelten. Schlimm wäre nur ein anderer, wenig beachteter Umstand, nämlich ein Sieg Mac Kinleys. Der Goldmann hat die Intervention auf Kuba ausdrücklich in sein Programm aufgenommen. Falls also Spanien nicht rasch mit dem Aufstand fertig wird, könnte ihm ein mächtiger Gegner in die Flanke fallen. Die spanischen Gesandtschaften, in Paris wie in Berlin, sagen aber den großen Geldgebern, daß die Situation auf Kuba neuerdings gebessert sei. Solche tröstenden Mittheilungen finden natürlich nicht überall Glauben; was sagt man nicht Alles, um zinsliebende Bankiers bei guter Laune zu erhalten. Gesezt aber, das Unglaubliche geschähe und der Aufstand würde wirklich rasch beendet: läge es so völlig außerhalb des spanischen Charakters, nun, nachdem die politische Ehre gerettet ist, die finanzielle gering zu schätzen, d. h. zu accordiren? So weit ich wahrnehmen konnte, sind die selben Leute, die be-

haupten, daß Spanien im In- und Auslande noch recht viel Geld bekommen kann, in Bezug auf die spätere Regulirung all dieser Schulden nicht allzu vertrauensvoll gestimmt. Ja, wenn eine Einkommensteuer durchzuführen oder auch nur der pünktliche und reelle Eingang der Zölle zu erndöglichen wäre! Da die spanischen Zollbeamten aber mit dem Schmuggel sehr eng befreundet sind, bleibt Vieles an vielen Fingern kleben. Gewiß ist, daß unsere Großkapitalisten heute noch keine Spanier kaufen; da sie jedoch meinen, daß man diese Fonds bald kaufen könne, drückt ihre Erfahrung doch kein allzu großes Mißtrauen gegen ein Land aus, dessen Eisen- und Kohlenschätze außerordentlich umfangreich sind.

Noch interessanter ist die Türkei. Die Pforte braucht, wie mir mitgetheilt wird, in vier Wochen Geld, allerdings nicht für irgend eine Couponzahlung. Diese kurze Frist benutzen nun die französischen Gelbleute und die ihnen dienstbaren Diplomaten, um den Sultan zur Annahme einer internationalen Verwaltung zu bewegen. Als Vorbild, d. h. als Aushängeschild gegenüber den beunruhigten Gläubigern, soll die Administration von Egypten dienen, — wenn auch eine so streng und exakt arbeitende Beamtenmaschinerie wohl nirgends wieder einzurichten ist. In die Dette Publique sucht man, wie ich schon vor Monaten meldete, Rußland hineinzuziehen, das bisher seine Gründe hatte, draußen zu bleiben, und erst jetzt der französischen Regierung den Gefallen thun will, in die Dette einzutreten. Danach scheint also Rußland den Augenblick für nahe zu halten, wo es die Rolle des Unparteiischen aufgeben kann. Bestärkt wird diese Annahme durch die nur wenig bekannte Thatsache, daß sich die Société de la Mer Noire (Sitz in Odeffa und Nikolajew) jetzt um wichtige Konzessionen in der Türkei bewirbt, gegen Vortreibung von Geld und Vieserung von Waffen. Die Herren von der Ottomanbank, die, mit Herrn Vincent an der Spitze, neulich in London versammelt waren, haben, gemeinsam mit Herrn Berger von der Dette Publique, den angeblich ungestörten Eingang fast aller Steuern und Zagen konstatirt. Freilich läßt sich solche staunenswerthe Ordnung durch den Umstand erklären, daß in den werthvollsten Provinzen des Reiches, namentlich in Kleinasien, nichts Schlimmes geschehen war. Wohl aber waren die verschiedenen Ernten und also auch die Eisenbahn-Verfrachtungen vorzüglich. Unter der Dette stehen bekanntlich die Administration-Türken, die Eisenbahnobligationen u. s. w. und die Pforte hat niemals versucht, an diese Klassen mit Bitten oder Gewalt heranzukommen. Dagegen haben die Zolltürken nichts mit der Dette zu thun und an diesen Douanekassen versuchten jetzt Abjudanten des Sultans schon ihr Glück. So lange Das in Konstantinopel geschah, wo die Dette auch über ihren Bereich hinaus Einfluß übt, wurden die Sendboten schroff abgewiesen; ferner liegende Reuter wagten aber keine Ablehnung. Doch weiß der Sultan nur zu gut, wie viel er der europäischen Verwaltung mit ihren über das ganze Land vertheilten 3200 Beamten zu danken hat und wie wenig er von den Eingängen bekommen würde, wenn sie durch türkische Hände gingen. Die Einnahmen gehen so ruhig ein wie mitten im tiefsten Frieden; für die Hochfinanz ist nur die Hauptfrage, ob dieser Friede erhalten bleiben kann. Daher haben auch die französischen Großinteressenten mit größter Befriedigung erfahren, wie unerschütterter der Zar bei allen Vorstellungen der Königin Viktoria über das Armenierelend geblieben sei und wie er immer nur geantwortet habe: „I do my best“. Die großen Geldgeber sind jetzt überzeugt, daß Ruß-

land im Gegensatz zu England verharret und also an den status quo der Türkei kaum gerührt wird. Die französischen Herren erhalten in dieser Beziehung auch Bestätigungen von Wien aus: Graf Soluchowski nämlich, einst Botschaftsrath in Paris, ist längst Gegenstand einer starken banklichen Friedens-Verehrung geworden. Die Ottomanbank selbst kann von Glück sagen, daß sie nicht allein ein englisches, sondern auch ein französisches Institut ist; denn da England am Bosporus jetzt nur gehaßt wird, würde es sonst der Bank schlecht ergangen sein. Aber auch unter den englischen Bankmännern giebt es Einzelne, die ganz offen türkische Werthe deshalb für höchst aussichtsvoll erklären, weil sie in einigen Jahren — russische Papiere sein würden. Alle Finanzleute suchen sich denn auch mit dem einflußreichsten Manne in Konstantinopel zu stellen: mit dem Agenten der russischen Botschaft, Herrn Magimow. Warum? Weil dieser Herr wieder allein Einfluß auf Iszet Pascha übt, der beim Sultan Alles vermag. Vom Sultan selbst, der übrigens große Reichthümer besitzen soll, hängt natürlich noch immer Alles ab. Alle diese Dinge spielen in den Erwägungen der Türkenbesitzer ihre Rolle; die Interessen umfassen dabei viele Hunderte von Millionen. Der Optimismus bricht aber jetzt doch überall durch und nicht gerade unvorsichtige Leute erinnern an den einst so niedrigen Kurs von Egyptern, die durch eine europäische Verwaltung schließlich den Werth von Konsols erreichen konnten.

Auch von einer russischen Anleihe war in Petersburg die Rede, dortige Blätter betrachteten sie schon als fait accompli, es wurde aber nichts daraus. Die Mißernte betrifft nur einzelne Theile des russischen Reiches und der Ausfall kann theilweise durch höhere Preise ausgeglichen werden. Die Staatseinnahmen dürften deshalb nur wenig darunter leiden. Industrie und Handel blühen jetzt mächtig auf; dieser Aufschwung kann natürlich, wenn die Landwirthschaft merklich weiter leidet, nicht anhalten. Was die Russen an ihreuren Dampfmaschinen vertragen, hatte ich zufällig Gelegenheit, neulich zu sehen. Es handelte sich um eine Maschine von 500 Pferden, die von Süddeutschland nach Moskau geschickt wurde. Die Fabrik erhält ihre 50 000 M., aber an Zoll (etwa 15 000 M.), Frachten, Verpackung, Aufstellung u. s. w. folgen noch weitere 20 000 M., die in Moskau ebenfalls zu bezahlen sind. Eine russische Goldanleihe kann übrigens schon deshalb nicht kommen, weil in London in ganz kurzer Zeit der Zinsfuß von 2 auf 4 Prozent gegangen, d. h. um 200 Prozent gestiegen ist und weil die Bank von Frankreich 150 Millionen Fres. Gold verlor und jetzt kein Stück mehr hergiebt, nicht einmal gegen eine Prämie. Der russische Finanzminister wünscht offenbar, mehr Gold heranzuziehen. Geht es aber nicht auf dem Wege der Anleihe, so geht es doch auf dem vortheilhafteren des Kaufens. Bei Anleihen, so sagen sich die Machthaber an der Nema ganz richtig, muß man Jahre lang Prozente und Amortisation zahlen. Wenn Herr Witte Gold kauft, so hat er nur einmal Spesen, zu amortisiren ist da nichts. Er kauft Gold, läßt es nach Rußland schaffen und sorgt dafür, daß es nicht wieder fortgeht. Macht aber Herr Witte eine Anleihe, so muß er jahraus, jahrein ein gewisses Quantum des erhaltenen Goldes zurückgeben, bis er überhaupt das Ganze zurückgegeben hat, nebst den Prozenten, — also noch mehr, als er bekommen hat. Rußlands Goldvorrath hat große Opfer gekostet und noch größere stehen bevor. Denn es werden vielleicht noch für drei Milliarden Mark an Gold gebraucht. Pluto.

## Interviews und Journalisten.

Der Redakteur, über dessen Verhalten Björnstjerne Björnson sich am vierundzwanzigsten Oktober hier beklagt hat, ersucht um die Aufnahme der folgenden Erklärung:

**E**s ist unrichtig, daß ich mich bei Herrn Björnson gar nicht als Interviewer gemeldet habe. Das Interview wurde durch eine telephonische Anfrage vereinbart, die der Redakteur Thommessen von der Zeitung „Verdens Gang“, in dessen Hause Herr Björnson abgestiegen war, in meinem Namen an ihn gerichtet hat. Ich habe dabei Herrn Thommessen ausdrücklich erklärt, daß ich um ein Interview zum Zwecke der Veröffentlichung bitte. Das telephonische Gespräch wurde allerdings in norwegischer Sprache geführt, die ich nicht verstehe, doch habe ich keinen Grund, anzunehmen, daß Herr Thommessen meinen Wunsch unrichtig übermittelt hat. Es ist ferner unrichtig, daß ich Herrn Björnson gegenüber irgend eine die Veröffentlichung unserer Unterredung ausschließende Äußerung gethan habe. Die mir zugeschobene Bemerkung: ich sei gekommen, um mich über norwegische Politik zu orientiren, ich sei politischer Schriftsteller und deshalb höchst interessiert, die Ansichten der verschiedenen Parteien kennen zu lernen, ist ungenau und vollständig aus dem Zusammenhang gerissen wiedergegeben. Der Vorgang hat sich vielmehr genau so abgespielt, wie ich ihn in Nr. 472 des Berliner Tageblattes dargestellt habe, wo ich über mein Zusammentreffen mit Björnson wörtlich Folgendes sagte: „Da erscholl plötzlich hinter mir eine Bramarbasstimme: ‚Da sind Sie ja. Na, Sie haben mich ja nett behandelt in Ihrem Blatte, vor zwei Jahren. Sie wissen ja. Das war ja geradezu skandalös!‘ Ich wußte natürlich nichts, sprang erstaunt auf und stand nunmehr Björnstjerne Björnson gegenüber. Die großen Augen in dem hochrothen Kopfe (mit austraßtem Kinn und Oberlippe und den gewaltigen weißen Cotelettes) waren funkelnd auf mich gerichtet. Auf der mächtigen Stirn zogen sich drohende Falten zusammen, die Hände rückten erregt die goldene Brille auf der Nase zurück. Ich entgegnete ein paar ausweichende Worte, ich sei kein Kritiker und Rezensent, sondern ein Politiker und sei gekommen, mich bei ihm, dem Führer der politischen Bewegung, über Norwegens politische Lage zu unterrichten. Von dem beleidigten Dichter hatte ich an den geschmeichelten Politiker appellirt; Das war meine Rettung.“ Also nur, um die Verantwortung für die abfällige Kritik (es handelte sich um die deutsche Uebersetzung eines Romans Björnsons) von mir abzulehnen, habe ich die vorstehende Bemerkung gemacht.

Es ist auch sonst unrichtig, daß Herr Björnson sich nicht bewußt gewesen sei, daß ich den Inhalt der Unterredung der Öffentlichkeit übergeben werde. Er hat mich sogar an mehreren Stellen ausdrücklich aufgefordert, dafür in meinem Blatt einzutreten, so z. B. für die politischen Bestrebungen der Norweger in der Souveränitäts- und Neutralitätsfrage und für sein Drama „Der König“. Uebrigens ist Herr Björnson mit der Behauptung, daß ich meine Interview-Absicht verheimlicht hätte, erst jetzt hervorgetreten, während er in einer vor mehreren Wochen an das Berliner Tageblatt gerichteten Erklärung, die von scharfen Ausfällen wimmelte, diesen Vorwurf mit keiner Silbe gemacht hat. Diese frühere Erklärung des Herrn Björnson an das Berliner Tageblatt ist nicht dem vollen Umfange nach abgedruckt worden, weil sie Beleidigungen enthielt.

Es ist nicht wahr, daß ich aus Rache für die Verweigerung eines Interviews, das ein Mitarbeiter des Berliner Tageblattes früher einmal nachgesucht hatte, meinen Bericht veröffentlicht habe. Beides — das Gesuch und dessen Ablehnung — war mir gänzlich unbekannt und ich hatte auch von Niemandem Auftrag zu einer Unterredung mit Herrn Björnson erhalten.

Es ist unwahr, daß ich mich Herrn Björnson gegenüber als Freund Norwegens und als Republikaner „aufgespielt“ habe, um ihn dadurch auf das Blattels zu locken, sondern ich habe lediglich meinen aufrichtigen Sympathien für die norwegische Sache Ausdruck gegeben, ohne die Grenzen dieser Sympathie zu verhehlen. Es ist unrichtig, daß Herr Björnson bei unserer Unterredung eine schwarze Weste getragen hat. Ich halte auch in dieser Beziehung alle meine Behauptungen aufrecht. Eben so beharre ich dabei, daß Frau Björnson mir erklärt hat, sie habe einmal in Deutschland ein Strafmandat wegen Theilnahme an einer politischen Versammlung bekommen. Das konnte Frau Björnson in meinen Augen nur zur Ehre gereichen.

Es ist unrichtig, daß ich in Lübeck einen Vortrag über „Norwegen“ gehalten habe. Mein Vortrag betraf lediglich meine Erlebnisse in Norwegen.

Was endlich die Behauptung Björnsons betrifft, daß ich zum Interviewer ganz ungeeignet sei, so weise ich ihr gegenüber in aller Bescheidenheit darauf hin, daß mir Herr Björnson am Tage nach unserer Unterredung durch die Redakteure Thommessen und Hammer von „Verdens Gang“ ausdrücklich seine Genugthuung über die interessante Unterredung hat aussprechen lassen.

Dr. jur. Ernst Grüttesien,  
Redakteur des Berliner Tageblattes.



## Selbstanzeigen.

Gestern und Heute. Roman. Berlin, bei Hugo Steinig.

Als die Anregung der Selbstanzeigen in diesen Blättern zuerst gegeben wurde, fragte ich mich, wie die Autoren es wohl vereinen würden, gute Worte ihren Büchern zu widmen, zum Geleit auf die Wanderung, Interesse für sie zu werben und dabei doch in angemessener Objektivität zu verharren. Den Verfasser wissenschaftlicher Werke, die die exakten Ergebnisse ihrer Studien und Forschungen mittheilen, möchte Das leicht sein, nicht aber Denen, die mit freischaltender Phantasie gestalten. Wer solchen Schöpfungen gegenüber die richtige Distanz gewinnen kann, um selbst Etwas darüber zu sagen, wird nicht vom Können sprechen dürfen und vom Erreichten, nur vom Wollen und vom Erstrebten. Und was ich in meinem Buche erstrebt, möchte ich in kurzen Worten andeuten. Den Kampf der auf einander folgenden Generationen wollte ich zeigen; er ist scharf und hart, wie Alles, dem die moderne Zeit den Stempel giebt. In unerbittlicher Konsequenz vollzieht er sich, unabhängig vom subjektiven Wollen und Handeln, ein ehernes Gesetz, eine Naturnothwendigkeit, die junger Kraft das Recht des Stärkeren nicht nur verleiht, sondern aufzwingt. Was diese Gewalten wirken

in dem Dasein zweier Frauen, habe ich darzustellen versucht, — Frauen, die in allen physiologischen Eigenthümlichkeiten gleich geartet sind, wie Mutter und Tochter es nur sein können, und doch zu ganz verschiedenem Lebensinhalt gelangen unter den zeitlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt haben.

Ulrich Frank.

### Die Theorie der Schauspielkunst in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts, ihr Ursprung und ihre Entwicklung.

Die Thatfache, daß ein Professoren-Kollegium der philosophischen Fakultät eine wissenschaftliche Arbeit über die Schauspielkunst annimmt, wird den Bühnenpraktiker absolut nicht von ihrer Existenzberechtigung überzeugen, denn keinem Sterblichen erscheint die Theorie überflüssiger als ihm. Er hat in jedem Falle Recht, wo die Theorie sich an die praktische Ausübung der Kunst selbst heranbrängt; aber warum sollte man nicht in Wesen und Wirkung der Schauspielkunst so tief eindringen können, daß uns zu verstandesmäßigem Bewußtsein kommt, was der schaffende Künstler gewöhnlich nur fühlt? Meine Abhandlung, die der berliner Privatdozent Dr. Max Herrmann veranlaßte, stellt mit historisch-kritischem Verfahren die geistige Entwicklung der Schauspielkunst seit den Tagen dar, wo sie anfang, eine Kunst zu werden. Die Prinzipien, nach denen die französische und englische Bühne und nach ihrem Vorgange die deutsche sich entwickelte, sind von mir in organischen Zusammenhang gebracht worden und gleichzeitig war ich bemüht, die Geschmacksrichtungen verschiedener Epochen vorzuführen, wie sie auch Dichtung, Kritik und Publikum im innigsten Zusammenhang mit der deutschen Bühne seit dem achtzehnten Jahrhundert charakterisiren. Einzelheiten, wie z. B. die Entstehung der Regiekunst und Theaterkritik, dürften von historischem Interesse sein. So weit die Form der Arbeit es gestattete, habe ich mich kritisch auf die Verhältnisse der Gegenwart bezogen und jeder Kenner wird mit Wichtigkeit meine Absichten auch da herausfühlen, wo das Gewand historischer Kritik an älteren Zeiten sie verhüllt. Leider hindert mich die eigene Bühnenpraxis an der baldigen Herausgabe der ganzen Arbeit, die Herr Professor Dr. V. Sigmann für die Hamburger Theatralischen Forschungen bestimmt hat; einstweilen ist dieses Bruchstück als Dissertation erschienen.

Görlitz.

Dr. Hans Oberländer.

### Sonnenblumen. Gedichte. 1896. Groß-Lichterfelde. W. Heichen.

Es ist eine starke Zumuthung, heutzutage dem Publikum noch einen Band Gedichte vorzusetzen: ein Ehebruchsdrama wäre ihm interessanter. Und noch dazu solche Schönheitbuselei, solches leere Pathos! Keine Stimmung, keine „weiße“ Liebe, — ganz epigonenhaft! Der Verfasser wird wohl ein Ueberbleibsel aus den weimarer Tagen sein. Nun: ein Weimaraner ist er, aber knapp neunzehn Jahre alt. Unbegreiflich, unbegreiflich. Die Narren sterben doch nie aus.

Paul Friedrich.

## Inferno.

Ein wiederaufgefundenen Gesang, der „Unvollständiges ergänzen“ soll.

Erstreckend heiß umwehte mich der Broden,  
Als ich hinabstieg zu der nächsten Runde;  
Die üble Luft benahm mir fast den Odem.

„Nimm von ihrem Schicksal nun die Kunde,  
Die in dem ecklen Tintensee sich plagen,  
Ihn auszutrinken mit stets durst'gem Munde,“

So hörte ich des Führers Stimme sagen.  
Und schweifen ließ ich meine Blicke dreister;  
Da wich mein Gram unendlichem Behagen.

In langen Reihen standen dort die Meister  
Der Presse, die in vieler Herren Ländern  
Dereinst hantirt mit Feder, Scheere, Kleister.

Geschmückt war Mancher noch mit Ordensbändern,  
Dem Lohne für sein klägliches Gebahren,  
Das wahre Wort in falsches umzuändern.

Auch duckten hinter dieser Fälscher Schaaren  
Die Männer sich, die sie dazu gebungen  
Und nun gleich ihnen in Verdammniß waren.

Wie schlürften schnalzend sie mit schwarzen Zungen  
Den schwarzen Trank in abgrundtiefen Zügen!  
Doch nicht vernahm ich, daß ein Proßt erklungen.

„Proßt!“ rief ich brum. „Ein herrliches Vergnügen,  
So unbeschränkt in einem Stoff zu schlemmen,  
Den Eure Kunst verwendete zum Lügen.

Ist, edler Fischer, nicht Dein Durst zu hemmen?  
Ein feines Weinchen, mild, gezeht und labend,  
Geeignet, jeden Kummer wegzuschwemmen!

Gefällt Dir der Parlamentarier-Abend?  
Willst Du an Holstein nicht Rapport erstatten?“  
Da tauchte er, sein Haupt in Schlamm begrabend.

„Proßt, August Stein! Du dickster aller Schatten!  
Laß doch das Tauchen, sonst wird überlaufen  
Der See. Gehörst Du zu den Rimmerjatten?“

Huhu, geschwärzten Angesichts, mit Schnaufen,  
Kam er hervor, empfangen von Gelächter,  
Und August fing mit Eugen an zu raufen.



Auch Der war da. Schon dachte ich, der Pächter  
Der Wahrheit sei bei Cato, dem Censoren  
Und in Gesellschaft andrer Tugendwächter.

Wild kriegte er den Dicken bei den Ohren  
Und schrie: „Du offiziöser Bratenwender!  
Muß man nicht lachen über solchen Rohren!“

Wie in der Brunst zwei Vierundzwanzigender  
Kopf gegen Kopf sich ineinanderklammern,  
Umfassen sich die beiden Wahrheitspender.

Ein Brüllen, Quielen, Grunzen, Stöhnen, Stammern  
Wie jemals nur im ärgsten Zeitungskriege  
Erscholl, ein Schnattern, Pfauchen, Jammern.

„Verrath, Verrath, helfst mir! Ich unterliege,  
Zu tief bin in die Tinte ich gerathen!“ —  
Doch was gewann Eugen bei diesem Siege?

Einmüthig, wie ein Bataillon Soldaten,  
Sieht bald darauf wie sonst die Offizienten  
Den Seinen in die Haare er gerathen.

Hoch spritzen auf die dunkeln Tintenwellen.  
Ich eile weiter, — und der Chor der Rufe  
Taucht, wird getaucht, so Meister wie Gesellen.

Und weiter sah ich an dem schwarzen Ufer  
Papier den alten Liebtnecht wiederläuen;  
Sich selber diese grause Dual erschuf er.

Stets schien der Bissen ihm sich zu erneuern,  
Denn die Depesche wars, das Emser Kränchen,  
Das oft er produzirt vor seinen Treuen.

Noch jetzt entrang die „Fälschung“ ihm ein Thränchen,  
Doch war sein Größenwahn ihm längst entflohen  
Und ihm genügte jetzt ein Größenwähnchen.

Und immer weiter bin ich fortgezogen,  
Verfolgt von dem Geheul und von dem Loben,  
Und wo ich hinkam, wurde noch gelogen.

Noch immer hörte Staatsweisheit ich loben,  
Die keine ist, noch immer Jenen schmähen,  
Der dieses Volk aus seinem Nichts erhoben.

Auch Mäuler sah ich dort zusammennähen,  
Allein sie plähten schon in ein'gen Stunden.  
Was kann dem Eugeneifer widerstehen!

Doch jene Braven hab' ich nicht gefunden  
Die letzter Wochen Schwindel angestiftet;  
In tiefste Tiefen waren sie verschwunden

Wie Hunde, die im Winkel man vergiftet.

Palingenius.



## Notizbuch.

Herr von Windheim, der Präsident der berliner Polizei, hat den Zeitungen eine Darstellung der Maßnahmen übersandt, die nach der Entdeckung des an dem Justizrath Meyer Levy verübten Mordes angeordnet wurden. Die Darstellung ist verständig und wirksam und zerstreute rasch die Rebel, die aus den berlinischen Holzpapierplantagen aufgestiegen waren; aber sie zeigt, wie vorher schon manches Beginnen der heute Regirenden, einen bedauerlichen Gang, sich vor öffentlichen Meinungen um jeden Preis zu rechtfertigen. Gerade jetzt wird wieder einmal viel von Staatsgeheimnissen gesprochen; sollten die Schritte, die von der Polizei zur Ermittlung strafbarer Handlungen gethan werden, nicht in den Bereich der Staatsgeheimnisse gehören? Es ist ja sehr erfreulich, zu vernehmen, daß die Polizei klug und umsichtig vorgegangen ist; viel weniger erfreulich aber ist, daß angehende oder rückfällige Mörder aus solchen ausführlichen Darstellungen bequem lernen können, was sie zu thun, was zu meiden haben und welche Vorsichtsmaßregeln sie anwenden müssen, um möglichst lange unentdeckt zu bleiben. Im Falle Levy haben die Thatsachen bewiesen, daß die Behörde richtig gehandelt hat; um so weniger war es nöthig, die Erwägungen bekannt zu machen, von denen sie sich leiten ließ. Das von der Kriminalpolizei ausgehende Ermittlungsverfahren sollte, wenn nicht ganz besondere Umstände die Veröffentlichung heischen, den Blicken des Publikums entzogen werden. Ein großer Theil der Presse — und darunter sind die verbreitetsten Zeitungen — benutzt ohnehin schon alle Aufsehen erregenden Verbrechen, um dem immer wachen Sensationenbedürfniß der Leser getrüffelte Speise zu bieten, und scheint nicht zu bedenken, daß von so schmackhafter Kost auch die Verbrecher selbst sich ernähren können. Da ist es vielleicht angebracht, an das Referat zu erinnern, das auf dem letzten Internationalen Kriminalanthropologischen Kongreß in Genf der Dr. Paul Aubry über den Einfluß der Presse auf die Kriminalität erstattet hat. Aubry ist natürlich nicht für Umsturzgesetze und Repression, er begehrt auch nicht die Thorheit, der Presse die Hauptschuld an einer etwa zu beobachtenden Zunahme der Verbrechen aufzubürden, aber er leuchtet doch in gewisse Zusammenhänge hinein, deren Aufhellung recht lehrreich sein kann. Er sagt: „Der Verbrecher ist im Allgemeinen nicht sehr erfinderisch; er kennt zwei, drei Kniffe, drei, vier Systeme, von denen er nicht abweicht. Aber er hat den dringenden Wunsch, seine Kenntnisse zu erweitern, neue Kniffe zu lernen und kostenfrei zu erfahren, wie man die Schlaueit oder Dummheit der Anderen am Besten auszunützen und sich möglichst lange der Polizei zu entziehen vermag. Alle diese Wünsche erfüllt ihm die Zeitung. Die Blätter melden mit einem unerhörten Luxus an Einzelheiten die verschiedenen Arten, zu stehlen, zu morden, und sie lehren den Uebelthäter, wie

er sein Risiko verringern kann. Die Untersuchung wird in den Blättern ausführlich geschildert und die Interessenten vernehmen, wie nur diese oder jene Ungeschicklichkeit des Verbrechers die Behörde auf die richtige Spur gelenkt hat.“ Und es ist ziemlich sicher, daß auf diesem Wege nicht nur routinirte Verbrecher fortgebildet, sondern auch in prädisponirten Hirnen häufig verbrecherische Neigungen erst geweckt werden. Maudsley sagt darüber: „Unzweifelhaft werden gewalthätige Handlungen jeglicher Art oft durch die pathetische Erzählung ähnlicher Handlungen suggerirt, die in den Zeitungen stand. Das Beispiel ist ansteckend: schwacher oder bedrückter Geister bemächtigt sich der Gedanke und wirkt Etwas wie ein Fatum, gegen das bald jeder Widerstand unmöglich ist.“ Noch eindringlicher wirkte die psychologische Analyse, die Paul Garnier auf dem brüsseler Kriminalistenkongreß gab: „Wenn ein Verbrechen begangen ist und die Presse, mit der ganzen brutalen Deutlichkeit, die ein nothwendiges Merkmal der modernen Reportage zu sein scheint, die aufrüttelnde Nachricht in alle Windrichtungen verbreitet hat, werden zunächst alle Geister mehr oder minder davon getroffen. Im ersten Augenblick steht man starr vor solcher Gräueltthat; aber diese Erregung weicht bald wieder und die Tagesgeschäfte nehmen die Aufmerksamkeit von Neuem in Anspruch. Für Einzelne aber — zum Glück ist's nur eine sehr kleine Zahl — ist die Sache nicht so schnell zu Ende: sie halten die Erinnerung fest oder werden von ihr gewaltsam festgehalten. Das beschriebene Verbrechen hat auf sie einen starken Eindruck gemacht, ihr Geist verweilt dabei und alle Anstrengungen, das lästige Bild zu verschleichen, bleiben vergeblich. Ihr ruhiges Gleichgewicht ist gestört; die stete Beschäftigung mit dem von X begangenen Verbrechen weckt eine zuerst vage, bald aber klarer erkennbare Furcht: „Man kann also wirklich, bei hellem Geist und sicherem Bewußtsein, Menschen töten, — Wesen, die man lieben sollte, sogar . . . ! Dann kann diese Gewalt, die den Willen zwingt und unwiderstehlich zu einem furchtbaren Verbrechen treibt, ja eines Tages auch auf mich wirken . . . Ich kann zum Mörder werden. Wer weiß?“ Die Erregung, die Furcht, der Zweifel am eigenen Ich sind die ersten, lockenden Anzeichen der beginnenden Obsession.“ Aubry empfiehlt einen internationalen Kongreß, auf dem die Vertreter der Presse, nach dem Beispiel ihrer schweizerischen Berufsgenossen, beschließen mögen, künftig nur noch ganz kurze und nüchterne Berichte über verbrecherische Thaten und über die daran geknüpfte Untersuchung zu veröffentlichen. Die Kriminalisten, die — wenigstens die gewissenhaften — ihren Stoff ernststen Fachblättern, nicht den Tageszeitungen entnehmen, würden dadurch nichts verlieren. Aber es wird wohl noch eine hüßige Weile dauern, bis Aubrys Vorschlag verwirklicht wird, denn ein sensationeller Mord ist für die Presse ein gefundenes Fressen und die Redakteure athmen, besonders in politisch stillen Zeiten, erleichtert auf, wenn der Reporter mit der Postkassette von einer neuen Bluttthat ins Zimmer stürzt. Daß dann die handelnden und leidenden Personen mit ihrem Sinnen und Trachten alsbald ausführlich geschildert werden, daß der Ort der That, die Wunde und die Art der Flucht beschrieben und die Mordwaffe abgebildet oder gar ausgestellt wird, ist schon schlimm genug; noch schlimmer aber wäre, wenn die Sitte sich einbürgern sollte, daß ein amtlicher Bericht über das Ermittlungsverfahren erscheint und den angehenden oder rückfälligen Verbrechern kostenlos so eine Grammatik des Nöthigen, Nützlichen und Schädlichen geliefert wird.

\*

\*

\*

Man muß sich allgemach wirklich abgewöhnen, im Deutschen Reich irgend Etwas für unmöglich zu halten: das Unbeschreibliche wird bei uns alle Tage Ereigniß. Herr Paul Kayser, Das ist bis auf Weiteres das Neueste, ist Präsident eines Senates am Reichsgericht geworden. Der Mann, der es fertig brachte, ohne den üblen Dufte des Eigenlobes zu fürchten, sich selbst in groteskster Weise zu verherrlichen, und der sich nicht einmal so weit beherrschen konnte, daß er den Gegnern die größten Schmähungen ersparte, ist nun Vorsitzender einer Kammer unseres höchsten Gerichtes. Herr Otto Arendt, der keine besonders angenehme Erscheinung und ein wahres Kreuz für seine Freunde, aber ein unbescholtener Mann und ein Abgeordneter ist, hat öffentlich erklärt, die Darstellung, die Herr Kayser von seinen Beziehungen zu Arendt gab, „beruhe nahezu in jedem Wort auf Unwahrheit“ und könne durch Briefe leicht „Lügen gestraft“ werden. In der allen Machthabern sonst sanften „Post“ las man, Herrn Kayser fehle offenbar die innere Vornehmheit. Herr Hans Delbrück, auch kein Gewaltthäter, schrieb, das Verhalten des Herrn Kayser bei der Petersdebatte sei „unerhört“ gewesen, und fügte hinzu: „Ein Mann, der im Stande ist, selber zu erzählen, daß er Drohungen, durch die angeblich ein Posten für Dr. Peters erzwungen werden sollte, ruhig eingestekt habe, ein solcher Mann darf nicht Richter an unserem höchsten Gerichtshof werden.“ Thut nichts: Herr Kayser ist dennoch Senatspräsident. Ins Reichsgericht sollten die besten Praktiker und hervorragende Theoretiker berufen werden. Herr Kayser hat es als Praktiker genau bis zum Stadtrichter gebracht, er ist seit einundzwanzig Jahren aus der Praxis geschieden und hat seit elf Jahren auf dem engeren juristischen Gebiet nicht das Allgeringste mehr zu thun gehabt. Er soll ein tüchtiger Repetitor gewesen sein. Als Theoretiker hat er nichts geleistet, denn die Geistesbrücken, die er gezimmert hat, kommen nicht in Betracht. Ihm fehlt jede Fühlung mit der auf höheren Stufen üblichen Praxis und mit der neueren Rechtsprechung des Reichsgerichtes und es ist, bei der eifrigen Thätigkeit, die er inzwischen auf anderen Gebieten entfaltet hat, undenkbar, daß er die moderne civilrechtliche Literatur noch beherrscht. Wer hat diesen nach jeder Richtung völlig ungeeigneten Mann dem Reichsgericht aufgebürdet? Herr Nieberding, der Staatssekretär im Reichsjustizamt, soll erzählen, seinem Wunsch habe der Vorschlag zur Ernennung nicht entsprochen. In einem Aufsatze, den Henrici, ein früherer Senatspräsident am Reichsgericht, vor zwölf Jahren in Iherings Jahrbüchern veröffentlicht hat, mag Herr Nieberding lesen, es sei, um dem Reichsgericht die Gewinnung der besten verfügbaren Kräfte zu sichern, Zweierlei nöthig: „Für die Besetzung der Stellen im Reichsgericht ist die Mitwirkung der Landesjustizverwaltungen nicht, wie bisher, in Gestalt eines Vorschlages für eine im Reichsgericht zu besetzende Stelle, sondern zur Erlangung einer Uebersicht über die zur Beförderung ins Reichsgericht empfehlenswerthen Staatsbeamten von der Reichsregierung in Anspruch zu nehmen; und zweitens: der Staatssekretär des Reichsjustizamtes muß voll und ganz die Verantwortlichkeit für den dem Bundesrath wegen Ernennung eines Mitgliedes des Reichsgerichtes zu unterbreitenden Antrag übernehmen.“ Es wäre nicht verwunderlich, wenn dem Reichsgericht, das erst eben eine Reihe seiner tüchtigsten Räte verloren hat, jetzt wieder werthvolle Männer entzogen würden, die es ablehnen, künftig unter und neben Herrn Paul Kayser zu arbeiten. Sollte es aber im Reichstage noch eine Partei geben, die den höchsten deutschen Gerichtshof nicht

zum Ruheſitz für unmöglich gewordene Verwaltungbeamte erniebert ſehen will, dann wird Herr Nieberding bei der Staatsberathung bald eine böſe Stunde erleben.

Ein paar eben reif gewordene Leſefrüchte:

Und Joas that, was recht war und dem Herrn wohlgefiel, ſo lange ihn  
der Prieſter Jojaba lehrte. II. Könige 12, 2.

Gefchwind! Rettet Eure Haut! Alles iſt auseinandergeſprengt. Salbirt dem  
Kaiſer ein paar tüchtige Leute für die Zukunft. Götz, Akt III, Scene 14.

Die Stümper ſagen zu dieſer Friſt, Du ſeiſt ein rechter Egoiſt.

Platen.

Tiefe Verblendung ſah ich gekuppelt an tiefe Gemeinheit,

Die in die Ferſe ſo gern ſtöße den tapfern Achill.

Platen.

In dem Streit, der in dieſen Blättern zwiſchen Björnſon und einem — durch eine von Viſzt gelobte juridiſche Arbeit empfohlenen — Redakteur des Berliner Tageblattes entbrannt iſt, möchte ich mich, ohne an eine böſe Abſicht des Journaliſten zu glauben, doch auf die Seite des großen Dichters ſtellen. Björnſon hat ſicher nicht gewußt, daß er einem Interviewer ſaß, und er hat, wenn er den Beſucher bat, für gewiſſe Anſichten einzutreten, ſicher nicht erwartet, dieſe Bitte dann in der Zeitung zu leſen. Wie leicht ſolche Irrthümer entſtehen und unangenehm werden können, habe ich erſt neulich ſelbſt wieder erleben müſſen. Der berliner Korreſpondent des Figaro, ein liebenswürdiger, literariſch gebildeter Herr, beſuchte mich und wollte von mir möglichſt haarklein erfahren, was den Fürſten Biſmarck zu den berühmten „Enthüllungen“ veranlaßt habe. Ich antwortete, der Wahrheit gemäß, daß ich in die Pläne und Abſichten des Fürſten nicht eingeweiht ſei und deſhalb auch über ſeine Beweggründe keine Mittheilungen machen, ſondern nur ſagen können, wie ich ſelbſt mir die „Enthüllungen“ zu erklären ſuche. Zwei Tage danach waren im Figaro aus dem etwa einſtündigen Geſpräch, das in franzöſiſcher Sprache geführt wurde, ungeſähr zehn Zeilen geworden, in denen ich meine ganz privaten Äußerungen ſaum wiedererkannte, und — das Allerſchlimmſte! — ich wurde als confident de Biſmarck bezeichnet, obwohl ich mehr als einmal nachdrücklich betont hatte, daß ich mir unter keinen Umſtänden das Recht anmaßen wolle und dürfe, die Gedanken des Fürſten zu interpretiren. Der artige und ſympathiſche Herr hatte gewiß nicht die Abſicht, mir unangenehme Empfindungen zu erregen, und hat mir dennoch eine ärgerliche Viertelſtunde bereitet. Die Beſchimpfungen und unſinnigen Lügen, mit denen ich in einem Theil der Preſſe ohne Ermatten beehrt werde, ſtimmen mich höchſtens heiter; der Einfall, ſie zu beachten, könnte mir dann erſt kommen, wenn der in Berlin wohnende feige Zammermann, der ſie den ihm zugänglichen Proſtituirten in die Feder diktiert, ſich ſelbſt endlich einmal enthüllen wollte. Einſtweilen freue ich mich an ſeinem Unbild und denke dabei des hellen Tages, wo Schloetzer ihn mir zum erſten Male in der Wilhelmſtraße zeigte und zornig rief: „Sehen Sie ſich ihn nur ganz genau an, — einen infameren Lämmel giebt es auf Gottes Welt nirgends mehr!“ Nicht ſo gleichgiltig wie die Leiſtungen dieſes langen Lämmels wäre mirs aber, wenn irgend ein anſtändiger Menſch mir die Geſchmackloſigkeit zutrauen könnte, mich für einen Vertrauten des Fürſten Biſmarck auszugeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von Albert Camde in Berlin.



Berlin, den 14. November 1896.

## Gewerbekammer und Gewerbeverein.

Der Entwurf einer Gewerbeordnungsnovelle, den der Reichsanzeiger vom dritten August aus dem politischen Vermächtniß des Herrn von Berlepsch veröffentlicht hat, hat das Thema der Gewerbepolitik dem allgemeinen Interesse nahegelegt. Ueber diese Novelle ist zwischen Zünftlern und Gewerbevereinslern ein Streit entbrannt, der trotz dem Ausbleiben der Hundstage ziemlich starke Erhitzung herbeigeführt und trotz dem Ausstellung-Rummel des vergangenen Sommers die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermocht hat.

Gewerbeverein oder Gewerbekammer? Das war und ist immerfort die Lösung im Streit zwischen den Gewerbevereins- und den Handwerkertagen. Meines Erachtens hat der Streit für jede ruhige Erwägung ein Ende, wenn man die Forderung stellt: Gewerbekammer — und Gewerbeverein. Der Nachweis, daß die Gewerbekorporation und der Gewerbeverein einander nicht nur nicht ausschließen, sondern einander voraussetzen, wird sich auf unumstößliche Weise führen lassen. Dieser Beweis aber hat eine über die berufsständische Verfassung des bloß handwerklichen Lebens weit hinausreichende Bedeutung. Denn auch außerhalb des gewerblichen Berufslebens tritt überall die selbe Forderung auf: Kammer und Verein. Selbst über die Volkswirtschaft hinaus erweisen sich Körperschaft und Verein als zwei einander bedingende Grundformen alles Wirkens für Zwecke öffentlicher und gemeinnütziger Art. Das Thema: Gewerbekammer und Gewerbeverein mag daher auch hier zur Erörterung kommen: Es soll so geschehen, daß dem weiten Leserkreise der „Zukunft“ die obersten Gesichtspunkte zur Sache ohne jede Voreingenommenheit für Gewerbekorporation oder Gewerbeverein erschlossen werden, aller überflüssige Kleinram über Einzelheiten der neuen Novelle ihm aber erspart wird. Mag im deutschen Bundes- die Entscheidung für oder gegen diese Novelle ausfallen, jedenfalls wird die Forderung: Körperschaft und Verein ihre gewaltige Bedeutung für die praktische

Politik nicht verlieren, sondern in dem Maße, wie der bloße Handwerkerverein wilber Agitation und maßlosen Forderungen sich hingeben würde, gerade den Regirungen immer wieder gebieterisch sich aufdrängen. Ein Mann von weitestem historischen und staatswissenschaftlichen Blick, der jüngst verstorbene Wilhelm Roscher, hat sogar erklärt, daß darüber, ob unsere Zukunft weiteres Aufsteigen oder ein Verfallen sein wird, die Entscheidung wesentlich an der Gewinnung oder Nichtgewinnung körperschaftlicher Gliederung der großen Berufsstände in zeitgemäßer Form gelegen sein werde.

Zunächst ist es nöthig, daß zwei geflissentlich verbreitete Grundirrtümer aus dem Wege geschafft werden, nämlich der Irrthum, daß erst mit der Novelle des Herrn von Verlepsh der Gedanke der Wirthschaftskörperschaft seinen Einzug in das öffentliche Recht der Gegenwart halten wolle, und der andere Irrthum, daß nicht eigentlich Körperschaftsbildung auf dem Boden der Gewerbefreiheit stattfinden, sondern der ganze alte Rattenkönig von Privilegien und Konkurrenzbeschränkungen, der Zunftbann, wiederhergestellt werden solle.

Bei der jüngsten Agitation war es wirklich eine auffallende Thatsache, daß gerade besoldete Beamte einer bereits bestehenden und segensreich wirkenden Wirthschaftskorporation, der Korporation des Industrie- und Handelsgroßkapitals, d. h. der Handelskammern, gegen die körperschaftliche Zusammenfassung auch des kleineren Gewerbestandes mit grundsätzlicher Verwerfung des Wirthschaftskörperschafts-, d. h. des Wirthschaftskammergedankens, sich ins Zeug legen zu müssen glaubten; man braucht keine Namen zu nennen, die Wortführer haben selbst sich auffällig genug gemacht. Allein die Frage wird sich doch Jedermann aufdrängen, woher gerade diese Agitatoren die Berechtigung zur Bekämpfung des Gedankens der Wirthschaftskörperschaft oder, mit anderem Namen, der Wirthschaftskammer nehmen, nachdem doch die Handels- und Industriekammern längst bestehen und von keiner Seite mehr angefochten werden können. Wenn die Körperschaft für die Neuzeit überhaupt nichts taugt, so müßten folgerichtig auch die Handelskammern wieder beseitigt und es dürften künftig auch für Zwecke des Großkapitals nur Gewerbe- und Handelsvereine ohne gesetzlich allgemeine Mitgliedschaft der berufsangehörigen Betriebe geduldet werden. Es ist aber keine Spur davon wahrzunehmen gewesen, daß irgend einer der Herren Handelskammersekretäre des Großbetriebes die Wiederbeseitigung der Handelskammern gefordert hätte; der einzige weiße Hase des Altliberalismus, der vor einigen Jahren bei der Verhandlung des Landwirtschaftskammergesetzes im preussischen Abgeordnetenhaus sich dahin vernehmen ließ, daß nicht nur die Landwirtschaftskammern nicht einzuführen, sondern auch die Handelskammern wieder aufzuheben seien, ist mit seiner Gesinnungstüchtigkeit stark aufgefressen. Wer diesen Ruf als Handelskammersekretär zu dem seinigen machen wollte, würde vermuthlich nicht nur ausgelacht, sondern von den Herren Kommerzienräthen

der Handelskammern gar abgesetzt werden, — und vielleicht mit Recht. Die Thatfache bleibt bestehen, daß schon in unserem heutigen öffentlichen Recht der Körperschaftsgebante weithin Wurzel gefaßt hat, und zwar abgesehen vom Bereiche des religiösen Lebens, wo die Kirche als Korporation mit einem regen Vereinsleben zusammenbesteht und von diesem gar nicht hat verdrängt werden können, und abgesehen von anderen liberalen Berufsständen mit ihren Anwalts- und Ärztekammern, — auf dem Boden der Volkswirtschaft selbst. Wir haben bereits Wirtschaftskammern in den Handels- und in den preussischen Landwirtschaftskammern. Handwerkskammern und Bauernkammern wären auch Wirtschaftskammern. Es ist also die Frage: soll denn der körperschaftliche Verband einseitig dem Großkapital vorbehalten, dem des Zusammenstehens viel bedürftigeren Kleinbesitz und Kleinbetriebe vorenthalten werden und soll dieser immerfort nur im Schlepptau einer thatsächlich großkapitalistischen Kammerorganisation schwimmen dürfen? Wer den Muth hätte, diese Frage zu bejahen, würde damit nur beweisen, daß der Geist der alten Privilegiensucht nicht blos unter den Altzünftlern des Handwerkerstandes umgeht. Auch der Handwerkerstand, überhaupt jeder wirtschaftliche Berufsstand, auch jeder außermwirtschaftliche Lebenskreis von allgemeiner Bedeutung, hat Anspruch auf körperschaftliche Vertretung. Nur ist anzunehmen, daß die korporative Vertretung des Kleinbesitzes und Kleinbetriebes nicht gerade nach der Schablone der Großbetriebskammern ausgestaltet werden müßte; Handwerks- und Bauernkammern müßten eben dem Handwerker- und Bauern-, nicht dem Fabrikanten- und Großhändlerstand auf den Leib geschnitten werden. Das aber steht für jeden Fall fest: nicht erst mit der Handwerkskörperschaft klopft die Korporation in neuerzeitlicher Form an die Thür der Geschichte; sie ist bereits eingedrungen und hat im öffentlichen Recht der Neuzeit weitreichende Wurzel gefaßt.

Der zweite Irrthum, in dem man das Publikum gefangen halten will, geht dahin, daß die Handwerkskörperschaft die Gewerbefreiheit aufheben und den alten Zunftbann wieder herstellen solle. Gegen die Handelskammern wendet nun Niemand ein, daß sie mit der Handelsfreiheit unverträglich seien. Warum muß denn die Kleinbetriebs-Wirtschaftskammer mit der Gewerbefreiheit unvereinbar sein, wenn die Großbetriebs-Wirtschaftskammer mit der Handelsfreiheit, d. h. mit der Freiheit einer redlich betriebenen Konkurrenz, der Gewerbefreiheit im allgemeinen Sinne, verträglich ist?! Es ist zwar richtig, daß gewisse „Zünftler“ die Körperschaft nicht auf dem Boden der Gewerbefreiheit, sondern auf dem engeren des „Zunftbannes“ erstreben. Es kommt aber darauf so wenig an, wie es gegen Handelskammern sprechen würde, wenn das Großkapital der bereits bestehenden Großbetriebs-, d. h. Handels- und Landwirtschaftskammern nebenbei die freie Konkurrenz des Auslandes scheuen und gern im Gedanken prohibitiver Schutzzölle schwelgen sollte. Es kommt



allein darauf an, ob die Gesetzgebung wirklich im Begriffe steht, die Gewerbefreiheit wieder aufzuheben. Das aber ist nicht im Geringsten der Fall. Was hat denn seiner Zeit der Zunftbann bedeutet, den die Preußen fünfzig Jahre früher als die Süddeutschen abgeschüttelt haben? Das läßt sich mit wenigen Worten sagen: daß im kleinen Handels- und Gewerbebetrieb Niemand ein Geschäft treiben und Lehrlinge halten durfte, der nicht zuerst das Gesellen- und dann das Meisterstück gemacht hatte, daß das Gesammthandwerk in eine Anzahl Schichten von ausschließender Gewerbeberechtigung zerlegt war, daß nichtgelernte Arbeitgehilfen und nichtgelernte Unternehmer als Handwerks- und Kleinhandelskonkurrenten gar nicht auftreten durften. Von Alledem ist in der vorliegenden Novelle gar nichts wahrzunehmen. Die Agitation der Gewerbevereiner hat da eitel Windmühlkampf gegen die Novelle sich erlaubt oder, um das Wort des stuttgarter Oberbürgermeisters bei der Begrüßung des Gewerbevereinstages zu gebrauchen, mit einem ausgestopften Elefanten bange zu machen gesucht, wie weiland König Massinissa. Der vorliegende Entwurf weist keine Spur von Zunftbann auf. Auch nicht mit der Verleihung des Meistertitels, ohne den übrigens die Handwerkskorporation in vollem Segen und Gedeihen fortbestehen könnte, wie die Handelskammer ohne die Existenz von geheimen oder unheimlichen Kommerzienrätthen die tüchtigste Wirthschaftskorporation sein könnte. Selbst die mittelalterliche Gewerbekorporation hat vor Eintritt unseres volkwirthschaftlichen Verfalles Jahrhunderte lang ohne „Zunftbann“ bestanden und die neue Handwerkskörperschaft kann ohne jeglichen Zusatz jenes verrotteten Privilegienwesens eingeführt werden, dem zuerst die französische Revolution, bald darauf Preußen, endlich und erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der mittel- und kleinstaatliche Liberalismus überall den letzten und längst verdienten Stoß gegeben hat.

Wenn es mir im Vorstehenden gelungen sein sollte, die Vorspiegelungen und Ausstreuungen zu beseitigen, wonach im Vorschlage kleingewerblicher Wirthschaftskammern die Gespenster des polizeistaatlichen Zunftwesens und des in seinen letzten Resten kaum erst abgeschafften Zunftbannes aufs Neue umgehen sollen, so wird es nicht allzu schwer fallen, das Verhältniß von Verein und Körperschaft im Allgemeinen sowie von Gewerbeverein und Gewerbekorporation im Besonderen positiv zu bestimmen und dieser Bestimmung die praktische Frucht der Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Gewerbevereinerlern und Zünftlern abzugewinnen. Das aber wird erreichbar sein, wenn grundsätzlich volle Klarheit über die Fragen hergestellt wird: welche Stellung haben überhaupt die Wirthschaftskammern jeder Art, seien sie Groß- oder Kleinbetriebkammern, innerhalb der öffentlich rechtlichen Volksgliederung einzunehmen und welchen Wirkungskreis haben sie auszufüllen? Was ist ihr sachgemäßes Verhältniß zu den übrigen Korporationen des öffentlichen Rechtes

und zu den dreierlei freiwilligen Grundverbindungen, nämlich dem Verein, der Genossenschaft und der Erwerbsgesellschaft?

Die Handwerkskörperschaften heben sich erstens von den Gemeinwesen, d. h. dem Staat und der politischen Gemeinde, wie von den übrigen besonderen Körperschaften bestimmt ab. Der Staat und die Kommunkalkörperschaft ergreifen zwangsverbindlich alle Reichs-, Landes-, Ortsbewohner für sämtliche noch so verschiedenartige, wenn nur der Einwohnerschaft gemeinsame Zwecke, während jede Art von Wirthschaftskammern sämtliche selbständige Angehörige des betreffenden wirthschaftlichen Berufsstandes zu besonderen berufsgemeinsamen Zwecken rechtsverbindlich zusammenfaßt. Jene sind Universal-, diese Spezialkörperschaften. Beide aber sind in Verfassung und Verwaltung selbständig je in ihren Funktionkreisen. Beide können und sollen sich aber auch in Verfassung und Verwaltung auf den Berührungsfächen des beiderseitigen Wirkens unterstützen. Beide, Staat und Gemeinde einerseits, die Spezialkorporationen andererseits, schließen einander wechselseitig nicht nur nicht aus, sondern wahren, jedes zu seinem Theil, das untheilbare öffentliche Gesamtinteresse. Nur ist die Wirthschaftskammer eben nicht die einzige Art der körperschaftlichen Zusammenfassung für besondere, nicht allgemein landes- und ortsgemeinsame Zwecke. Sie ist Spezialkörperschaft nur für berufsständisch gemeinsame Zwecke, woneben andere nicht berufsständische Körperschaften, wie die Kirchengemeinde, die Schulgemeinde, die Lehrkörper der Akademien, für besondere öffentliche Zwecke der Erziehung-, Unterrichts-, Religion- und anderer Gemeinschaft des idealen Volkslebens bestehen. Und weiter sind die Wirthschaftskammern nicht einmal die einzigen berufsständischen Korporationen; es giebt daneben andere, wie die Advokatenkammern, Ärztekammern, die aus dem öffentlichen Bedürfniß des neuzeitlichen Volkslebens unwiderstehlich hervorgewachsen sind.

Noch scharfer als von den übrigen Korporationen heben sich die Wirthschaftskammern von den Vereinigungen des Privatrechtes für gemeinsame Verfolgung wirthschaftlicher Sonderzwecke, nämlich von der Erwerbsgesellschaft und von der Wirthschaftigenossenschaft, ab, in denen durchaus Privatrechts- und Privathaushaltsinteressen der Aktionäre, beziehungsweise der Genosschafter, nicht gemeinsame Zwecke eines ganzen Berufsstandes von öffentlichem Interesse verfolgt werden. Die Wirthschaftskörperschaften können in ihrer eigen-  
 'ämlichen Weise fördernd und behütend auf privatwirthschaftliche Verbände rückwirken, auch dem Staat und der Gemeinde bei deren Walten dem privatwirthschaftlichen Volksleben gegenüber behilflich sein, sie sind aber in keiner Weise berufen, selbst als Organe privatwirthschaftlicher Sonderzwecke zu wirken. Die Wirthschaftskammern als öffentliche Berufskörperschaften stören eben so wenig die Cirkel der privatwirthschaftlichen Interessentengemeinschaften, wie

sie bestimmt und befähigt sind, dem Staat und der Gemeinde oder den nicht beruflichen Spezialkörperschaften des idealen Volkslebens verdrängend entgegenzutreten und überhaupt ins Gehege zu laufen. Die Wirthschaftskörperschaften im Allgemeinen und die Handwerlerkammern insbesondere verkümmern keiner anderen öffentlichen oder privaten Vereinigungsweise den Raum, sie haben ihren selbständigen Platz, der von keiner anderen Art öffentlichen oder privaten Zusammenstehens eingenommen und ausgefüllt werden kann. Der Wirthschaftskammerverband hat den großen volkswirthschaftlichen Berufsständen selbständige Stellung im öffentlichen Recht und Leben zu verschaffen, gleichviel ob Das einschichtig oder mehrschichtig, d. h. in einem Aufbau lokaler, bezirklicher, landes- und reichsmäßiger Verbände aus- und übereinander, am Zweckmäßigsten zu geschehen habe. Man wird nun vor dem Leser den überzeugenden Beweis für die Richtigkeit der hier vertretenen Anschauung, wonach Kammer und Verein einander nicht nur nicht ausschließen, sondern für die Erreichung des selben öffentlichen Zweckes einander nöthig haben, nur dann führen können, wenn man volle Klarheit darüber gewinnt, was für einen wirthschaftlichen Berufsstand überhaupt öffentlich auszuwirken ist und was bei der Arbeit für gemeinsame Interessen eines solchen Standes durch die zugehörige Körperschaft und was dafür durch den zugehörigen Vereinsverband zu leisten ist. Und diese richtige Anschauung wird man erreichen, wenn man zwischen dem selbständigen und dem politischen Walten des einen und des anderen der beiderlei Organe zu unterscheiden versteht. Jeder Berufsstand, auch der Handwerkerstand, ist auf der einen Seite ein geschlossener Lebenskreis für sich und den übrigen Lebenskreisen gegenüber; er ist auf der anderen Seite ein Gliedbestandtheil der allgemeinen Volksgemeinschaft, der mit der allgemeinen, durch Universal- und Spezialkorporationen vertretenen Volksgliederung Zusammenhang haben und mit dieser zusammenzuwirken muß. Für die Organe der gemeinen Interessen eines Berufsstandes, die Körperschaft und den Verein, kommt daher ein doppelter Wirkungskreis in Frage: der selbständige oder autonome und der allgemeine volksgliedliche oder sogenannte politische Wirkungskreis. Wie stellt sich nun zu jeder der beiden Grundaufgaben je die Korporation und je der Verein, und zwar mit besonderer Rücksicht auf das Handwerk?

Der selbständige Wirkungskreis umfaßt theils die autonome Geltendmachung des Standes nach außen, geübt durch Beschwerden, Vorstellungen, Petitionen, öffentliche Anregungen bei den verschiedensten Aemtern und Vertretungskörpern, theils umfaßt er ein mannichfaltiges, auf das innere Eigenleben des Standes gerichtetes Walten, darunter die Anstellung und Disziplinirung von Bediensteten, die Förderung der Berufsbildung, die Anregung und Unterstützung des technischen Fortschrittes, die Ordnung des Lehrlings- und Prüfungswesens, die Veranstaltung oder Mitveranstaltung von Ausstellungen,

die Gewährung von Subventionen, die Ertheilung von Auszeichnungen und Prämien, die Veranstaltung und Mitveranstaltung gemeinnütziger Standeseinrichtungen. Die Formen und Mittel der Ausübung des selbständigen Wirkungskreises sind: die statistische Erhebung, die Enquete, die regelmäßige Berichterstattung, die Einziehung von Gutachten, die Vernehmung von Sachverständigen, die Entgegennahme von Wünschen und Vorschlägen der Körperschaftsmitglieder und dritter Personen, endlich die Erhebung von Beiträgen für die Erfüllung aller dieser Zwecke. Nun ist ohne Weiteres klar, daß ein Stand nach außen, namentlich gegenüber den staatlichen und kommunalen Gewalten, nur dann mit voller Wucht und mit voller Kraft wirken kann, wenn es durch einen alle Standesgenossen zusammenfassenden, im öffentlichen Rechte anerkannten Verband, d. h. in körperschaftlicher Weise, geschieht. Das schließt aber nicht aus, daß daneben der Verein den Stand nach außen mittelbar fördere, indem er in der Öffentlichkeit und bei den öffentlichen Gewalten die Anliegen und Bedürfnisse des Standes durch Agitation, Gutachten, Resolutionen, theils unmittelbar, theils mittelbar, d. h. durch Einwirkung auf die Körperschaftsorgane, mächtig zur Geltung bringen kann. Und ähnlich verhält es sich mit der nach innen gewendeten Seite des selbständigen berufständischen Waltens; Körperschaft und Verein können und sollen einander ergänzen, keines der beiden Organe kann das andere ersetzen, beide haben, jedes in seiner Weise, zu wirken. Die Körperschaft wird desto mehr erreichen und desto williger Beiträge aus ihren gesicherten Mitteln gewähren, je rühriger daneben der Verein oder eine Mehrzahl und Mannichfaltigkeit von Vereinen thätig ist. Die Gewerbevereine, namentlich die süddeutschen, haben den Beweis erbracht, daß auch der Verein Bedeutendes leisten kann, aber nicht auch den Beweis, daß zu mächtigem standtschaftlichen Auftreten nach außen und zu gleichmäßiger, hinreichender Pflege des vielseitigen inneren Berufslebens die Kleinbetriebskammer für immer entbehrlich sei.

Das andere Grundwalten eines wirtschaftlichen Berufsstandes und für einen solchen Stand ist dasjenige, worin der Stand als Glied des ganzen Gesellschaftskörpers sich bethätigt, der politische oder volksgliedliche Wirkungskreis. Da wirkt er nicht nur für sich gegenüber den anderen Gesellschaftsmächten, sondern mit diesen zusammen als Glied und als Hilfsorgan der staatlichen und kommunalen Gemeinwesen, sowie als Mitarbeiter dritter Spezialkörperschaften, mit denen sein Walten Berührungspunkte hat, z. B. im Bildungs- und Erziehungswesen, in der Wohltätigkeit und in der Sozialpolitik. Dieser zweite Wirkungskreis muß eingeräumt und ausgefüllt werden, wenn die Berufsstände aufhören sollen, überall und immer nur von der Bureaukratie abhängig zu sein und zu bleiben wie bisher. Die gliedliche Einsechtung in den Staats- und Gemeindeorganismus und die Verknüpfung mit anderen Berufsständen

und Lebenskreisen, mit denen der Stand gewisse Zwecke gemein hat, kann offenbar nur in Korporationsgestalt erfolgen; ein Verein kann nie für den ganzen Stand walten und jene Gewähren gegen Ueberflürzung, die der Staat fordern muß, wenn er die Berufsstände zur Verwaltung oder gar zur Volksvertretung heranziehen soll, kann eben nur die Körperschaft bieten, die gegen wilde Interessendemagogie der Vereinsagitation einen für die staatlich-kommunalen Gewalten unentbehrlich werthvollen Stützpunkt abgiebt. Man braucht nicht darauf einzugehen, was mit der Zeit in den politischen Wirkungskreis der Wirtschaftskammern fallen kann und fallen soll. Es ist denkbar, aber gewiß noch nicht zu der erforderlichen verfassungs geschichtlichen Reife gediehen, daß sämtliche Berufsstände und die übrigen Spezialkorporationen einen Antheil auch an der Staats- und Gemeinde-Vertretung erlangen und daß sie, während der Haupttheil der Vertretungskörper nach wie vor durch allgemeines Stimmrecht der erwachsenen Männer aus den sozialen Elementargruppen hervorgeht, den sozialen Körper auch in seinem bisher nicht vertretenen beruflichen und anstaltlichen Aufbau zu repräsentiren haben. Doch müßte die körperschaftliche Organisation schon eine vollständige sein und alle Theile des Gesellschaftskörpers durchziehen, wenn auch den Kammern eine Stellung in der allgemeinen Volksvertretung gegeben werden sollte; diese Voraussetzung aber trifft heute noch nicht zu und die fragliche Perspektive ist für heute unpraktisch. Dagegen nach der Seite der politischen und kommunalen Verwaltung sind die Wirtschaftskammern ein beratgendes, begutachtendes, enquetirendes, richterflattendes Organ bereits geworden, theilweise sind sie schon mehr als Das — man denke nur an die Registerführung der Handelskammer in einigen Ländern, an den Wirkungskreis der Börsenkammer —, nämlich ein mitverwaltendes Hilfsorgan des Staates. Der Gewerbeverein nun kann ersichtlich weder ein politischer Wahlkörper noch auch nur ein staatsrechtliches Hilfsorgan der politischen oder kommunalen Verwaltung werden.

Wenn nun der Verein die Körperschaft nicht zu ersetzen vermag, so ist dennoch die Thatsache nicht zu leugnen, daß an die Ferse alles körperschaftlichen Lebens überall irgend welches Vereinsleben sich heftet. Der Verein steht zur Körperschaft, namentlich zu jeder Art von Wirtschaftskammern, in einem Verhältniß funktioneller Verwandtschaft, wie solche zwischen der Körperschaft und dem Staate einerseits, der Körperschaft und Privatunternehmungen sammt Genossenschaften andererseits nicht wahrzunehmen ist. Und Das erklärt sich einfach aus dem Wesen des Vereins. Gegenüber den anderen freien Verbänden, der Erwerbsgesellschaft und der Wirtschaftsgenossenschaft, ist es dem Vereine eigen, daß dieser, obwohl ebenfalls eine freie Verbindung, auch Werkzeug gemeinnützigen Strebens ist. Die Vereine verfolgen bei gesundem Walten in freiem Verbande thatsächlich öffentliche und staatsgemeinsame Zwecke.

Der Verein dient zum gemeinen Nutzen den selben öffentlichen Zwecken wie die daneben stehende Korporation; hierdurch steht der Verein der Korporation viel näher, als irgend welche Spezialkorporation dem Staat oder der Gemeinde, näher, als jede Wirthschaftskammer einer Korporation für Erziehungs- oder Religionleben steht. Verein und Korporation sind nicht selbständig neben einander stehende Organe, die einander gar nicht oder nur auf beschränkten Berührungsf lächen angehen, sondern sie sind zwei Organisationen für den selben gegenständlichen Funktionenkreis. Sie sind Träger des selben Zweckes im allgemeinen Interesse, zweierlei Rüstzeuge, deren jedes in seiner besonderen Weise so nothwendig für kräftiges und frisches Volksleben ist wie das andere.

Das erklärt vollkommen, weshalb der Verein den ganzen öffentlichen Wirkungskreis eines Berufsstandes und für einen Berufsstand auszufüllen strebt, so bald und so lange eine überlebte Form der Standeskörperschaft abgebrochen und eine neue, lebensfähige Form zum Ersatz noch nicht gefunden ist. Dem Abbruch der alten Zunft ist nun ein wirthschaftskammerlicher Neubau nicht rechtzeitig gefolgt und es sind in der That die Gewerbevereine in die Lücke getreten. Aus dem Weben und Treiben freier Gemeinschaft geht dann aber doch der Trieb zum Ansatze neuer Körperschaften hervor; und für die Großbetriebshälfte der wirthschaftlichen Berufsstände sind die Handelskammern und neuestens, neben und gegenüber den Landwirthheebünden und Bauernvereinen, die Landwirthschaftskammern bereits hervorgewachsen. Es wäre gewiß einseitig, fürderhin die Gewerbevereine zu schließen und sämtliche Aufgaben des bisherigen Vereins- oder gar des Genossenschaftslebens in die Wirthschaftskammern hineinzulegen. Es ist aber nicht minder einseitig, der Kammerorganisation gegenüber nur vereinsmäßige und genossenschaftliche Gesamtbestrebungen als zulässig und zweckmäßig anzusehen, weitere Wirthschaftskammern an der Seite der Handels- und Landwirthschaftskammern nur deshalb abzulehnen, weil es gewiß ist, daß neuer Most nicht in alte Schläuche sich fassen läßt und der alte Zunftbann nicht wiederherzustellen ist. Die völlig zunftbannfreie Wirthschaftskammer neben und zusammen mit dem wirthschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesen entspricht dem Zeitbedürfnisse und stellt die lebensfähige neukorporative Gestaltung des wirthschaftlichen Berufslebens dar.

Die Auseinandersetzung der Gewerbelorporation mit dem Gewerbeverein für die Gesetzgebung durch die bisherige Ergänzungsfunktion der Gewerkevereine erschwert. Die alte Zunft wurde abgeschafft, ohne daß eine der neuen angepasste Körperschaftsverfassung ins Leben trat; dem Abbruch der alten Zunft ist kein Neubau gefolgt, auch nicht in den Innungsnovellen zur Gewerbeordnung. Auch noch von 1881 ab hat den fakultativen Innungen die Hauptache, nämlich die gesetzliche Allgemeinverbindlichkeit des Verbandes für alle Berufsgenossen, gefehlt. Die Folge des Mangels jeder körperschaftlichen Neu-

bildung war aber, daß die Gewerbevereine in die Lücke traten. So wuchsen sie sich, über den Beruf des Vereines hinaus, schlecht und recht zum Surrogat der fehlenden Kleinbetriebskörperschaft aus; und man darf wenigstens für Süddeutschland nicht in Abrede stellen, daß die Gewerbevereine auch in den Aufgaben, die sachgemäß der Körperschaft zufallen, sich als nicht zu verachtende Lückenbüßer gezeigt haben. Aber eine öffentliche Vertretung des ganzen Standes, getragen von dessen allgemeiner Theilnahme, gestützt von dessen politischer Macht, mächtig den Regirungen und Behörden, Staats- und Gemeindegörperschaften gegenüber, geeignete Mitverwaltungskörper der öffentlichen Wohlfahrt- und Bildungsplege sind die Gewerbevereine darum doch nicht geworden und sie konnten es auch nicht werden. Wohl aber hat sich eine ansehnliche Schicht guter Kräfte gebildet, die, ohne dem Handwerkerstande anzugehören, dennoch dessen lebhafteste Anwälte im Gewerbeverein geworden sind und jetzt einer Deposition aus wohl erworbenem Einfluß widerstreben. Dieses Widerstreben ist erklärlich und, sofern es Verdienste der Gewerbevereine zum Ersatz korporativen Waltens aufzuweisen hat, in einem gewissen Grade berechtigt. Die gehässigen Angriffe der Zünftler auf die außerhandwerkliche Führerschaft der Gewerbevereine sind zu bedauern. Die Techniker, Beamten, Lehrer, Literaten, Gelehrten, die schon seit dem Abbruch der letzten Reste der alten Zunftverfassung in den Gewerbevereinen gewirkt haben, sind ein werthvolles Personal, das nicht weggeworfen, vielmehr in die Anfänge eines neuen korporativen Gewerbelebens eingefügt werden sollte. Man würde dann nicht nur einen zähen Widerstand, wie er jüngst auf dem Deutschen Gewerbevereinstag zu Stuttgart hervorgetreten ist, versöhnend aufheben können, sondern dem öffentlichen Klein-gewerbeleben überhaupt und den kleingewerblichen Wirtschaftskammern werthvolle Kräfte zuführen und weiter gewinnen.

Es wird sich nur fragen, wie Das etwa geschehen könnte. Den Agitatoren der Altzünftler ist es zwar ein arger Dorn im Auge, daß in den Gewerbevereinen überhaupt Leute sind und wirken, ja sogar an der Spitze stehen, die dem Handwerkerstande nicht angehören. Mir will es scheinen, daß in der Neuzeit jedem Stande auch tüchtige Angehörige anderer Stände, die mit gutem Willen, mit frischer Kraft, namentlich mit einem über die Standesscheuleader hinausschauenden, freieren Blick und Sinn herbeikommen, nützen können und willkommen sein sollten. Wie viel hat beispielsweise der Ingenieur Max Cith in der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft geleistet, wie anregend und fruchtbar war das Wirken vieler süddeutschen Gewerbevereine! Neugebildete gewerbliche Wirtschaftskammern müßten bestrebt sein, örtliches, landschaftliches und nationales Vereinswesen neu zu bilden, wenn es vorher nicht schon da wäre, und es mit Beiträgen zu unterstützen. Es gilt jedoch nicht nur, die Gewerbevereine fortbestehen zu lassen, sondern auch, deren beste Kräfte zu den zu

bildenden örtlichen, bezirksmäßigen und provincialen Wirthschaftskammern des Kleingewerbes heranzuziehen. Hierfür giebt es ein einfaches Mittel: die Ertheilung der Wählbarkeit zu den Vorstandschaften jeder Kleingewerbekörperschaft auch an solche Personen, die dem Handwerkerstande nicht angehören. Zwar: das aktive Wahlrecht wird nur den Mitgliedern der Körperschaft, d. h. nur Solchen einzuräumen sein, die ein Gewerbe treiben und am Gewerbebetriebe theilhaft sind. Das passive Wahlrecht aber, die Erwählbarkeit, müßte Jedermann gesichert werden. Der Kleingewerbebestand müßte zwar Niemand außerhalb seines Kreises wählen, hätte es also in der Hand, sich gegen Beherrschung durch standesfremde Streber sicherzustellen, er könnte aber und er würde da, wo bisher die Gewerbevereine geblüht haben, deren beste Kräfte in freiem Vertrauen an sich ziehen. Die Einlebung in die korporative Verfassung des Kleingewerbebestandes könnte hierbei in jeder Hinsicht nur gewinnen. Größer jedoch wäre ein dauernder Vortheil. Der Kleingewerbebestand würde tüchtige Männer aus allen übrigen Ständen an sich ziehen, sich selbst gegen engherzige Abschließung schützen, den Gewerbevereinen aber, die stets die Schule der für die Kammerwahl entscheidenden praktischen Bewährung sein und bleiben würden, wäre auch in Zukunft die Anziehungskraft für hervorragende Kräfte gesichert. Die oberste der wesentlichen Verbesserungen, die der demnächst im Bundesrath zur Verathung gelangenden — oder schon gelangten — Vorlage zu geben wären, müßte meines Dafürhaltens in der unbeschränkten Einräumung der Wählbarkeit für Jedermann bestehen. Wenigstens ein Bruchtheil der Innungs-, Handwerksauschuß- und Kammerstige könnte für die Wählbarkeit nicht dem Stande angehöriger Personen offen gehalten werden.

Auf andere Einwürfe von Bedeutung, die gegen den Entwurf erhoben worden sind, gehe ich an anderer Stelle (in meiner „Tübinger Zeitschrift“) ein. Der größte Fehler der Vorlage besteht meines Erachtens darin, daß man nicht vom Bezirksgesammtgewerbeverband, sondern von den engen und wahrscheinlich auch engherzigen 72 Fachinnungen aus den Bau aufführen will. Dadurch ist man ins Kleinliche und Gekünstelte verfallen. Der Körperschaftsgedanke überhaupt verdient die lebhafteste Zustimmung. Dem Leser aber, der diese vereinzelte Stimme aus Schwaben für den Entwurf auffallend finden möchte, darf ich wohl mittheilen, daß ich den selben Standpunkt, der hier eingenommen ist, schon vor vierzig Jahren im „Abbruch und Neubau der Kunst“ (1856) zu einer Zeit vertreten habe, als in Württemberg die Gewerbefreiheit noch viele Kunstbanngegner hatte. Der wahre Wegweiser bleibt: Gewerbefreiheit und lebendige Berufsständschaft, Gewerbeverein und Gewerbekörperschaft.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.





## Die geschichtswissenschaftlichen Probleme der Gegenwart.\*)

Von den Historikern der individualistischen Schule habe ich bisher einen besonders extremen, Max Lehmann, zu Worte kommen lassen. Neben den extremen Individualisten steht aber, mindestens ihrem praktischen Studienbetrieb nach, auf individualistischem Boden noch eine zweite Gruppe, die der Jungrankianer. Ihr Standpunkt ist viel schwerer zu beschreiben, denn sie selbst haben ihn nie präzisiert und, offen gestanden, ich vermuthete, daß sie selbst nicht so ganz klar über sich sind.

Der Ausgangspunkt zum Verständniß liegt wohl im Folgenden. In der Blüthezeit unserer großen Identitätsphilosophie, da das Verhältniß von Gott und Welt noch unter der Vorstellung des abstrakten, nicht des konkreten und sozialen Individuums angeschaut wurde, andererseits sich aber doch dem historischen Kopfe schon neben der Freiheit des abstrakten Individuums die nothwendige Bedingtheit des konkreten und damit der praktische Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit in der Geschichte aufdrängte, — in dieser Zeit hat Wilhelm von Humboldt eine Theorie aufgestellt, die unter der Herrschaft der in diesem Zeitalter vorhandenen Denkmöglichkeiten dieses Nebeneinanderbestehen von Freiheit und Nothwendigkeit erklärlich machen sollte. Es geschah in seiner Ideenlehre. Wo eigentlich, über Humboldt hinaus rückwärts gerechnet, im Einzelnen die Ursprünge dieser Ideenlehre liegen, Das ist noch nicht genügend erforscht; ein Nachweis würde einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte der historischen Theorien bilden. Die Lehre selbst aber wurde von den zeitgenössischen Historikern ganz allgemein aufgenommen oder selbstständig nachempfunden, da sie sozusagen in der Luft lag, und sie hat auch noch das Denken der folgenden Generation der Historiker beherrscht; Ranke ist nur der Letzte ihrer Vertreter gewesen, dessen Leben noch bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückreichte.

Diese Lehre sucht nun das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit in der Geschichte im Allgemeinen folgendermaßen zu verstehen. Sie nimmt — ich charakterisire hier theilweise mit den Ausdrücken eines Jungrankianers — einen Urgrund an, dem alles Leben überhaupt entspringt. Dieser Urgrund ist das göttliche Geheimniß, ist Gott selbst. Aus ihm gehen hervor einmal die originalen inneren Antriebe der Individuen, die sogenannten moralischen Energien. Aus ihm gehen weiter hervor die allgemeinen Tendenzen und Zustände, wie sie sich je in besonderen Ideen aussprechen. Diese Ideen treten also von mystisch-transszendentem Urquell her in die geschicht-

\*) S. „Zukunft“ vom 7. November 1896.

liche Welt, sie erfüllen diese dann häufig ganz oder wenigstens theilweise und unterjochen sie im Sinne absoluter Nothwendigkeiten, denen auch die größte Persönlichkeit, ja eben gerade diese, sich unterwerfen muß. Man sieht, diese Lehre ist an sich klar und sie hat das Großartige einer erhabenen heidnischen Poesie. Sie kann auch nicht schlechtthin individualistisch genannt werden, im Gegentheil ist sie ja aus dem Bestreben hervorgegangen, gegenüber einem extremen Individualismus die Nothwendigkeiten zum Worte kommen zu lassen. Individualistisch aber bleibt sie doch insofern, als sie die Nothwendigkeiten aus einzelnen Willensakten einer einzigen, transszendenten Persönlichkeit ableitet, mithin die immanente Folge der Nothwendigkeiten aus einander, so weit nicht zugleich auch große Persönlichkeiten modifizierend eingreifen, also die Kausalität der Ideen, ablehnt. Individualistisch ist sie aber heutzutage vor Allem auch deshalb, weil von ihren Vertretern in der Gegenwart, freilich im gewissen Gegensatz zur Theorie, die Bedeutung der Persönlichkeit einseitig betont wird und die Massenhandlungen nicht als wirkende Ursachen geschichtlicher Entwicklung, sondern als passive Bedingungen allein des geschichtlichen Thuns großer Persönlichkeiten betrachtet zu werden pflegen.

Wie also haben sich nun die Junggramscianer theoretisch zu Rantes Ideenlehre gestellt? Sie haben sie zuvörderst dogmatisirt; sie haben sie als des Räthfels Lösung für alle Zeiten, mindestens aber auch für unsere Gegenwart, aufgestellt, obwohl sie sich doch sagen mußten, daß unserer Zeit anders geartete Erfahrungen zur Verfügung stehen als dem Zeitalter der Identitätsphilosophie, daß mithin auch die Bildung unserer Weltanschauung von ganz anderen Faktoren bestimmt sein müsse als die Bildung der Weltanschauung im Beginn unseres Jahrhunderts. Gegenüber diesem Bestreben mußte es die erste Pflicht der Abwehr sein, die historische Bedingtheit der Ideenlehre gerade auch bei ihrem letzten und größten Vertreter, Ranke, nachzuweisen. Ich habe dieser Aufgabe einen Theil meiner kleinen Schrift „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft“ gewidmet; und ich glaube, jetzt feststellen zu dürfen, daß der damit verbundene Zweck erreicht worden ist: der Charakter und die spezifische geschichtliche Bedingtheit der Ideenlehre ist dem Gemeinbewußtsein doch wohl wieder völlig klar geworden.\*)

\*) Merkwürdiger Weise hat man aber aus dieser Schrift den Vorwurf gegen mich abgeleitet, ich beurtheilte Ranke überhaupt unbillig. Einseitig waren meine Ausführungen gewiß, und mit voller Absicht: es sollte nur das im Texte genannte Thema probandum bewiesen werden. Ueber Ranke als Historiker überhaupt aber schreiben und zu urtheilen, hat mir dabei fern gelegen. Und ist denn in dieser Richtung ein Zweifel überhaupt möglich; wird nicht ganz selbstverständlich jeder Historiker des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts in Ranke einen der größten Meister unserer Wissenschaft und Kunst erblicken? Was mich persönlich betrifft, schätze ich nicht nur Rantes Werke, ich habe den Meister auch persönlich ver-

Um so mehr gilt es nun für die Jungrankianer, zu ihr Stellung zu nehmen. Die wesentliche Frage ist dabei die: Werden von ihnen die Ideen nach wie vor als transszendente, von einer göttlichen Urkraft in unbegreiflicher Weise abhängige Nothwendigkeiten anerkannt oder nicht? Denn in der Vorstellung einer solchen Urkraft wurzelt das ganze alte System. Auf diese Frage sind denn auch neuerdings aus den Kreisen der Jungrankianer Antworten erteilt worden; aber es bezeichnet den Charakter der Richtung, daß diese Antworten alle nur denkbaren Möglichkeiten umfassen: sie lauten bejahend, verneinend, — und unbestimmt.

Bejaht wird die Frage von einem ruhigen Vertreter des Alten, H. D., der im letzten Jahrgang der Baltischen Monatschrift S. 369 ff. das Wort genommen hat. Es ist ein Standpunkt, der am Ehesten sympathisch sein kann, denn er ist klar. H. D. geht von dem Gedanken aus, die Identitätsphilosophie sei im Grunde noch heute die für unsere Weltanschauung bestimmende Philosophie, und er eignet sich damit die Anschauung der alten Fabel Gellerts von dem Hute an, der, im Wesentlichen sich gleich bleibend, nur immer ein Wenig umgemodelt, von Generation zu Generation vererbt und von jedem kommenden Geschlecht immer wieder als etwas ganz Neues verehrt wird:

Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt;

Und, daß ich's kurz zusammenzieh',

Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Aber dem Hute ging es doch nur fast so. In Wahrheit wird gerade für die uns hier beschäftigende Frage doch wohl nicht geleugnet werden können, daß die Grundlagen der Identitätsphilosophie, so weit sie hier in Betracht kommen, erschüttert sind und daß es außerdem dem mittlerweile erstarrten Bewußtsein der Spezialwissenschaften widerspricht, sich in der Methode ihres Forschens von transszendenten Prinzipien abhängig aufzufassen.

Das hat nun auch ein jüngerer Jungrankianer, Nachsahl, bedacht und darum beantwortet er die Frage nach dem transszendenten Charakter der Ideen mit einem runden Nein. Aber er hat sich andererseits nicht klar gemacht, daß dann nur die Annahme der Immanenz der Ideen übrig bleibt und daß er mit dieser Annahme unvermerkt ins Lager der Kollektivisten geräth, dem sonst seine Neigungen nicht gehören. Ich habe ihm diesen Zusammenhang am Schluß eines größeren Aufsatzes über das Wesen der Kulturgeschichte (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge, Band I S. 146) nachgewiesen

und habe im Verhältniß zu der Altersdifferenz, die ihn von mir trennt, häufig genug das Glück seiner Unterhaltung genossen. Sachlich aber erscheint mir Ranke nicht entfernt so einseitig, wie ich seine Nachfolger finden muß; das Genie hat auch hier, wie sonst, die durch die Theorie gezogenen Schranken überschritten, — oder vielmehr, die Theorie war auch hier nur der inadäquate Ausdruck einer genialen Lebenskraft, deren Fortleben man in den Schülern nicht erwarten kann.

und brauche auf das Einzelne dieses Nachweises um so weniger nochmals einzugehen, als meine Beweisführung auch auf gegnerischer Seite als zutreffend anerkannt worden ist. Da aber die meisten jüngeren Junggranikianer denken werden wie Nachsah!, so mögen sie überlegen, wo sie bleiben.

In dem harten hier bestehenden Dilemma hat sich denn auch einer der Führer der Gruppe, Lenz, damit abgefunden, eine unbestimmte Antwort zu geben. Er meint nämlich — doch nein, ich will ihn lieber selbst reden lassen. Also er sagt: „Auf den jüngsten Versuch Lamprechts, Rantes Ideenwelt als Ausfluß eines ‚mystischen Idealismus‘, eines auf ‚innigsten persönlichen Ueberzeugungen beruhenden Spiritualismus‘ nachzuweisen, lasse ich mich nicht ein. Seine Betrachtungen beruhen, wie er selbst gesteht, zum guten Theil auf einem kleinen Compendium, das Aussprüche Rantes aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und zu einer Blüthenlese vereinigt hat (müssen also, setze ich, diesen Gedanken zu Ende denkend, hinzu, falsch sein!) und verrathen, indem sie von dem ‚unbestimmten und verblasenen Begriff der Nation‘ bei Jenem sprechen und dem größten Empiriker, dem Vorkämpfer der Objektivität und realistischen Auffassung, supponiren, daß es ihm in erster Linie um seinen persönlichen Glauben und erst in zweiter um wissenschaftliche Forschung zu thun gewesen sei, eine solche Unkenntniß seiner Werke, daß ich mich erst dann zu einer Widerlegung verstehen könnte, wenn ich die Ueberzeugung gewinnen würde, daß Lamprecht diese Werke im Zusammenhang gelesen und auch verstanden hat.“ Das ist ja Alles, auch als Probe gegnerischer Sprache und Haltung, ganz schön. Aber leider kann man heutzutage mit Kanonenschlägen einen Rückzug nicht mehr maskiren, geschweige denn decken. Ich wiederhole also einfach meine Frage: Was denkt Lenz über den transszendenten Charakter der geschichtlichen Ideen bei Ranke?

Inzwischen aber haben sich bei den Junggranikianern schon die methodischen Mißstände eines konsequenten Individualismus weit hinaus über die mit der Ideenlehre noch vereinbare Grenze praktisch geltend gemacht. Das ist ein besonders interessantes Kapitel: denn es zeigt, daß die hier verhandelten Kontroversen sofort die Detailvorgänge der Forschung berühren.

Lehmann erkannte, wie wir sahen, in der Geschichte keine Typen und also auch keine Massenbewegungen an. Ganz so weit geht nun Meinecke, einer der feinsinnigsten modernen Vertreter des rantschen Standpunktes, nicht. Er meint nur, daß zu den geistigen, sozialen und wirthschaftlichen Wandlungen der Massen neben den allgemeinen typischen Motiven auch die freihetlichen Leistungen ihrer einzelnen Glieder nicht unwesentlich mitwirken. Mag, so fährt er aus, die einzelne Leistung noch so winzig und für den Forscher unerkennbar sein, ihre Summen sind nicht verächtlich. Kann nun die Methode der statistischen Massenbeobachtung den Wirkungen dieser apriorischen

x in dem Maße je gerecht werden? Gewiß sind sie auch durch die Mittel der „alten“ Methode nur überaus schwer zu fassen; aber man kann es immerhin energischer und konsequenter als bisher unternehmen. Zu diesen Ausführungen möchte ich zunächst ein Wort Ritters citiren. Er äußert, in einem Aufsatze, auf den ich noch zurückkommen werde, bei der Beschreibung von Gesellschaftskreisen liege die Gefahr nahe, entweder zu sehr auf das Individuelle des Einzelnen Rücksicht zu nehmen und darum zu kleine Gruppen zu bilden, oder aber sich zu sehr zu unbestimmbarer Breite auszudehnen. Und allerdings wird es, fährt er fort, nöthig sein, bei diesen Konstruktionen die Grenze zwischen Ernst und Spiel zu suchen. Man wird sie aber finden, wenn man bedenkt, daß im öffentlichen Leben jedes Dasein so viel gilt, wie es wirkt. Ein treffliches Wort, dem ich gegenüber dem noch weiter gehenden Bestreben Meinecke's, nicht nur allzu kleine Gruppen zu bilden, sondern in den Massen geradezu jedes Individuum als solches aufzusuchen, aus vollem Herzen zustimme. Denn was ist denn in dem Leben der Massen das geschichtlich Bedeutsame, das Ideale? Die Summe wirrer und vergänglicher Sonderbestrebungen oder die großen Anliegen des öffentlichen Wohles, der Religion, des Rechtes, der Sittlichkeit, der Kirchen, des Vaterlandes? Sind diese festgestellt, so ist das historische Interesse an der Masse, das hier wie sonst das Interesse am Wesentlichen des Geschehenden und Geschehenen sein muß, erschöpft; vilia, läßt sich hier mit Unbedeutung eines bekannten Wortes sagen, non curat praetor. Die konsequenten Individualisten freilich, und auch Meinecke von seinem Standpunkt aus, müssen in diesen Dingen anders denken: selbst auf die Gefahr hin, daß die Wissenschaft niemals ihren Forderungen Genüge leisten kann. Denn ist es im Ernste zu glauben, daß die Forschung jemals alle vorhanden gewesenen freiheitlichen Äußerungen auch der Individuen der Masse wird feststellen können? Das hieße ja eine volle thatsächliche Wiedererweckung der vergangenen Generationen mit Kind und Regel; und Das ist, von allem Anderen abgesehen, nicht nur, wie Meinecke sagt, überaus schwer, Das ist unmöglich. Den Schaden aber, der in der Konsequenz solcher Anschauungen liegt, trägt die geschichtliche Wissenschaft der Gegenwart gleichwohl. Denn indem sich unter ihrem Einfluß das Verständniß des Wesentlichen bedauernswerth abgestumpft hat, indem einem wahllosen Forschereifer, was nur immer geschehen ist, auch als im historischen Sinne geschehen zu gelten begonnen hat, ist jener Sinn für das Mikrologische, jene Stumpfheit gegenüber den entscheidenden Fragen der Vergangenheit eingedrungen, die wir heute allgemein beklagen.

Und noch eine andere schwere Schädigung hat dieser Individualismus unserer Forschung gebracht. Ich kann sie nicht besser klarlegen als an einem jüngsten Beispiel individualistischer Kritik. Ich habe in meiner Deutschen

Geschichte, um die revolutionäre Katastrophe des Jahres 1525, die einseitig als Bauernkrieg bezeichnet wird, zum Verständniß zu bringen, den Nachweis versucht, daß auf dem platten Lande Bauernschaft und Adel schon sehr lange vor dem genannten Jahre dem sozialen Verfall zutrieben und daß sich ferner in den Städten ebenfalls schon seit lange eine Zersetzung der bisherigen sozialen Schichtung nach dem plutokratischen und dem proletarischen Extrem hin vollzog. Um diesen Nachweis zu erbringen, habe ich für die Städte weithin ausgeholt, ja ich gehe zurück bis auf die Entstehung der ersten großen internationalen Handelsbeziehungen Deutschlands und das Auftreten kapitalistischer Betriebsformen. Noch weiter greife ich für den Adel zurück; schon in der Darstellung der Stauferzeit habe ich die Gründe seines schweren Verfalles bis zum sechzehnten Jahrhundert hin entwickelt. Das Sinken des Bauernstandes gegen Ende des Mittelalters endlich glaube ich sogar nicht verstehen zu können, wenn ich nicht den Verfall der alten markgenossenschaftlichen Verfassung bis in die Karlingerzeit, ja noch weiter zurück, verfolge. Mit einem Worte: ich führe eine große Anzahl von durch Jahrhunderte hin vorbereiteten Massenzusammenhängen in ihrer unheilvollen Verflechtung vor: und aus dieser suche ich dann die revolutionäre Bewegung selbst und ihren Charakter zu begreifen.

Nun hat Lenz von seinem Standpunkte aus diese Darstellung zu kritisieren gesucht. Der Kern seiner Aussetzungen ist der folgende. Er weist nach, daß es auch im sechzehnten Jahrhundert noch anständige Adelige gegeben hat: folglich war der Stand der Edlen nicht verfallen. Er behauptet, daß auch um 1500 in Deutschland noch kapitalistisch nicht zerfressene Städte vorhanden waren, zum Exempel die Großstadt Rothenburg ob der Tauber, das im Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts gewaltig zurückgegangene Mainz und das im ganzen Mittelalter besonders naturalwirthschaftlich gebliebene Frankfurt: folglich sind ihm Kapitalismus und Proletariat des fünfzehnten Jahrhunderts eine Legende. Ja, er hat am Ende nicht übel Lust, zu behaupten, da es um 1500 in Pommern noch viele wohl situierte Bauern gegeben habe, so seien die wirthschaftlichen Motive der Bauernunruhen im Grunde wohl auch moderne Phantasmen. Gegenüber diesen an sich gewiß unwiderleglichen Thatsachen, wie sie Ausnahmen der typischen Entwicklung bilden, verschwindet ihm dann der von mir konstatierte Zusammenhang der Massenbewegung bis zu dem Grade, daß er grundsätzlich gar nicht, und wo ausnahmsweise, da nur unter elementaren Mißverständnissen auf ihn eingeht.

Was ist nun von einer solchen Kritik zu sagen? Sicher ist sie eine völlig konsequente Erscheinung des historischen Individualismus. Andererseits aber wird man gleichwohl von ihr urtheilen müssen, daß sie recht eigentlich den Wald vor Bäumen nicht sehe; daß ihr das Ganze vor dem Theil, die

Masse vor dem Individuum verschwinde und daß sie deshalb die Ausnahme für wesentlicher halte als die Regel. In der That: indem sie im Grunde weder historische Typen noch historische Massenbewegungen anerkennt, ist sie auch nicht im Stande, diese, sei es kritisch, sei es gar aufbauend, zu verstehen: sie gleicht dem Geist, den sie begreift. Schade dabei nur um das schöne Gebäude von Detailausfetzungen an meinem Buche, das Lenz wesentlich von diesem Standpunkte aus auf dem weiten Baugrunde von dreiundsechzig Seiten der Historischen Zeitschrift errichtet hat; die Fundamente sind versunken; und der beabsichtigte Erfolg, mich in seinen Hallen zu „zerpflücken“, zu „zerkleinern“ und „zu Grunde zu richten“, dürfte nicht so ganz erreicht sein.

Ich aber nehme an dieser Stelle von den Jungkantianern Abschied und wende mich weiter der Besprechung eines sehr werthvollen, leider bisher, so weit ich sehe, ziemlich unbeachtet gebliebenen Aufsatzes zu, den der bonner Historiker Ritter vor drei Jahren in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung (No. 219) veröffentlicht hat.

Ritter, der in seinem Ideengange Verwandtschaft mit einigen Anschauungen in Stammlers jüngst erschienenen Buche über sozialen Idealismus zeigt, schiebt zwischen die historischen Persönlichkeiten und den Staat als die Faktoren, mit denen der ältere, gemäßigte Individualismus grundsätzlich allein rechnete, die Gesellschaftskreise, die Gruppen der zu irgend einem Zwecke vergesellschafteten Individuen ein. Dabei vollzieht sich ihm dann die Geschichte (so weit in sie nicht große Individuen eingreifen) in der Wechselwirkung zwischen diesen Kreisen und dem Staate, d. h. der Regel nach der geeinten Macht des übergeordneten nationalen Kreises, und zwar im Ringen werdender Gesellschaftskreise um die staatliche Anerkennung neuer, ihre Lebensbedingungen entsprechender Rechtsnormen. Wie es Ritter zusammenfaßt: Gesellschaft und Staat, Kultur und Recht sind zwei gegenüberstehende Mächte: auf ihrem Gegensatz und ihren fortwährenden Ausgleichen beruht die Einheit des geschichtlichen Lebens. Bei dieser Auffassung entsteht von den uns hier beschäftigenden Gesichtspunkten aus die Frage, welches denn die Veranlassungen, die Voraussetzungen der werdenden Gesellschaftskreise seien. Ritter antwortet da, sie seien gegeben in dem menschlichen Bestreben, sich die Stoffe und Kräfte der Natur durch Arbeit zu unterwerfen und durch theoretisches Erkennen geistig anzueignen: also im theoretischen wie praktischen Herrschaftsbedürfniß der menschlichen Natur. Diese Auffassung ist wohl etwas zu eng — wo bleibt z. B. die Phantasie thätigkeit? —; im Ganzen aber wird man ihr beipflichten können.

Nun tritt aber noch eine weitere, für unsere Betrachtung entscheidende Frage auf. Zweifellos ist im Sinne Ritters die Thätigkeit des Staates gegenüber dem Andrang der gesellschaftlichen Interessen, mögen sie nun partikularen oder allgemeinen Charakters sein, vornehmlich im Sinne aus:

gleichender Gerechtigkeit, herzustellen der Rechtsharmonie zu verstehen, also ein Akt immanenter Sittlichkeit. Schreitet nun trotzdem der Prozeß, der die Natur der Herrschaft der Gesellschaftskreise unterwirft, in bestimmter Folge zu immer intensiverer Beherrschung fort? Ich sollte meinen, Ritter müßte Das annehmen. Wäre Dies aber der Fall, so würden die einzelnen Erscheinungen dieses Unterwerfungsprozesses innerhalb der großen menschlichen Gemeinschaften (Nationen u. s. w.) bei ununterbrochenem geschichtlichen Verlauf als Stufenfolgen eines gesetzmäßigen Lebensvorganges erscheinen, — eines Lebensvorganges, dem die Thätigkeit der großen Persönlichkeiten dann jeweilig nicht über-, sondern eingeordnet wäre. Ist Dies die Anschauung Ritters — und ich sehe eigentlich keine andere Auffassung recht möglich —, so stände er, nach unseren früher gegebenen Unterscheidungsmerkmalen, schon auf der Seite des Kollektivismus im Sinne der Annahme einer immanenten Entwicklung der historischen Nothwendigkeiten.

Für uns aber wäre damit der Moment gekommen, auch die einzelnen Strömungen auf kollektivistischem Boden zu verfolgen. Das soll nun aber nicht geschehen. Es wäre unnütz gegenüber der glücklichen Mannichfaltigkeit kollektivistischer Anschauungen, die jüngst auf dem innsbruder Historikertage zu Tage getreten ist. Es wäre unklug gegenüber einzelnen wissenschaftlichen Meinungen, bei denen das mit meiner Anschauung Gemeinsame bei Weitem überwiegt, während doch hier die trennenden Momente hervorgehoben werden müßten. Es wäre endlich — innerhalb des eignen Lagers darf man Das aussprechen, ohne mißverstanden zu werden — eine Verkennung der Bedeutung systematischer Gedankenbildung überhaupt. Sind die Wissenschaften nicht Summen von Resultaten, sondern Begriffe von Aufgaben, so ist klar, daß wissenschaftliche Systeme nur Hilfskonstruktionen sind, mit deren Hilfe gewisse Ergebnisse allgemein umschrieben und gewisse Aufgaben gelöst oder wenigstens näher präzisirt werden können. Diese Systeme können daher ohne wissenschaftlichen Schaden im Detail sehr wohl von einander abweichen, wenn nur die zu lösende Aufgabe von ihnen im Allgemeinen in gleich richtiger Weise angeschaut wird. Das aber ist auf dem gesamten Boden des Kollektivismus der Fall. Wir fühlen uns einig in dem Bedürfnisse, gegenüber der Betonung der Thaten großer Personen auch die Zustände, die Massenbewegungen, zu Worte kommen zu lassen. Wir stimmen überein in dem Gedanken, daß das geschichtliche Geschehen einer bestimmten Zeit eins und untheilbar sei, mithin auch als solches angeschaut werden müsse. In diesem Sinne fordern wir eine Erweiterung der Wissenschaft der mittleren und neueren Geschichte zu einer allgemeinen Alterthumswissenschaft dieser Zeiten in eben der Art, wie, durch die Arbeit vornehmlich Boeckhs und Mommsens, eine allgemeine Wissenschaft des klassischen Alterthumes erblüht ist. Und wir wissen, daß wir in



diesem Zeichen siegen werden. Denn wie Arbeitsvereinigung und Arbeitsteilung in ihrer gegenseitigen Bedingung stets Hand in Hand gehen, so macht sich jetzt, als nothwendiges Komplement der Arbeitsvereinigung der historischen Spezialdisziplinen und Forschungsweisen zu einer allgemeinen Geschichtswissenschaft, auf dem Gebiete spezialistischer Arbeit, je weiter man vordringt und je wahrhaftiger man arbeitet, zur Lösung der aufgeworfenen, immer feineren Fragen immer stärker das Bedürfnis der Beherrschung nicht nur einer Spezialdisziplin, sondern vieler geltend: und eben diese spezialistischste aller Bewegungen ist es darum, die unseren allgemeinen Forderungen in die Hand arbeitet. Nicht bloß also durch unsere Erwägungen, nein, nicht minder durch die Bedürfnisse echten Spezialistenthumes werden die aufgestellten Forderungen legitimirt: und darum ist ihr Erfolg, von entgegengesetzten Polen aus ein Postulat, unausbleiblich.

Während ich aber diese Gewißheit ausspreche, fürchte ich fast, mit dem gewählten Worte „Alterthumswissenschaft“ einem Mißverständniß zu begegnen. Es klingt an Archäologie an; und diese bringt man so gern in Gegensatz zur Geschichte, indem man bei ihr das Ueberwiegen philologisch-wissenschaftlichen Betriebes, bei der Geschichte das des historiographischen Momentes voraussetzt. Es ist ein Gegensatz, den wir an sich noch schärfer als den der Geschichtswissenschaft und der Geschichtschreibung formuliren können. Und dieser bedarf allerdings noch einer Betrachtung.

Was bisher von der historischen Methode in diesen Zeilen gesagt worden ist, Das bezieht sich nur auf die Geschichte als Wissenschaft. Es mußte darum durchaus rationaler Natur sein, denn wissenschaftliche Thätigkeit ist eine Aktion des Verstandes. Allein ist es möglich, rein aus verstandesmäßiger Thätigkeit heraus Geschichte zu schreiben? Ersetzt hier nicht alsbald der Künstler den Gelehrten?

Gewiß ist die Geschichtswissenschaft nur die verstandesmäßige Grundlage der Geschichtschreibung als Kunst. Sie vermag daher nicht mehr zu thun, als von allgemeinen Erfahrungssätzen aus das Thatsächliche der geschichtlichen Vorgänge festzustellen. So untersucht und klärt sie die singulären wie die typischen Erscheinungen; und für diese beiden Kategorien geschichtlichen Geschehens hat sie, entsprechend dem ungemein komplizirten Charakter der hier vorliegenden Aufgaben, eine fast unübersehbare Masse methodischer Hilfsmittel entwickelt. Darüber hinaus aber, bei der Vereinigung gewisser erforschter Komplexe von Vorgängen zu einem geschichtlichen Gemälde des Ganzen, beginnt das Reich der Geschichtschreibung. Hier ist der Zusammenhang nicht mehr rein rational herzustellen; es bleiben zwar hier und da wissenschaftliche Hilfsmittel anwendbar; im Ganzen aber herrscht die Kunst. Und mit der Kunst der Künstler. Und mit dem Künstler die Persönlichkeit,

die individuelle Art, die Dinge als Ganzes zu sehen, die Weltanschauung. Keine Geschichtsschreibung darum ohne Weltanschauung. \*)

Gleichwohl wäre es falsch, nun zwischen Weltanschauung und historischer Methode alle Zusammenhänge gelöst, alle Brücken abgebrochen zu denken. Gewiß ist es völlig schief — und ich habe Das früher einmal sehr bestimmt ausgeführt —, zu glauben, eine bestimmte Methode müsse bei dem heutigen Stande der Wissenschaften schon aus sich heraus eine bestimmte Weltanschauung zur nothwendigen Folge haben. Allein die persönliche Weltanschauung wird doch nicht nur Ergebniß der spezifischen Beanlage, des spezifischen Milieus und anderer Umstände sein, sondern sie wird zugleich in ihrer Bildung auch abhängig sein von der Einwirkung derjenigen Erfahrungen, die der Geschichtsschreiber vermöge der geschichtswissenschaftlichen Methode gewinnt, — wie andererseits die geschichtliche Weltanschauung nicht selten auch die Methode des einzelnen Historikers beeinflussen mag. Damit hängt es zusammen, wenn sich nun die wissenschaftlichen Gegensätze einerseits bloß individualistischer, andererseits individualistisch-kollektivistischer Erfahrungen auch auf dem Gebiete der Weltanschauung, wenn auch nicht völlig adäquat, so doch bis zu einem gewissen Grade wiederholen; und insofern hat Meinecke Recht, wenn er solche Erfahrungen immerhin zwar nicht als die Grundsteine, wohl aber als Grundstein einer Weltanschauung bezeichnet.

Auf diesem Gebiete werden sich nun die Individualisten veranlaßt sehen, ihre „Ideen“ wie die große Einzelthat und deren Helden in seinem spezifischen Wesen unmittelbar aus dem Göttlichen, aus einem mystischen Urgrund des Geschehens, herzuleiten; ohne gegenseitig nothwendigen inneren, oder wenigstens ohne für uns erkennbaren Zusammenhang folgen die Emanationen des obersten Prinzips auf einander: sie sind deshalb oder sie erscheinen uns wenigstens als Wunder.

Auf dem Standpunkte des Kollektivismus dagegen wird sich die oberste Auffassung anders gestalten. Auch hier wird das geschichtliche Leben niemals ohne den Glauben an ein oberstes schöpferisches Prinzip verstanden werden können. Aber diese Thätigkeit wird nicht Wunder wirkend, sondern organisch schaffend, nicht transzendent, sondern immanent erscheinen; im Sinne zusammenhängender Entwicklung wird es sich in den Nationen und auch welt-

---

\*) In den bisherigen Auseinandersetzungen von anderer Seite her ist der Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung, der für meine Anschauungen von vorn herein wesentlich war, gern übersehen worden. Methodische Erörterungen, d. h. Erörterungen, die allgemeine Gültigkeit beanspruchen, sind meines Erachtens nur auf dem Boden der Geschichtswissenschaft möglich; in der Geschichtsschreibung herrscht grundsätzlich die Persönlichkeit, — es kann sich daher hier nur um die Tradition von künstlerischen und persönlichen Ueberlieferungen, nicht um die Aufstellung rationaler Lehren handeln.

geschichtlich durch die Nationen hindurch seit der Vorzeit der Vorzeiten her auswirken; und die Thätigkeit großer Individuen wird dieser Auswirkung eingeschrieben sein auf Grund eines inneren, diese Individuen beherrschenden, von uns aber freiheitlich angeschauten Determinismus.

So wird für die Kollektivisten eine idealistische Weltanschauung die beste Wurzel künstlerisch-historischer Anschauung nicht minder sein, als sie es für die Individualisten gewesen ist; und schon bereitet sich für die jüngeren historischen Strömungen die Zeit vor, in der eben idealistische Prinzipien der Auffassung zunächst wohl von soziologischer Seite her ergriffen und ausgebaut sein werden.\*) Allein unter der reinen, aber auch dünnen Luft höchster philosophischer Anschauungen breitet sich eine weitere Schicht unserer Weltanschauung aus, wo diese sich mit den praktischen Forderungen des öffentlichen, uns umgebenden Lebens verquickt; und Das ist die Region, die eine große, in realen Anschauungen lebende Geschichtschreibung niemals außer Acht gelassen hat. Denn wie könnte sie, die die allgemeinen Angelegenheiten der Vergangenheit schildernd zu erneuern hat, an den entsprechenden Anregungen der Gegenwart vorübergehen? Und gerade auf diesem Gebiete liegt zunächst die noch intimere Lebenskraft der neueren historischen Anschauung. Die älteren Richtungen haben sich hier ausgelebt; ihre wichtigstes nationales und politisches Ideal, die kleindeutsche Einheit der Nation, ist erreicht. Das Ideal der neuen Gruppen dagegen liegt in der Zukunft: es ist nicht nur das Reich, sondern das Vaterland. In gemeindeutschem Richte sehen diese Gruppen die Vergangenheit der Nation; und gemeindeutsch, im Sinne wenigstens eines großen moralischen Zusammenhanges, wollen sie Gegenwart und Zukunft der gesamten Nation innerhalb und außerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle gestalten helfen. Eben so wichtig aber sind ihnen die Ideale der inneren Entwicklung, wie sie von Scala in seiner innsbrucker Rede glänzend umschrieben hat. Ausgehend von der Anerkenntniß freiheitlicher wie nothwendiger Zusammenhänge auch in dem Leben der Gegenwart, sehen sie das schwere Problem dieses und des kommenden Jahrhunderts in der Aufgabe, die Forderungen individualer, freiheitlicher Ausgestaltung der Persönlichkeit, wie sie eine hohe Kultur

\*) Gegenüber diesen Zusammenhängen ist es unnöthig, nochmals auf den Vorwurf der Gegner, die jüngere Schule sei materialistisch, einzugehen, zumal er sich neuerdings mit der beweglichen Klage mischt, diese Geschichtschreibung materialistischen Charakters werde in Erbauungsblättern empfohlen. Ich weiß nicht, ob und wo Dies geschehen ist: Das aber weiß ich, daß wahre Frömmigkeit das Dasein idealer Momente, also eines Idealismus nicht der Zunge, sondern des Herzens, mit größerer und mehr unmittelbarer Klarheit erkennen wird, als es je der Wissenschaft mit ihren Organen gelingen wird. Die historische Kritik bleibt hier mit ihren Mitteln eben so hinter dem Gefühle zurück wie die chemischen Untersuchungsmethoden hinter den Leistungen des menschlichen Geruchsinnes.

verlangt, zu vereinen mit den legitimen Ansprüchen der Gesellschaft, der Kirchen, des Staates, denen geistige und körperliche Unterordnung, Opferfreudigkeit, ja unter Umständen Selbsthingabe der Einzelpersonen Bedürfnis ist. In diesem schwersten aller Probleme erkennen sie die Einheit der geschichtlichen Bewegung in den Jahren des Kulturkampfes wie in der gegenwärtigen Zeit der sozialen Frage; und nicht die geringsten ihrer Mähen wenden sie auf die Erklärung der Genesis dieses Problems wie verwandter Erscheinungen der Vorzeit, während die Individualisten in dieser wie in anderen Beziehungen die Hände in den Schooß legen und, nach dem eigenen Eingeständnis eines Anhängers, die Fühlung mit der Gegenwart beinahe verloren haben.

Ich bin am Schlusse meiner Betrachtungen; sie beginnen in Gebiete auszulaufen, die der historischen Wissenschaft und auch der Geschichtschreibung nur noch mittelbar angehören. Ich würde glücklich sein, wenn sie nicht ganz unfruchtbar blieben. Als vor drei Jahren Ritter den Aufsatz veröffentlichte, von dem vorhin die Rede war, da glaubte er sich noch wegen seines Inhaltes entschuldigen zu müssen. „Ost“, sagte er, „habe ich von historischen Fachgenossen das Urtheil gehört, daß das peinliche Nachsinnen über die Theorie unserer Wissenschaft eigentlich ein Zeichen erlahmender Kraft zur Lösung wirklicher geschichtlicher Arbeit sei.“ Ja wohl: Das ist ein wahres Wort für Den, der „peinlich nachsinn“, der nicht aus dem vollen Drang historischer Erfahrung heraus, aus den Tiefen seiner Seele in diesen Dingen zu reden sich gezwungen sieht. Für Diesen aber wird die Sache doch gerade umgekehrt stehen. Er wird finden, daß Zeiten, in denen es für gleichsam wissenschaftlich weniger anständig galt, die tiefsten Fragen des Faches zu diskutieren, nur Zeiten ruhiger Fortschritte in gewiesenen Gleisen gewesen sein können; und er wird meinen, daß der neuerdings so häufig sich regende Drang zu allgemeinen Erörterungen ein Zeichen sei, daß die Knospen schwellen und daß es einmal wieder Frühling werden will. Was mich wenigstens angeht, so sei mir gestattet, zu versichern, daß mich nur die in der Aufgabe einer deutschen Gesamtgeschichte liegenden schweren Probleme zu methodischer Aussprache getrieben haben. Jetzt, wo ich, bis zum Jahre 1648 vorgeedrungen, vor der Bewältigung der ungeheuren und stetig wachsenden Stoffmassen der neueren Zeit stehe, der ich manches Jahr zu widmen haben werde, ehe sich mir das Gesamtbild auch in den Einzelheiten klar gestaltet, jetzt schien es mir wohl an der Zeit, einmal eine Pause zu machen und ganz allgemein zu fragen, wo ich stehe. Daß aber dies innerste Bedürfnis in eine Zeit fiel, wo sich bei vielen, namentlich jüngeren Fachgenossen ein gleicher Drang regt, daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß meine Anschauung im Ganzen und Großen mit den Zeichen der Zeit geht und nicht gegen sie.

Leipzig, am dreißigsten September 1896.

Karl Lamprecht.



## Das Duell.

En der „Zukunft“ vom zehnten Oktober 1896 vertheidigt General von Boguslawski gegen mich nochmals seine Behauptung, daß das Duell altgermanischen Einrichtungen entspreche. Ich könnte mir nun die Pflicht, ihm zu antworten, sehr leicht machen. Wenn ich nämlich über militärische Einrichtungen rede, so erklärt er, davon verstehe er als alter Militär mehr. So könnte ich denn auch die Auslassungen des Generals über historische Dinge mit der Bemerkung zurückweisen: als Historiker verstehe ich Das besser. Aber so will ich es nicht machen. Ich stehe vielmehr auf dem Standpunkt: Jeder darf mit-sprechen; nur muß Das, was er sagt, richtig sein. Und so erhebe ich denn gegen die historischen Ausführungen des Herrn von Boguslawski auch nur den Einwand, daß sie nicht richtig sind. Nach ihm stehen meine Behauptungen „in vollkommenem Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen“. Das ist mir interessant zu hören. Neulich erst hat ein Anhänger des Duells (ein alter Corpsstudent) mir den Vorwurf gemacht, meine Schrift hieße nichts Neues. Alles sei schon von Thümmel und Medem gesagt worden. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte zwischen den beiden Behauptungen liegen. Ich habe über mein Verhältniß zu meinen Vorgängern in meiner Schrift bemerkt: „Reistens werde ich mich darauf beschränken können, an Thatsachen zu erinnern, die jeder Kenner der deutschen Rechtsgeschichte unbedingt zugeben wird.“ Ich habe im Wesentlichen daraus nur das Fazit gezogen. Die Literatur, auf die sich mein Gegner beruft, ist etwas zu alt. Er führt jetzt Gneist gegen mich ins Feld. Es handelt sich dabei aber nur um einen populären Vortrag, den Gneist im Jahre 1848 gehalten hat! Und dabei war die deutsche Rechtsgeschichte durchaus nicht etwa Gneists Spezialität. Auf solche Weise kann mich Herr von Boguslawski doch wirklich nicht wissenschaftlich vernichten.

Boguslawski behauptet wieder, daß die gerichtlichen Zweikämpfe bei Eigentumsstreitigkeiten oft die Erledigung von Ehrenhändeln in sich schlossen. Er bleibt aber wieder den von mir verlangten Beweis schuldig, daß Eigentumsverletzungen im Mittelalter als spezifische Ehrverletzungen aufgefaßt worden seien. Ich hatte ihn ferner ersucht, den Wortlaut der von ihm erwähnten Verordnung von 1582 anzuführen, damit man sehen könne, ob sie sich auf Ehrenkämpfe beziehe. Er kommt aber dieser Aufforderung nicht nach, sondern läßt es bei seinem ungenügenden Citat bewenden. Er behauptet ferner, die bekannte Bestimmung des langobardischen Rechtes bilde keine Ausnahme; daß sie etwas ganz Gewöhnliches sei, Das zu beweisen, unterläßt er. Ueber diese wissenschaftliche Frage will ich hier jedoch nicht weiter debattiren; dazu würde viel gelehrtes Material nothwendig sein, das die Leser an dieser Stelle nicht haben wollen. Dagegen möchte ich Herrn von Boguslawski bitten, seine Auffassung in einer historischen oder juristischen Zeitschrift mit vollständigen Literatur- und Quellenangaben ausführlich zu begründen und dabei namentlich auch reichliche Mittheilungen aus deutschen Quellen über den „Ehrenzweikampf mit landesherrlicher Erlaubniß“ zu machen. Uebrigens legt er jetzt auf die historische Frage weniger Gewicht. Er meint, es sei gleichgiltig, woher das Duell stamme. Seine Ausführungen bewegen sich überwiegend auf dem Boden der allgemeinen Würdigung des Duells.

Als Haupttrumpf macht er gegen mich geltend: „Allen diesen Behauptungen (nämlich meiner Kritik des Duells) gegenüber weise ich auf das Urtheil eines unserer Großen hin, auf das Treitschkes.“

Dieses Urtheil Treitschkes hat im letzten Sommer in den Zeitungen eine eigenthümliche Rolle gespielt. Ein Blatt (dessen Redakteur von einer Aeußerung Treitschkes wohl aus Bieglers Buch, „Der deutsche Student“, eine nebelhafte Vorstellung hatte) hob hervor, Treitschke habe aus „sittlichen“ Gründen sich für das Duell ausgesprochen. Diese Notiz wurde dann von sehr vielen größeren und kleineren Zeitungen wiederholt: auch von solchen, deren Leiter empört gewesen wären, wenn sie den Wortlaut der Aeußerung Treitschkes gekannt hätten. Er sagt nämlich im fünften Bande seiner Deutschen Geschichte: „Kaufmännische Lust durchwehte das gesammte Leben der Nation (der englischen). Das unentbehrliche letzte Nothmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft, das Duell, kam außer Brauch und verschwand bald gänzlich; die Reitpeitsche verdrängte Degen und Pistole und dieser Sieg der Noheit ward als ein Triumph der Aufklärung gefeiert.“ Wenn man Treitschkes Ausführungen weiter liest, so erhält man fast den Eindruck, als ob er die hungrigen spanischen Fidalgo's, die von Bürgerlichen übrig gelassene Käsereste verzehren, höher schätze als die englischen Aristokraten. Für die solide Tüchtigkeit der englischen Aristokratie, ihr stolzes Selbstgefühl, ihre wahrhaft adelige Haltung, das feste Gefüge der englischen Gesellschaft scheint er hier gar kein Verständnis zu haben. Rhetorisch macht sich der Ausspruch Treitschkes sehr gut. Nur leidet er an dem Fehler, daß er auf unrichtigen Voraussetzungen beruht. Um nur drei Punkte hervorzuheben, so ist es erstens historisch durchaus unrichtig, daß die Abschaffung des Duells in England irgend Etwas mit der Ausbreitung kaufmännischen Geistes zu thun hat. „Der wahre Grund, warum man in England ohne Duell fertig wird,“ schrieb mir vor Kurzem ein Deutsch-Engländer, „ist der, daß der Engländer mehr Selbstgefühl hat.“ Zweitens ist es auch durchaus unrichtig, daß Degen und Pistole in England durch die „Reitpeitsche“ abgelöst worden seien. Wer gebraucht denn bei uns die Reitpeitsche? Drittens ist das Duell nicht nur nicht das „unentbehrliche letzte Nothmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft“, sondern überhaupt gar kein Mittel dagegen. Die Geschichte des Duells liefert ja hier das wundervollste Beweismaterial. Man erinnere sich nur des siecle de Henri III und ferner der deutschen Studentenschaft im Zeitalter des Pennalismus: die goldene Zeit der studentischen Noheit fällt in die Tage, wo die gesammte deutsche Studentenschaft dem Duellcomment unterworfen war, und mit der Zurückdrängung des Duells ist eine Besserung der Sitten eingetreten.

Auch Herrn von Boguslawski hat die Aeußerung Treitschkes schwerlich in ihrem ganzen Wortlaut vorgelegen. Sonst würde er, der die Engländer besonders zu schätzen erklärt, sich wohl nicht auf sie berufen haben. Ich bin selbstverständlich ein Verehrer Treitschkes. Aber mir sind auch seine Schwächen bekannt: die Worte gingen mitunter mit ihm durch.

Unter diesem Zeichen stehen auch die meisten Argumente, die Herr von Boguslawski gegen mich vorbringt. Rhetorisch nehmen sie sich gut aus. Allein sie sind nicht richtig. Darin gleichen sie dem Urtheil Treitschkes. Ganz in der Art Treitschkes sagt mein Gegner z. B.: „Das Duell befördert männlichen Sinn und den Geist der Verantwortlichkeit, der mit sittlichem Verfall durchaus in

Widerspruch steht.“ Bei dem Worte „Verantwortlichkeit“ wird Jedem Hammerstein einfallen, der zu der Zeit, als ihn die „Verantwortlichkeit“ sehr brückte, das Duell eifrig verteidigte. In Bezug auf den „männlichen Sinn“ verweise ich auf die Thatfache, daß erwiesenermaßen — ich werde nächstens eine Zusammenstellung veröffentlichen — sich sehr Viele nur aus Furcht (nämlich vor der Dienstentlassung) duelliren. Boguslawski sagt weiter: „Der Ehrabschneider ist feig! Er geht dem Duell aus dem Wege!“ Mit diesem sehr schön klingenden, aber gar zu einfachen Sage läßt sich die Sache doch nicht erledigen. Wer war denn in dem Fall Stumm-Wagner der „Ehrabschneider“? Ist es immer Der, der zu einem Duell herausgefordert wird? Das Duell ist ein gar zu formales Mittel, um schwierige Fälle zu entscheiden. Man darf eher umgekehrt behaupten: im Duell will der freche Ehrabschneider auch noch die Gelegenheit haben, Den, dem er die Ehre geraubt hat, zu erschießen. Es giebt ihm erwünschten Anlaß, sich der Verantwortung zu entziehen. Er entzieht sich ihr oft auch durch die bloße Herausforderung, von der er weiß, daß ihr kein Duell folgen wird. Herr von Boguslawski will allen Ernstes bestreiten, daß der Verleumder sich „wieder ehrlich schießen“ könne. Was soll man dazu sagen?

Mein Gegner wirft mir vor: „Herr von Below will das Duell bekämpfen und beginnt mit Beleidigungen, deren Abschaffung doch die erste Bedingung für das Verschwinden des Duells sein müßte.“ Ich muß zunächst ganz entschieden bestreiten, daß ich mich einer Beleidigung schuldig gemacht habe. Mein Gegner führt als Beweis den Ausdruck „lächerlich“ an. Ich habe aber keine Person lächerlich genannt, sondern nur eine Ansicht, nämlich die, daß das Duellwesen altgermanisch sei. Soll ein Geschichtsforscher sich einer Beleidigung dadurch schuldig machen, daß er eine seiner Ansicht nach von Grund aus verkehrte Ansicht lächerlich nennt? Ich habe weiter das Duell einen häßlichen Schmutzpfad genannt. Zu diesem Ausdruck berechtigt mich einfach das Strafgesetzbuch, das ja das Duell mit Strafe belegt. Beleidigend ist er für einen Deutschen gerade in meinem Munde nicht; da ich ja die Ansicht verrete, daß das Duell in Deutschland der Hauptsache nach nur Zwangsduell ist und daß es einen Ruhmestitel der Deutschen ausmacht, das Duell nicht hervorgebracht zu haben. Herr von Boguslawski meint freilich, ich hätte mein eigenes Vaterland beleidigt. Darauf ist die Antwort einfach: der wahre Patriot beschönigt nicht, sondern tabelt, was zu tabeln ist. Ich table ja nicht, um zu tabeln, sondern nur, um zu bessern. Dies Zeugniß wird mir auch mein Gegner nicht versagen. Uebrigens geht er in dem Tabel des Vaterlandes selbst weiter als ich. Er behauptet sogar, daß es mit dem guten Ton in dem deutschen Parlament „viel schlechter“ stehe als mit dem in dem französischen, italienischen, ungarischen. Herr von Boguslawski wird doch nicht wünschen, daß wir, von den maßlosen Verleumdungen und Schimpfereien ganz abgesehen, die Holzereien der fremden Parlamente nachahmen?

„Die Abschaffung der Beleidigungen,“ meint mein Gegner, „müßte doch die erste Bedingung für das Verschwinden des Duells sein.“ Er selbst, der manchen heftigen Ausdruck gebraucht, bemüht sich um die Verminderung der Zahl der Beleidigungen so fürchterlich nicht. Von seinem Standpunkt aus ist Das allerdings ganz konsequent: er will ja auch das Duell nicht verschwinden lassen. Treitschke, auf den er sich beruft, hat sich an der Herabminde-  
 rung der

Zahl der Beleidigungen wahrlich auch nicht betheiligt. Hätte er in Frankreich gelebt, seine historischen Schriften hätten ihm eine Unzahl von Duellen eingebracht. Warum soll man auch nicht, was verkehrt ist, energisch verurtheilen? Und wer wird da immer so ängstlich die Worte wählen? Hoffentlich wird nie eine Zeit kommen, in der es keine Beleidigungen giebt. Ein so charakterloses Geschlecht, das sich nicht mehr gegenseitig die Wahrheit sagt, wünschen wir uns durchaus nicht. Wohl aber hoffe ich, daß das Duellwesen, das die Unterscheidung zwischen berechtigten und unberechtigten Beleidigungen unmöglich macht, das freie Wort tötet, die Zahl der frivolen Ehrverletzungen vermehrt, die Verantwortlichkeit herabminbert und eble Menschenleben oft unedlen Menschen opfert, verschwinden wird. Ich hatte bemerkt, daß beim Duell die Schulfrage nicht untersucht wird. Zu meiner Widerlegung verweist Herr von Boguslawski mich jetzt auf die Verordnung von 1874. Darin heißt es allerdings, daß der frevelhafte Ehrverlezer nicht im Hecce bleiben dürfe. Allein die Verwirklichung dieses Grundsatzes wird bekanntlich durch das Duellwesen verhindert; es läßt ihn leider nicht zu der ihm gebührenden Wirkung kommen.

Eine eingehende Erörterung des dem Duell zu Grunde liegenden Ehrbegriffes, um die ich Boguslawski gebeten hatte, hat er nicht gegeben. Er wirft mir vor, daß ich das Duell nur nach einzelnen Auswüchsen schildere. Im Gegentheil: ich verwerfe das Duell wegen des ihm zu Grunde liegenden Gedankens. Ich mache mich anheißig, an jedem einzelnen Duell, auch dem scheinbar gerechtesten, nachzuweisen, daß es unseren Vorstellungen von Recht und Sittlichkeit widerspricht. Umgekehrt muß ich meinem Gegner vorwerfen, daß er sich aus einzelnen, scheinbar berechtigten Fällen ein Idealbild des Duells zurechtmacht, das der Wirklichkeit nicht entspricht.

Münster i. W.

Professor Dr. Georg von Below.

\* \* \*

Zugleich mit der Veröffentlichung meines Aufsatzes „Das Duell“ in der „Zukunft“ erschien eine neue Schrift des Professors von Below, betitelt „Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart“. Sie enthält auch einen Nachtrag: „General von Boguslawski über das Duell.“ in dem Herr von Below meine Schrift „Die Ehre und das Duell“ einer abermaligen Kritik unterzieht. Ich hatte geglaubt, daß er seine Beweisführung über den „ungermanischen Ursprung“ des Duells nun einigermaßen stärken würde; doch enthält seine neue Schrift darüber nichts irgendwie Wesentliches, sondern es werden nur die alten Behauptungen über den Ursprung des Duells wiederholt. Ich brauche mich daher hiermit nicht zu befassen. Herr von Below hat, so viel mir bekannt, in diesem Jahre eine große Zahl von Aufsätzen in periodischen Zeitschriften und in Brochuren über das Duell geliefert, alle von dem Geist durchweht, wie ich ihn schon geschildert habe. Als ich nun seine neueste Schrift mit ihren unendlichen Wiederholungen las, berührte mich eine Stelle darin besonders eigenthümlich: „Das Duell ist eine Kinderei, eine Albernheit; um einer solchen Albernheit willen, wie es das Duell ist, ein dickes Buch zu schreiben, wäre frivol; das Duell Das nicht werth. Ich gestehe, ich genire mich selbst, daß ich über das Duell



schreibe, obwohl ich mich ja kurz genug fasse.“ Aus diesem Satz kann man wieder ersehen, daß Irren menschlich ist.

Einige Stellen der neuesten Schrift möchte ich noch beleuchten. Below sagt: „Man kann sehr tapfer sein und sich nicht duelliren; und man kann ein erbärmlicher Feigling sein und sich duelliren.“ Ganz gewiß, Das kann wohl sein. Aber ganz eben so wahr ist: „Man kann ein erbärmlicher Feigling sein und sich nicht duelliren; und man kann sehr tapfer sein und sich duelliren.“ Was ist also mit der Aufstellung solcher Allgemeinheiten gewonnen? Auf Seite 45 behauptet Herr von Below, daß sich noch heute die Deutschen, die den Duellstandpunkt vertreten, ihre Anschauung über die angemessene Behandlung von Ehrensachen aus Frankreich holten. Diese Behauptung ist — wenigstens so weit sie das Offiziercorps und auch wohl die anderen Gesellschaftskreise betrifft — durchaus unrichtig. Das Verfahren bei der Abwidelung von Ehrensachen durch Ausforderung und Duell richtete sich im preussischen Offiziercorps nur nach einer von Generation zu Generation fortlaufenden Ueberlieferung. Ich — und mit mir wohl der allergrößte Theil der Offiziere — habe in meinem ganzen Leben, bis ich anfang, mich mit dem Studium der Geschichte des Duells zu beschäftigen, nichts von dem Buche des Grafen Chateauvillard „Essai sur le duel,“ in dem Regeln über die Abwidelung von Ehrensachen aufgestellt werden, gehört. Auf dieses Buch bezieht sich nämlich Herr von Below und eben so auf die 1894 erschienene Schrift eines preussischen Offiziers, „Die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf,“ der allerdings in der Vorrede erklärt, er folge neben den herkömmlichen Gebräuchen der Armee den Aufzeichnungen des Grafen Chateauvillard. Der Verfasser hat Das wohl in der richtigen Ueberzeugung gethan, daß die Gebräuche der Nationen hierin fast überall die selben oder ähnliche sind. Im Uebrigen aber ist diese Schrift „Die konventionellen Gebräuche“ eine Privatäußerung wie alle anderen, an die Niemand gebunden ist. Wie kann Below behaupten, daß Duell in Deutschland werde durch „staatlichen Zwang“ aufrecht erhalten, wenn das Gesetz das Duell als besonderes Delikt bestraft? Herr von Below steckt auch noch immer in der Anschauung, ein militärischer Ehrenrath könne ein Duell befehlen. Er führt Beispiele an, wo angeblich so verfahren wurde. Falls Das geschehen sein sollte, hat der Ehrenrath wider seine Vorschriften, also falsch, verfahren. Eins der angeführten Beispiele wurde im Uebrigen schon ausdrücklich dementirt. Nach Seite 49 der neuen Schrift könnte es scheinen, als ob bei der Beförderung zum Reserveoffizier eine Erklärung über Unterwerfung unter die Standesitte ausdrücklich verlangt würde. Das ist absolut nicht der Fall. Es wird nur das Verhalten im konkreten Fall beurtheilt.

Die Beobachtungen des Herrn von Below sind sehr genau, ganz außerordentlich genau. Oft will er bei Reserveoffizieren erkennen, daß sie nur ganz wider Willen ein Duell annehmen, „manchmal indeffen,“ fährt er fort „glauben wir doch, zu erkennen, daß der Eine oder der Andere in verbrecherischer Absicht von dem Duellzwang Gebrauch macht.“ Also wirklich „in verbrecherischer Absicht!“ An anderer Stelle heißt es, „daß öfters alte, sitzen gebliebene junge Damen für das Duell schwärmen.“ „Woraus erklärt sich die übrigens ganz unschuldige Neigung jener mageren Hälse für das Duell?“ fragt Herr von Below weiter. Das wird dadurch erklärt, „daß ihnen das Hirn eingetrodnet sei.“ Man kann

diese Stelle weder stilistisch schön noch geschmackvoll, vor Allem aber nicht galant finden. Ferner wird erzählt, die Anhänger des Duells hätten auf die Anwendung dieser Sitte bei Beleidigungen in literarischen Erörterungen verzichtet. Mir und vielen Anderen ist von einem solchen Verzicht nichts bekannt. Eine Beleidigung bleibt Beleidigung, ob sie nun im Parlament oder gedruckt erfolgt. Man kann sie auch im parlamentarischen und literarischen Kampfe vermeiden.

Herr von Below macht sich in seiner Schrift vollständig die Aeußerungen der Sozialdemokraten zu Eigen, indem er sagt: „Woburch unterscheiden sich denn aber die Duellanten zu ihrem Vortheil von den Anarchisten?“ Und dann behauptet Below weiter: „Der Kampf für den Geldbeutel gegen Anarchisten und Sozialisten wird so lange geführt werden, als gleichzeitig das Duellwesen gehegt und gepflegt wird.“ Herr von Below verfällt in den gewaltigen Fehler mancher Politiker, die gesammte Politik durch ein Guckloch anzusehen. So spricht er auch an anderer Stelle von der „Hispanisirung und Romanisirung der Nation“. Uebrigens geht durch alle seine Schriften ein Zug der Ueberhebung gegen die romanischen Nationen, die er von dem hohen Stuhle des Sittenrichters aus beurtheilen will. Doch gab es z. B. in der „erbärmlichen Gesellschaft“ unter den letzten Valois einen Hospital, einen Condé, einen Coligny, unter den „zierlichen muthlosen Herrschen“ von 1789 einen Charette, Barochejacquelein, Bonchamps und hundert Andere, die für ihre Sache zu kämpfen und zu sterben wußten.

Below stellt die Beseitigung des Duells durch einen Federstrich des „Bundesfeldherrn“ als die einfachste Sache von der Welt dar. Dann fährt er zum Schluß fort: „Der monarchisch gesinnte Deutsche erwartet von seinem Monarchen, daß er Das, was sich als politische Nothwendigkeit herausstellt, vorweg nimmt, sich nicht erst vom Volke abtrogen läßt.“ Diese Mirabeau-Sprache paßt hier ganz und gar nicht her, denn die Sache ist weder einfach noch kann sich ein Monarch Das „abtrogen“ lassen, was Herr von Below verlangt, nämlich ein unzeitgemäßes, mit den jetzigen Rechtsbegriffen gänzlich im Widerspruch stehendes Repressionsverfahren gegen das Duell.

Was nun die im „Nachtrage“ zu der neuesten Brochure enthaltene Kritik der meinigen anbelangt, so behauptet Below abermals, daß ich die Stellung der früheren preussischen Monarchen nach Möglichkeit als dem Duell günstig schildere. Ich habe diese Behauptung schon in dem Aufsatz „Das Duell“ („Zukunft“ vom zehnten October 1896) richtig gestellt. Es kommt nicht darauf an, was ein Monarch in seinen Schriften und Gebichten gesagt, sondern darauf, was er verfügt und gethan hat. Below sagt weiter: „Nicht schön ist es ferner, daß er Denjenigen, die über das Duell anders urtheilen als — nach seiner Darstellung — dieser oder jener preussische Monarch, den Vorwurf mangelnder Ehrfurcht gegen den Monarchen macht. Es wäre sehr verhängnißvoll, wenn es Sitte würde, daß Jemand, dessen Position gefährdet ist, sich dadurch zu helfen sucht, daß er seinen Gegnern den Vorwurf mangelnder Ehrfurcht vor den Monarchen macht.“ Diese Behauptung ist von A bis Z unrichtig. Ich habe in meiner Schrift es „befremdlich“ gefunden, daß Herr von Below das Duell als Ergebnis „der Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft“ hinstellt gegenüber der Ansicht so hervorragender Monarchen. Auf Seite 74 spreche ich von den betreffenden Reichstagsverhandlungen und sehe allerdings eine Schmähung des Andenkens Friedrich Wilhelms des Vierten und Wilhelms des Ersten

sowie des gesammten Offiziercorps darin, wenn das Duell als Mord und Todschlag bezeichnet wird, denn jene Könige haben ihm in den Verordnungen von 1843 und 1874 — die letzte besteht noch jetzt zu Recht — eine Achtungstellung eingeräumt und das Offiziercorps hat diese Sitte seit Jahrhunderten hochgehalten. Ich habe also die Schmähung und Beleidigung durch die Gegner im Auge, keineswegs eine andere Ansicht, wie Herr von Below behauptet. Hiermit zerfällt seine Betrachtung wegen meiner angeblich „gefährdeten Position“ in nichts. Herr von Below fährt fort: „Wie stehen aber die Thatfachen im vorliegenden Falle? Boguslawski verurtheilt aufs Schärfste Diejenigen, die das Duell ‚Mord‘ nennen; er wirft Denen, die den sogenannten Ehrentod als etwas Fragwürdiges bezeichnen, Oberflächlichkeit u. s. w. vor. Wer hat denn die Duellanten *mourtriers* genannt? Wer den sogenannten Ehrentod *fausses opinions*? Wer hat von der mode *barbare* gesprochen? Das war — Friedrich der Große! Herr von Boguslawski hat also allen Grund, sich selbst davor zu hüten, daß er nicht die Ehrfurcht vor den Monarchen verletzt!“ Diese gutmüthige Warnung paßt hierzu wie die Faust aufs Auge. Also wenn ich die Aeußerungen irgend eines sozialdemokratischen Abgeordneten, die er auf der Tribüne des Deutschen Reichstages am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ausspricht, als Schmähung bezeichne, dann kritisiere ich die von dem großen Könige im achtzehnten Jahrhundert in seinen Schriften gemachten Aeußerungen, verlese sogar die Achtung gegen ihn! Es würde vortheilhafter für Herrn von Below gewesen sein, wenn ihm dieser Verwirrungsfaß nicht unter die Feder gelaufen wäre.

Herr von Below bemerkt sodann, Das sei „ein schlechter Rathgeber, welcher den König auffordert, das Duell nach Möglichkeit zu begünstigen“. Dieser schlechte Rathgeber soll ich sein. Herr von Below möge mir eine einzige Stelle dieses Inhaltes in meiner Schrift nachweisen.

Ich soll — nach Below — über Philosophie und Humanität mehrfach spötteln. Ich spöttelte keineswegs über Philosophie und Humanität, sondern über die aus der Unvollkommenheit des Menschengeschlechtes stammende Inkonsequenz, die uns nach Aufstellung der schönsten Theorien so oft in der Praxis das Gegentheil thun läßt, und über eine falsche Humanität, die unser Volk entmannen wird, wenn man sie nicht bei Zeiten erkennt. \*) Below will ein eigenthümliches Geschick darin erkennen, „daß ich meine Hauptargumente aus der Schrift eines Philosophen, des Professors Paulsen, entnehme“. Ich citire Ansichten des Professors Paulsen an vier Stellen einer 98 Seiten langen Schrift. Das nennt Below „Hauptargumente entlehnen“! Citirt Below keine ihm günstigen Stellen anderer Schriftsteller? Sie sind massenhaft in seinen Schriften zu finden.

Zu der allerneusten Erwiderung des Herrn von Below in der „Zukunft“ will ich nur bemerken: Es ist nicht richtig, daß ich Herrn von Below, wenn er über „militärische Einrichtungen“ redet, geantwortet habe, ich „verstände Das älter Militär besser“, sondern ich habe gesagt, „über die Folgen einer Abschaffung

\*) Was ich unter „falscher Humanität“ verstehe, habe ich in meinem Buch „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk“, S. 4, 5 u. s. w., genügend dargelegt. Ich benutze die Gelegenheit, um zu sagen, daß ich in meinem hier am zehnten Oktober veröffentlichten Aufsatz (S. 78) nicht von einem „schmähtlichen“, sondern von einem schwächtlichen Kompromiß sprechen wollte.

des Duells im Offiziercorps traute ich mir nach einer vierzigjährigen Dienstzeit ein besseres Urtheil zu als Herrn von Below“. Genauigkeit im literarischen Kampfe ist auch sehr wünschenswerth.

Ja wohl, ich will „allen Ernstes bestreiten, daß der Verleumder sich wieder ehrlich schießen könne“, denn im Offiziercorps wird über den Verleumder, ob er sich nun geschlagen hat oder nicht, Ehrengericht abgehalten, und eben so über Den, der die Familienehre angetastet hat. Die Aeußerungen Treitschkes über das Duell habe ich natürlich vollständig gekannt.

Herr von Below hat nun in seiner neuesten Schrift den angeblich beweiskräftigen Ausdrücken, die er in seiner ersten Schrift so vielfach — zwar nicht in Bezug auf einzelne Personen, aber auf die Anhänger des Duells im Allgemeinen — anwendet, noch manche andere und stärkere hinzugefügt. Meine Feder sträubt sich wirklich gegen die Wiedergabe; man lese sie z. B. in seiner neuesten Schrift, Seite 70 und 71, nach. Freilich meint Herr von Below, die Neigung, der eigenen Ansicht einen rücksichtslosen Ausdruck zu geben, fände sich bei „den besten und edelsten Naturen“. Das mag sein. Ich habe aber immer bisher geglaubt, daß die „besten und edelsten Naturen“ jene Neigung besiegen, nicht ihr folgen müßten. Nun bin ich eines Besseren belehrt. Ich erkläre aber hiermit, daß ich die Erörterung — die übrigens neue Gesichtspunkte schwerlich zu Tage fördern würde — mit einem Herrn, der die Anwendung solcher Ausdrücke liebt und sie sogar vertheidigt, endgiltig schließen muß.

A. von Boguslawski.



## Selbstanzeigen.

**Der König.** Drama. Leipzig und München, Albert Langen.\*)

Zwanzig Jahre sind verflossen seit dem Tage, wo dieses Stück im Druck erschien: ein Kind seiner Heimath, seiner Zeit. In Norwegen ist das Königshaus nicht national, kann somit auch nie norwegische Tradition und nur selten norwegischen Willen repräsentiren. Das Stück ist in einer Zeitperiode entstanden, in der wir mit der Dynastie um ganz natürliche Reformen kämpften, wie den Zutritt der Minister zur Nationalversammlung (dem Storting), die Erweiterung des Stimmrechtes, die Einführung der Schwurgerichte, die Befreiung der Schule von der Leitung durch Bureaucratie und Geistlichkeit. Die königliche Gewalt hat nach und nach in allen Punkten nachgeben müssen. Das Stück war eine Kampf-Schrift; es galt, den Gesichts- und Ideenkreis der jüngeren Generation zu erweitern, die damals heranwuchs und die jetzt das Wort führt.

Die Handlung selbst hält sich streng auf psychischem Grund und Boden (ist nie greifen äußere Begebenheiten in ihren Verlauf ein); aber es umwoht sie ein Geisterchor, der offenbar seinen Einfluß auf das Gemüth der handelnden Personen geltend macht. Man hat viel darüber gegrübelt, was ich wohl damit

\*) Die folgenden Sätze bilden die Vorrede zu Björnsons berühmtem und viel-sprochenerem Drama, dessen deutsche Ausgabe in den nächsten Tagen erscheinen wird.

gemeint habe. Damals erschien es mir so natürlich, den Einfluß, den Ueberlieferung, Sitten, Volksmeinung und Religion auf uns ausüben, in ein allegorisches Gewand einzukleiden. Sollte die Uebersetzung — was sich leider nicht vermeiden läßt — deren Wirkung abschwächen, so kann ja der Leser die Zwischenspiele ruhig überspringen; die Handlung ist selbständig. Bei der Aufführung des Dramas dürfen jedoch weder die Zwischenspiele noch darf das Nachspiel gestrichen werden. Es ist vielmehr Wort für Wort zu komponiren, und zwar ohne Wiederholung, so, daß die Bilder rasch vorüberziehen.

Schließlich gestatte ich mir, aus meiner norwegischen Vorrede zur dritten Auflage (1885) folgende Bruchstücke anzuführen:

Ich darf es gewiß als ein Zeugniß für das Wachsthum unseres Volkes ansehen, daß dieses Stück jetzt aufgeführt werden kann und gleichzeitig die dritte Auflage erforderlich wird; — obwohl die früheren sehr groß waren. Als das Stück vor etwa zehn Jahren herauskam, drohte man mir in der damals einflußreichsten Zeitung des Landes mit Buchthaus. Man begegnete mir im Großen und Ganzen in den drei skandinavischen Reichen, von öffentlicher wie von privater Seite, mit einer Roheit, die in unserer Literaturgeschichte kaum ihresgleichen kennt.

— — — Könnte das Königthum seine eigene Lage überblicken, so würde es selbst den Versuch machen, all Das über Bord zu werfen, was sich überlebt hat und deshalb nicht nur den Fluch der Unwahrheit in sich birgt, sondern auch Andere zur Unwahrheit zwingt. Es würde dann dem König wie dem Staate endlose Scherereien und große Sündenlast ersparen. Allein diese Selbst-Reformation wird dem Königthum durch seine Anhänger wie durch seine Gegner, nicht in letzter Linie aber auch durch den jeweiligen Träger der Krone, erschwert. Mein Stück führt die Gründe aus, weshalb ein König so selten das Zeug zum Reformator besitzt. Dies ist der Inhalt des Dramas „Der König“. Vielleicht wird man nun sowohl meinen Plan als auch dessen Ausführung für loyal und gewissenhafter ansehen, als man vor zehn Jahren\*) zu thun vermochte. Vielleicht werden die „Stützen der Gesellschaft“, von denen der General spricht, nun nicht mehr als bloße Karikaturen angesehen, nachdem Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ und sein „Volksfeind“ sowie Kiellands „Arbeidervolk“ und „Fortuna“ erschienen sind. Auch dürfte „der Graue“ in den Wolken nun nicht länger als unverständlich und unnatürlich gelten, nachdem man Ibsens „Gespenster“ gelesen und gesehen hat.

... Ist aus norwegischen Verhältnissen ein Geistesprodukt hervorgegangen, das vor dem sittlichen Richterstuhle seine Probe besteht, so laßt es auch seine volle Wirkung erzielen; ohne diese erhält es auch nicht die volle Gegenwirkung. Wenn der Glaube, der das Stück geschaffen hat, nicht der stärkste im Staate sein sollte, — nun, so kommt eben ein Gegenstück, das stärker ist. Und damit können nur Alle gewinnen. Dadurch, daß man einem solchen Geistesprodukt aus dem Wege geht oder es aus dem Wege zu räumen versucht, richtet man in einem großen Staate vielleicht weder Nutzen noch Schaden an, denn dort ist immer die Möglichkeit vorhanden, daß etwas Anderes an seine Stelle tritt; während in einem kleinen Staate dadurch die selbe Wirkung erzielt werden kann, wie wenn man sich selbst das eine Auge verlegt.

\*) Also jetzt vor zwanzig Jahren.

... Und wenn es nun gerade der kleine Staat wäre, der das Königthum am Leichtesten zu modernisiren vermöchte? Es von dem Erbe, das heute das Volksgefühl kränkt, von Forderungen, die Unheil zur Folge haben, befreien könnte? Das ist wirklich der Fall. Die gleichmäßigen Verhältnisse eines kleinen Staates, seine geringere ökonomische Leistungsfähigkeit, schärfere Kontrolle, strengeres Wahrheitgefühl haben ihm diese Aufgabe zur Pflicht gemacht. Und gleichzeitig auch viele andere. Lösen wir diese Aufgaben, dann ist uns eine Zukunft beschieden, um die uns die größten Staaten beneiden werden; lösen wir sie nicht, dann verlieren wir alle Berechtigung auf eine selbständige Existenz, — ja allmählich sogar die Lust dazu. So stehen die Dinge.

Björnsterne Björnson.



**Sylvester von Geyer.** Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Ein Menschenleben mit all seinen Irrthümern und Niederlagen, ein Menschenleben mit seinen Höhepunkten und Siegen suche ich hier aufzurollen, von der Geburt bis zum Tode. Es ist mir darum zu thun gewesen, das Werden eines Menschen zu zeigen, ein in bescheidenen Grenzen sich entwickelndes, kurzes Dasein. Und ich habe dazu in eine typische Schicht unseres deutschen Volkes gegriffen, der wir Rächtiges und Großes verdanken, die mitgeholfen hat, uns zu Dem zu machen, was wir heute in der Welt sind. Es ist das Holz, aus dem unsere Helden der Befreiungskriege geschnitten sind, aus dem die Leute wuchsen, die durch Blut und Eisen das Reich einten, die einen Moltke hervorgebracht haben, als höchsten, unerreichten Vertreter. Es ist der deutsche Armeeeadel. Vom sogenannten Schwertadel, dem das Wörtlein „von“ gegeben ward, als ein Glied der Familie eine hohe Stelle im Heer erreichte, ist er wohl zu unterscheiden.

Ihr kennt sie, diese „Geyers“, die seit Geschlechtern in der Armee gedient, deren Stern aufging mit ihrem Herrscherhause und noch leuchtet mit ihm. Wer einmal die Geschichte oder die Psychologie des deutschen Offiziers schreiben wird, Der muß ihnen einen breiten Raum geben in seiner Darstellung. Seit Geschlechtern dienen sie in der Armee: der Sohn folgt, nach einem Naturgesez, dem Berufe des Vaters. Nur einzelne, wenige Glieder werden dem Waffenhandwerke untreu und fallen damit aus dem Rahmen der übrigen. Aber auch Diesen bleibt immer noch „der Ahnherr, der sich regt im Blute“, den sie nicht überwinden können, und würden sie noch so weit aus der Bahn geschleudert. Diese „Geyers“ sind ein eigenes Element im Staate geworden, sie stellen den Stamm dar, aus dem das Offiziercorps seine beste Kraft zieht. Sie haben ihre Namen in die Tafeln der Geschichte gegraben, sie besitzen eine Ueberlieferung, die ihnen den Weg weist, die ihnen den Säbel in die Wiege legt. In diesen Familien gilt nur Eines: der Dienst Seiner Majestät. Er ist Allen ins Blut übergegangen, er bildet das ganze Interesse, er bildet für sie die Lust, die ihnen zum Althmen nöthig ist. Die Männer thun den Rock des Königs an schon als Knaben, die Mädchen erblicken ihre Zukunft an der Seite eines Offiziers, die Frauen erziehen ihre Söhne für den Beruf, der ihnen einzig möglich scheint.

Zu einer Kriegerkaste sind sie geworden.

Wie überall, wo Kastenwesen herrscht, greift unter ihnen in gewissem Maße eine Verkünderung um sich, eine Verengung des Horizontes, ein Nicht-Begreifen-Können anderer Kreise und fremder Lebensthätigkeit. Meist bleibt es bei Gleichgiltigkeit und Theilnahmelosigkeit stehen, bei Einzelnen artet es aus in Hochmuth und Besserdünken. Aber dieser Hochmuth ist nicht ernst zu nehmen, wie fast immer im Leben. Aus gewollter Beschränkung ergießt sich leicht Beschränktheit. Und die Klugen dieser „Geyers“, Die mit dem Marschallstabe im Tornister, sind weitherzig, Alles begreifend, für Alles Interesse zeigend, mit offenen Augen begabt, um zu sehen und zu verstehen, was rings vorgeht in der Welt. Ihnen ist die Vergangenheit ihrer Familie kein Grund, um sich besser zu dünken als Andere, aber auch kein unnützes Gepäd auf der Lebensreise, sondern die Verpflichtung, der Sporn zu eiferner Thätigkeit, zu höchsten Zielen.

Arm sind sie fast Alle, zu erwerben haben sie meist nicht verstanden. Was sie hatten, zehrte der Kriegsdienst, geschlechterlang hintereinander gelübt, auf, denn Gold und Ruhegehälter reichten nicht hin — bei starker Familie, der das Zweikinderstern unbekannt ist —, um Reichthümer zu sammeln. Und auch durch Heirath scheinen sie in den meisten Fällen keine Glücksgüter erwerben zu sollen, als widerspräche es der Ueberlieferung. Unter diesen „Geyers“ ist die „Kommisheirath“, die mit knapper Noth das nöthige Einkommen aufbringt, das der Staat für den verheiratheten Offizier verlangt, anscheinend die Regel. Sie wählen in weitaus den meisten Fällen, wie es immer sein sollte, ihre Lebensgefährtin aus Neigung. Bei ihnen hat die Liebe noch ihren Werth.

Ihre Lebensverhältnisse und Bedürfnisse sind einfach, sie sind es im Vaterhause gewesen und sie bleiben es. Die erhöhten Ansprüche der Zeit treten zwar an sie heran, winken vielleicht begehrlieh aus der Ferne, aber entgleiten ihnen meist unter den Händen, die sie schüchtern danach ausgestreckt. Dann wird jenen jungen „Geyers“, die ein paar Augenblicke gemeint, einen anderen Flug zu nehmen, doch wieder der Weg gewiesen, den ihre Väter und Vatersväter geschritten. Sie, die in Standespflichten den äußeren Schein zu wahren haben zu Ehren ihres Rodes, müssen wahrlich oft härter den Kampf ums Dasein kämpfen als mancher Sohn der misera plobs.

Aber ihnen ersteht kein Prophet!

Und es ist gut so, denn wie sie sind, diese „Geyers“, dienen sie ehrlich ihrer Zeit und ihrem Volke. Vielleicht werden sie einmal in der Zukunft ihre Daseinsberechtigung verlieren, aber heute noch gelten die Worte Kaiser Wilhelms des Ersten, die er der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere voranstellte:

„Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegerische Thätigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offiziersstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.“

Dresden.

Georg Freiherr von Ompteda.



## Herr Professor Schiemann.

Ungefähr vor zehn Tagen wurde mir eine Zeitung zugesandt, in der Herr Theodor Schiemann, Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin, erklärte, meine gelegentlich hier gemachte Mittheilung, Heinrich von Treitschke habe der „Zukunft“ einen Beitrag versprochen, sei unwahr, „vielmehr“ habe Treitschke „einen Brief“, den Herr M. Harden an ihn richtete, „mit einem nicht mißverständlichen abschlägigen Bescheide beantwortet“. Diese Erklärung verkündete Herr Theodor Schiemann „zur Steuer der Wahrheit“. Als ich Das las — bald auch besonders häufig in Blättern, die den lebenden Treitschke wüthend zu beschimpfen pflegten —, entstand mir zunächst die Frage, was sich ein Leser der „Zukunft“ bei der Erklärung des hehren Wahrheitwächters wohl gedacht haben möge. Wahrscheinlich wird er sich gesagt haben: Merkwürdig; dieser Harden hat in seiner Wochenschrift doch Aufsätze von leidlich berühmten Leuten veröffentlicht; ich erinnere mich, unter seinen Mitarbeitern — um aufs Gerathewohl nur ein paar Deutsche zu nennen — Vegas, Behring, Haedel, Henje, Herkner, Lamprecht, Lenbach, Regis, Rißt, Menger, Viktor Meyer, Mittelstaedt, Max Müller, Nippold, Paulsen, Schaeffle, Schwening, Spielhagen, Stenglein, Sybel, Adolph Wagner und manchen Anderen getroffen zu haben, der an Weltruf nicht hinter unserem Treitschke zurücksteht; Hang zu Reklame und Renommisterei habe ich an dem Harden eigentlich nie bemerkt; und nun sollte er gerade den toten Treitschke zu Reklamezwecken benutzen haben, wie ein nicht einmal pfliffiger Fälscher? Der Mann, der so gedacht hätte, wäre von seinem Menschenverstande auf den richtigen Weg geleitet worden. Wirklich: die Verdächtigung, die Herr Schiemann geleistet hat, ist so ausbändig thöricht, daß sie vor Erwachsenen kaum eine Widerlegung erheischt. Ich hätte mich herzlich gefreut, wenn unser großer Dichter deutscher Historie, der zugleich der stärkste Stilist im deutschen Land war, mir einen Beitrag gegeben hätte; aber ich hätte darin eben so wenig eine Anerkennung oder Weiße meiner Thätigkeit gesehen wie in der Thatfache, daß andere bedeutende Männer ihre Arbeiten in der „Zukunft“ veröffentlichten. Und ich hätte, wenn Treitschke mir einen „nicht mißverständlichen abschlägigen Bescheid“ gegeben hätte, diese Ablehnung eben so wenig verborgen wie die andere Thatfache, daß Herr Debel mir einst brüsk einen Beitrag verweigert hat, weil ich, wie er meint, seine Parteigenossen ungerecht behandelt habe, und daß Herr Professor Lujo Brentano, nachdem er hier eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht hatte, mir seine fernere Mitarbeit gekündigt hat, weil ich für seinen Geschmack zu agrarische Ansichten vertrate. Ich finde, daß die Mitarbeit an einer Zeitschrift mit den Ansichten, die der Herausgeber vertritt, nichts zu schaffen hat; ich biete ein sauberes Blatt, das nie von einem Fleckchen, einer einträglichen Unreinlichkeit oder auch nur von den landesüblichen Kniffen der Inseratenpolitik beledet worden ist, und gebe Jedem, der Etwas zu sagen hat, die Möglichkeit, sich frei auszusprechen, — auch wenn seine Äußerungen sich mit rücksichtsloser Schärfe gegen mich selbst wenden. Treitschke kannte mich nicht; es hätte mich geschmerzt, wenn er eine schlechte Meinung von mir gehabt hätte, aber ich hätte mich damit getrüftet, daß er mich eben nicht kannte und vielleicht nur von gewissenlosen Leuten allerlei alberne Klatschgeschichten über mich erfuhr. Die Zusage oder Ablehnung, der „Zukunft“ einen Beitrag zu geben, habe



ich nie als eine Staatsaktion betrachtet, von der zu reden überhaupt lohnt, auch z. B. die in besonders freundliche Formen gekleidete Zusage Gustavs Freytag nie erwähnt; ich weiß, wie oft man aus Höflichkeit einen Beitrag in Aussicht stellt, ohne ernstlich an die Erfüllung des Versprechens zu denken. Das weiß auch der in publizistischen Dingen sehr erfahrene Herr Schiemann ganz genau und er hätte sich gewiß nicht gerührt, wenn es sich für ihn nur um die Frage gehandelt hätte, ob Treitschke mir gelegentlich einmal einen Beitrag zugesagt hat; aber er will — aus Gründen, die ich leider noch zu beleuchten haben werde — den Schein erregen, als habe Treitschke den bloßen Gedanken, er könne für die „Zukunft“ schreiben, weit von sich gewiesen und mich wie einen unsauberen, verächtlichen Wicht abgeschüttelt. Herr Schiemann hat Unglück: Treitschke, der auch in Kleinigkeiten gewissenhaft und vornehm war und sicher nicht, wie Herr Theodor Schiemann, nachdem er eben im Hause des Herrn Boulton Bigelow, des insamsten Bismarckbeschimpfers, Vögirgast gewesen war, sich in Kissingen an Bismarckhuldigungen betheiligt hätte, scheint seine Zusage ernst genommen zu haben. Wenigstens hat er in jedem konkreten Fall, wo ich mir wieder anzupochen erlaubte, die Unmöglichkeit, die Zusage im Augenblick zu erfüllen, bündig und freundlich motiviert. Einmal — es handelte sich um die Rede „Zum Gedächtniß des großen Krieges“ — schrieb er, da die Rede „von Amtswegen“ gedruckt werde und Herr Hirzel „nachher noch eine kleine Oktav-Ausgabe veranstalten“ wolle, könne er nicht mehr darüber verfügen. Ein anderes Mal schrieb er, da er im Begriff sei, abzureisen, könne er „vorberhand“ nichts schreiben, er komme überhaupt „nicht leicht“ mehr zu kleinen Arbeiten, da sein Buch — die Deutsche Geschichte — ihn zu sehr in Anspruch nehme. Treitschke war nicht der Mann, der ein Blatt vor den Mund nahm; wenn ich aufdringlich genug gewesen wäre, ihn nach „einem nicht mißverständlichen abschlägigen Bescheide“ noch weiter zu bedrängen, dann hätte er meine Briefe entweder in den Papierkorb geworfen oder mir recht barsch heimgeleuchtet. Meine Briefe: denn die Unwahrheit, die Herr Theodor Schiemann, Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin, „zur Steuer der Wahrheit“ dreist ausspricht, beginnt schon mit der Behauptung, auf einen Brief habe ich eine Antwort erhalten. Ich habe von Treitschke vier Briefe empfangen. Und wie weit der große deutsche Prophet von dem Gefühl entfernt war, das Herr Schiemann, um mir Eins anzuhängen, dem Toten imputiren möchte, mag eine Episode aus diesem Briefwechsel beweisen. Weil ich wußte, wie völlig Treitschke von seinem Werk in Anspruch genommen war und wie schwer er zu kleinen Arbeiten Zeit fand, hatte ich ihn, als er sich prinzipiell zur Mitarbeit geneigt gezeigt hatte, um die Erlaubniß gebeten, aus dem fünften Bande seiner Deutschen Geschichte vor dem Erscheinen einen Abschnitt drucken zu dürfen; der Zustimmung des Herrn Hirzel, der mir oft Zeichen freundlicher Gesinnung gegeben hat, glaubte ich sicher zu sein und erhielt bald auch in liebenswürdigster Form seine Einwilligung. Von Treitschke selbst aber kam keine Antwort. Seine Tochter hatte mir mitgetheilt, der Brief sei dem — verreisten — Vater nachgeschickt worden; er konnte immerhin also verloren sein. Nach einiger Zeit überwand ich die Furcht, aufdringlich zu scheinen, und schrieb, da gerade die Umsturzvorlage die Gebildeten beschäftigte, nochmals an Treitschke, bat ihn aber zugleich, falls er etwa absichtlich nicht geantwortet habe, auch diesen Brief als nicht vorhanden zu

betrachten. Der Brief, der am siebenten April 1895 als Antwort kam, begann mit den Worten: „Geehrtester Herr, es ist mir sehr willkommen, daß Sie mir die Gelegenheit geben, mich wegen einer unbeabsichtigten Unfreundlichkeit zu entschuldigen. Nach meiner Rückkehr aus Lissabon erfuhr ich, im November, nachträglich, daß Sie mir inzwischen wegen meines fünften Bandes geschrieben hätten; der Brief war mir nach Frankreich nachgesandt worden und ist dann irgendwo verloren gegangen.“ Es folgen politische Betrachtungen, die ich mitzuthellen mich nicht für befugt halte. Der fünfte Band war inzwischen erschienen, meine frühere Anfrage also gegenstandslos geworden. Aber würde Treitschke den Verdacht einer unfreundlichen Absicht freiwillig so entschieden abgewehrt, würde er, der lügen nie gelernt hat, seine Briefe an mich mit der Versicherung ausgezeichnete Hochachtung und Ergebenheit geschlossen haben, wenn er für mich die Empfindung gehabt hätte, die Herr Schiemann in seinen schlaun Zeilen mindestens ahnen läßt? Ein Mann, der Treitschkes Art in der Nähe gesehen hatte und dessen Diskretion ich vertrauen durfte, sagte mir, als er in diesen Tagen den Brief gelesen hatte: „Darauf können Sie sich Etwas einbilden!“ Dazu fehlt mir nun jede Fähigkeit; aber eine herzliche Freude war mir, daß der größte Publizist deutscher Zunge, ohne auf das Geflätsch, das in seiner Nähe buchstäblich angezettelt wurde, zu achten, den ihm Unbekannten doch für einen Menschen hielt, zu dem er in rückhaltloser Offenheit sprechen durfte.

Diese paar Details führe ich nicht etwa an, um zum Ueberfluß noch zu beweisen, daß Herr Schiemann die Unwahrheit gesagt hat. Wer öffentlich des Diebstahls beschuldigt wird, braucht doch gewiß nicht zu beweisen, daß er nicht gestohlen hat: der Ankläger hat die Beweislast zu tragen und er ist sittlich ein toter Mann, wenn er, wissentlich oder leichtfertig, einen Unschuldigen einer Ehrlosigkeit verdächtigt hat. Nicht ich habe einen Reinigungsbeweis anzutreten, sondern Herr Schiemann hat zu beweisen, was er öffentlich behauptet hat. Er kann diesen Beweis nicht führen, — und ich habe nicht den sittlichen Befähigungsnachweis der Herren zu prüfen, die Professoren an der Universität und Lehrer an der Kriegsschule in Berlin sein und die Jugend heranbilden dürfen. Ich hätte die Leser und mich mit der Täpperei gar nicht beehelligt, wenn die Sache nicht beträchtlichere Seiten hätte und wenn sie mir nicht die Gelegenheit böte, mich mit der Persönlichkeit des Herrn Theodor Schiemann etwas ausführlicher zu beschäftigen, der in der Stille seit manchem Jahr wie ein behendes Maulwürflein gegen mich wühlt. Jetzt war der Kluge klug genug, nicht klug zu sein: er trat mit einer gegen mich gerichteten Erklärung in die Öffentlichkeit; jetzt habe und halte ich ihn und er muß mir gütigst gestatten, ihm einen Augenblick ins holbe Antlitz zu leuchten.

Daß der gute Herr den toten Treitschke monopolisiren, daß er den Schein erregen will, er habe jeden Brief und jeden Zettel gekannt, den der lyrisch gestimmte Historiker schrieb, mag noch hingehen. Große Männer, die das furchtbare Unglück der Taubheit betroffen hat, haben oft auch noch darunter zu leiden, daß kleine Geschäftsleute sich hehend an sie klammern und sich in dem Glanz sonnen, der die Häupter der Regenden bestrahlt. Wer erinnert sich nicht an den ami de Beethoven, der in Heines pariser Musikberichten eine so lustige Narrenrolle spielt? Der Boshafte, den Treitschke so wundervoll haßte, schrieb über ihn: „War dieser Freund Beethovens wirklich dessen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgiltigen Bekannten, mit denen ein genialer Mensch zuweilen um so lieber um-

gang pflegt, je unbedeutender sie sind und je prosaischer ihr Geplapper ist, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetischen Geistesflügen? Jedenfalls sahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius. „Wie konnte der große Künstler einen so unerquicklichen, geistesarmen Freund ertragen!“ riefen die Franzosen, die über das monotone Geschwätz jenes langweiligen Gastes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daß Beethoven taub war.“ Der ami de Treitschke hat gerade jetzt noch ganz besondere Veranlassung, sich als den Bertrautesten aufzuspielen, als den Mann, der in die intimsten und winzigsten Lebensregungen des uns nun Entrissenen eingeweiht war, denn: er hat eben über Treitschke ein Buch herausgegeben, ein „unbedingt zuverlässiges“ Lebensbild — er sagt es ja selbst — und muß der Welt fix doch beweisen, daß Keiner dem Großen näher stand als er, als Herr Theodor Schiemann. Von diesem Buch möchte ich nichts sagen; es bringt sehr schöne Briefe von Treitschke Vater und Sohn, aber wer es auch nur anblättert, wird sofort sehen, was er von dem Verfasser zu halten hat. Bevor die Schuh verbraucht, worin er der Leiche des Freundes folgte, hat der betriebsame Herr schon sein Buch fertig; daß dabei von einer ernsthaften oder gar wissenschaftlichen Leistung nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Unter allen lebenden Historikern ist zum Biographen Treitschkes Keiner ungeeigneter als Herr Schiemann, denn: diesem Vortrefflichen fehlt jedes tiefere Verständniß für Treitschkes Weltanschauung und für Treitschkes Stil. Ein Beispiel. Als er 1894 ein Lebensbild von Viktor Hahn herausgab — ein unsagbar läberlich gearbeitetes Buch, das von Flüchtigkeiten und Irrthümern wimmelt —, wies der literarisch gut gebildete Reichstagsabgeordnete Bruno Schoenlant im „Vorwärts“ (Jahrgang 1894, Nr. 294) nach: Herr Schiemann habe aus Treitschkes berühmter Schrift „Der Sozialismus und seine Gönner“ eine Stelle (Seite 82/83), die Hahn offenbar dort exzerpiert hatte, led als eine persönliche Aeußerung Viktors Hahn angeführt. Schoenlant konnte diesen Irrthum mit Recht „ungeheuerlich“ nennen und, als er in seiner Leipziger Volkszeitung neulich darauf zurückkam, Herrn Schiemann „blühende Unkenntniß der einschlägigen Literatur“ vorwerfen. Daß ein Sozialdemokrat in Treitschkes Werken besser Bescheid weiß als der angebliche Bufenfreund, ist schon stark; wenn aber ein Mann, der sich erdreistet, über Hahn und Treitschke Bücher zu veröffentlichen, Treitschkes bekannteste Streitschrift nicht genau kennt und den beiden Opfern seiner Betriebsamkeit so völlig verständnißlos gegenübersteht, daß er — nicht in einem Zeitungsartikel, sondern in einem als wissenschaftliche Leistung ausgegebenen Werk — die nach jeder Richtung grundverschiedene Eigenart der Beiden nicht auseinanderzuhalten vermag und Hahn sagen läßt, was in Wirklichkeit Treitschke, der persönlichste Stilist auf der bewohnten Erde, gesagt hatte, dann hat ein solcher Mann doch wohl das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden. Und wenn, nach dieser tödtlichen Blamage, der Mann noch strupellos genug ist, ohne den Schatten eines Beweises öffentlich den Vorwurf der Lüge zu erheben, dann . . . , ja dann habe ich nicht zu bestimmen, über welches Maß von Gewissenhaftigkeit ein Herr verfügen muß, der Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin sein kann.

Von der Gewissenhaftigkeit wende ich mich zu der Menschenkenntniß des Herrn Theodor Schiemann. Der ami de Treitschke, der gern zu erzählen pflegt, daß auch Bismarck ihn seinen Freund genannt habe, ist thatsächlich nicht nur der

intime Freund und Logirgast des Herrn Poultney Bigelow, des ruppigsten Möters, der je den Mann im Sachsenwalde angebellt hat, sondern er war auch der Freund des Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, des „starknervigen“ Redakteurs der Kreuzzeitung. Auf die untadelhafte Ehrlichkeit dieses Mannes, den so ziemlich alle hellen Köpfe in seiner Partei längst zwar nicht als strafbaren Verbrecher, aber als eine sittlich haltlose und faule Persönlichkeit durchschaut hatten, schwor Herr Theodor Schiemann bis in die allerletzten Tage vor Hammersteins Flucht heilige Eide. Das ist kein Zeichen von Bössartigkeit, — gewiß nicht; aber sollte ein Mann, der sich in der Beurtheilung eines geschäftlich ihm nahestehenden Menschen so furchtbar geirrt hat, in seinem Urtheil über andere Menschen, die er in seinem bewegten Leben nicht einmal gesehen hat, nicht doppelt und dreifach vorsichtig sein? Herr Schiemann ist offenbar nicht dieser Meinung; er hielt zu Hammerstein, als Hammerstein Herrn Kropatschek zum Tempel hinausjagte, und verständigte sich, als Hammerstein nach Tirol verduftet war, wie es scheint, geschwind dann wieder mit Kropatschek, dem neuen Herrn; und er läuft seit Jahren bei seinen Bekannten umher und beschuldigt mich, den er gar nicht kennt, der gemeinsten Ehrlosigkeit, die überhaupt zu erdenken ist, nämlich: ein von der russischen Regierung bezahltes Neptil zu sein.

Der Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin, der jetzt so thut, als treibe ihn die Gewissenspflicht, aus der Stube des stillen Gelehrten hinauszutreten und den toten Freund vor einem Makel zu bewahren, mit dem ihn ein völlig Unberufener, ein dem Retter und Rächer ganz Unbekannter und Gleichgiltiger, zu beflecken versucht, erweist mir also schon seit Jahren die Ehre, sich mit mir zu beschäftigen. Er ist auch durchaus nicht etwa ein stiller Gelehrter, der den kleinen Tageskämpfen sonst fern bleibt; ob er bei seiner flinken Fingerfertigkeit wissenschaftlich überhaupt legitimirt ist, sich einen Gelehrten zu nennen, darüber werden die Ansichten auseinandergehen; aber Herr Theodor Schiemann, Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin, ist — ich lasse seine sonstige Preßthätigkeit bei Seite — der Verfasser der Artikel, die unter dem Titel „Die äußere Politik der Woche“ jeden Mittwoch in der Kreuzzeitung erscheinen und die sich namentlich dadurch eine heitere Berühmtheit erworben haben, daß sie jede blödsinnige Auslassung einer russischen oder französischen Zeitung mit ausführlichem Ernst behandeln und daß ungefähr jedes fünfte oder sechste Wort von dem erleuchteten Verfasser in Anführungsstriche gesetzt wird. Ich wurde auf diese holprigen Stilübungen — man muß, als mildernden Umstand, erwägen, wie schnell der emsige Herr Schiemann bei seiner ausgebreiteten Thätigkeit schreiben muß — erst aufmerksam, als sie verleumderische Insinuationen gegen meine bescheidene Thätigkeit brachten; aber ich hatte, bis vor ein paar Wochen, keine Ahnung, wer der anonyme Verfasser sein könne. Seitdem habe ich andere Artikel, von denen ich am fünften November 1892 („Kaiserlich Russisches Neptil“) und am zweiten Dezember 1893 („Das Neptil Garden“) hier sprach, damit verglichen, ernste und langweilige Stilstudien getrieben und eine immerhin merkwürdige Regelmäßigkeit gefunden. Wenn ich die leichtfertige Triviolität des Herrn Schiemann besäße, würde ich nun mit Bestimmtheit behaupten: alle diese Artikel und Notizchen hat der ami de Treitschke geschrieben. Der Indizienbeweis ist beinahe zwingend; das kindische Geträtsch, das Herr Schiemann seit Jahren bei seinen Bekannten herumträgt, kann man da wiederfinden und der Stil

ist den unzweifelhaft vom Herrn Professor Schiemann herrührenden Artikeln so ähnlich, daß die fleißigste Philologenakademie in ihrem Gutachten kaum schwanken würde. Dann schloß sich auch gleich zwanglos der Ring und das jetzt Unverständliche würde sofort verständlich: Herr Schiemann hat mich privatim und öffentlich, hier freilich anonym, verleumdet, Herr Schiemann will den toten Treitschke monopolisiren und kann den Gedanken nicht ertragen, daß der Tote mir, den Herr Schiemann doch für einen Schuft hält, eine Freundlichkeit erwiesen haben soll. Rechnet man noch den Wunsch hinzu, bei den Ministern und Staatssekretären, in deren Pulb dieser politische Professor sich wärmen darf, sich beliebt zu machen und jetzt gerade, wo der kaum erkaltete Leib des Freundes schnell literarisch ausgeschlachtet werden soll, sich als den ihm Vertrautesten hinzustellen, so hat man des Räthfels einfache Lösung. Aber ich möchte, ehe ich einen Menschen, selbst einen, der an mir wie Herr Schiemann gehandelt hat, einer Ehrlosigkeit bezichtige, mich auf festere Grundlagen stützen können, als das schwache Gerüst eines Indizienbeweises sie zu bieten vermag. Den anonymen Schandschreiber, dem ich freiwillig wiederholt anbot, mich der peinlichsten Untersuchung zu unterziehen, habe ich hier in hellster Oeffentlichkeit aufgefordert, sich zu enthüllen und mit seiner Person für seine Behauptungen einzutreten, ich habe ihm für seine Enthüllungen den Raum der „Zukunft“ zur Verfügung gestellt und ihn, als er sich nicht meldete, einen kindischen, feigen Verleumder genannt. Bis ich einen bündigen Beweis des Gegentheils in Händen habe, halte ich für völlig undenkbar, daß der Herr, der Das hingenommen, dazu geschwiegen und sich tot gestellt hat, in Berlin Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie ist.

Herr Schiemann ist Balte. Ich habe vor der Zähigkeit — und namentlich vor der Betriebsamkeit — dieses Stammes die größte Achtung, ich finde es richtig, daß die Balten ihr Recht und ihr Volksthum mit Nachdruck vertreten und würde mich freuen, wenn sie auch in diesen Blättern ihre Stimme erheben. Unter einer Bedingung freilich: nicht anonym. Ich halte es für eine Erscheinung, die kein Volk sich gefallen lassen dürfte, daß in der Kreuzzeitung Herr Schiemann, in der Kölnischen Zeitung Herr Arthur von Huhn, in der Vossischen Zeitung Herr Alexander von Huhn, in der Schlesischen Zeitung Herr von Falck scheinbar deutsche Politik machen, in Wirklichkeit aber ihren — gerechten oder ungerechten — Baltenzorn gegen Rußland austoben. Was diese Herrn zu sagen haben, sollen sie sagen, aber sie sollen hinzufügen, daß sie Balten sind, damit der Leser ihren Standpunkt beurtheilen kann. Diese Ansicht habe ich bei dem Fürsten Bismarck bestätigt gefunden, dessen öffentlichen und privaten Aeußerungen ich überhaupt meine Einsicht in die Nothwendigkeiten verdanke, die Deutschlands Verhältniß zum Zarenreich zu bestimmen haben. Vielleicht sind meine Ansichten falsch — ein Herr, der früher Deutscher Botschafter in Petersburg war, hat sie als die erste vernünftige Würdigung Rußlands bezeichnet, die ihm seit Jahren in der deutschen Publizistik begegnet sei —, jedenfalls aber sind sie aus einem unbefangeneren Gefühl hervorgegangen, als es die ergrimmtten Balten aufbringen können. Denn ich habe mit Rußland und den Russen nicht das Allergeringste zu thun, ich habe den Handelsvertrag, der den Russen ermöglicht, auf Kosten unserer Landwirthschaft sich in ein paar Jahren eine selbständige Industrie zu schaffen, leidenschaftlicher als irgend ein Anderer bekämpft und mir persönlich könnte es ganz gleichgiltig sein, ob wir mit der

Regirung des kleinen Nikolaus gut oder schlecht stehen. Weil ich aber der Autorität des Fürsten Bismarck in den Glauben folge, daß es sich dabei um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches handelt, deshalb bin ich der Meinung, daß wir zwar nicht einen Schritt thun dürfen, der auch nur wie eine Demüthigung vor Rußland aussehen könnte, und daß wir unsere Ehre und unser Interesse den östlichen Nachbarn gegenüber mit der größten Entschiedenheit wahren, aber uns eben so sorgsam hüten müssen, in fremdem — englischem, baltischem, polnischem oder jüdischem — Interesse uns in unheilbare Feindschaft mit Rußland verhegen zu lassen. Deshalb erscheint die anonyme Preßthätigkeit der baltischen Herren mir im höchsten Grade gefährlich, deshalb erfreue ich mich ihres besonderen Hasses und deshalb trägt der Balte, der in dem angeblich führenden Blatte der deutschen konservativen Partei in anonymer Verborgenheit die auswärtige Politik des Deutschen Reiches besorgt, geschäftig gegen mich die albernen Klatschgeschichten umher.

Dem Fanatismus, auch dem begrenztsten, kann ich viel verzeihen, — wie jedem leidenschaftlichen Haß, der immer etwas Poetisches hat. Aber es ist ein Maß in den Dingen. Wenn ein Mann, der sein kleines Baltenressentiment mit dem weltpolitischen Interesse des Deutschen Reiches verwechselt, sich so weit veressen kann, daß er, um den Irrthum, der ihn zu schlimmstem Verleumdergewisser verführte, nicht eingestehen zu müssen, dem toten Gefährten eine Zeugnispflicht aufbürdet, die des Lebenden Worte zu glatten Lügen machen würde, dann kann ich nur in mitleidiger Trauer auf solche sittliche Verirrung eines Jugendlehrers blicken. Daß mein Name wieder einmal Wochen lang als der eines verworfenen Wichtes durch die Zeitungen geschleift worden ist, von denen gewiß nur wenige meine Erwiderung beachten werden, ist nicht weiter wichtig; ich habe kein Applausbedürfnis, folge nur meinem Gewissen und finde, daß Lord Rosebery Recht hatte, als er von den Beschimpfungen sagte: „Wenn man sich erst daran gewöhnt hat, ist es sehr amüsant.“ Das schmerzliche Gefühl, das mich erfüllt, gilt nur dem getrübten Empfinden eines nicht unbegabten Mannes, der sich selbst und seinen Ruf, wenn er auf dem betretenen Wege fortschreitet, durch leichtfertige Flüchtigkeit, blinden Fanatismus und Unwahrhaftigkeit rasch zu Grunde richten muß. Als Lassalle sich gegen Herrn Wilhelm Wackernagel wehren mußte, rief er dem unehrlichen Gegner zu: „Es giebt moralische Fälschungen, die schlimmer sind als Wechselfälschung!“ Diesem zornigen Wort sollte ein Herr, der Hammersteins Zusammenbruch in der Nähe gesehen hat, recht ernstlich nachdenken und sich im stillen Kämmerlein fragen, ob es eines gebildeten, sittlich bewußten Menschen würdig ist, einen unbeträchtlichen Privatmann zu verleumden, nur weil er von seiner Ueberzeugung zu anderen Ansichten geführt worden ist. Lassalle wurde grob und roh; ich möchte mild sein und Menschliches menschlich nehmen. Ich habe Herrn Theodor Schiemann, der sehr viel älter als ich ist und junge Seelen zu prägen unternimmt, nicht zu erziehen und darf nicht hoffen, daß meine Mahnung in seinem Herzen ein Echo wecken und ihn zur Reue aufrütteln wird. So kann ich von dem Erbdichter nur mit dem Wort eines Dichters scheiden, mit dem liebevollen Wort, das Romeo dem grimmigen Tybalt zur Antwort gab, als der Wüthende ihn — offen und mutig, Herr Schiemann! — einen Schurken genannt hatte: „Ich bin kein Schurke, — drum lebe wohl! Ich seh', Du kennst mich nicht.“

W. S.



## Mac Kinley und die Börse.

**N**unmittelbar vor der Wahlentscheidung stieg tägliches Geld in New-York auf 97 bis 100 Prozent p. a.; fast unmittelbar nachher sank der Satz auf etwas über drei Prozent. Damit ist die Spannung, in der man dem Ausgang des Kampfes entgegen sah, wohl deutlich genug bezeichnet. Im praktischen Leben verschiebt man eben seine Angst gern bis zum letzten Augenblick und so sah man auch in den Städten der Union trotz steigenden Getreidepreisen und sonstigen Mac Kinley-Chancen gerade zu Beginn des Novembers vorsichtige Anhäufungen von Baarmitteln. Die Leute bereiteten sich auf das Schlimmste noch vor, als das Schlimmste schon überstanden schien, und hielten sich von allen Geschäften zurück, nur um ihr Geld, d. h. Gold, in Händen zu behalten. Deshalb konnte sich auch, als die Entscheidung eintrat, der Wechselkurs in New-York nicht gleich bessern. In Europa fand man Das räthselhaft, — aber die Lösung war kinderleicht. Die Reichen drüben hatten sich nämlich nicht nur mit starken Goldreserven versehen, sondern, was das Selbe bedeutet, auch mit Wechseln auf London. Da nun alle Angst an einem einzigen Dienstag schwinden konnte, wurden auch die ungemessenen Quantitäten von dreimonatlichem London überflüssig und man schritt schnell zum Verkauf.

Für den Grad des Vertrauens, den das bankliche und kaufmännische Ausland jetzt wieder zur Union gewonnen hat, ist es keineswegs gleichgiltig, mit welchen Ursachen der Ausfall der Wahl in Zusammenhang gebracht wird. Die Narren sprechen dabei von dem ehrlichen Gewissen des Volkes, die Optimisten von einem Siege des gesunden Menschenverstandes und die Nüchternen von einem Zufall: dem — wegen der vielen Mißernten — überraschenden Emporschnellen der Weizenpreise. Selbst Mac Kinley, der doch den new-yorker Herren zur Verfügung war und bei der Beruhigung des Auslandes wohl gern mitgeholfen hätte, hat in seiner Agitation weniger von ehrlichem Geld als von „sound money“ gesprochen; der gesunde Menschenverstand reicht aber selbst bei Kaufleuten nicht immer bis zur klaren Unterscheidung der Währungsverhältnisse. Höchstens begreift man die Nothwendigkeit, Europa bei guter Kreditstimmung zu halten, und fürchtete, Bryans Wahl werde dieser Stimmung schädlich sein. Mit solchen Erwägungen konnte man aber den Farmern nicht kommen, die nicht allein in ihrem persönlichen Interesse fanatisirt auftraten, sondern auch 49 Prozent aller Wähler bilden. Diesen seit Jahren Nothleidenden hatten die Silberleute ein sehr einfaches Rechengemmel vorgelegt. In der guten alten Zeit, so sagten die Minenbesitzer, war ein Bushel Getreide ungefähr eine Unze Silber werth; jetzt hat der Weizenpreis nahezu in dem Verhältniß von Silber verloren, folglich hängt der Weizenpreis vom Silberpreis ab. In diesen Sätzen lag eigentlich der ganze gewaltige Zündstoff, der in der Bauernschaft Amerikas eine so große Wirkung erzeugen sollte und die Kapitalisten vieler Kulturländer nicht mehr schlafen ließ. Da kamen nun aber die Ernteaussälle in Europa und Indien und plötzlich sahen die Farmer den Werth ihrer Waare nicht nur wieder eben so hoch, sondern noch höher als in der guten alten Zeit. An Bryan zweifelten die Farmer jetzt aber um so lieber, als dieser Kandidat, um die

befiglosen Massen zu gewinnen, sein Programm noch stark sozialistisch gefärbt hatte. Der Todfeind des Goldes war zugleich Todfeind der Trusts geworden, die zwar dem Konsum ein Preisjoch aufzwingen, aber dem Produzenten dicke Gewinne eintragen. Unter solchen Umständen hatte Herr Barth es nicht schwer, den Sieg Mac Kinleys zu prophezeien, denn er war nach dem Westen der Union gereist und hatte dort den völligen Umschwung der Stimmung gesehen. Freilich waren die mächtigen Freunde, die Herrn Barth wohl zur Wanderschaft bewogen hatten, etwas vorsichtiger mit ihren Hoffnungen: sie hatten sich, als die Klügeren, bis zum letzten Augenblick auf den Sieg Dessen vorbereitet, der ihre Goldbonds in Silber zu zahlen und ihre mühsam ergrübelten Eisenbahnsysteme zu zerreißen wünschte.

Durch den Krieg, den Bryan den Trusts, den Ringen, Syndikaten, Vereinigungen u. s. w., angekündigt hatte, fühlten sich viele Besizende, an deren Urtheil die eigentlichen Währungsfragen spurlos vorüber zu gehen pflegen, arg beunruhigt. In der Union haben solche Ringe von Interessenten bekanntlich den Gipfel der Rücksichtslosigkeit und Ausbeutung erreicht. Die Brochuren, mit denen die Fabrikanten ihre Arbeiter von dem Segen der Trusts zu überzeugen suchten, nehmen sich recht charakteristisch aus. Zugleich war ein gewaltiger Trust in ausgedehnter Thätigkeit. Ich sprach bereits früher von dem 50 Millionen Dollars-Syndikat, das während der allgemeinen Wirrnis zur Aufrechterhaltung des Wechselkurses gebildet wurde. Diese Bemühung erwies sich bald als ziemlich überflüssig und nun begannen die Herren, Stapelartikel zu kaufen und in die Höhe zu setzen. Zunächst brachten sie dadurch viel Gold in Umlauf, ferner hoben sie den Rühmth der Produzenten; dennoch bleibt es nahezu unbegreiflich, wie durch die Steigerung von Kaffee, Thee, Petroleum u. s. w. Propaganda für eine Präsidentschaft gemacht werden sollte. In jenem Syndikat ist auch die Standard Oil Company mit 20 Millionen Dollars vertreten, — und Petroleumcertifikate (sie berechtigen im ganzen Lande zur Abnahme von so und so vielen Barrels) stehen heute bereits 116 Prozent, nachdem sie noch neulich zu 108 umgesetzt wurden. Nun sagen die Unterlegenen: das große new-yorker Syndikat habe auch Getreide künstlich hinaufgesetzt; aber keine Finanzkunst hat es bisher zum Wettermachen bringen können und die Mißernten sind als brutale Thatsachen nicht aus der Welt zu leugnen. Mit Indien, wohin der Westen am Meisten exportirt, war es so weit gekommen, daß dieses Land der stetig aktiven Handelsbilanz kein Silber mehr auf den Markt brachte. Allerdings machte die eigentliche Goldzahlung geringe Schwierigkeiten, da Indien für etwa 10 Millionen Pfund Sterling Gold gekauft hatte.

Die größte Furcht vor einer Thronbesteigung Bryans wurzelte aber weber in seiner free coinage noch in seiner Feindschaft gegen die Trusts. Dazu gehörten neue Gesetze und dazu wieder entsprechende Majoritäten. Es gab aber einen Punkt, wo der neue Mann im Handumdrehen grenzenlose Verwirrung richten konnte: die Silbercertifikate. Von diesen kostbaren Papieren sind etwa 400 Millionen Dollars im Umlauf, die auf dem Silberschatz von 470 Millionen basiren, den das Volk der Sherman-Akte verdankt. Die Regierung hat es nun schon lange für weise gehalten, diese Certifikate immer in Gold einzulösen. Das Geschäftsvettrauen hat sich also hier an einen fortgesetzten Vorgang gewöhnt, der lediglich Unus ist. Der neue Präsident brauchte aber nur dem Schatzsekretär ein einziges Wort zu sagen, — und diese Certifikate wurden sofort wieder in Silber bezahlt. Das war der furcht-



bare Alb, der sich im März auf die Besitzenden und Goldfreundlichen zu wälzen drohte und von dem man sich nun befreit fühlt. Dieses Gefühl der Befreiung ist in Europa so stark, daß die vorsichtigsten Kapitalisten jetzt die guten amerikanischen Eisenbahn-Bonds für sicherer als jemals halten. Das könnte bei einer offiziellen Notiz von nicht weniger als 80 verschiedenen Bonds bedeuten, daß die höchstbewertheten, deren Kurs jetzt 4 bis  $4\frac{1}{4}$  Prozent rentirt, nicht allzu langsam auf eine Bewerthung von nur etwas über 3 Prozent stiegen, also unseren Konfols gleichkämen. Ich gebe diese Meinung, wie ich sie höre, halte sie auch nicht für allzu phantastisch, mit Rücksicht auf die geringe Auswahl auf dem Anlagemarkt.

Während dieser ganzen bangen Zeit, wo man sich in Vermuthungen über das Schicksal der Goldbonds erschöpfte, wurde eigentlich das größte Vertrauen dem obersten Gerichtshof in Washington dargebracht. Von dieser Instanz, so versicherte man, würde jede Rücksicht auf Privat- oder Parteiinteresse abprallen und Dem gemäß inhaltlich des klaren Textes jener Mortgagebonds auf Goldzahlung entschieden werden. Allein die strengste Gerechtigkeit braucht doch nicht immer zu Gunsten der Besitzenden auszufallen. Haben wir es doch in den siebziger Jahren in einem ähnlichen Falle erlebt, daß das Reichsgericht die österreichischen Bahnen zur Goldzahlung an die Prioritätenbesitzer verurtheilte und daß dann ein hervorragender Pandektist an dieser Entscheidung eine Kritik übte, die noch heute unter Juristen unvergessen ist. Ferner brauchte Bryan ja nur ein Gesetz durchzubringen, daß die alten Verpflichtungen hinsichtlich der Couponszahlung in Gold aufhebt, — dann hätte das Gericht sich einfach zu beugen gehabt. Wären aber die amerikanischen Bahnen wirklich verurtheilt worden, so hätten sie bei einem Agio von 30, 40, ja 50 Prozent eben in Gold nicht zahlen können; sie hätten rasch unter Receivership zu kommen versucht, die Bonds wären hastig gefallen und dann zu niedrigeren Kursen von der Gegenpartei aufgekauft worden, um jede nur wünschenswerthe Majorität zu erlangen. Die jetzige Steigerung der Bonds ist daher nur zu begreiflich, obgleich Bahnaktien weit stärker gestiegen sind. Unsere Kapitalisten, die Besitzer der Goldbonds, schritten vielfach zu folgender Versicherung: sie verkauften ihre Papiere; wurde nun Bryan gewählt, so waren sie einem Kursfalle von 20 bis 30 Prozent entgangen; siegte aber Mac Kinley, so kauften sie ihre Bonds wieder ein. Wie die Marktlage ist, brauchte man am ersten Börsentage auf mehr als 4 Prozent Advance nicht zu rechnen und Das war ein Versicherungssatz, den jeder solide Kapitalist in Anbetracht des drohenden Schadens schon bezahlen durfte. Süddeutschland, wo die größten Gelbanfamnngen bestanden, bezeugt natürlich jetzt für amerikanische Bonds das lebhafteste Interesse, doch scheint auch Berlin in dieses Gebiet mehr eingreifen zu wollen. Es arbeiten dort einzelne starke Finanzleute sehr eifrig zu Gunsten amerikanischer Werthe und ich kenne z. B. einen Bond, von dem man in Berlin an einem Tage mehr abgesetzt hat als in zwei Monaten in dem Vororte Süddeutschlands. Jedenfalls ist es wichtig, zu wissen, daß unsere Bankwelt die eigentliche, national-amerikanische Silberbewegung jetzt für „tot“ hält. Ob diese Meinung richtig ist oder falsch: man wird für die nächste Zeit mit ihr zu rechnen haben. Pluto.



## Morituri.

**N**ur ein dunkles Erinnern lebt in mir noch an die drei bürgerlich-romantischen Kleinigkeiten des Herrn Sudermann, die, unter dem pretiösen Sammeltitel Morituri, wohl schon dreißigmal im Deutschen Theater aufgeführt worden sind. Der Versuch, das schlummernde Gedächtniß dadurch aufzurütteln, daß ich die drei Dramen las, blieb ziemlich fruchtlos; immer wieder verschwamm Alles in einen fein flimmernden Nebel, der den Augen so weh that wie das allzu grelle Lichtgestrahln eines elektrischen Scheinwerfers. Das wars vielleicht: Herr Sudermann, unser stärkster Bretterbeherrscher, rückt die Vorgänge, die er findet oder erfindet, in eine so grelle Theaterbeleuchtung, daß ein empfindliches Auge nur blinzeln in diese Rampenwelt zu blicken vermag; und wenn man blinzeln muß, scheinen die Farben leicht gebrochen und man weiß dann oft bald nicht mehr, ob man Roth eben sah oder Grün. Herr Sudermann läßt das geheimnißvolle Ding meist in Ruhe, das man altfränkisch auch nach Wundt und Flechsig noch Seele nennt — er hat Recht, denn nicht jeder Parquetbesucher ist verpflichtet, ein solches Ding bei sich zu haben —, er reißt dafür an den Nervensträngen und klingelt die Erregbarkeit wach; aber der aus dem Schlaf Gekochte legt sich mißmuthig gleich wieder auf die andere Seite. Herr Sudermann will unser Gefühl überrumpeln und arbeitet auf Spannung hin; aber der im Gefühl rasch Ueberrumpelte schämt sich nachher seiner Schwachheit und auf die Spannung muß, wie auf den herben Zwiebel die Thräne, einmal doch die Abspannung folgen. Die Flinkheit unserer Theaterzensurenvertheilung ist immer eine unwürdige, widrige Sache; aber sie wirkt nirgends vielleicht so unheilvolle Verwirrung wie bei den Gewaltthätigkeiten des Herrn Sudermann; ich halte nicht alle Herren, die in Berlin den Stückschreibern und den Spielern über Betragen, Sittlichkeit, Hausfleiß und Aufmerksamkeit zwischen elf und zwölf Uhr nachts Zeugnisse ausstellen, für Lessinge oder Sainte-Beuves, aber ich glaube doch nicht, daß Viele von ihnen noch acht oder gar vierzehn Tage nach dem Theaterüberfall „Heimath“ oder „Das Glück im Winkel“ große Dichtungen nennen würden. Das wird im ersten Mitternachtsstadium der Hypnose wohl so herausgestammelt, aber ich habe vor dem gesunden Menschenverstande hellhöriger Herren eine zu hohe Achtung, als daß ich annehmen könnte, es sei ganz ernst gemeint oder der derbe Zauberer aus Magiken vermöge auf sie auch die posthypnotische Wirkung. Den meisten Zuschauern wird es wohl so ergehen: sie werden gepackt, am schopenhauerischen Brennpunkt des Willens ein Bißchen gekügelt, nach der strengsten Methode massirt, in ein heißes Bad geworfen, unter eine eißige Douche geschleppt und schließlich in rauche Tücher so fest eingewickelt, daß ihnen, mit dem Athem, der letzte Rest des Bewußtseins entschwindet. Die Einwickelung geschieht regelmäßig in einer großen Szene, in

Sarceys berühmter scène à faire, um die und für die das Stück geschrieben wurde und die das Centrum des Stückes zu stützen hat. Es ist die schlaue Technik Scribes, die als die Technik Meyerbeers in der Welt berühmt und durch Wagner berichtigt wurde. Aber der starke Mann von Magiten ist nur ein kleiner Meyerbeer: ihm fällt nach der Schwerterweiche das Duett zwischen Valentine und Raoul nicht mehr ein. So kommt es, daß nach der großen Szene die Spannung gewöhnlich schnell weicht und das nach der Einwicklung mählich wiederkehrende Bewußtsein in den Associationcentren nur noch verwischte Eindrücke findet. Die Erinnerung an die süßen Mißhandlungen, die man, lebend wie ein Verliebter, bei Lampenlicht erlitten hat, ist verblaßt, man reibt die Augen, räfelt sich müde ein paar Sekunden und fragt dann, unsicher: Was war gestern abends eigentlich los und woran hast Du Dummkopf Dich gar so groß aufgeregt? Keine Kunstwirkungen sehen, wenn ich nicht ein noch dümmere Dummkopf bin, anders aus. Aber der Sudermannsinn ist ein handfestes Gefühl für das große A der Allgemeinheit, das nur — im Fall Magda, Levy, Brüsewitz oder Frischen — laut und kräftig angeschlagen zu werden braucht, um ein weithin widerhallendes Echo zu wecken. Wer diesen Sinn zu rühren versteht, kann Kassenerfolge einheimen und gebenedeit werden; aber er darf sich auch nicht beklagen, wenn ein neuer Nietzsche ihn in die Tafel seiner Unmöglichkeiten äßt, — als den Bürgergardisten mit dem Romantikerfederbusch.

Die Sudermanngefahr — das Erwachen des Bewußtseins nach der Einwicklung — war diesmal verringert, denn in den drei kleinen Stücken fällt nach den drei großen Szenen jedesmal fix der Vorhang. Dennoch ist mir, wahrscheinlich, weil mir der Sudermannsinn fehlt, kein klares Erinnerungsbild geblieben, nur ein dunkles Dämmern von schlimmen Geschichten, die ich in irgend einem Wartesaal, zwischen zwei Zügen, einmal in der Zeitung las, die — Das weiß ich noch ganz genau — furchtbar spannend waren und nur das Wichtigste leider vermissen ließen: die zuckende, mitleidige Herzen zum Zittern zwingende Menschlichkeit. An den vedischen Westruf Tat Twam Asi, den selbst die Fälle Bruno Werner und Brüsewitz mir ins Gedächtniß drängten, habe ich vor den Sudermannfällen noch nie gedacht und nie hat der Trost mich verlassen, daß die geschminkten Leute, die da unten so schwigten, jammerten oder schwärmten, sich bald erholen und die feuchte Wäsche wechseln würden, — rechts in der Herrengarderobe, links in der Damengarderobe oder ganz hinten in der Requisitenkammer, wo die blechernen Gothenkronen liegen und die künstlich gelbten Pergamente, mit denen das Ewig-Männliche abgedaukt wird Wohl aber dachte ich, während in etwas überlautem und doch schwer verständlichem Extrablattausruferton über die Fälle Teja, Frischen und Uterus verhandelt wurde: was dieser höchst begabte Herr Sudermann doch für hübsche Einfälle hat und wie wirksam er stets seine große Szene zu steigern weiß! Der hübsch

Einfall schien mir diesmal — in den Kritiken fand ich ihn nicht erwähnt, aber darum könnte er immer noch vorhanden gewesen sein — dieser: zu zeigen, wie in verschiedenen Zeiten, Schichten und Zonen verschiedene Zwangsvorstellungen Menschenköpfe beherrschen und Menschenwollen bestimmen, und mit dieser Einheit der Idee drei kleine Dramen zu einer Ganzheit zusammenzufühnen. Der Gothenkönig, den die stolze Stammesüberlieferung fesselt, daß es unter gewissen Umständen, schon der künftigen Historiker wegen, schicklich ist, mit Mann und Maus möglichst großmüthig in den Tod zu gehen; der kleine Lieutenant, den die Sitte zwingt, seinen geilen, mit Hieben nicht zu hart bestrafte Vengelschlag mit dem Leben zu sühnen; der höfische Marschall; der es für tapfer hält, der Herzdame zu Ehren einen Civilisten zu strecken: alle Drei leben in der Welt eines Willens, den eine dominirende Vorstellung leitet und lenkt. Schade, daß der Einfall nicht im Titel zum Ausdruck kam — dann hätten ihn gewiß auch unsere Morgenblattleser gemerkt —, denn der Einfall ist hübsch; und er hätte zu einer dichterischen Dreieinigkeit führen können, wenn die Menschen, die er in eine Idee einfädelt, lebendig geworden wären. Damit haperts nun. Es ist das Schicksal der großen und kleinen Meyerbeere, daß sie die Summe der Wesenszüge, die man, ich glaube, auch ganz altfränkisch, den Charakter nennt, jeden Augenblick mit einem aus der Requisitenkammer geborgten Multiplikator oder Divisor erhöhen oder verringern müssen, um die listig erlauerte Wirkung zu erlangen; wie man, ohne Eier zu zerbrechen, keinen Eierkuchen baden kann, so kann man auch keine Sensationszenen schaffen, ohne Charaktere zu brechen. Aber Eierkuchen schmeckt gut und Sensationszenen locken die zahlenden Leute ins Schauspielhaus. Deshalb muß bei dem großen Meyerbeer Roberts Alice, die nachher eine Heilige wird, uns anfangs, weiß gerade paßt, mit Operettencouplets füttern; und deshalb muß bei dem kleinen Meyerbeer der finstere Gothenkönig, nachdem er einige Anfälle der bekannten Rainzhysterie mit Hülfe einer strengen Brotkrustentur glücklich überstanden hat, im Handumdrehen, weiß gerade so paßt, zum dalbernden Milchbart werden. Auch bei Frischens Eltern gäbe es ohne mindestens drei zerbrochene Eier keine Omelette mit herben Kräutern: wenn der alte Vatterath, vor der Ehe „was zu erleben“, vom trauten Herzensfrit nicht in die Weisung umgefälscht würde, mit der Frau eines Mannes, in dessen Hause er verkehrt, sich lustig ins breite Ehebett zu legen, wäre die große Szene zwischen Vater und Söhnchen unmöglich; wenn der abgetakelte Schwerenöther, der den Umgang mit dem Ewig-Weiblichen doch auf der höchsten Schule gelernt haben soll, nicht so barbarisch wäre, dem ihm lieben Mädchen zu sagen, daß der Liebste in den sicheren Tod geht, käme das Abschiedsepigramm und die Schlusstimmung nicht heraus; und wenn Vater und Sohn, trotz dem Masinodril, nicht in dem unsinnigen Wahn gelebt hätten — ein preussischer General hat ihn mir wenigstens als ganz un-

finnig bezeichnet —, ein Offizier könne, weil er im Hemd, also wehrlos, geprügelt worden ist, die Fähigkeit zur Satisfaktion verlieren, wäre die Frischengemeinde um zwanzig bis fünfundzwanzig Spannungsmiunuten gekommen. Daß auch, ehe das Ewig-Männliche verhöhnt werden kann, ein paar Eier dran glauben müssen, brauche ich wohl kaum zu sagen; aber dieser in schwerfällig schlechte Verse gebrachte Ulf — Herr Hartleben hätte die tota mulier besser erfonnen, Herr Fulda die Uteruskomik flinker und flotter gereimt — ist überhaupt der Rede nicht werth. Das stillose Gothenstück, in dem der Eierkuchen auf einem Weltbrand gebacken wird, hat Speidel treffend ein Proverbe genannt; „Frischen“ möchte ich ein mit geschickter Steigerung vorgetragenes fait divers nennen, eins von den zeitungs-tragischen Ereignissen, die unter „Lokales“ durchschossen gedruckt werden; und das Märchen aus der magischen Renaissance wäre paßlich als eine entglittene nouvelle à la main zu bezeichnen, als eine von den üblen Frauenzimmer-anekdoten, an deren Schluß unhöfliche Leute nach der Pointe fragen.

Die beiden ersten Stücke hat der Bürgergardist aus der rostigen Pflüchflinte geschossen; so sieht ein vernünftig rechnender Mann, der Ungarische Goldrente liegen hat und Cheds schreiben darf, Texas heldische Tollheit, so blickt der zu Wohlstand gelangte Rätthnersproß, der grimmig stets zum Herrenhause emporgrollte, in das Junkerheim einer Preußenfamilie, deren Oberhaupt dem unermesslichen Landmann Schlenther für den Bund der Landwirth typisch erscheint. Im dritten Stück winkt grüßend der Romantikerfederbusch; die Künstlermystik, die dem kleinen Hofpimpfeler das Kainszeichen des ewig Leidenden, ewig Unverstandenen auf die schmale Stirn drückt und ihn dennoch zum Herrn aller Situationen macht, weckt die Erinnerung an Döhlenschlägers Correggio, und wenn wir hören, daß der Held nichts, der Künstler Alles bedeutet, fragen wir, ein Bischof verführt, ob Lenbach auch glauben mag, ohne ihn würde Bismarck nicht auf die Nachwelt kommen. Ein in die Großbourgeoisie hinaufgekletterter Kleinbürger, dem die Romantikerstimmung das Blut verdickt, hat alle drei Stücke geschaffen, — einer, der auf die rasche Wirkung losging, auf die Wirkung um jeden Preis, auch um den Preis kurzer Ruhmesdauer. Denn die Eintagshelden, die für den Sieg an einem Theaterabend ihr schönstes Dichterrecht opfern und, um diesen Sieg zu erstreiten, mordend über die Menschlichkeit stampfen, leben nicht lange; sie werden wohl von dem jeweiligen Geschlenther verherrlicht, aber sie sterben auch mit ihren Lobern und späteren Geschlechtern kündet ihre Namen kein Lied und kein Heldenbuch. Der Weg zu den großen Literaturepochen ist mit den geschichteten Leichen der Sudermänner besät, der Stundenieger, die mit der Stunde ins Nichts, in die Vergessenheit, zurücksinken und deren ängstlich erstarrtes Lächeln, wenn sie vor der Majestät der Klatscher sich demüthig neigen, zu ächzen scheint: ave, plebs imperator, morituri te salutant! M. S.



Berlin, den 21. November 1896.

## Bismarcks Rache.

**D**urch das alte deutsche Heldenlied von der stolzen Nibelungen Herrlichkeit und Noth schreitet ein Weib, das, um den jähen Verlust eines persönlichen Glückes zu rächen, einem ganzen Stamme den Untergang rüstet. Der Dichter, der ein unbarmherziger, doch ein gerechter Richter ist, hat das furchtbare Vollbringen dieses Weibes nicht beschönigt, aber er hat ihm unser menschliches Mitgefühl auch nicht entzogen; er zeigt Frau Kriemhild als den Hebel des Unheils, aber er hindert uns nicht, ein zornig eifernder Tadler, in mitleidigem Schrecken zu zittern, wenn Hildebrands Schwert endlich die Arglistige fällt. Denn Kriemhild rächt nicht nur ein persönliches Glück, das persönliche Böseheit ihr geraubt hatte: sie rächt, in der schlichten Welt des Heldenanges, wo, nach dem Wort Ludwigs Uhland, nur die beiden großen Gruppen der Treuen und Untreuen zu unterscheiden sind, die Untreue und die Undankbarkeit. Der kindliche Sinn der arischen Volkheit hatte den hellen Helden gestaltet, der stark und zugleich doch auch gütig ist, und er gesellte dem Mächtigen und Wilden, der den Sieg sicherte und mit dessen frühem Scheiden der Friede wich, die träumerisch versonnene Gesponsin, die heißes Rachegehnen zur ersten That ihres Lebens, zur fürchterlichsten, entzündet. Die Elemente, die das germanische Volksgemüth treiben und tragen und für Jahrtausende das Germanenschicksal bestimmen sollten, waren früh so gefunden: die fest ins Leben lachende Kraft, die an der einzig verwundbaren Stelle von der Lücke getroffen wird, und der sämmernde Träumerfönn, der über das Irdische hinausspäht und den erst der brennende Durst nach Rache zur That aufrütteln kann. Die

Germanengeschichte ist fast auf allen Höhepunkten von einem dieser beiden Elemente beherrscht; und je nachdem das eine oder das andere sieghaft hervortritt, gelingen dem germanischen Geist leise oder laute Eroberungen. Oft wurde einem blonden Siegfried, während er sich nach dem Wettlauf behaglich legen wollte, der Speer durch das seidene Kreuzlein auf seinem Rücken gebohrt; aber oft führte auch ein Kriemhildgefühl zu wundervollem Vollbringen. Der Grüblerjinn, der den Augustinermönch den Anfängen des Christenthumes nachdenken ließ, brach, da es die Mißhandlung eines ehrlich ringenden Christenmenschen zu rächen galt, in das großartige Thesengewitter aus, das im deutschen Lande zum zweiten Male die Luft vom dumpfen Römerdunst reinigte; und die belächelten, kantisch gedrickten Ideologen zeigten sich dem Anspruch der Schicksalsstunde gewachsen, als eine nationale Schmach zu rächen und aus den Trümmern der Staat Friedrichs zu retten war. Weil Kriemhild einen Theil der germanischen Volkskraft verkörpert, wird die Ränkerei unserem Gefühl nicht völlig entfremdet; und weil in der Germanengeschichte, auf dem weiten Gelände, das sich vom teutoburger Walde bis an die Mauern der Engelsburg, bis nach Velle-Alliance und Sedan erstreckt, die Rache eine so große Rolle spielt, hat die germanische Ueberlieferung, die Sage und Dichtung, gern den leuchtenden Helden die verzerrten Züge der Rachsucht verliehen. In dem Heldenfang keines anderen Stammes steht neben einem Hagen eine Kriemhild; in keinem anderen Lande hätte ein Heinrich Kleist wagen können, aus der mythischen Lichtgestalt des Volksheros seinen schlaunen, verschlagenen Cherusker zu schaffen.

Diese flüchtigen Betrachtungen scheinen weither geholt; der Blick schweift ungeduldig zu dem Titelversprechen hinauf und fragt dann, was Kriemhild und Hermann wohl mit Bismarcks Rache zu thun haben mögen. Dennoch ist der Versuch vielleicht nicht ganz überflüssig, rückschauend die Möglichkeit eines Verständnisses für den seltsamen Kampf zu gewinnen, der heute um Bismarcks aufrechte Redengestalt durch das deutsche Land tobt; ohne einen solchen Versuch muß das Bemühen erfolglos bleiben, die Vorgänge der letzten Jahre — und besonders der letzten Wochen — zu begreifen. Da ist ein Mann, der ganz sicher menschliche Schwächen und große Fehler hat, prachtvolle Tragoedienfehler sogar, der aber, wenn man ihn anderen Machthabern vergleicht, von deren Thun die Geschichte meldet, fast flectenlos erscheint; man braucht nur an Richelieu und Friedrich, an Cromwell, Metternich und Bonaparte

zu denken, um gleich zu erkennen, daß es sich bei den Vorwürfen, unter deren Last man Bismarck bestatten möchte, nur um belanglose Vöppereien handelt. Diesem Manne hätten Franzosen und Engländer Altäre gebaut, ihn, wie Cassagnac 1890 sagte, zu einer irdisch wandelnden Nationalgotttheit erhöht; bei uns ist es allgemach so weit gekommen, daß schon beinahe Muth dazu gehört, ihn zu rühmen, und daß allerlei Lumpengefindel, das an offiziellen Krippen gefüttert wird, sagen darf, er finde unter anständigen Leuten längst keinen Freund mehr und nur bezahlte Söldner stellten sich noch in seinen Dienst. Mit Kindern und Gassendirnen streitet man nicht; aber man muß doch mit der Thatsache rechnen, daß ein beträchtlicher Theil des Volkes an diesem Greinen und Reifen und Rülpsen seine Freude hat und sich nicht mit Verachtung und Ekel von den fetten Prostituirten abwendet, deren allnächtliche Geschäftsgänge von langen Lämmeln mit der Ballonnmütze beaufsichtigt werden. Otto Bismarck, dem wir, selbst Herr Bamberger mußte es einst zugeben, das Reich danken, wird in diesem Reich von früh bis spät ohne Ermatten geschmäht und er hätte, wenn es am sechzehnten November zur Abstimmung gekommen wäre, in dem Reichstage, den er geschaffen, den er, er ganz allein, möglich gemacht hat, wieder einmal die kompakte Mehrheit gegen sich gehabt. Auf der ganzen bewohnten Erde lebt kein Mensch, der sich um die äußere Machtstellung seines Volkes auch nur annähernd ähnliche Verdienste erworben hat, keiner, der in einem sorgsam abgegrenzten Gebiete heute noch so Nützliches wirken könnte wie er; aber . . . wer Das ausspricht, muß unbedingt ein feiler Heisläufer sein. Man darf den Freiherrn Marschall von Bieberstein loben, ihn, mit Herrn Lieber, ohne Erröthen einen Meister der Staatskunst nennen, man darf die Weisheit und gewaltige Thatkraft des Fürsten zu Hohenlohe preisen und den unermesslichen Herrn von Voettlicher verzückt bewundern, — aber man darf sich nicht erfreuen, in Liebe zu Bismarck sich zu bekennen. Er hat für das Hohenzollernhaus mehr geleistet als jemals vor ihm ein Minister für eine Dynastie; aber der Träger der Hohenzollernkrone hat ihn seit sieben Jahren nie um seine Ansicht über irgend einen ernstern Gegenstand befragt. Er weiß in der Geschichte und in den Entwicklungsmöglichkeiten der auswärtigen Politik besser Bescheid als irgend ein Anderer; aber sein Rath wird niemals begehrt. Denn die Legende hat für Zeit und Ewigkeit festgestellt: Bismarck ist, seit er fortgeschickt wurde, wüthend, er brütet furchtbare Rache und ist, um den Triumph seiner Rache mit brechendem Blick noch genießen zu können, bereit, der eigenen Schöpfung



den Untergang zu ersinnen. Wie die Legende entstand und sich Gläubige gewann? Sie zog ihre Kraft aus einem Element, das seit Jahrhunderten schon im Volksgemüth lebte, und sie konnte nur in dem Lande Kriemhilds und Hermanns gedeihen, wo man den leuchtenden Helden die verzerrten Züge der Nachsicht zu leihen liebt.

Wer auch nur für kurze Stunden sich aus dem Bann der Legende löst, wird sofort erkennen, daß Alles, was jetzt als ungeheuerlich ausgebrüllt wird, ganz einfach und höchst natürlich ist. Ein Mann, der beinahe beispiellose Erfolge aufzuweisen hat, dessen Name wie ein schützender Talisman wirkte und von dem der alte Kaiser sich niemals getrennt hätte, wird plötzlich in voller Ungnade entlassen; er erbietet sich, die wichtigsten Verhandlungen wenigstens mit der Macht seines persönlichen Ansehens noch zu gutem Ende zu führen —: umsonst, er muß auf der Stelle gehen. Im „Standard“, mit dem das Rummelheim dann bald durch die neue Leitung verbunden wurde, las man damals: „Er mag einen Nachfolger haben; ersetzt kann er nicht werden. Wer wird das Werk, das Bismarcks äußerster Scharfsinn erforderte, fortsetzen und vor dem Scheitern bewahren? Seine Nachfolger mögen seine amtliche Stellung erben; sein Prestige werden sie nicht erreichen. Nur ein Bismarck kann den Plan Bismarcks zu dem bestimmten Ziele führen.“ Solche Urtheile aus den Unheilstagen ließen sich leicht zu hohen Papierbergen häufen; nirgends begriff man, wie es möglich werden konnte, freiwillig auf die Kraft eines Mannes zu verzichten, um dessen Besitz andere Völker die glücklichen Deutschen in stummem Groll so lange beneidet hatten. Der Monarch, der ihn fortschickte, war noch jung, in seinem Sinnen und Trachten noch unerforscht. Den Nachfolgern, die er dem Einzigen gab, fehlte selbst die nothdürftigste Geschäftsroutine; ein von politischen Kenntnissen unbesleckter Infanteriegeneral, der den deutschen Diplomatenstil auf den Biedermannston der Kantine stimmte, und ein früherer Staatsanwalt, der, als er in die Wilhelmstraße einzog, mit löblichem Eifer die englische Sprache zu lernen begann. Es ist nicht mehr nöthig, die Geschichte des Caprivismus zu schreiben, nicht nöthig, zu erzählen, wie ein müder Greis mit feineren Fingern die angeknüpften Fäden dann weiterspann. Alles kam, wie es kommen mußte; und wo heute ernsthafte und patriotische Männer in Deutschland vertrauliche Zwiesprache halten, gedenken sie mit bitterem Wort des Zaren von Europa und sprechen in schmerzlicher Bewegung von dem raschen Niedergange der deutschen Macht. Ist es da wirklich so wunder-

bar, daß mächtig die Blicke sich wieder der Gestalt des Einen zuwenden, der verbannt werden mußte, damit diese Herrlichkeit sich erfüllen konnte? Wundern — und schämen — müßte man sich, wenn es anders wäre. Und ist es nur durch das gemeine Motiv persönlicher Nachsucht zu erklären, daß der Verbannte, der am Besten weiß, was seinem Werk frommen, was Schaden kann, von Zeit zu Zeit seine Stimme erhebt und in das Gewimmel der Kleinen sein Warnerwort aus der Höhe herniederruft?

Es muß wohl so sein; sonst hätten wir das traurige Possenspiel nicht erlebt, das am sechzehnten November im Prunkgebäude des Reichstages aufgeführt wurde. Eine kluge Regierung konnte dieses Schauspiel verhindern, das den Glanz unseres Ansehens in der Fremde gewiß nicht erhöhen wird; sie hatte, als die sogenannten Enthüllungen, die keinem den Dingen nahe Stehenden etwas Neues enthüllten, ihr zuerst bekannt wurden, zwei Möglichkeiten: sie mußte, wenn wirklich Staatsgeheimnisse enthüllt worden waren, deren Veröffentlichung dem Reich gefährlich werden kann, rücksichtslos einschreiten und den Thäter greifen — denn auch Fürst Bismarck steht nicht über dem Gesetz und das Legalitätsprinzip, ohne das die Monopolisirung des Anklagerrechtes ganz und gar unerträglich wäre, ist noch nicht aufgehoben — oder sie mußte den erfahrenen und nicht gerade kurzsichtigen Patrioten, von dem die hamburgische Veröffentlichung auszugehen schien, fragen, was er damit bezwecke, und sein konsultatives Gutachten über die Lage einholen. Beides ist nicht geschehen, obwohl von der Vernunft nur einer von diesen beiden Wegen gewählt werden durfte. Dafür erlebten wir die Tragikomoedie der bestellten Interpellation, die genau so jämmerlich und beschämend verlief, wie jeder Verständige es voraussehen mußte. Die Herren, die sich bei uns damit beschäftigen, das Volk zu vertreten, helfen sich in den innerpolitischen Erörterungen mit den längst abgegriffenen Schlagwörtern allenfals mühsam fort; in der auswärtigen Politik versagt die flache Routine und die in den Wahlen Geweihten leisten Rannegießereien, die an einem besseren Stammtisch kaum noch geduldet würden. Wenn man die ehrlichen und warmen Worte des Freiherrn von Manteuffel und die kluge, phrasenlose Rede des Grafen Mirbach, die verständigste, die im Reichstage je über Bismarck gehalten wurde, ausnimmt, bleibt in der Spreu kein einziges Weizenkorn; von allen den wackeren Männern, die da die Welt vertheilten, brachte kein Einziger auch nur eine Silbe vor, die nicht seit Wochen in Zeitartikeln verhökert worden war. Die Mehrheit entschied, unter der bewährten Führung des Herrn Lieber, der in der

Reichsfrühstücksstube fast so genialisch wirkt wie abends im Hofbräuhaus: Bismarck habe doppelzünftig und verwerflich gehandelt, als er mit den Russen den Neutralitätsvertrag schloß und er sei nur dem niedrigen Gefühl seiner Rachsucht gefolgt, als er jetzt von dem „strengsten Staatsgeheimniß“ den schützenden Schleier zog. Wenigstens den zweiten Theil dieser Entscheidung schienen auch die beiden Herren für richtig zu halten, die im Namen der Verbündeten Regierungen sprachen. Der Kanzler, dessen scharfes Auge in Bevölkerungsschichten Wolken erblickt, hatte den Muth, mit schöner Unentwegtheit für die caprivische Politik einzutreten, und deutete abermals an, die Enthüllungen beträfen Staatsgeheimnisse, deren Veröffentlichung dem Reich schweren Schaden bringen konnte; da er den verehrten Freund im Sachsenwalde gewiß nicht für einen Thoren hält, der die Wirkung seiner Inspirationen nicht zu berechnen vermag, muß auch er wohl an die Legende vom rachsüchtigen Bismarck glauben. Dann kam Herr von Marschall, der Gefeierte, und plaidirte, unter Zubilligung aller möglichen mildernden Umstände, gegen den auf freiem Fuß gelassenen Angeklagten: er habe es sicher sehr gut gemeint, seine Staatskunst sei auch so anerkannt, daß sie „nicht der Folie bedarf von schweren Angriffen auf seinen Nachfolger“ — der eigentliche Nachfolger auf dem Gebiet der auswärtigen Politik war der plaidirende Herr selbst —, und überhaupt sei Alles in schönster Ordnung; wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, mußte nach diesem Plaidoyer, das die Freisprechung beantragte, über Bismarck und die Motive, die ihn zu der Hartmeyerei getrieben haben konnten, gerade genug. Und wie es forensisch gebildeten Herren mit staatsanwaltlichen Gewohnheiten häufig ergeht, wenn sie denn doch einmal für Freisprechung plaidiren müssen: Herr von Marschall fand sofort ein neues Ziel für seine Anklägerthätigkeit. Er hielt eine — mindestens merkwürdig zu nennende — Rede, die haarfarr bewies, daß der deutsch-österreichische Bündnißvertrag, der im ersten Artikel für den Fall eines russischen Angriffes die Pflichten der Kontrahenten festsetzt, vollkommen werthlos ist, weil „Kriege, die geständiger Weise im Angriff geführt werden, der Vergangenheit, der Geschichte angehören und jetzt jede Regierung, die zum Kriege entschlossen ist, Alles aufbieten wird, um von sich das Odium des Angriffes abzumehren.“ Nun, konnte man hoffen, würde naturgemäß die Aufforderung folgen, den Dreibund, der ja nur noch schwache Lebenszeichen giebt, sacht verschwinden zu lassen; aber gleich darauf hieß es wieder: „Die Linie der deutschen Politik ist klar vorgezeichnet: treues, unentwegtes Festhalten an unseren Bündnissen

mit Oesterreich-Ungarn und mit Italien.“ Daß beinahe jedes Wort dieser verbindliche Formen gekleideten Rede als völlig unhaltbar zu erweisen ist, braucht uns heute nicht zu bekümmern; wichtig ist zunächst allein, daß in die leeren Worthüllen dann nur ein Sinn zu bringen ist, wenn man annehmen darf, auch dieser ausgezeichnete Herr halte den Fürsten Bismarck für einen von grimmiger Rachgier umgetriebenen Mann. Nur dann wird auch die Empörung des Redners darüber verständlich, daß man den Grafen Caprivi anzugreifen und sogar zu verspotten wagt, der doch gewissenhaft seiner Ueberzeugung gefolgt sei. Kommt Herr von Marschall nicht mit Leuten in Berührung, die Bismarck so schamlos angreifen, wie der Handelsvertragsgraf niemals angegriffen wurde, — Bismarck, der am Ende doch auch seiner Ueberzeugung gewissenhaft folgte und folgt und dessen Ueberzeugung nicht dadurch an Werth verliert, daß sich ihr Erfahrung und glänzende Genialität gesellen? Freilich: vielleicht gehören die Affiliirten der Wilhelmstraße auch zu den Großmächten, die zwar zum Kriege entschlossen sind, aber Alles aufbieten, um von sich das Odium des Angriffes abzuwehren, und deshalb immer behaupten können, der rachsüchtige Bismarck habe sie muthwillig zum Defensivkampfe herausgefordert.

Der rachsüchtige Bismarck? Wenn er wirklich rachsüchtig wäre, dürfte er in wilder Wonne sich heute seines Triumphes freuen und könnte sogar im Reichstag erfahren, wie er selbst den alten Feinden fehlt, die kein mächtiger Gegner jetzt mehr zu starken Streichen stacheln. Eine Debatte von so trostloser Armseligkeit, wie der letzte Montag sie uns bescherte, hat die Bismarckzeit uns niemals gebracht; wieder einmal wurde die Unnatürlichkeit eines Zustandes deutlich erkennbar, der den besten, sachverständigsten Mann aus dem Rath des Volkes und seines Vertrauensmannes bannt und kleine, ungeschickte oder ermüdete Platterer um das Nest schwirren läßt, in dem der Adler, der einsame, horstete sollte. Daß dieser Zustand nicht mehr zu verbergen ist, bedeutet für Bismarck die schmerzlich empfundene Rache, — für den lebendigen Bismarck, nicht für das Schreckgeschöpf einer Legende, die nur in dem Lande Priemhilds und des fleistichen Cheruskers gedeihen konnte, wo man den leuchtenden Helden die verzerrten Züge der Rachsucht zu leihen liebt.



## Dom leipziger Reichsgericht.

*Difficile est satiram non scribere.*

**D**ie für gewöhnliche Sterbliche etwas verblüffende Art, in der jüngst ein aufgebrauchter berliner Kolonialdirektor brauchbar befunden wurde, einem der Senate des leipziger Reichsgerichtes zu präsidiren, hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal für einen Augenblick den über unserem höchsten Gerichtshof waltenden Geschieden zugewendet. Für einen Augenblick. Denn die Dame, public opinon genannt, ist heute ein so verlottertes, zerfahrenes und konfuseß Weibsbild geworden, daß sie gänzlich außer Stande ist, es mag im lieben Vaterlande passiren, was da wolle, darob noch einen zusammenhängenden Gedanken folgerichtig zu Ende zu denken. Ein paar vermorrne Aeußerungen der dem Ereigniß wohl- oder übelwollenden Tagespresse, — und die trüben Fluthen gedankenlosen politischen Geschwäzes bedecken wiederum die graue Oberfläche. Als Das, was inzwischen „Tagesereigniß“ geworden, noch als unglaublich vernommene künftige Eventualität vor uns lag, hatten wir uns vorbehalten, auf die Angelegenheit, falls sie sich verwirklichen sollte, mit einer kritischen Betrachtung zurückzukommen. Wir dürfen heute von dem Vorbehalte Gebrauch machen.

Die beste Anknüpfung für Das, was wir zu sagen haben, bietet ein beim ersten Auftauchen der Kandidatur Kaiser ersichtlich den Stimmungen und Verstimmungen der Kreise des Reichsgerichtes selbst entsprungener Zeitungsartikel, dem dann die berliner Presse weitere Verbreitung verschafft hat. Eine höchst seltsame und für das in der rothen Robe vornehm daherwandelnde deutsche Richteramt gradezu beschämende journalistische Leistung! Da wurde beweglich darüber gejammert, daß die armen Reichsgerichtsräthe so aller Chancen höher steigender Karriere beraubt wären und daß, würde ihnen auch noch die Aussicht genommen, Senatspräsident zu werden, ihre Lage sich wahrhaft beklagenswerth gestalte. Das ganze Weh und Ach dieser Auseinandersetzung lief schlecht und gerecht ausschließlich darauf hinaus, daß gegen den „Einschub von außen Widerspruch erhoben wurde. Wenn Secondlieutenant gelegentlich in Harnisch gerathen, weil ihnen durch ins Regiment hinein geschobene Vordermänner das Avancement verschlechtert worden ist, verübelt man Das den jungen Leuten nicht. Seit wann ist aber das höchste Richteramt im Deutschen Reich ein Durchgangsposten zu weiter

Karriere? Man sollte meinen, daß das Schielen nach der goldenen Präsidentenkrone am Barret die letzte Versuchung wäre, die ein Mitglied des Reichsgerichtes in seinem hohen richterlichen Beruf anwandeln dürfte. Nein! wenn gegen den Senatspräsidenten Paul Rappert nichts Anderes einzuwenden wäre, als daß er sich nicht als Reichsgerichtsrath in die Höhe gebiet hat oder daß er nicht unmittelbar der richterlichen Functio entnommen ist, wäre es thöricht, sich ob der ihm gewordenen neuen Amtsstellung zu ereifern. Die verdrießlichen Gesichter, die den unerwünschten Ankömmling etwa in Leipzig begrüßen werden, berühren wahrhaftig unsere Staatsinteressen nicht.

Es kommt noch ein anderer Gesichtspunkt hinzu, der es jedem Unbefangenen unmöglich macht, die kümmerliche Frage des „Einschubes“ als solche nicht als eine recht gleichgiltige anzusehen. Zweifellos besitzt das Reichsgericht in seiner Körperschaft eine Reihe für das Präsidentenamt vorzüglich befähigter Männer und sicherlich ist es in jeder Hinsicht das Natürlichste und Vernünftigste, bei der Ernennung der Senatspräsidenten auf dieses gegebene Material in erster Reihe zurückzugreifen. Nur müßten wir irgend eine Gewähr dafür besitzen, daß bei solcher Beschränkung der Auswahl nun auch wirklich ohne alle Nebenrückichten, Niemandem zu Liebe noch zu Leide, der richtige Mann für die richtige Stelle auserkoren wird. Von einer derartigen Zuversicht kann längst nicht mehr die Rede sein. So lange noch Männer wie Friedberg und Schelling an der Spitze der Reichsjustizverwaltung standen, Beide der Personen und der Sachen kundig, die Interessen des Rechts und der Rechtspflege allen anderen voranstellend, durfte man sicher sein, daß Verdienste und Tüchtigkeit ausschließlich maßgebend blieben, wo über die Neubefetzung einer Richterstelle oder über die Beförderung eines Richters zum Senatspräsidenten am Reichsgericht zu entscheiden war. Aber der Eine wie der Andere hat offensichtlich nicht allen Voraussetzungen genügt, die der neue Kurs an moderne Staatsmänner zu stellen gewillt ist, der Eine wie der Andere mußte plötzlich den Justizdienst verlassen, — und seitdem herrschen problematischere Geister im deutschen Reichsjustizamt.

Von welcher Beschaffenheit diese Geister sind, dafür brachten uns bereits die Vorgänge, die sich im Beginn des laufenden Jahres an die Erledigung der durch den Tod des Senatspräsidenten Löwe entstandenen Vakanz knüpften, seltsame Beläge. Da hierüber die Späßen

auf den Dächern Leipzigs gelärmt haben, gehören die Dinge sicherlich nicht zu den Staatsgeheimnissen, die verrathen werden können. Unter normalen Verhältnissen bot die Neubefetzung der vakanten Präsidentenstelle keinerlei besondere Schwierigkeiten. Löwe war ein ausgezeichnete Kriminalist, hatte als Solcher den Vorsitz in einem Straffenat geführt, — es fehlte unter den durch wissenschaftliche und praktische Befähigung hervorragenden, durch ihr Dienstalder berufenen Kriminalisten des Reichsgerichtes durchaus nicht an Kapazitäten, die Löwe zu ersetzen geeignet waren; darunter war ein Richter von recht bekanntem Namen, der vordem wiederholt für Präsidentenposten in Vorschlag gebracht, früher jedoch wegen ungenügender „Anciennetät“ für noch nicht reif befunden worden war. Dieser Mangel war inzwischen durch die Zeit beseitigt. Leider hatten sich inzwischen anderweite Mängel bei der in Frage kommenden Persönlichkeit herausgestellt, die heuer in Berlin für erheblich unvorgezähliger gelten als ein unzureichendes Dienstalder. Der Mann litt an dem Gebrechen, über Umsturzvorlagen, Strafprozeßnovellen, über die Hypertrophie des Reichsgerichtskörpers und ähnliche Angelegenheiten seine eigenen, höheren Orts nicht approbirtten Ansichten zu hegen, und er hatte die Reckheit gehabt, seine abweichenden Meinungen gelegentlich publizistisch auszusprechen. Solch frevelhaftes Thun brachte ihn auf den index virorum prohibitorum, deren Unabsegbareit bedauerlich empfunden wird und die unter allen Umständen für die nunmehr im Reichsjustizamt gepflegten Anschauungen als „unmöglich“ bei Seite zu bleiben haben. Um indeß das Uebergangenenwerden nicht gar zu auffällig zu machen, versuchte man zunächst, durch allerlei klug kombinierte Schiebungen der Sache den Anstrich zu geben, als sei eigentlich nicht in einem Straffenat, sondern in einem Civilsenat die Stelle des Vorsitzenden vakant. Hierfür wurde natürlich ein Civilist in Vorschlag gebracht, der in der That auch nach allen Richtungen hin für das bürgerliche Recht und den bürgerlichen Prozeß eminent befähigt erschien. Hatte er doch Jahre lang in Vertretung des durch allerlei anderweite Geschäfte behinderten Chefpräsidenten den vierten Civilsenat geleitet. Indessen: auch diese Kandidatur fand nicht die erhoffte Billigung. Zur allgemeinen Ueberraschung wurde von Berlin aus verkündet, Leute, die das fünfundsechzigste Lebensjahr überschritten hätten, könnten zwar noch Reichskanzler werden, seien aber schlechterdings untauglich, als Senatspräsidenten an Aller-

höchster Stelle in Vorschlag gebracht zu werden. Damit verschwand eine ganze Reihe im Richteramte ergrauter, durch Erfahrung, Wissen und Können ausgezeichneten Männer von der Bildfläche des Reichsgerichtes. Es folgte eine neue Phase, in der einer der Rätthe aus dem preussischen Justizministerium als designirt bezeichnet wurde, seine Talente dem leipziger Senatspräsidium zu widmen; und als auch diese Konjunktur aus irgend welchen Ursachen wieder beseitigt war, gerieth die Sache einstweilen vollends ins Stocken. Nachdem man einmal von den einfachen, graden, durch Recht und Herkommen geebneten Wegen abgewichen war, schien man den Faden der Staatsraison ganz verloren zu haben. Daß allerlei trübe, mindestens undurchsichtige Elemente thätig waren, die durch die nächsten sachlichen und sachlichen Rücksichten gebotenen Entschliefungen zu hemmen, war klar. Worauf man aber eigentlich hinaus wollte, blieb dunkel. Und wie Das in solchen Momenten einer verdorbenen und verworrenen Lage öffentlicher Angelegenheiten oft geschieht, begannen jetzt auch von anderer Seite schwächliche, ungesunde Triebe kümmerlichen Ehrgeizes in die Höhe zu streben. Das Feld erschien frei, um auf eigene Faust das vom Rath zum Präsidenten führende Glück zu versuchen. Bald beklagte man sich in den berliner Ministerialbureaux über die immer von Neuem dort auftauchenden leipziger Rätthe, die ihre eigene Kandidatur persönlich geltend zu machen gekommen waren, — Erscheinungen, bis dahin in der Geschichte des Reichsgerichtes noch niemals erhört. Du lieber Himmel, wohin würden wir in der deutschen Justiz kommen, wenn das Maß devoter Verbeugungen und schmeichlerischer Grimassen ausschlaggebend werden soll für die Qualifikation zum höheren Richteramt oder wenn man sich auch nur einbilden dürfte, derartige Streberei könne erwünschten Eindruck auf die leitenden Amtsstellen machen! Schließlich mußte man sich doch wohl in Berlin überzeugen, daß man irgendwie aus dem Wirrwarr heraus müsse, und so entschloß man sich denn endlich, beliebig hineinzugreifen in die Masse der zur Verfügung stehenden Rätthe des Reichsgerichtes, um das unerquickliche Loch zu stopfen. Habemus Papam! Der Auserkorene war, wie männiglich bekannt, ein Civilist, nicht jung, nicht alt, nicht bedeutend, aber auch nicht unfähig, jedenfalls von rühmlicher Konduite und ohne den Makel moralischer Gefinnungen gegen das gegenwärtige Regime. Man wunderte sich wohl, weshalb gerade diesen Herrn das Loos getroffen und weshalb es so viel Mühe gekostet, ihn ausfindig zu machen; im übrigen konnte man über die Wahl zur Tagesordnung übergehen.



Diese Vorgänge sind etwa ein halbes Jahr alt und sind im frischen Gedächtniß aller Derer, die sie aus der Nähe oder Ferne zu beobachten Gelegenheit hatten. Welchen Sinn und welche Berechtigung hat danach noch das Verlangen, den Reichsgerichtsräthen ein exklusives Anrecht auf die Präsidentenstellen am Reichsgericht einzuräumen? Die Forderung scheint nach Allem, was wir erlebt haben, viel mehr am Plage, daß ihnen jeglicher Anspruch auf jene Rangerhöhung endgiltig abgeschnitten würde. Wahrhafte Unabhängigkeit könnte dabei nur gewinnen. Der Versuchung, durch Liebedienerei nach oben, durch Menschengunst und Menschenfurcht sich das Aufrücken in ein besser ausgestattetes Amt zu sichern, wäre für immer ein Niegel vorgehoben.

Ein Mann, dem die Ehre zu Theil geworden, im höchsten Gerichte unseres Reiches Recht zu sprechen, sollte getrost auf Das, was man „Karriere“ nennt, zu verzichten im Stande sein. Außerdem kann es dem Reichsgericht in der trockenen, dumpfen Luft Leipzigs durchaus nichts schaden, nicht nur in den Raths-, sondern auch in den Präsidentenstellen gelegentlich durch frisches Blut regenerirt zu werden. Die Sitte, sich ausschließlich aus sich selbst zu ergänzen, zu vermehren und zu verstärken, hat noch niemals einer Körperschaft zum Segen gereicht. So manche Oligarchie ist daran zu Grunde gegangen.

Der Umstand also, daß Herr Paul Kayser nicht mit Fleißewasser getauft, daß er vordem nicht Reichsgerichtsrath gewesen ist, ist, wie wir glauben, das Letzte, das mit Fug gegen den neuen Senatspräsidenten einzuwenden wäre. Besäße er nur sonst alle die Qualitäten, die man von dem ihm zu Theil gewordenen Amt voraussetzen berechtigt ist, so wollten wir seine Wahl trotz Alledem und Alledem mit Freuden begrüßen. Die Frage, ob jene Voraussetzung zutrifft, bietet allein ein vernünftiges Interesse; und im Grunde sind es auch nur die sich an diese nüchterne Frage knüpfenden Zweifel, welche die öffentliche Meinung einen Augenblick erregt haben. Zumeist ist man nur zu feig, die Bedenken offen auszusprechen, zieht es statt Dessen vor, um den Brei herumzureden.

Welche Verdienste sich Herr Kayser als Kolonialbeamter 1 Kaiser und Reich erworben, was er darin gefehlt und verfehlt, Klug oder Unkluges zu Stande gebracht hat, darüber mögen Berufen urtheilen. Unsere Kolonien sind ja zur Zeit vor ihm sicher, — u damit wird die retrospektive Kritik unnütz. Vom ästhetischen Gesicht

punkte beurtheilt, erschien der Schwanengesang, mit dem der ehemalige Kolonialdirektor aus dem Kolonialrath zu scheiden für angemessen hielt, als eine ungewöhnliche Geschmacklosigkeit. Daß man sich gegenseitig Weihrauchfässer ins Gesicht schleudert, kommt ja im Cliquenwesen vor. Sich selbst amtlich solchergestalt zu beweihrauchern, verbietet sonst das gesunde Selbstgefühl. Ueberdies warnte Goethe: „Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann“. Indessen ist Maßhalten und feine Empfindung für vornehme Form keine nothwendige und wesentliche Eigenschaft eines Senatspräsidenten, — diese Sünden wären daher ebenfalls verzeihlich. Was uns allein angeht, ist der Jurist. Wir wollen wissen, welche richterlichen Qualitäten der Mann besitzt, welche praktischen oder theoretischen Verdienste er sich im Justizdienste erworben hat, die ihn legitimiren, an die Spitze eines Senates des Reichsgerichtes gestellt zu werden. Daß er einmal die Rechte studirt, vor langen Jahren einmal als Richter der untersten Instanz fungirt, daß er ein paar jener juristischen Handausgaben verfaßt hat, wie sie auf Bestellung betriebsamer Verleger als Marktwaare fabrikmäßig angefertigt werden, — dies Alles sind doch keine genügenden Rechtstitel für das Präsidentenamt im höchsten Gerichtshofe des Landes. Aber es ist Thorheit, weiter zu forschen und zu fragen. Alle Welt weiß, daß Herr Paul Kayser ja absolut nicht seiner juristischen oder richterlichen Meriten wegen, sondern einzig und allein aus dem Grunde in das Reichsgericht hinein befördert worden ist, weil er im Kolonialdienste unhaltbar geworden war und er mit seinen einundfünfzig Lebensjahren das Bedürfniß empfand, in irgend einer gut dotirten anderweiten Amtsstellung unabsehbar im Staatsdienste weiter thätig zu sein. Der gerade vakante Posten eines Leipziger Senatspräsidenten bot sich dafür als bequemstes Refugium dar: warum hätte er ihn nicht nehmen sollen? Fürst Bismarck hat noch unlängst Herrn Kayser bezeugt, daß er es vortrefflich versteht, zur rechten Zeit ein Schiff zu verlassen, das bestimmt ist, mit ihm unterzugehen. Man darf danach unter-  
 llen, daß auch in unserem Falle der Gedanke, von dem heißen Boden  
 s berliner Kolonialamtes in das behaglichere Leipziger Dasein sich  
 rückzuziehen, der eigenen Initiative des Herrn Kayser entsprungen  
 \*. Er wird die schöne Kombination dem Reichskanzler vorgetragen  
 ben, dieser hat seinen Herrn von Boetticher, Herr von Boetticher  
 'nen Herrn Nieberding ins Vernehmen gesetzt, und da vom bureau-

kratischen Gesichtspunkte des Tschins, der Rang- und Gehaltsfrage, nichts dagegen zu erinnern war, ging die Sache ihren weiteren geordneten Gang. Was sollten all diese Herren auch dagegen einzuwenden gehabt haben, einen so bescheidenen Wunsch eines Wirklichen Geheimen Legation-Rathes nicht zu erfüllen? Die Gefährdung des Rechtes und der Rechtspflege, die Interessen des Richteramtes und des Reichsgerichtes? Es müßte wunderbar zugehen, wenn man sich dieserhalb in Berlin Herzklopfungen gemacht hätte. Wie man am Besten Herrn Kahler loswerden und ihn am Besten ersetzen könne, Das war die nächste und dringendste Sorge. Was der vormalige Kolonialdirektor dem Reichsgericht an Kraft und Tüchtigkeit zubringen, was das Reichsgericht mit dem neuen Senatspräsidenten weiter anfangen, wie es ihn überhaupt verwenden solle, — Das nennt man *cura posterior*. Und die Leipziger Leute werden sich schon zu helfen wissen. Freilich, ihm den Vorsitz in einem der Civilsenate anzuvertrauen, ihn etwa zum Nachfolger eines so ausgezeichneten Juristen zu bestimmen, wie es der jüngst ausgeschiedene Senatspräsident Wiener gewesen ist, ehe ihn die aufreibende Thätigkeit in der nichtsnutzigen Börsen-Enquete um Gesundheit und Arbeitsfähigkeit gebracht, Das mag für die Dauer nicht gut angehen. Aber ihn in einem der Strafsenate wirthschaften zu lassen, kann immerhin unschädlich sein. Er ist ein kluger und geschickter Herr: hat er es verstanden, Afrika zu verwalten, wird er sich früh genug die nöthige Routine zueignen, um mit Anstand und Würde wöchentlich ein paar Dugend Revisionurtheile in Strafsachen mit zu Stande zu bringen. Auch würde ihn seine langjährige Vorbildung im Ministerialdienst, der Sinn für Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, den eine solche Commisstellung zu entwickeln pflegt, vorzüglich befähigen, demnächst als Präsident des vereinigten zweiten und dritten Strafsenates über Hoch- und Landesverrath angemessen zu jadisiren. Man muß solche Dinge nur nicht zu tragisch nehmen. Wir haben diese letzten Jahre seit 1890 im Reich und in Preußen genug große und bedeutende Männer von der Bühne des Staatsdienstes verschwinden und durch recht minderwerthiges Material ersetzt gesehen. Ein mehr oder weniger tauglicher Senatspräsident beim Leipziger Reichsgericht, — darob wird die Welt wahrlich nicht aus den Fugen gehen!

Das wird sie fürerst auch nicht. Aber die Achtung und das Vertrauen, welche die deutsche Justiz, die deutschen Gerichtshöfe jeg-

licher Ordnung, das deutsche Reichsgericht vor allen anderen im Volke beanspruchen müssen, werden unter derartigen Velleitaten allmählich tiefer und tiefer sinken. Man lasse die verleitliche Uebung nur noch weiter einreißen, das Reichsgericht als Asyl für abgenutzte oder unbequem gewordene Ministerialbeamte des auswärtigen oder des inneren Dienstes zu verwenden, und man wird sich bald überzeugen, in wie rascher Progression das schon heute nicht mehr ausschließlich in den sozialdemokratischen Volkskreisen verbreitete Mißtrauen gegen die reichsgerichtliche Rechtspredhung an Breite und Stärke wachsen wird. Daß diese Gefahr uns droht, ist mit den Händen zu greifen. Darüber leicht hinwegzudenken, wäre Frevel. Ist die Gerechtigkeit das Fundament jedes Gemeinwesens, dann muß jede Erschütterung der die Justiz tragenden Grundlagen das Reich mit ins Schwanken bringen. Dagegen zu wirken, wäre in erster Reihe die Aufgabe desjenigen Beamten, der für die Reichsjustizverwaltung die Verantwortlichkeit trägt. Unser Unglück will es, daß an der Spitze des Reichsjustizamtes ein Mann steht, dem die Justiz ein fremdes Gebiet und der ungefähr in der selben Weise zu seiner Charge gelangt ist, wie der Kolonialdirektor Kaiser zum Senatspräsidenten wurde. Herr Nieberding hat sich ausschließlich in der Administration in die Höhe gebient und hatte es solcher-gestalt zum Ministerialdirektor im Reichsamte des Innern gebracht. Zur Zeit des alten Kurses wußte man wenig von ihm; gelegentlich hörte man, daß Fürst Bismarck eine Art Idiosynkrasie gegen nieberdingische Elaborate besaß und daß er sich bei Herrn von Boetticher verboten hatte, ihm Konzepte aus dessen Feder zur Unterzeichnung vorzulegen. Seit dem März 1890 war nicht mehr Bismarck, sondern Herr von Boetticher der Mann, dessen Stimme bei der Besetzung der obersten Staatsämter entscheidenden Einfluß ausübte. An wen hätten sich auch der General von Caprivi und der Fürst Hohenlohe bei solchen Angelegenheiten um Beirath wenden sollen, wenn nicht an den im Reichsdienst ältesten und erfahrensten Herrn, den Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums? Nun wollte es der Zufall, daß, als der Staatssekretär des Reichsjustizamtes Hanauer gestorben war, Herr von Boetticher unter seinen Ministerialdirektoren einen zu viel hatte. Man behauptete, es sei zu früh auf Herrn von Rottenburgs Demission gerechnet worden, dadurch sei die Verlegenheit im Reichsamte des Innern entstanden. Also wurde Herr Nieberding auserlesen, um, wie Ma-

caulay sich gelegentlich bei Erzählung eines ähnlichen Falls ausdrückt, die Treppe in die Höhe geworfen zu werden. Seitdem verwaltet er die Reichsjustiz, — und es geht auch so, ohne sonderliche Beschwerden. Er erfreut sich der Gunst des löblichen Reichstages und er hat es als Katholik verstanden, selbst beim Centrum persona grata zu sein; er hat es durchgesetzt, das Bürgerliche Gesetzbuch früher unter Dach und Fach zu bringen, als vorauszu sehen war, er ist dafür durch etliche Großkreuze ausgezeichnet worden und es würde uns nicht wundern, wenn die Legende noch einmal von dem Codex Nieberdingius, als dem eigensten Werke des jetzigen Staatssekretärs, berichtete. Bape, Windscheid, Pland, Kün gel und wer da sonst als Redaktor mitthätig gewesen, — wie bald sind sie vergessen! Die beiden Ersten sind ja schon heute fast verschollene Namen. Dies Alles und noch einiges Andere könnte man sich in unseren kurzlebigen Tagen ephemerer Scheingrößen gern gefallen lassen. Nur ersetzt dies Alles nicht diejenigen Eigenschaften, die in unserem Falle die wesentlichsten und die dem gegenwärtigen Staatssekretär der Reichsjustiz rundweg abzusprechen sind: Personalkennntniß, eine starke und sichere Mitempfindung für die Heiligkeit der Rechtspflege und die leichte Verletzlichkeit ihrer Integrität, wie sie nur im langjährigen Justizdienst anerzogen wird, endlich den gewohnheitmäßigen Respekt vor unabhängiger Gesinnung, auch wenn diese sich in unbequemen Formen äußert. Wer so, wie Herr Nieberding, stets nur in der Atmosphäre abhängigsten bureaukratischen Ministerialdienstes seine Amtslaufbahn verlebt hat, Dem muß das Verständniß dafür verloren gehen, daß es für die Tüchtigkeit im Richteramt schlechterdings gleichgiltig ist, ob dessen Inhaber in seinen politischen, wirthschaftlichen, religiösen Anschauungen so oder so gerichtet, ob er in dieser oder jener Tagesfrage für oder wider die gerade in Berlin herrschende Windrichtung gefonnen ist. Weil aber Herrn Nieberding der Sinn für so einfache Wahrheiten fehlt, deshalb fehlt ihm auch die Widerstandskraft, sobald ihm bei der ihm zufallenden Initiative in Neubefetzung erledigter Richterstellen Zumuthungen anderer Ressorts entgegentreten, die eben ihre eigenen Ressortinteressen, nur nicht die Interessen der Justiz zu befriedigen bestrebt sind. Es ist ein wahres Glück, daß sich für die Ernennung der Mitglieder des Reichsgerichtes so eine Art Präsentationsrecht einzelner Bundesstaaten observanzmäßig herausgebildet hat und wenigstens in den deutschen Mittelstaaten sich die Landesjustizverwaltung in

fahrenen und zuverlässigen Händen befindet. Sonst könnten wir hier Dinge erleben, noch etwas wunderlicher, als die uns hier beschäftigende Art, — wie man in Leipzig Senatspräsident wird.

Es war in den schönen Tagen des caprivischen Regiments, nicht allzu lange nach dem Sturz des Fürsten Bismarck, da entfuhr einem nationalliberalen Blatte in einem lichten Augenblicke einmal der Aufschrei: mit Dilettantismus und Servilismus allein ließe sich ein großes Reich unmöglich regiren. Viele von uns Patrioten stehen heute unter dem beängstigenden Gefühl, daß diese fragwürdigen Potenzen seitdem die herrschenden geblieben sind, in der auswärtigen wie in der inneren Politik Deutschlands. Was ist überhaupt noch unmöglich? Wir sind auf Alles vorbereitet und stets nur in der Spannung, welche Ueber-  
raschung uns die nächste Sonne vorbehalten hat. Reiche und ihre Institutionen rechnen ihr Dasein, die Periode ihres Auf- und Niederganges, so nach Jahrhunderten, wie das einzelne Menschengeschöpf sein Werden und Vergehen nach Tagen abmißt. Deshalb irren sich allzu nervöse Gemüther, die im Hinblick auf die deutsche Gegenwart besorgt sind, der Wochenschluß, da „Gott die Reche macht“, stehe unmittelbar bevor. Das Deutsche Reich und das deutsche Reichsgericht können noch manche Krisen durchmachen, ohne daran zu Grunde zu gehen, und sie werden bestehen bleiben, ob nun große oder kleine Menschen ihre Geschicke leiten. Die Gefahr, um die es sich handelt, liegt ernsthaft nur dort, daß unsere Institutionen an der Gesundheit des Körpers wie des Geistes Einbuße erleiden, daß inneres Siechthum an ihren Organen frisst und daß, wenn der nächste Sturm, der unfehlbar herannaht, über uns dahinfährt, er eine von Unmuth, Mißmuth und Kleinmuth zersetzte und geschwächte Nation antrifft . . . Prosper Mérimée, der, obwohl er Senator und einer der Intimen des kaiserlichen Hofes von Frankreich war, ein sehr geistvoller, unabhängig denkender Mann blieb, hatte einmal das Mißgeschick, von einer politischen Anklage wegen Beleidigung irgend eines Beamten oder einer Behörde erfaßt und vor das pariser correctionelle Tribunal geschleppt zu werden. Selbstverständlich wurde er  
urtheilt. In einem Briefe an eine „unbekannte“ Freundin äußerte sich über die ihm zuge dachte *cérémonie publique* und die über  
zu Gericht sitzenden Herren, noch ehe sie ihn verurtheilt hatten, so folgendermaßen: „Trois imbéciles en robe noire, raides comme  
s piquets, et persuadés qu'ils sont quelque chose, auxquels

on ne peut songer à dire le profond mépris qu'on a pour leur robe, leur personne et leur esprit!" In solcher Gestung stand unter Louis Napoleon bei gescheiten, sehr konservativ und aristokratisch gesinnten Leuten die französische Magistratur. Es ist seitdem weiter mit ihr abwärts gegangen. Unter der gleichmäßigen Mißhandlung der monarchischen wie der republikanischen Gewalten ist sie das gefügige Werkzeug aller wechselnden Regirungen geworden, bereit, jeder Dienste zu leisten, so lange sie herrscht, und jede ans Kreuz zu schlagen, sobald sie daniederliegt. Möge ein gnädiges Geschick Deutschland davor bewahren, daß über unseren Richterstand jemals in ähnlichem Tone gesprochen, ja in ähnlichem Sinne auch nur gedacht wird!

\* \*



## Nach den amerikanischen Wahlen.

**I**n den Vereinigten Staaten habe die Ehrlichkeit gegen die Unehrlichkeit gesiegt, — so habe ich jetzt lesen müssen; und wenn ich Dem gegenüber darauf verzichte, das Kapitel voll schneidender Ironie zu schreiben, das da fast von selbst der Feder entfließen will, so geschieht es, weil eine Furcht mich zurückhält, die Furcht, von der Sinnesart zu erscheinen, aus der heraus der Geschlagene dem Sieger sein *voleur de pendules* zuruft. Da ist es mir schon lieber, zuzusehen, wie ein Siegestrunkenener sein Wesen enthüllt, indem er dem gefallenem jungen Löwen des Westens den Fuß als Abschiedsgruß beut. Ich ziehe vor, frei zu bekennen, daß ich zu den Geschlagenen gehöre. Jawohl, ich habe in einer Einführung der freien Silberprägung das Mittel erblickt, das am Raschesten zum internationalen Bimetallismus geführt haben würde. Jawohl, ich habe darum auf den Sieg Bryans gehofft und — so weit Das von hier aus möglich war — dafür gestritten. Gehofft, wie man eben Das erhofft, was man wünscht. Mein Glaube an den Erfolg aber war, seit die demokratische Plattform bekannt wurde, schwächer und schwächer geworden. Zu stark war diese von der Rücksicht auf die populistischen Wüirten beeinflusst. Wären deren Forderungen auch durchaus gerecht und durchaus vernünftig, so war es jedenfalls nicht staatsmännisch, so viele davon in ein Programm aufzunehmen, das schon eine so tief eingreifende Aenderung wie die der Währung verlangte. Dadurch, daß man so Vieles gleichzeitig reformiren wollte, regte man eben so viele Interessen auf und hat denn auch thatsächlich so ziemlich alle wirtschaftlichen Großmächte der Vereinigten Staaten gegen sich ins Feld gerufen. Das will ich einstweilen hier nur andeuten. Es näher auszuführen, sei einem besonderen Artikel vorbehalten. Aus der Betrachtung der wirkenden Kräfte und der Phasen des Kampfes wird sich manche Lehre für die Zukunft ergeben, nicht zum Wenigsten auch für die europäischen Kapitalisten, die eben erst für ihre Interessen gezittert haben. Einstweilen will ich nur sagen, daß ich zwar eine Schlacht für verloren, den Kampf aber nicht für beendet ansehe.

Frankfurt a. M.



Karl Hecht.

## Internationale Kunstausstellungen.

**W**enn ich als ausübender Künstler zeitweilig Pinsel und Palette bei Seite lege und zur Feder greife, um über die auf dem Gebiet der Malerei in Deutschland jetzt herrschenden Verhältnisse zu schreiben, so geschieht Das, weil es mir, in Anbetracht der sich stetig vermindernenden materiellen Unterstützung dieser Kunst und im Hinblick auf die ihr auch in idealer Beziehung von gewisser Seite drohende Gefahr, dringend Noth zu thun scheint, daß diese Verhältnisse einmal vom praktischen Standpunkte aus durch einen „Fachmann“ beleuchtet werden. Das halte ich für geboten, weil unser Kunstleben im Allgemeinen nur einer äußeren, sozusagen theoretisch-platonischen Betrachtung von Kunstgelehrten und Literaten unterzogen zu werden pflegt, während interne Mißstände und materielle Gefahren von diesen Herren, die dem geschäftlichen Betriebe des Malerberufes fernstehen, weder sachlich geprüft noch erörtert werden können. Bei meinem Beginnen bin ich mir sehr wohl bewußt, daß es für mich persönlich insofern ein wenig dankbares ist, als es mir wahrscheinlich eine Menge von Angriffen und Anfeindungen zuziehen wird. Trotzdem glaube ich, meine Pflicht dadurch erfüllen zu müssen, daß ich, gestützt auf ein reiches statistisches Material, meine mehrjährigen Beobachtungen und Erfahrungen zu Nutz und Frommen meiner Kollegen veröffentliche.

Zunächst wäre festzustellen, daß der Kunst der Malerei in Deutschland, abgesehen von dem kurzen Goldregen der sogenannten Gründerjahre, im Vergleich zu der anderer Länder, namentlich Englands und Frankreichs, von je her nur knappe Mittel zugeflossen sind, die sich in neuester Zeit noch so sehr verringert haben, daß in Künstlerkreisen große Besorgnisse herrschen. Diese Thatsache muß um so auffällender erscheinen, als man, in Anbetracht einer blühenden Industrie und eines zunehmenden Wohlstandes, ja Luxus in Deutschland, sich nicht mit der sonst stehenden Klage über „schlechte Zeiten“ abfinden lassen kann. Doch nicht allein der heimische Markt verhält sich der deutschen Kunst gegenüber ablehnend, auch das Ausland will seit einiger Zeit von deutschen Gemälden nichts mehr wissen. Englische, amerikanische und andere Kunsthändler, die früher die Hauptkunststädte Deutschlands bereisten, Einkäufe und Bestellungen machten, haben ihre Reisen eingestellt und lassen nichts mehr von sich hören. Fast hat es den Anschein, als ob die deutsche Kunst im Auslande verkehmt und geächtet sei! Wie aber hat Das kommen können, fragt man sich, und welche sind die Ursachen dieser eben so auffallenden wie betrübenden Erscheinung? Ist etwa im Deutschen Reich die Kunst der Malerei hinter der Kunst anderer Länder zurückgeblieben? Wenn ich diese Frage entschieden verneine, dagegen behaupte, daß die deutsche Malerei, abgesehen von einigen, fremdem Einfluß zuzuschreibenden (und später zu be-



sprechenden) ungesunden Auswüchsen der neuesten Zeit, mindestens auf gleicher Höhe mit der anderer Nationen steht, viele davon sogar übertragt, so weiß ich mich in Uebereinstimmung mit dem Urtheil bedeutender Kunstkenner des In- und Auslandes. Also nicht Mangel an Können und Schaffenskraft haben unsere Künstler in eine mißliche Lage gebracht, die Schuld hieran tragen vielmehr — ich behaupte und werde es erweisen — die in München wie in Berlin sich seit geraumer Zeit jährlich wiederholenden internationalen Kunstausstellungen mit ihren Folgewirkungen, im Verein mit dem eben so verständnißlosen wie unpatriotischen Verhalten eines großen Theiles der deutschen Kunstpresse. Diese beiden Faktoren, die „Internationalen“ und die Presse, sind der wahre Krebschaden der deutschen Kunst. Sie eingehend zu besprechen, ihre Wirkung darzuthun und den Weg zur Gesundung zu zeigen, soll meine Aufgabe sein. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, ist es nöthig, Zweierlei vorauszuschicken, nämlich erstens, daß ich nicht etwa ein prinzipieller Gegner der internationalen Kunstausstellungen an und für sich bin. Ich halte sie vielmehr, wenn sie von allen Kunst treibenden Nationen im Wechsel veranstaltet und in einem Lande nur in längeren Zwischenpausen wiederholt werden, gerade durch die Möglichkeit des sich bietenden Vergleiches für außerordentlich lehrreich und fördernd; nur ihre jährliche Wiederkehr in dem selben Lande muß nachtheilig für die Kunst und die Künstler dieses Landes wirken. Zweitens schicke ich voraus, daß, wenn hier und in der Folge kurzweg von „Presse“ oder „Kunstpresse“ die Rede ist, damit nur der Theil dieser Presse gemeint werden soll, der, das Fehlen künstlerischer Sachkenntniß bemäntelnd, den Eindruck feinen Kunstverständnisses dadurch erwecken zu können glaubt, daß ihn die Leistungen der heimischen Kunst nicht zufrieden stellen, die der fremden dagegen seine Bewunderung erregen. Bei einer Reihe von Kunstreferenten deutscher Zeitungen kann man dieses Verfahren beobachten, das zugleich den bei uns leider immer noch nicht ausgerotteten Hang zur Bewunderung alles Fremden in charakteristischer Weise kennzeichnet.

— Untersuchen wir zunächst, wie es gekommen ist, daß die internationalen Kunstausstellungen nun schon seit längerer Zeit in Deutschland einseitig ihre Feste feiern. Meinen Informationen gemäß sei festgestellt, daß München das zweifelhafte Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, mit der jährlichen Abhaltung von „Internationalen“ zuerst vorgegangen zu sein. Seit dem Jahre 1888 werden dort jährlich sogenannte Ausstellungen von „internationalem Charakter“ veranstaltet, die in ihrer äußeren Erscheinung sich in nichts, in ihrer inneren Organisation höchstens durch ein bescheideneres Maß der zur Vertheilung gelangenden Medaillen von den offiziellen „Internationalen“ unterscheiden. Verleitet durch das anscheinend glänzende Verkaufsergebnis der internationalen Kunstausstellung des Jahres 1888, wo im Ganzen für

1 070 000 Mark Kunstwerke, darunter von deutschen Ausstellern für 590 940 Mark, verkauft wurden, glaubte man, durch jährliche Wiederholung solcher und ähnlicher Ausstellungen auch für die Folge annähernd gleich hohe Resultate erzielen und damit eine dauernde Hebung des münchener Kunstmarktes erreichen zu können. Hierbei ließ man jedoch in erster Reihe die Erwägung außer Acht, daß die internationalen Kunstausstellungen, sonst ein seltenes, viele Besucher nach München ziehendes Ereigniß, bei jährlicher Wiederholung sehr an Zugkraft verlieren mußten. Daß Dies in der That geschehen ist, hat der finanzielle Erfolg seither erwiesen, denn das Verkaufsergebnis für deutsche Werke schwankte bei den folgenden Ausstellungen bis zum Jahre 1895 zwischen 200 000 und 300 000 Mark, ging also bis weit unter die Hälfte (gegen 590 940 Mark des Jahres 1888) herab und unterscheidet sich nur wenig oder gar nicht von dem der gewöhnlichen nationalen Ausstellungen der früheren Jahre. Doch dieser Mißerfolg ist kaum erwähnenswerth neben dem Riesenschaden, der zunächst dem münchener, in zweiter Linie aber dem gesammten deutschen Kunstmarkt durch diese jährlichen „Internationalen“ in München zugefügt worden ist. Es ist doch wahrlich leicht verständlich und hätte vorausgesehen werden müssen, daß die ausländischen Künstler, die in der höflichsten Weise jährlich zu den münchener Ausstellungen herangezogen und überreichlich mit goldenen Medaillen ausgezeichnet wurden, deren Werke die schönsten Säle und Plätze erhielten und eine Menge Käufer fanden, nur leichter Mühe bedurften, um nun auch außerhalb dieser „Internationalen“ auf dem täglichen Kunstmarkt Münchens (und für die Folge auch anderer deutschen Städte) reichen Absatz zu finden, der deutschen Kunst aber damit eine täglich sich steigende, ja geradezu unerträgliche Konkurrenz zu schaffen. Die Konkurrenz des Auslandes hat aber um so leichteres Spiel in Deutschland gehabt, als, wie schon angedeutet, die deutsche Presse die heimische Kunst gegen die fremde herabzusetzen beliebt und damit so manchen Käufer veranlaßt, sein Augenmerk auf das Ausland zu richten. Dem fraglichen Plus von einigen tausend Mark bei den jeweiligen „Internationalen“ stehen Verluste von Millionen für den deutschen Künstler auf dem täglichen Kunstmarkt gegenüber.

Gerade in diesem Markte aber, in den Verkäufen außerhalb der großen jährlichen Kunstausstellungen, liegt der Schwerpunkt der Einnahmen des Malers; die permanenten oder periodischen Ausstellungen der Kunstvereine, besonders die der Kunsthändler, die Bestellungen und Käufe dieser Händler und der Kunstliebhaber im Atelier machen das „Geschäft“ und bringen dem von seiner Kunst lebenden Maler die Mittel zur Existenz. Wie wenig nach der Richtung hin die „Internationalen“ thun, muß sofort einleuchten, wenn wir einmal das Verkaufsergebnis einer münchener „Internationalen“, so weit es für dortige Künstler in Betracht kommt, der Kopfzahl dieser Künstler, den Durch-

schnitt rechnend, gegenüberstellen. Nehmen wir dabei nur tausend Künstler an, bei dem Verkaufsergebnis ein der Wirklichkeit entsprechendes Minimum von 200000 Mark und ein Maximum von 400000 Mark, so entfallen auf den Kopf der münchener Künstler 200 oder höchstens 400 Mark, d. h. eine so geringe Summe, daß von ihr nicht einmal die Atelierunkosten annähernd gedeckt werden können. Die übrigen Mittel, die die Lebensführung erfordert, muß der Künstler also außerhalb der einmal im Jahre veranstalteten — ob nationalen oder internationalen — Ausstellung sich erwerben und hier darf ihm, soll er vor Noth bewahrt werden, die fremde Konkurrenz nicht überall die Mittel wegnehmen. Man darf daher den auf der einen Seite mit so äußerst geringem Nugeffekt arbeitenden, auf der anderen Seite aber so enormen Schaden bringenden Riesenapparat der jährlichen „Internationalen“ einen völlig verfehlten, ja geradezu unheilvollen nennen. Unwillkürlich muß man bei dem vermeintlichen Heilmittel dieser Ausstellungen an den Morphinen denken, der zum Morphinium greift, um eine scheinbare, momentane Besserung seines Zustandes zu erzielen, dabei aber außer Acht läßt, daß er in der Folge seine Gesamtkonstitution damit völlig zu Grunde richtet.

Nach dem Vorgange Münchens bedurfte es kaum noch der Nachfolge Berlins, das seit einigen Jahren ebenfalls seine jährlichen „Internationalen“ abhält, um die deutsche Kunst immer schneller dem finanziellen Ruin entgegenzuführen. Mit gänzlicher Verkennung der Folgewirkungen dieser Ausstellungen, anscheinend nur, um nicht hinter München zurückzustehen, zieht man nun auch hier mit aller Mühe und großen Opfern, durch Entsendung von Deputationen, durch jury- und portofreie Einladungen, das Ausland heran, auch hier ist es mit goldenen Medaillen überschüttet worden und erhält die schönsten Plätze für seine Werke. Daß in neuester Zeit auch kleinere Kunstcentren, wie Stuttgart und Dresden, nicht zurückbleiben und ihre „Internationalen“ haben wollen, erübrigt noch hinzuzufügen. Vivant sequentes!

Für die schlimmen Spekulationen der „Internationalen“ in München und Berlin dürfen indessen die dortigen Künstlerschaften in ihrer Masse nur insofern verantwortlich gemacht werden, als sie dabei ihren führenden Persönlichkeiten allzu vertrauensvoll gefolgt sind. Diese aber sind oft gar nicht in der Lage, die Tragweite ihrer Vorschläge und die Folgen ihrer Maßnahmen praktisch zu erproben oder gar am eigenen Fleische zu verspüren, da sie vielfach nur dem Namen nach ausübende Künstler sind und ihre führende Stellung etwa lediglich einer gewissen äußeren Geschäftskennntnis und gewandten Redegabe verdanken oder, in Anbetracht einer durch glückliche äußere Umstände bedingten Unabhängigkeit oder Repräsentationsfähigkeit, an die Spitze der Künstlerschaft oder der Ausstellung-Kommissionen berufen worden sind. Sie finden, wie leicht erklärlich, bei ihren „internationalen Projekten“ Unterstützung bei

jenen Künstlern, die zufällig das Glück hatten, vortheilhafte Verkäufe auf einer verfloffenen „Internationalen“ abschließen zu können, und so wird dann das Gros der Künstlerschaft mit einigen schönen Reden von dem großen Nutzen dieser Art von Ausstellungen gewonnen. Die wenigen Glücklichen aber, die den „Internationalen“ das Wort reden, mögen bedenken, daß das Glück wandelbar ist und das alte Sprichwort *hodie mihi, cras tibi* auch heute noch gilt.

Der einsichtsvolle Theil meiner Kollegen wird meiner Behauptung gewiß ohne Weiteres beipflichten, daß der deutsche Kunstmarkt jetzt nach allen Richtungen hin von den Werken fremder Nationen förmlich überfluthet wird und daß Dies eine Folge der jährlich in München und Berlin stattfindenden internationalen Ausstellungen ist; der Laie aber kann sich leicht davon überzeugen, wenn er in die Salons der Bilderkäufer und Sammler blickt oder wenn er den Ausstellungen größerer Kunsthändler einen Besuch abstattet: überall wird er dort als neueste Errungenschaften Gemälde ausländischer Künstler finden. Um ein Beispiel anzuführen: ich hatte kürzlich Gelegenheit, in einer bekannten berliner Kunsthandlung sechsundzwanzig Gemälde fremder, dagegen nur neunzehn deutscher Künstler zu zählen, und erhielt auf meine Frage nach der Ursache die Antwort, daß sich die Bilder ausländischer Maler bedeutend leichter verkauften als die deutschen Ursprungs. Dem Kunsthändler als Geschäftsmann kann natürlich Niemand einen Vorwurf daraus machen, daß er die begehrteren Bilder der Italiener, Spanier, Franzosen u. s. w. protegirt, er hat mit dem jeweiligen Geschmack des Publikums zu rechnen; diesen Geschmack aber hervorgerufen, der fremden Kunst die Thore des deutschen Marktes weit geöffnet zu haben, ist die Schuld der Personen, die die unselige Idee der jährlichen Wiederholung internationaler Kunstausstellungen in Deutschland ausgebrütet haben.

Doch nicht allein in den Kunsthandlungen ist die Vorliebe für ausländische Kunst zu konstatiren, auch die öffentlichen Gemäldesammlungen, denen doch vor Allem die Pflicht obliegt, hervorragende Werke deutscher Künstler durch Ankauf auszuzeichnen, richten in letzter Zeit, mehr als nöthig, ihr Augenmerk auf die Gemälde fremder Nationen und unterstützen durch Ankäufe deren Kunst und Künstler. Sind doch allein in diesem Jahre auf der berliner Ausstellung aus den staatlichen sowie aus den von den Ueberschüssen der dortigen vorjährigen Ausstellung herrührenden Fonds, in Höhe von zusammen 143 050 Mark, 79 760 Mark (also der größere Theil) zum Ankauf ausländischer Kunstwerke für den Staat verwendet worden. Daß selbst Kunstvereine, die mit der ganz besonderen Tendenz, die heimische Kunst im engeren Sinne zu unterstützen, gegründet worden sind, ebenfalls der allgemeinen Auslandsmanie huldigen, ihre Ausstellungsräume zeitweilig Hunderten von fremden Kunstwerken zur Verfügung stellen, Ankäufe zur Verloofung machen, dabei nicht allein die hohen Kosten für Hin- und Rückfracht, sondern auch,

wie es in Dresden geschehen ist, selbst die zur Verpackung nothwendigen Kisten zahlen, ist gewiß ein charakteristisches Symptom der zur Zeit in Deutschland herrschenden Zustände und Anschauungen. Man werfe nur noch einen Blick in unsere illustrierten Zeitschriften, um auch hier festzustellen, daß durch massenhafte Reproduktion ausländischer Bilder, vielfach sogar recht minderwerthiger, für fremde Kunst nach allen Richtungen hin Propaganda gemacht wird. Das Alles sind die Folgen der „Internationalen“ in München und Berlin, die zuerst die Hochfluth eingelassen und die Geister gerufen haben, die jetzt so leicht nicht wieder los zu werden sind.

Nachdem ich gezeigt zu haben glaube, daß in Deutschland zur Zeit auf dem Gebiete der Malerei ein Liebeswerben sonder Gleichen um „fremde Gunst“ eingerissen ist, dürfte es am Platze sein, zu untersuchen, wie sich das Ausland Dem gegenüber verhält, ob es das deutsche Entgegenkommen erwidert und durch Veranstaltung jährlicher „Internationalen“ und durch Einladungen an deutsche Künstler sich zu revanchiren sucht. Wäre Das der Fall, so könnte ja in Deutschland Niemandem ein Vorwurf gemacht werden, denn der Ausfall auf dem heimischen Markte würde durch den Export deutscher Bilder in das Ausland einen Ausgleich finden. Leider muß festgestellt werden, daß von einer Revanche so gut wie nichts zu verspüren ist; im Gegentheil schließt sich, wie ich gleich anfangs angedeutet habe, das Ausland mehr und mehr gegen deutsche Kunst ab, je dringender wir seine Künstler zu unseren Ausstellungen heranzuziehen bemüht sind. Das ist, ideal genommen, allerdings vom Auslande nicht schön gehandelt, vom geschäftlichen Standpunkte dagegen weise und vorsichtig. Einige fremde Nationen, England, Rußland, Schweden und Norwegen, Portugal, Spanien und die Schweiz, veranstalten fast gar keine internationalen Kunstausstellungen, die wenigen aber, die das eine oder andere Land ja einmal unternimmt, haben eine so untergeordnete Bedeutung oder stellen so ungünstige Bedingungen (namentlich bezüglich der Jury und Portozahlung) für den fremden Aussteller, daß es dem deutschen Maler im Durchschnitt unmöglich gemacht wird, sie zu beschicken. Andere Länder, wie Amerika, Frankreich, Belgien und Holland, setzen nur bei Gelegenheit von internationalen Industrie-Ausstellungen auch solche von Gemälden ins Werk, also verhältnißmäßig nur recht selten. Bei keiner dieser Ausstellungen aber ist bisher, wie es in Deutschland stets geschieht, Portofreiheit zugesichert worden, vielmehr haben, falls die Beschickung einer solchen von den deutschen Künstlern gewünscht wurde, das Reich und die Kunstgenossenschaften die sämmtlichen Kosten, selbst die für die Ausschmückung der Säle, zu tragen gehabt.

Um zahlenmäßig nachzuweisen, wie geringfügig der Gewinn des deutschen Künstlers aus den „Internationalen“ des Auslandes ist im Vergleich zu dem fremder Künstler aus den Ausstellungen Deutschlands, vergleichen wir einmal

die Resultate der letzten acht Jahre hüben und drüben. Es stehen hier zwölf „Internationalen“ Deutschlands (acht Münchens, vier Berlins) nur zwei des Auslandes gegenüber, nämlich Melbourne 1888 und Chicago 1893. Auf den zwölf Ausstellungen Deutschlands verkauften fremde Künstler für insgesamt 2 788 554 Mark Kunstwerke (und zwar in München für 2 131 000 Mark, in Berlin für 657 554 Mark), dagegen verkauften deutsche Künstler in Melbourne und Chicago für zusammen 236 629 Mark (in Melbourne für 122 641 Mark, in Chicago für 113 988 Mark). Rechnen wir nun noch die bei allen diesen Ausstellungen von Deutschland allein getragenen Unkosten für Porto u. s. w. zu, resp. ab, so sind im ersten Falle, gering veranschlagt, 360 000 Mark zu-, im zweiten etwa 170 000 Mark abzusetzen und es stehen dann 3 148 554 Mark nur 66 629 Mark gegenüber. Wenn nun auch nicht die ganze Summe von 2 788 554 Mark auf das Konto deutscher Käufer zu setzen ist, so bleibt doch immerhin noch genug übrig, um behaupten zu können, daß der deutschen Kunst seit 1888 durch die „Internationalen“ an und für sich schon sehr bedeutende Mittel zu Gunsten des Auslandes entzogen worden sind, während dieses auch nicht im Entferntesten ein Aequivalent hierfür geboten hat.

Mit diesem finanziellen Vergleiche will ich hier auch einen solchen in Bezug auf die Preis- und Medaillen-Verleihung in Deutschland und im Auslande verbinden. Auch bei dieser darf Deutschland den Ruhm größerer „Noblesse“ für sich in Anspruch nehmen, denn während Melbourne nur „Preise“ (wahrscheinlich nichts kostende Diplome), Chicago nur bronzene Medaillen zuerkannte (und erst nach Ablauf von drei Jahren ausschändigte), verliehen München und Berlin kostbare goldene Medaillen, die, in Folge deutscher Höflichkeit und Rücksichtnahme gegen die ausländischen Preisrichter und Aussteller, vorwiegend an fremde Künstler gelangen, — oft sogar ohne jedes Verdienst. Um Das zu erweisen, genügt es, die Medaillen-Resultate zweier internationalen Ausstellungen, der 1891 in Berlin und 1892 in München veranstalteten, hier anzugeben: 1891 erhielten in Berlin von 1325 deutschen Werken nur 4 die große, 24 die kleine goldene Medaille, dagegen von 1134 fremden 15 die große, 49 die kleine goldene Medaille. In München 1892 kamen auf 1241 deutsche Werke 5 große, 26 kleine, — auf 1941 fremde 17 große, 36 kleine goldene Medaillen. Der Uneingeweihte muß aus diesem Resultate unbedingt den Schluß ziehen, daß die deutsche Kunst der fremden sehr beträchtlich nachlehe, da er den bei der Verleihung der Medaillen üblichen Modus nicht kennt, nicht weiß, daß ausländische Juroren in großer Anzahl, ja oft in der Mehrzahl an den betreffenden Berathungen stimmberechtigt theilnehmen, und weil er auch nicht zu ermessen vermag, wie weit bei solcher Gelegenheit die deutsche „Höflichkeit“ getrieben wird. Ich kann mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß es ein durchaus verfehlter, ja für das Ansehen der deutschen Kunst

in der Folge höchst nachtheiliger Modus ist, zu der Medaillen-Verleihung bei Ausstellungen, die ausschließlich mit deutschem Gelde ins Werk gesetzt werden, fremde Juroren mit Stimmberechtigung heranzuziehen. Nach meinem Dafürhalten müßten die Künstler der Stadt, die eine internationale Ausstellung auf ihre Kosten und Gefahr veranstaltet, auch einzig und allein berechtigt sein, die Vorschläge für die zur Vertheilung gelangenden Medaillen zu machen. Dadurch würde, den Wechsel solcher Ausstellungen in den verschiedenen Städten oder Ländern angenommen, das internationale Ensemble der Kunstleistungen auch einer wechselnden Beurtheilung ausgesetzt und zugleich verhütet werden, daß die Künstler jener Stadt, zu ihren Mühen und Risikos, auch noch aus Höflichkeit gegen ihre Gäste bei der Medaillen-Vertheilung zurückstehen oder bei einer Mehrzahl der fremden Juroren sich überstimmt sehen müssen.

Nach dieser kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Medaillen-Vertheilung bleibt uns noch übrig, zum Beweise, daß das Ausland unser Entgegenkommen keineswegs erwidert, dessen Verhalten gegenüber deutschen Künstlern bei seinen großen jährlichen Ausstellungen kennen zu lernen. Diese tragen kluger Weise, zur Abhaltung fremder Konkurrenz, durchweg einen nationalen Charakter; und Deutschlands jährliche nationale Ausstellungen mit „internationalem Charakter“ haben hieran deutschen Künstlern gegenüber nichts zu ändern vermocht. Viele auf unseren Ausstellungen vertretene Nationen halten es nicht einmal für nöthig, ihre Programme nach Deutschland zu senden, andere, wie England und Frankreich, geben allerdings ihre Bestimmungen für die Beschickung der Royal-Academy und des Salon kund, diese sind aber schon theoretisch so wenig verlockend, daß ein praktischer Versuch, dort auszustellen, nur in den seltensten Fällen gemacht werden wird. Die Bedingungen lauten nämlich bei Beiden: „Zur Beschickung der Ausstellung ist es nothwendig, die Werke wohl verpackt und franko an einen Agenten (der nicht einmal genannt wird) in London bezw. Paris zu senden, der sie ausgepackt der Jury vorzustellen hat u. s. w.“ Läßt sich nun daraufhin ein deutscher Künstler dennoch verleiten, ein Werk zu schicken, so kann er, falls er nicht ausnahmsweise besondere persönliche Beziehungen hat, mit Sicherheit darauf rechnen, sein Werk, belastet mit Spefen und Transportkosten sowie mit dem höflichen Bescheid zurückzuerhalten, „daß es wegen Mangels an Platz leider habe zurückgewiesen werden müssen“. So die praktischen Engländer und Franzosen, die wir Deutschen mit Aufwendung aller nur möglichen Mittel zu unseren jährlichen Ausstellungen heranzuziehen bestrebt sind.

Bedenken wir, welchen Eindruck dieses einseitige Liebeswerben Deutschlands um die Kunst des Auslandes in dortigen Künstlerkreisen und auch weiter erwecken muß, wie auch, namentlich im Hinblick auf die Medaillen-Resultate, dadurch der eben so irrige wie erklärliche Glauben erweckt werden

muß, daß die deutschen Künstler selbst die Ueberlegenheit ihrer fremden Kollegen fühlten, ja, Deutschlands Kunst ohne den fremden Einfluß sich nicht erheben könne, so würde es schon ohne Weiteres erklärlich sein, daß im Laufe der letzten Jahre, wo die „Internationalen“ Deutschlands dem Auslande beständig solche Erwägungen nahe legten, der deutschen Kunst auch der Privatmarkt im Auslande fast völlig abgeschnitten worden ist. Während früher eine bedeutende Ausfuhr deutscher Gemälde, namentlich nach England und Amerika, stattfand, hat diese jetzt aufgehört, und zwar ganz besonders in den letzten Jahren, seit nun auch Berlin von der „Internationalen-Sucht“ ergriffen worden ist. Um dieses Resultat aber so schnell und gründlich zu erreichen, mußte neben den „Internationalen“ auch noch der zweite Faktor in die Rechnung treten, nämlich die Kunstpresse Deutschlands, die, wie schon früher gesagt, in eben so unpatriotischer wie verständnißloser Weise die deutsche Kunst herabdrückt, die fremde emporhebt. Wie kann es Wunder nehmen, daß alle durch die „Internationalen“ noch ganz besonders provozirten abfälligen Urtheile deutscher Zeitungen über deutsche Kunst, alle Lobspendungen dagegen an die anderer Nationen eine breite Besprechung in der ausländischen Presse finden, da es doch bekannt ist, daß diese Presse mit besonderer Genugthuung alle diejenigen Artikel deutscher Zeitungen abdruckt, die geeignet sind, das Ansehen des wegen seiner schnell errungenen Machtposition allgemein beneideten Deutschlands nach irgend einer Richtung hin herabzudrücken und zu schmälern? Durch das Verhalten unserer Presse also und den Eindruck unserer „Internationalen“ im Auslande wird dieses naturgemäß abgeschreckt, nach deutschen Kunstwerken noch ferner Verlangen zu tragen, wendet sich vielmehr der Kunst jener Nationen zu, deren Presse die heimische Kunst besser und patriotischer beurtheilt.

In dieser Beziehung aber steht die Presse Frankreichs obenan. Man muß einmal zur Zeit der Salon-Eröffnung in Paris gewest haben, um zu hören, wie die dortigen Blätter ins Horn stoßen, um der Welt zu verkünden, daß die *grande nation* durch diese Ausstellung sich wieder einmal mit Ruhm und Ehren bedeckt habe und wie keine Kunst der Welt sich mit der Frankreichs messen könne. Nun, gleich den Chamaden der Deutschen bringen auch die Fanfaren der Franzosen in die Welt und bewirken, daß die deutsche Kunst überall von der französischen geschlagen wird. Ähnlich wie die französische, verhält sich auch die Presse anderer Länder. Daß an dem Aufhören des Exports deutscher Bilder nach Amerika nicht etwa der oft vorgeschützte Zoll auf Kunstwerke, sondern das Verhalten unserer Presse die Schuld trägt, sagte mir einer der ersten Kunsthändler New-Yorks, der, selbst ein Deutscher, mit Bedauern die Nachfrage nach deutschen Gemälden geschwunden, dagegen die nach französischen wesentlich gesteigert sieht. Die deutsche Presse kann hieraus ersehen, welche schlimmen Folgen für die deutsche Kunst ihr Verhalten gehabt



hat. Zu ihrer Ehre nehme ich an, daß sie diese Folgen weder beabsichtigt noch vorhergesehen hat, auch muß man zu ihrer Entschuldigung sagen, daß die deutschen Künstler durch ihr Verfahren bei der Einrichtung der „Internationalen“, bei der Medaillen-Verleihung u. s. w. in gewisser Weise der Presse Veranlassung gegeben haben, eine irrige Meinung von der deutschen Kunst zu gewinnen.

Fast aber sollte man meinen, es gehöre bei einem gewissen Theile unserer Kunstreferenten zum guten Ton, zur Mode, die Leistungen deutscher Kunst über die Achseln anzusehen, denn schon seit längerer Zeit hat diese von der heimischen Presse nicht die Beachtung und Würdigung gefunden, die ihr in Wahrheit zukommt. Fast typisch sind abfällige Urtheile unserer Zeitungen bei der Eröffnung deutscher Kunstausstellungen. So stand im Jahre 1888, als die Akademische Ausstellung in Berlin ihre Pforten öffnete, in berliner Zeitungen als erster Gruß, „die Ausstellung trage durchweg das Gepräge plattester Mittelmäßigkeit, der wahre Kenner fände nirgends etwas Hervorragendes, wahrhaft Künstlerisches, das im Stande sei, Auge und Gemüth zu erfreuen.“ Die Folge dieses wenig zutreffenden Urtheils war, daß der berliner Korrespondent des Figaro — natürlich mit Genugthuung — nach Paris berichtete, die Akademische Kunstausstellung in Berlin zeige so recht, auf welcher niedrigen Stufe die deutsche Kunst stehe, die Ausstellung erreiche noch nicht einmal das Niveau der vom Salon Refusirten. Wie werden, ob solcher Kunde, die Franzosen sich gefreut haben! Daß Ludwig Pietzsch gegen diese französische Arroganz in der Vossischen Zeitung Verwahrung einlegte, sei hier nicht vergessen, wohl aber ist zu bezweifeln, daß der Figaro seinen Lesern den kalten Strahl zugeführt hat. Wenn nun schon die Berichte über unsere rein nationalen Ausstellungen im Auslande Beachtung finden, um wie viel mehr müssen dann erst die Urtheile der deutschen Presse über die Internationalen interessieren und wie angenehm werden die fremden Nationen berührt werden, wenn sie aus deutschen Zeitungen ersehen, „daß die Ausstellung ihren wahren Glanz der reichen Beschickung des Auslandes verdanke, deren Werke — mit Bedauern müsse man es gestehen — die der deutschen an künstlerischem Gehalt und Originalität weit überragten.“ Daß die deutsche Kunst eine so mißachtende Behandlung nicht verdient, habe ich schon mehrfach betont und wird auch durch das anerkennende Urtheil unserer wirklich verständnißvollen Kunstkritiker bestätigt; doch selbst angenommen, sie stehe nicht auf der Höhe, so würde der beständige Tadel keineswegs dazu angethan sein, sie zu heben, denn wenn er auf der einen Seite moralisch herabdrückt, so entzieht er auf der anderen, wie wir gesehen haben, die Hilfsmittel. Kunst aber ohne Gunst ist umsonst, Das gilt ganz besonders auch in materieller Beziehung. Eine Kunstkritik ist nur dann am Plage, wenn sie auf Mängel, die, wie allem Menschenwerth, so auch jeder Kunst anhaften, in wohlwollender und verständnißvoller Weise aufmer-

sam macht, dagegen auch das wirklich Gute und Tüchtige anerkennt und hervorhebt. Tritt aber die Kunst einer bestimmten Nation in einen internationalen Wettbewerb ein, so sollte die Kritik jener Nation noch ganz besonders vorsichtig und auch ihrer patriotischen Pflicht eingedenk sein, damit nicht Nachtheile, wie die hier gezeigten, entstehen.

Bisher habe ich die Wirkungen unserer jährlichen „Internationalen“ und das Verhalten der Presse nur nach der materiellen Richtung verfolgt, doch auch in idealer Beziehung drohen der deutschen Malerei durch Beide ernste Gefahren. Ich muß an das alte Sprichwort denken: „Gelegenheit macht Diebe“, wenn ich behaupte, daß der jüngere, noch nicht urtheilssichere deutsche Künstler durch die beständige Vorführung fremder Kunst in den „Internationalen“ allmählich verleitet worden ist, von seiner nationalen Basis abzulenken und sich im Nachahmen des Fremden zu gefallen; in Anbetracht der den Deutschen so zu sagen angeborenen Schwäche für das Fremde lag die Versuchung hierzu schon nahe, durch die Lobgesänge unserer Presse an die ausländische Kunst, durch die Medaillen-Resultate wurde sie geradezu unwiderstehlich. Das Kösen aber vom Nationalen, das Nachahmen fremder Auffassung und Malweise ist an und für sich schon ein verfehltes Beginnen; denn wenn die Grundgesetze, wie in aller Kunst so auch in der Malerei, allgemeine sind, so muß doch jedes Volk auch in dieser gewisse nationale Charakteristika zeigen, die durch Rasse oder Temperament, durch Klima, politische und religiöse Verhältnisse bedingt sind und daher volle Berechtigung haben. Gerade diese nationale Verschiedenheit der ausgestellten Kunstwerke in einer internationalen Ausstellung übt ihren besonderen Reiz auf den Beschauer aus und hält sein Interesse wach, während eine internationale Uniformität bei der Masse des Gebotenen langweilig und ermüdend wirken muß. Wenn nun aber, wie es leider nur allzu oft zu beobachten ist, junge deutsche Künstler nicht allein ihre nationale Individualität aufgeben, um im Stil fremder Kunst zu malen, sondern sich aus dem Fremden noch obendrein das Schlechteste, die Ausartungen, zum Vorbilde nehmen, so wirkt Das geradezu widerwärtig, denn es zeigt, daß diesen Nachahmern entweder das Urtheil über „Gut“ und „Schlecht“ abgeht oder daß sie, ihre Schwäche fühlend, sich an das „Gute“ nicht heranwagen, — oder auch, daß sie, die Kunst zur reinen Geschäftssache herabwürdigend, nur solche Bilder fremden Schaffens zur Nachahmung sich wählen, die wenig Arbeit und Können zur Herstellung erfordern und daher nach ihrer Meinung leichten und raschen Gewinn versprechen. Daß eine solche Art der Bilder-Fabrikation bei uns überhaupt möglich wurde, verdanken wir wieder den „Internationalen“ im Verein mit der Presse; denn die „Internationalen“ haben durch jury- und portofreie Einladungen eine Menge höchst minderwerthiger, ja oft geradezu abscheulicher Bilder nach Deutschland gebracht und die Presse hat in ihrer

Begeisterung für alle fremde Kunst nicht ermangelt, auch diesen Leistungen, als etwas höchst „Originellem“, ihre Bewunderung zu zollen. Da sich das Publikum dieser Art von Werken gegenüber von Anfang an sehr ablehnend benommen hat, so glaubte man, sie damit mundgerechter machen zu können, daß man sie mit dem Epiteton „modern“ zierte und alles in diesem entarteten Genre Geschaffene „moderne Kunst“ nannte. In der Bezeichnung „modern“ liegt aber schon an und für sich ein Kriterium, denn sie deutet an, daß diese Art der Kunst sich der „Mode“ unterstellt, der Mode, dieser launischen Dame, die heute das Häßliche schön, morgen das Schöne häßlich findet. Wie jede Mode, die ihr tyrannisches Szepter über die Welt geschwungen hat, ist auch diese französische Ursprunges und hat in Paris das Licht der Welt erblickt. Bereits in den siebenzigern Jahren trat sie, allerdings noch recht bescheiden, im pariser Salon auf. Gern möchten ihre deutschen Verehrer, die sich mit Vorliebe die „Jungen“ nennen, für sie die deutsche Geburt in Anspruch nehmen, doch bin ich in der Lage, sie ihr nach meinen persönlichen Beobachtungen ganz und gar absprechen zu müssen. Von ihrer Heimath, Paris, aus hat sie sich im Laufe der Jahre mehr oder weniger über die ganze Welt verbreitet und bei uns in den „Internationalen“ einen ganz besonders fruchtbaren Boden zur Fortpflanzung gefunden.

Um übrigens in Anbetracht der Dehnbarkeit des Begriffes „moderne Kunst“ bei meinen Auslassungen nicht mißdeutet werden zu können und mir den Vorwurf einer veralteten Kunstanschauung zuzuziehen, betone ich besonders, daß mir jeder gesunde Fortschritt in der Malerei erwünscht erscheint, daß ich dagegen alles Ungefunde verabscheue. Zum Ungefunden muß ich aber alle die Werke neueren Schaffens rechnen, die, bei völligem Fehlen eines irgendwie anziehenden Motives, sich lediglich in einer eben so rohen wie nichts sagenden „Pakerei“ gefallen und in Farbenharmonie wie Zeichnung ein absolutes Nichtkönnen erweisen. Nur für diese Leistungen nehme ich die Bezeichnung „moderne Kunst“ in Anspruch. Obwohl diese sogenannte moderne Kunst ihren Anhängern gern die Aussicht auf völliges Ungebundensein im Schaffen vorspiegelt und ihnen die Aufhebung aller bisherigen Regeln und Gesetze der Kunst verheißt, so hat bei näherer Betrachtung doch auch sie bestimmte Grundsätze, die, allerdings „negativer“ Natur, nur von den „Jungen“ ernst genommen werden können und sich etwa so zusammenstellen ließen:

Erstens: Vor Allem hüte Dich, Kunstjünger, vor der Schönheit, in welcher Form immer sie sich Dir naht; ihr Kultus ist veraltet!

Zweitens: Vermeide, bei Deinen Werken Anforderungen an den Geist und das Nachdenken des Beschauers zu stellen; je weniger Geist Du selbst besitzt oder zeigst, desto schneller wirst Du verstanden werden.

Drittens: Vergende Deine Zeit nicht mit schädlichen Vorstudien; je

weniger Du die Natur erfasst hast, desto „origineller“ werden Deine Schöpfungen wirken, man wird Dir nachrühmen, „daß Du der Natur immer und immer wieder neue Seiten abzugewinnen verstehst“ oder sie „zwingst, so zu sein, wie Du sie siehst“. Jede gesunde Naturanschauung, jedes „Können“ ist hinderlich, ein Ballast beim freien Fluge des „Jungen“.

Viertens: Verlege vielmehr den „Schwerpunkt“ Deiner Bilder in die Farbe, d. h. in die Dicke der Farbe, nicht in die Harmonie, und Du wirst verblüffen und als ein Meister der Technik gepriesen werden. Dein Farblieferant wird zugleich Freude an Dir haben. (Original-Rezepte stehen Dir auf allen „Internationalen“ gratis zur Verfügung.)

Das ungefähr sind die Regeln, die uns die moderne Kunst, die ich meine, aufstellt. Verständnißlose Kunstgelehrte suchen ihr die Wege zu ebnen und das Publikum „à la Schaupöbel“ zu belehren; doch hoffen wir, daß zum Nutzen der echten deutschen Kunst der „modernen“ dadurch baldigst ein Ende bereitet werde, daß das laufende Publikum mit gesundem Sinn wie bisher fortfährt, sich ablehnend gegen sie zu verhalten, und so das Völkchen irreführter Künstler am eigenen Leibe erfährt, daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht war. Ein Aufhören der „Internationalen“ mit ihrer anspruchsvollen Ausschufswaare würde das Ende noch wesentlich beschleunigen und die moderne Kunst gar bald im Sande verlaufen lassen, da ihr damit die Quellen abgegraben wären, aus denen sie bisher immer wieder schöpfte.

Ob schon die vorstehenden Erörterungen, da sie die schlimmsten Folgen der jährlichen „Internationalen“ in Deutschland, sowohl in materieller wie in idealer Beziehung, ans Licht gezogen haben, schon genügen würden, um einem Fortfall dieser Art von Ausstellungen das Wort zu reden, will ich doch auch noch auf einige andere Uebelstände aufmerksam machen.

Der erste Uebelstand liegt in den Ausstellungen an und für sich, in ihrer Uebergroße. Darin wird mir wohl jeder Besucher Recht geben, der mit der Absicht, einen wahren Kunstgenuß zu haben, die Pforten solcher Riesenausstellungen durchschritt und sich nun in dem Gewirr der vielen Säle tausend und abertausend Gemälden und Kunstwerken gegenüberieht. Schier unmöglich ist es, in diesem Kunstchaos Ruhe und Sammlung zu freudvollem Genießen, zur Vertiefung in das eine oder andere Werk zu finden; es würde einer Zeit von Wochen, ja, von Monaten bedürfen, um alle ausgestellten Kunstwerke eingehend besichtigen zu können, — dazu fehlt aber in unserer nervös erregten Zeit Wollen sowohl wie Können. Der Besucher eilt zunächst von Saal zu Saal, um eine allgemeine Orientirung zu erlangen: kaum daß er dabei einen Blick auf das Hervorragendste werfen kann. Ist er endlich „durch“ und will nun mit der näheren Besichtigung einzelner Säle beginnen, so zeigt sich schon die Ermüdung, er ist nicht mehr im Stande, das eine oder andere

Werk naiv auf sich wirken zu lassen, die Freude am Schauen ist geschwunden, stumpfsinnig wandert er weiter oder verläßt die Ausstellung, um sich in Gottes freier Natur wieder aufzufrischen. So geht es schon dem Besucher, — wie viel schlimmer aber ist der Käufer daran, der sich nicht gern „verlaufen“ möchte und daher die Verpflichtung fühlt, erst Alles gesehen zu haben, ehe er wählt; er hat hier einen schweren Stand gegenüber der Unzahl von Kunstwerken. Die Folge ist, daß er nach Durchwandern der Ausstellung mit verwirrtem Kopf und Sinn vielleicht ein Werk erwirbt, das er bei ruhigem Blute und geringerer Auswahl nicht gekauft haben würde und das ihn später ärgert, oder aber, daß er wegen zu großer Wahl und Qual überhaupt nichts kauft, weil er, gewisigt etwa durch die Erfahrungen früherer Jahre, den „Reinfall“ fürchtet. Oft genug habe ich in der Beziehung von Käufern den Ausspruch gehört: „Auf solchen großen Ausstellungen kann man nicht kaufen, die Wahl wird zu schwer, man kauft weit angenehmer in den kleinen, aber gewählten Ausstellungen der Kunsthändler.“

Die Uebergroße dieser „Internationalen“ bringt es denn auch mit sich, daß die Verkaufsergebnisse relativ recht schlechte sind, wenn auch die Summen zunächst blendend erscheinen; denn ein gutes Resultat kann man doch wahrlich nicht nennen, wenn von 3000 bis 4000 Kunstwerken (dem durchschnittlichen Bestand solcher Ausstellungen) 200 oder selbst 300, also etwa 7 bis 8 Prozent verkauft werden, wie es in der Regel geschieht. Unwillkürlich fragt man dabei: Wo bleiben nun die Tausende von unverkauften Bildern nach Schluß der Ausstellung? Die kleineren Ausstellungen Deutschlands, für die ebenfalls noch eine Schaar von Künstlern thätig ist, können doch nicht alle fassen und ihren Verkauf bewerkstelligen. Ein anderer Uebelstand der „Internationalen“ ist, daß der Künstler, in Anbetracht der jedes Jahr von Neuem in Sicht stehenden Ausstellungen, immer und immer wieder angespornt wird, ohne langes Besinnen in Hast und Eile für die nächste „Internationale“ zu schaffen; denn, hier nicht vertreten zu sein, käme im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität dem Vergessen gleich. So muß er darauf Bedacht nehmen, einen Stoff zu finden, der in irgend welcher Weise Sensation erregt, dabei aber leicht und schnell zu bewältigen ist, denn lange Vorstudien, Vertiefen in die Aufgabe sind bei der kurzen Einlieferungsfrist für die Kunstwerke nicht möglich. Deshalb mit Volldampf voraus! Ist nur das Motiv absonderlich und bizarr, so mag Zeichnung und Farbe mangelhaft sein, das Bild wird Aufsehen erregen und besprochen werden. Bei solchem Schaffen kann die rechte Kunst, die ruhiger Sammlung bedarf, nicht mit. Daß durch diese beständige Hetze auch die Gesundheit des Künstlers leidet und seine Nerven rasch verbraucht werden müssen, sei noch nebenbei bemerkt.

In engem Zusammenhange mit der eben besprochenen Art von Ki

mäßen stehen die sogenannten „Ausstellungsbilder“, die ebenfalls die „Internationalen“ gezeitigt haben. Das sind Bilder, die ganz gewöhnliche, ihrer Natur nach in bescheidenem Format zu behandelnde Motive in übergroßen Verhältnissen geben, wie sie etwa für ein bedeutendes Historienbild am Plage wären. Man hat zu dieser Uebertreibung gegriffen, in der Erkenntniß, daß kleinere, intim behandelte Bilder, wie sie für den Privatbesitz geeignet sind, in dem mächtigen Sälen- und Bildergerwirr einer solchen Ausstellung durchaus nicht zur Wirkung gelangen, und malt daher Bilder, die durch Größe, Uebertreibung der Farbe und breiteste Technik schon aus der Ferne den Blick des Beschauers auf sich ziehen und zur Besichtigung anlocken müssen. Gegen solche Bilder wäre ja nun nichts einzuwenden, falls sie für alle Zeiten an ihren Ausstellungsplätzen verblieben oder bestimmt wären, ähnliche Riesensäle zu zieren, wo man in der Lage wäre, sie lebiglich aus der Ferne betrachten zu können. Gelangen sie aber in Privatbesitz, was ihrer Größe wegen schon seltener geschieht, so ist es in den kleinen Räumen mit der Wirkung vorbei, der hier meist bedingte nähere Standpunkt läßt sie roh und uninteressant erscheinen. Ich selbst habe schon erlebt, daß mich der glückliche Erwerber eines solchen Bildes um mein Urtheil anging, weil er behauptete, er erkenne das Bild in seinem Salon nicht wieder, in der Ausstellung habe es so herrlich gewirkt und hier erscheine es unfertig und roh. Ja, Das ist eben der Unterschied in Standpunkt und Beleuchtung der Ausstellung- und der Wohnräume. Da aber die Bilder größtentheils in Wohnräumen und nur selten in Galerien ihre bleibende Stätte finden, so ist es entschieden verfehlt und auch spekulativ nicht richtig, solche großen Ausstellungsbilder zu malen, wenn die Bedeutung des Motivs nicht dazu treibt oder erwartet werden darf, daß das Gemälde in einer öffentlichen Galerie Aufnahme findet.

Zuletzt möchte ich noch betonen, daß von einer Reihe von Künstlern zur Vorbereitung solcher großen Ausstellungen in den Kommissionen und den verschiedenen Ausschüssen eine sehr bedeutende Arbeit verlangt und ohne Entgelt verrichtet wird; in Anbetracht der schädlichen Wirkungen dieser Ausstellungen muß ich die für sie gebrachten Opfer als unnöthige Vergeudung künstlerischer Kraft und somit ebenfalls als einen Uebelstand bezeichnen.

Nachdem ich nun nach bestem Wissen und Gewissen an den deutschen Kunstzuständen Kritik geübt und die Wurzeln des Uebels, an dem sie krankten, losgelegt zu haben glaube, muß ich meiner festen Ueberzeugung Ausdruck geben, daß nur eine Radikalkur, durch Aufgeben der „Internationalen“ für das nächste Jahrzehnt, uns Besserung bringen und aus der erdrückenden Umföhlung des Auslandes befreien kann. Durch den Fortfall dieser Ausstellungen zeigen wir n anderen Nationen, daß auch im deutschen Künstler Kraft genug steckt, um ne ihre Hilfe seine Kunst blühen und fortschreiten zu machen, und erringen

damit die Achtung des Auslandes wieder, die jetzt gerade durch eine falsche Deutung der „Internationalen-Sucht“ stark gesunken ist. Allerdings wird der Gesundungsprozeß Jahre in Anspruch nehmen; doch steht mit Sicherheit zu erwarten, daß mit dem Aufhören der jährlichen internationalen Ausstellungen auch die Hochfluth fremder Kunst auf deutschem Markte sich allmählich wieder verlaufen und der deutsche Künstler von einer Konkurrenz befreit werden wird, die, wenn sie fortgesetzt wird, ihm und seiner Kunst den Untergang bringen muß. Wenn nun zwar mit der Beseitigung der „Internationalen“ das Wesentlichste zur Gesundung unserer Kunstverhältnisse geschehen sein würde, so wäre doch auch noch zu bedenken, ob sie nicht dadurch um ein Bedeutendes beschleunigt werden könnte, daß man für die allernächste Zeit in München und Berlin von der Abhaltung jährlicher — auch nationaler — Ausstellungen überhaupt absehen und statt Dessen versuchen wollte, den Schwerpunkt des Kunsthandels wieder in permanente Ausstellungen und die Salons der Kunsthändler zu verlegen. Es würde damit der Haß des „Ausstellung-Malens“ ein Riegel vorgeschoben und die Künstler fänden zu wahrhaft gebiegenem Schaffen wieder Ruhe und Sammlung, die Manchem von ihnen in den letzten Jahren der „Internationalen-Hege“ abhanden gekommen sind. Ich zweifle nicht daran, daß bei nur einigem guten Willen der Presse, den ich trotz Allem bei ihr voraussetze, das Publikum, auch das laufende, diesen permanenten Ausstellungen und Kunstsalons seine Gunst zuwenden würde, namentlich, wenn sie nach außen hin sich etwas auffallender als beispielsweise die des Vereines Berliner Künstler in die Augen drängten wollten. Daß jetzt die permanenten Kunstausstellungen sich keines starken Besuches zu erfreuen haben, liegt nicht zum Wenigsten daran, daß durch das allzu reichhaltige „Menu“ der großen Jahres-Ausstellungen dem Publikum „Indigestion-Beschwerden“ erwachsen, die ihm für längere Zeit den Geschmack an der Kunstspeise verderben. Eine leichtere tägliche Kost würde weit besser vertragen werden und auf die Dauer schmachhafter bleiben. Sollte Das jedoch aus lokalen oder anderen Gründen zur Zeit noch nicht zu erreichen sein, so schiene es mir doch zum Mindesten angezeigt, bei den jährlichen nationalen Ausstellungen die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten zu beschränken und namentlich in Berlin einen Theil der großen Mittelsäle abzusperren, während nur einige von ihnen zur ausschließlichen Unterbringung von großen Bildern zu benutzen wären. Durch die Neuschaffung der vielen kleinen Säle im berliner Ausstellungsbau ist jetzt dort auch kleineren, wahrhaft künstlerisch durchgebildeten Gemälden die Möglichkeit gegeben, gesehen zu werden. Fort aber vor allen Dingen mit den jährlichen „Internationalen“; sie sind es, die, wenn sie fortgesetzt werden, die deutsche Kunst erdrücken, den Künstler dem Elend preisgeben müssen.

Dresden.

Professor Werner Schuch.



## Interviews und Journalisten.\*)

Sehr geehrter Herr Harden,

**W**enn Sie dem deutschen Interviewer gestattet haben, sich selbst noch deutlicher zu zeichnen, so geschah Das wohl, weil er damit gleichzeitig eine ganze Kategorie von Journalisten gezeichnet hat. Aus dem selben Grunde komme ich auf die leidige Angelegenheit nochmals zurück; denn diesmal hat dieser Interviewer — ganz abgesehen von seiner Eigenart: keine objektiven Bilder geben zu können — zu der Selbstcharakteristik, die er von sich (und der Kategorie, der er angehört) entworfen hat, einen eigenartigen Nachtrag geliefert, der hervorgehoben werden muß.

Ueber Herrn Grüttesen und sein Vorgehen hat Niemand bei uns in verächtlicherem Tone geschrieben als Herr Redakteur Thommesen, der Herausgeber von „Verdens Gang“, eines Blattes, das in jeder Beziehung die bedeutendste Tageszeitung Norwegens genannt werden muß. Und gerade ihn wagt Herr Grüttesen als Zeugen für sich in Anspruch zu nehmen. Herr Thommesen ist über die Dreistigkeit dieses Herrn ganz entsetzt; er hat mir gegenüber die beiden Behauptungen des Herrn Grüttesen als Unwahrheiten gebrandmarkt.

Der Interviewer hält nach wie vor daran fest: meine Frau habe ihm erzählt, daß sie in Mänchen vor den Strafrichter geladen worden sei, weil sie an einer politischen Versammlung Theil genommen habe. Und Das soll sie gesagt haben, obwohl sie nicht einmal den Versuch gemacht hat, je zu einer solchen Versammlung Zutritt zu erhalten! Der Herr untersteht sich also, zu behaupten, meine Frau habe ihm eine Unwahrheit erzählt. Das ist genau der selbe Fall wie mit der Geschichte von meiner famosen „schmutzigen weißen Weste“. Er weiß besser als ich selbst, als meine Frau, meine Kinder, meine Freunde, daß ich in jener Zeit nicht eine funkelneue schwarze Seidenweste trug, sondern eine schmutzige weiße Weste. Er kann voraussetzen, daß ich um einer solchen Bagatelle willen an einer Unwahrheit, die alle die eben benannten Personen kontrolliren können, festhalten werde! Welche Begriffe von Ehrenhaftigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl mag dieser Mann haben? Meiner Meinung nach könnte er eben so gut auch daran festhalten, daß ich ihm den Inhalt meines eigenen Stüdes vollständig falsch geschildert habe. Oder ihm erzählt habe, daß es vom Dr. Sigurd Jbsen übersezt sei, obwohl doch groß und deutlich auf dem Titelblatte zu lesen ist, daß mein Uebersetzer Eugen von Enzberg heißt. Er sollte auch mit der Erzählung hausiren gehen: daß ich eine Bramarbasstimme und ein hochrothes Gesicht habe; Das würde bei meinen Freunden allgemeine Heiterkeit erregen.

Nur Eins ist wahr, nämlich: daß ich in meiner Antwort im „Berliner Tageblatt“ nicht gesagt habe, was ich über ihn als Interviewer denke. Hätte er diese Antwort in Frieden gelassen, statt ein Drittel davon zu streichen und den Rest mit Randglossen zu versehen — ein Verfahren, dessen Unverantwortlichkeit er nicht einmal zu begreifen scheint! —, so hätte ich Gnade für Recht ergehen lassen und ihm eine weitere Strafe geschenkt. Aber dadurch beschwor er sein Verhängniß heraus.

Aulestad.

Björnstjerne Björnson.



\*) S. „Zukunft“ vom 24. Oktober und 7. November 1896.



## Dem Fürsten Bismarck.

**D**ie Dir das Leben gaben, sollst Du ehren,  
Dann wird es Dir auf Erden wohlgergehen:  
Laßt uns das Wort, das Kinder kaum verstehen  
Und liebend üben, heut als Männer hören.

Laßt uns dem Schöpfer schaffend Dank bewähren  
Und mag, was wir gesät, der Wind verwehen;  
Ob wir die Zukunfternte nicht mehr sehen,  
Im Schaffen wird sich unser Sein verklären.

Demüthig-stolz und dankbar laßt uns ringen,  
Die Herrlichen, die hochbegnadet schufen,  
In ihrer Kraft erkennend zu bezwingen.

So klimmen wir empor die stellen Stufen,  
Und ob sich Jene hoch und höher schwingen,  
Excelsior! wir folgen ihren Rufen.

Den Seher wird die Menge stets verkennen,  
Sie schätzt Erworb'nes, tastet fies mit Händen,  
Sie achtet nicht still reisendes Vollenden,  
Nicht sieht sie nur, wo Scheiterhaufen brennen.

Den jene Blößen jauchzend, schmähend nennen,  
Du bist es nicht. Ob sie Dir Weihrauch spenden,  
Ob die Verblendeten sich von Dir wenden,  
Dein Wesen wird Dich stets von ihnen trennen.

Der Phrase Prunk verhüllt ihr innres Darben,  
Die-ohne Dank noch Ehrfurcht noch Vertrauen  
Das Gut vergeuden, das sie nicht erworben.

Wir aber fragen heut in Gram und Grauen:  
Wird je die tiefe Wunde Dir vernarben?  
Und welche Zukunft, Seher, magst Du schauen?

Gern lesen wir in deutungschweren Sagen  
Vom Ritter, der in nächtigen Felsenklüften  
Das Zwerggeliichter aus verborgnen Schäften  
Zu Paaren trieb und manchen Wicht erschlagen.

Solch einen Sieg sahn wir in diesen Tagen:  
Wir sahn verkappte Wichte Zwietracht stiften,  
Im feigen Hinterhalt den Pfeil vergiften,  
Weil sie den offenen Kampf mit Dir nicht wagen.

Du gleichst als Greis dem jugendlichen Reden,  
Dem deutschen Michael, nach dem im Bilde  
Dhnmächtige Mißgeschöpfe Krallen strecken.

Der Wahrheit Kleinod strahlt in Deinem Schilde,  
Den Lüge und Verleumdung nie bes Flecken, —  
So strahlt in Deinem Auge Kraft und Milde.

Laß Dich, o Fürst, Dein Mähen nicht gereuen,  
Ermatte nicht in männlich freier Rede,  
Schlag an das Schwert und führe kühne Fehde,  
Herold und Herzog bleibe Deinen Treuen!

Und ein Gedanken laß Dich noch erfreuen,  
Das schlichter zwar, doch köstlich ist, wie jede  
Der Gaben, die in winterlicher Debe  
Dir die Heroeneinsamkeit zerstreuen:

Im Dorfe wars. Es buftete der Flieder,  
Die Abendglocken sangen leis und leiser,  
Verklungen, — und es sank die Nacht hernieder.

Da sprach ein Bauer, ein ehrwürdig greiser  
— Noch klingt das Wort in meinem Herzen wieder —:  
„Gott segne unsern alten Vater Kaiser!“

Er sprach's allabendlich, als ob er trachte,  
Uns tief die theuern Züge einzuprägen,  
Daß einst dies milde Anliß unsern Wegen  
Ein Leitstern sei, wie auch die Zukunft nachte.

Wenn er des Kaisers, Deines Herrn, gedachte,  
So war es nicht mit eitlem Lippenregen.  
Und dieses welken Mundes Ruhesegen,  
Er galt auch Dir, der für den Kaiser wachte.

Blickst Du zur Abendstunde in die süßen,  
Die zarten Farben, deren leises Klagen  
Verklärte Himmelsferne scheidend röthet,

Dann fühle, daß Dich treue Lippen grüßen,  
Daß mit dem Deinen deutsche Herzen schlagen  
Und jeder Herzschlag segnend für Dich betet.

Eduard Goldbed.



## Unsere Großbanken.

Der Entschluß der Berliner, sich nicht in das Börsenregister eintragen zu lassen, kann kaum von langer Dauer sein. Bei einem Gelbanspruch, über den Jahre verstrichen sind, giebt es doch wenigstens ein gerichtliches Erkenntniß in Bezug auf die Verjährung; bei einer künftigen Klage auf Differenzzahlung werden dagegen von vorn herein nur registrierte Firmen angenommen; alle anderen stehen außerhalb irgend eines Rechtsverhältnisses und kaum der Anwalt wird daran noch Zeit verschwenden. Das ist ein Risiko, gegen das Betheuerungen wie die, weiter auf Treu und Glauben zu handeln, doch gar zu pathetisch klingen. Auch werden sich viele Kommissionäre zur Beruhigung der eigenen Kundschaft registriren lassen und schließlich wird ein entsprechender Vermerk gerade so gut zur Briefziffer gehören wie die Telephonnummer und das Reichsbankgirokonto. Jedenfalls kostet die Nähe der neuen Börsengesetze bereits einiges Geld, da die Banken sich auf ausgebreitete Comptantordres und die diesen dann folgenden Lombardirungen in ihren Kassen gefaßt machen. Das ist keineswegs ein Umsatz Zug um Zug, sondern sehr oft wird wohl das Geld dabei um einen Tag gesperrt sein. Da man in „maßgebenden“ Kreisen auch noch nicht für den Februar an ein Sinken des Zinsfußes glaubt und der Privatdiskont fast ganz verschwunden ist, so kann die Reichsbank allein die Ansprüche des Marktes nur schwer befriedigen. Unsere großen Institute aber, vielleicht die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank ausgenommen, scheinen jetzt, mild ausgebrüht, keineswegs sehr flüssig zu sein. Außerst charakteristisch wird dabei das Verhältniß der Kontokorrentkunden. Diese trassiren bekanntlich drei Monate auf ihre Bank und haben für den Akzeptkredit ein Depot von Effekten, Bürgschaften u. s. w. hinterlegt. Vor dem Fälligwerden des Acceptes pflegen die Trassanten nun abermals drei Monate zu ziehen, den Wechsel zu verkaufen und mit dem Gelde das Accept ihrer Bank zu schütten. Wie geschieht Das aber jetzt, wo Geld theuer ist? Da denken die Kunden gar nicht an ein Erneuern des Acceptes, sie werden also den Betrag des von der Bank eingelösten Wechsels im Buche schuldig. Das kostet sechs Prozent, während doch eine neue Tratte beim Verkaufe nur fünf Prozent Diskonto kostet. Aber gerade dieser Diskonto ist dem Kaufmann zu hoch und so bezahlt er lieber „für vierzehn Tage“ sechs Prozent als auf drei Monate fünf Prozent. Vergebens suchen die Banken über den Irrthum aufzuklären, daß der Geldsatz binnen wenigen Wochen niedriger sein werde: die Kunden haben einmal ihren Glauben, der, wie ersichtlich ist, die Debitorenposten unserer großen Institute stark anschwellen läßt.

Wenig bekannt ist ein Konsortialbrief des von der Diskontogesellschaft geführten Syndikates geworden, nach dem die erst kürzlich gegründete Südafrikanische Bergwerths-gesellschaft schon wieder liquidirt. Von den 25 Prozent Einzahlung sind einstweilen zehn Prozent gutgeschrieben, verloren wird also nichts. Warum aber dieser Rückzug? Der Umstand, daß die mitbetheiligte Dresdener Bank inzwischen ein gleiches Unternehmen gegründet hat, kann doch unmöglich so entmuthigen. Auch die augenblickliche Depression auf dem Minenmarkte vermag eine wirklich ernste Arbeit nicht zu hindern. Wir wissen doch Alle, daß die Schwäche der Franzosen die panikartigen Verkäufe geschaffen hat. Spekulant, die zinslose Papiere besitzen und dazu noch die fortgesetzten Reports und die Nachschüsse auf den anfänglich festgesetzten Kurs zu zahlen haben, müssen schließlich zusammenbrechen. Selbst der Prinz von Wales soll die Eigen-

art solcher Engagements so klar eingesehen haben, daß er sich hierüber, anstatt wie sonst mit dem Baron Hirsch, mit Alfons von Rothschild zu verständigen suchte. Rothschild kanns aushalten, — und schließlich wird dabei noch enorm verdient, wie bei den Egypptern Soubeyrans, die das Welt haus einst zu 48 übernommen hatte. Bedeutsam ist nur, daß der französische Mittelstand seine zahllosen kleinen Anlagen in Goldshares sicher nicht erneuern wird. Denn er hat keine Zinsen erhalten und Das erzeugt bei der sparsamsten Nation der Welt ein unausrottbares Vorurtheil. Mögen Spanier, Türken u. s. w. noch so tief sinken: die Besitzer haben lange Jahre hindurch ihre schönen Zinsen gezogen, im Gegensatz zu den deutschen Kapitalisten, deren exotische Werthe recht bald fallirten. An neue Minenaktien werden auch die Franzosen herangeführt, an die bereits „genossenen“ nie wieder. Kein Wunder, daß sich unter solchen Umständen die Herren Bernher, Zeit besinnen, allzu viel von ihren Emissionen aufzunehmen, wenn auch an einzelnen starken Börsen ihre Interventionenkäufe eintreten mußten. Fast geht es jetzt dieser Firma wie früher Willard, für den als Hans im Glück kein Lob der Hochfinanz zu groß war und über den nach seiner Entpuppung ein wahres Nachschlagewert von Schimpfwörtern entstehen konnte. Das Mißtrauen gegen Bernher, Zeit lastet vorläufig auf dem ganzen Minenmarkt. Gewiß ist mit der Auflösung der Südafrikanischen Gesellschaft der Reichsregierung kein Gefallen gethan, denn sie war es, die unsere Geldgeber unaufhaltsam zu Investitionen nach drüben drängte. Inzwischen hat aber das Börsengesetz gezeigt, daß eine Freundschaft der Regierung manchmal ungleich mehr zu versprechen scheint, als schließlich dabei herauskommt, und unsere Großen vom Soll und Haben sind kalt geworden. Ihnen ist es jetzt gleichgültig, ob man in der Wilhelmstraße den Sultan sanirt zu sehen wünscht oder bis zu welchem Grade von Höflichkeit unser Botschafter in Madrid spanischen Anleihenemigungen entgegenkommt; zu einem billigen Kurse, als bloßes Spekulations- und Arbitragepapier, wären dabei spanische Fonds noch gar nicht einmal so schlecht. Auch des geringen Einflusses in Rom, als es unser Anlagelapital gegen Coupon-Abzug zu schätzen galt, erinnert man sich mit schlecht verhehlter Erbitterung; und endlich sehen wir unsere unglücklichen Besitzer von griechischen Werthen noch ganz in der alten Trostlosigkeit. Doch hat die Diskontogesellschaft noch andere Gründe, sich wenigstens von überseeischen Industrien freizumachen. Bietet ihr doch z. B. die Dortmunder Union, die stets zu viel Aktien- und zu wenig Betriebskapital hatte, ein so schwieriges und undankbares Feld, wie es kaum jemals eine Bank besessen hat.

Die Generalversammlung soll am sechszwanzigsten November nun über einen Antrag des Aufsichtsrathes entscheiden, dem der selbe Rechtsanwalt (Dr. Blumenfeld) Opposition macht, der bereits den Widerstand gegen die Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn geleitet hat. Bekanntlich haben die Dortmunder Union-Aktien seit nun dreiundzwanzig Jahren keine Dividende gegeben, sind aber dafür nach einigen Wandlungen auf die Summe von 39 Millionen Mark gestiegen. Als Das neben 17 Millionen Mark Obligationen noch nicht ausreichte, emittirte die Diskontogesellschaft für die Neuanlagen 13½ Millionen Aktien Ritera C, die fünf Prozent vorweg erhalten. Diese Aktien blieben fast ganz im Portefeuille der Bank; denn da bei jener Emission die alten Aktien um etwa dreißig Prozent fielen, hüteten sich die so aufgeschreckten Besitzer, die C-Aktien zu pari zu nehmen. Richtig ist, daß die Diskontogesellschaft bei der Uebernahme selbst nichts verdient hat; aber ihre C-Aktien kosten sie nur hundert Prozent und waren bis-

her mit ihrer fünfprozentigen Verzinsung so ziemlich sicher. Nun kommt aber der Antrag des Aufsichtsrathes, die 39 Millionen alter Aktien im Verhältniß von 5 zu 2 zusammenzulegen. Danach würden die A-Aktien, die so Schweres durchgemacht haben, einschließlich Zusammenlegung und aufgelaufenen Zinsen ihren unglücklichen Besitzern auf etwa 115 Prozent zu stehen kommen. Dagegen hat das Hansemann-Institut die C-Aktien, die ihre Verzinsung erhalten und nicht zusammengelegt werden, nur zu pari bezahlt. Diese C-Aktien wurden Anfang 1896 freiert, ohne daß man den zustimmenden A-Aktionären über die weiteren starken Blutungen — im Gegensatz zu der Behauptung im neuesten Jahresbericht — deutliche Mittheilungen machte. Und nun kann die Diskontogesellschaft mit ihren C-Aktien, die sie in der Hand hat, die Interessen der recht zersplitterten A-Aktien niederstimmen. Das kann trotz dem Widerstand des erwähnten Rechtsanwaltes geschehen, der den von ihm vertretenen Aktien vier Millionen Mark erhalten möchte, denn die Opposition wird es wohl höchstens zu der für ein Veto genügenden Stimmenzahl bringen. Zugegeben, daß die Aktien Litera C noch auf etwa zwei Millionen erhöht werden — denn das Wichtigste ist die weitere Geldbeschaffung —, so kann die Diskontogesellschaft dennoch den alten Aktionären gerechter werden. Sie hat durch ihre berühmte Transaktion mit der Norddeutschen Bank 30 Millionen verdient und könnte daraus ganz gut vier Millionen auch auf ihre C-Aktien absetzen; was bei Druckluft und Venezuela recht, ist bei der Dortmunder Union billig. Dazu kommt aber, daß für die frühere Verwaltung dieses Werkes, das Riesensummen verschlang und nur ein einziges Mal Dividende gab, die berliner Herren durchaus nicht von aller Verantwortung frei sind. Der Name Strotzberg hat auch bei dem Ankauf dieser Werke mitgewirkt und in den Gründerjahren fand ein Zukaufen von Anlagen zu übertheuerten Preisen statt, denen gegenüber das Schleudern mit den Fabrikaten fast als Spott sich ausnahm. Die Dortmunder Union hatte schon weit mehr Hochöfen als die Rheinischen Stahlwerke oder der Phönix in Saar und trotzdem gaben diese beiden Werke gute Dividenden, während die Union nichts geben konnte. Dabei werden ihr die Kohlen fast vors Haus gebracht und ihre Erze (via Rotterdam) genossen die glänzenden Bonifikationen (16 bis 17 Mark per Tonne) der holländischen Bahnen. Als die Bergisch-Märkische und die Köln-Mindener Bahn noch nicht verstaatlicht waren, zeigten auch sie sich entgegenkommend. An alle diese Dinge könnte so eingehend in der bevorstehenden Generalversammlung erinnert werden, daß noch eine stattliche Reihe streng begründeter Vorwürfe wie von selbst hinzuträte. Denn der bloße Uebergang von der Eisen- zur Stahlfabrikation, so schwierig er auch war, kann einen so unerhörten Verfall doch nicht rechtfertigen. Da kommt vor Allem das von vorn herein bei Weitem zu hoch bemessene Aktienkapital in Betracht. Und die Frage nach dem Warum läßt sich recht interessant beantworten.

Jetzt aber kann die Union leicht in Flor kommen, besonders, da die Neuanlagen mit einer seit Jahrzehnten unerhörten Konjunktur zusammentreffen. Ist z. B. der Dortmund-Ems-Kanal fertig, so wird die Versendung der Fabrikate unmittelbar per Wasser erfolgen und per Tonne rechnet man in Fachkreisen die dann eintretende Frachterparnis mit nicht weniger als 3 Mark aus. Das giebt diesen Werken ein Uebergewicht über fast die gesammte Konkurrenz. Die A-Aktien sollten deshalb so viel wie möglich von ihrem Besitzstande zu retten suchen und etwa auftauchenden Bergewaltigern begreiflich machen, daß Baden, Mittelfranken, das magdeburgische Gebiet, Hannover und besonders Schlesien nimmermehr so viel Dortmunder Union hätte wenn dieses Papier nicht fortgesetzt so gut empfohlen worden wäre. Pluto.

## Selbstanzeigen.

**Die Rose von Hildesheim.** Roman. Berlin, Verein für Deutsches Schriftthum.

Dieses Buch spricht von vergangenen Zeiten, die erst jetzt lebendig sind, von vergessenen Schlachten, die erst heute gewonnen wurden, von verrauchten Opfern, die nun erst angenommen werden konnten. Es ist die Leidens- und die Ruhmesgeschichte des deutschen Bürgerthumes, die wir erst heute zu verstehen beginnen, — ein Blatt zu seiner ungeheuren, noch zu schreibenden Biographie. Der Schauplatz des Romans ist das alte Hildesheim. Mich reizte es, mir auszumalen, wie all diese Wunderpracht der Renaissance, wie dieses ganze nordische Nürnberg hier aus dem kühlen, herben Sachsenboden emporgeschossen sein könne. Ein noch heute stehendes Brunkhaus, die sogenannte Lattentische Eisengießerei, früher das Hospital zum Heiligen Geist, mit dem mächtigen Widerspruch seines düsteren gothischen Unterbaues zu der hellen Lebensfreude des farbigen, gestaltenreichen Holzerbaues, gab meiner Phantasie Anstoß und Nahrung und ich stellte die Schicksale dieses Hauses in den Mittelpunkt meines Werkes. Alte und neue Zeit, Mittelalter und Renaissance, Entsagung und Lebensfreude, absterbendes Feudalwesen und erwachende Bürgerkraft: der gewaltige Ringkampf zweier Weltanschauungen verkörperte sich mir in der seltsamen Fassade dieses reizvollen Hauses. Und je tiefer ich mich an der Hand der Urkunden in die Geschichte der Zeit und der Stadt einlebte, desto klarer und gewisser wurde mir die Gleichung: Gothik — Katholizismus — Feudalherrschaft; Renaissance — Reformation — Bürgerthum. Die jubelnde, lebensheitere hildesheimer Holzarchitektur schien mir der Ausdruck des seelischen Zustandes eines ganzen Volkes, das Zeichen eines beginnenden heiligen Wettkampfes, des Sehnen nach Befreiung der menschlichen Persönlichkeit, der Schrei des Individuums um sein seelisches Daseinsrecht, die Kriegserklärung der modernen bürgerlichen Zeit an die geistlich-feudale, deren Ziel die Abtötung der Persönlichkeit zu Gunsten eines weltbeherrschenden Prinzips gewesen war.

Meine Freunde werden vielleicht finden, daß ich in meiner literarischen Produktion ein Wenig einseitig bin, daß in allen meinen Romanen und Dramen im Grunde das selbe Grundmotiv anklingt: der Kampf der eigennerbigen Persönlichkeit gegen den Zwang der Gesellschaft, der Streit des Ewig-Jungen gegen das Ewig-Alte. Aber ist dieses Motiv nicht unererschöpflich, tausend Variationen zugänglich? Und giebt es ein stärkeres und wichtigeres, das den Gang der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft kräftiger beeinflusst und gestaltet hat? Die interessantesten persönlichen und sozialen Erscheinungen wurzeln schließlich darin. Vielleicht, daß meine Gestalten zu viel Nervensubstanz besitzen, daß ihr Empfinden und Handeln mehr von ihren sensorischen als von ihren motorischen Centren bestimmt wird; aber ich glaube, daß das Nervenleben zu allen Zeiten bestimmenden Einfluß auf den Willen der Menschen gehabt hat und daß an Einzelnen und

Gruppen seelische und körperliche Zustände, die wir in früheren Zeiten mit seltsamen Worten bezeichnet sehen, die Terminologie der modernsten Forschung verragen.

Dieser Einwurf hat mich nie getroffen und würde mich auch bei meinem neuen Buch sehr kühl lassen. Ganze Stöße von Urkunden habe ich durchgelesen, um mir Leben und Treiben im alten Hilbesheim zu vergegenwärtigen, und ich darf behaupten, daß seit Scheffels „Ekkehard“ wohl selten ein deutscher geschichtlicher Roman mit solcher Gewissenhaftigkeit gearbeitet wurde. Vieles wird in anderen Farbenklängen erscheinen, als man dem Mittelalter gemeinhin zuzugestehen pflegt. Die Stimmung, die ich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts im nordwestlichen Deutschland fand, war die der halblauten, geheimnißinnigen Sehnsucht, des brünstigen Glaubens an die nahe Herabkunft einer großen, besseren Zeit der Wiebergeburt, das Gefühl einer herben, schwellenden Erwartung, in das das dumpfe Grollen der versinkenden, mürben Gothik störrisch hineinrollte.

An einem sprossenden Frühlingstage wars, da ich das schöne Hilbesheim zum ersten Male sah und der berechtigte Stolz der alten Bürgerpaläste, der uralten Kirchen milde Würde und die keusche Pracht der Innerste-Auen meine papiermüden Augen erquickte. Einen Hauch dieser Stimmung glaubte ich in jener Zeit wiederzufinden; und ich erzählte die Geschichte, wie aus einer finsternen Sachsenstadt ein unsterbliches Schatzkästlein deutscher Kunst, deutscher Lebensfreude wurde. Ein Hauch jener Stimmung durchweht mein Buch, — möge er auch während des mürbischen deutschen Winters ins Herz manches Lesers zwin-  
genden Frühlingstrost tragen!

Conrad Alberti.



**Lies und Vene**, die Schwestern von Max und Moritz. Eine Buschiade für Groß und Klein in sieben Streichen. Hamburg. G. Frischke.

Als junges Mädchen schrieb ich, weil ich Niemanden hatte, dem ich mich aussprechen konnte. Deshalb wanderten meine Schreibereien, die keinen anderen Zweck verfolgten als den, mich zu beruhigen und meine Gedanken zu klären, zum Heil der überfüllten Redaktionpapierkörbe und des Publikums, in den Ofen. Auch als ganz junge Frau schrieb ich, hatte aber noch eine arge Scheu sowohl vor der Oeffentlichkeit als vor derjenigen Spezies von Menschen, die Alles korrigiren und umändern wollen und sich berechtigt fühlen, jedem fremden Nachwerk seine innerste Ursprünglichkeit zu nehmen und ihm ihren eigenen Stempel aufzudrücken. Jetzt, wo alles Dies hinter mir liegt und die Sturm- und Drangperiode für mich verrauscht ist, schreibe ich nicht mehr allein für mich, sondern auch für Andere. So ist „Lies und Vene“ entstanden. Eine Kinderfreundin bin ich immer gewesen, den Kindern gelten darum auch meine ersten schwanken Schritte in die Oeffentlichkeit. Was nun „Lies und Vene“ betrifft, so waren diese ursprünglich nur privatem Zwecke — nämlich als Geschenk für meinen Neffen — bestimmt. Ich wollte dem Knaben, der „Max und Moritz“ lesen lernen sollte, zeigen, daß es nicht etwa, ungerechter Weise, blos bösen Buben schlimm ergeht, sondern den unartigen Mädchen im selben Maße. Es wird Pädagogen geben, die „Lies und Vene“ eben so verdammen werden wie „Max und Moritz“, — ihnen möchte ich nahe legen, ja nicht die erziehlische Macht zu unterschätzen, die

sowohl Kindern wie Erwachsenen gegenüber im Humor enthalten ist, — ja, Kindern gegenüber ganz besonders; denn so sehr ich auch dafür stimme, daß man das Kind nach und nach in ernste Bahnen lenkt, so unumstößlich wahr ist es doch auch, daß ein Kind noch nicht befähigt ist, blos lauter Ernst in sich aufzunehmen, und daß eine Moral speziell bei Trostköpfchen und Widerspruchgeistern am Ehesten Eingang findet, wenn man sie humoristisch einkleidet.

Hamburg.

Gulda von Levegow.

**Frühlingsfahrt.** München. A. Ackermanns Nachf. Karl Schüler.

Oyrl? Heute?! —

München.

Wilhelm von Scholz.

**Literatur und Theater.** Berlin, Freund & Jedel.\*)

Ein organisch gewachsenes Werk, das Empfundenes, Gedachtes, Erschautes in eine feste Einheit zusammenfaßt, sollte nie eines Vorwortes bedürfen. Der Verfasser, der zum Vertheidiger der eigenen Schöpfung wird, weckt gegen die eigene Schöpferkraft Mißtrauen; er konnte nicht bilden, nicht sein Wollen kraftvoll gestalten, und redet nun, plaidirt und erhitzt sich, um seinem mißglückten Bildnerversuch ein mildes Urtheil zu erwirken. Im besten Fall geht es ihm dann etwa wie dem jüngeren Dumas, dessen Vorreden die Dramen, die sie einleiten und glossiren sollten, um ein Beträchtliches überleben werden; in diesem vielleicht stärksten literarischen Anreger der letzten Jahrzehnte war der spürende und findige Geist mächtiger als die erfindende und die gestaltende Kraft, — und so blieb er der Vorredner der modernen Dramatik, die in Galliens fast schon erschöpftem Schoß nordische Männer dann zeugten. Der starke Künstler wird selten das Bedürfniß fühlen, als Erklärer vor sein Bild hinzutreten; und wenn er es fühlt, wie Hebbel, als er die deutsche Handwerkertragoedie schuf, kann man sicher sein, daß in dem Bild irgend Etwas nicht ganz richtig ist und daß theoretische Erörterungen über die schwache und als schwach empfundene Stelle hinweghelfen sollen. Anders liegt aber die Sache bei Sammelbüchern, denen die innere Einheit des Stoffes fehlt: da darf der Verfasser wohl ein paar erläuternde Worte wagen und, wie ein erfahrener Galeriebediener am Eingang zu einer neuen Abtheilung, sorglich sprechen: Bitte, meine Damen und Herren, bedenken Sie gefälligst, in welcher Zeit und aus welcher Zeitstimmung Dieses entstand!

Die hier vereinigten Aufsätze sind fast sämmtlich um das Jahr 1890 entstanden, in einer Zeit hitziger literarischer Kämpfe, aus einer Zeitstimmung, die dem verrohten und verrotteten Theater mit der erwachenden Literatur wieder eine Verbindung suchte. Manches hätte ich, als ich sie nach langer Pause jetzt las, gern geändert, Manches hinzugefügt und einzelne Züge ausgewischt. Ob aber solche Operateurarbeit den fargen Reiz des einst natürlich Gewachsenen nicht völlig zerstört hätte? Als unser Meister Sainte-Beuve dem ersten Bande seiner Portraits Contemporains das Vorwort schrieb, sagte er, er habe nichts Wesentliches an den vorher in Zeitungen veröffentlichten Studien verändert und so könne er nicht bis ins Detail ausgeführte Gemälde bieten, die den Gegen-

\*) Die folgenden Zeilen bilden das Vorwort zu einer Sammlung von Aufsätzen, von denen nur vier den Lesern der „Zukunft“ bekannt sind.



stand endgiltig in einer großen Synthese geben und durch die Zeiten dauern, sondern des portraits faits à une certaine date, à un certain age. So habe auch ich mit leisen Ausfeilungen und kleinen stilistischen Aenderungen mich begnügt und kann nur Momentbilder bieten, — Bildchen, die zeigen, wie in einer bestimmten Stunde Persönlichkeiten und Vorgänge dem Bildner erschienen, der Jugendlust und Muth fühlte, die noch ungeübten Kräfte zu regen. Man wächst aus seinen Ansichten, wie aus den Knabenkleidern, heraus; aber reinliche Leute legen die Kleider nicht erst ab, wenn sie fettig und schäbig geworden sind, und können ohne Scham und Scheu dann zu den Freunden sprechen: Seht, darin ging ich vor ein paar Jahren stolzirend umher! Viel hätte ich übrigens nicht ändern können, zu den meisten Anschauungen bekenne ich mich auch heute noch und nur an ganz wenigen Punkten hat die Zeit das Urtheil in neue Bahnen gelenkt. Ein Beispiel: wie könnte ein Fontanebild vollständig sein, das vor Effi Briest, dem Meisterwert des märkischen Saccogners, entworfen wurde? Und doch . . . gerade hier brauche ich mich nicht zu schämen. Als ich um die Weihnacht des Jahres 1889 über Fontane schrieb, schien mir aus der Geschichte von Boitho und Lene leise schon die Frage anzuklingen, ob in unserer Gesellschaft wirklich auch Alles gut bestellt sei, und ich wagte die Vermuthung, eines Tages werde der konservative Herr Theodor laut noch und deutlich sagen: Nein. Sechs Jahre danach wurde uns Effi, das holde, verflatterte Seelchen, geboren und in dem gruseligen Gespenstersaal des landrätthlichen Hauses zu Kessin in Pommern klebte der Oblatenkopf des Chinesen. Der fünfundsiebenzjährige Dichter hatte die letzte Last des gesellschaftlichen Chinesenthumes von rüstigen Gliedern geschüttelt und den symbolischen gelben Bengel an einen Binsensstuhl geklebt, — den Kindern zum Schrecken, den Erwachsenen zum Spott. Da war das laute und deutliche: Nein. Wenn in anderen Sälen der durch die Macht der Jahre gewandelte Sinn des Beschauers auf den ersten Blick stußen sollte: Bitte, meine Damen und Herren, bedenken Sie gefälligst, in welcher Zeit und aus welcher Zeitstimmung Dieses entstand!

Muß ich, in der Heimath des goethischen Traumes von einer Weltliteratur, mich zu entschuldigen suchen, weil die Mehrtheit der gesammelten Skizzen Ausländer behandelt und weil von den neuesten Matadoren, den Herren Hauptmann, Sudermann und ihrem aufgepöppelten Geschwister, gar nicht die Rede ist? Vielleicht. Zwar: daß die in ihrer Art ganz gewiß nicht zu unterschätzenden Erscheinungen der von Sippen und Magen Umbrüllten, ohne eine Lücke zu lassen, aus der Literatur radirt werden könnten, weiß nachgerade jeder halbwegs Verständige. Aber das Fremde wird bei uns jetzt wieder einmal gar zu gering geachtet und man vergißt gern, was wir dem poetischen Dreibunde der Franzosen, Russen und Scandinaven verdanken. Im neuen Deutschland schwingt der Pendel immer zu weit aus; und so sind wir von übertriebener und übertreibender Bewunderung alles Ausländischen schnell zu einem Hochmuth gelangt, der mit gerümpfter Lippe nur von der Fremde spricht, — von den armen Schächern im Westen, Norden und Osten, denen die ragenden Nacken der berlinischen Preßklüngels fehlen. Während die Franzosen, die sonst, als literarisch Reichsten, den Blick kaum über die Grenze schweifen ließen, jetzt die Schätze aller Literaturzonen, von Tolstoi bis zu d'Annunzio, durchwühlend sich werbend um die Deutschen Goethe, Schiller, Nietzsche und Wagner mühen und mit wohlwollendem Interesse sogar die modischen Melodram unserer Neuesten begrüßen, wächst in Berlin sacht der Größenwahn von eir ahnenlosen neudeutschen Kunst empor, die uns nicht erst geschenkt wer

soll, — nein, die wir schon besitzen. Deshalb habe ich aus der Fremde starke und feine Geister zu beschwören versucht, damit man sich wieder erinnere, daß auch hinter Schreiberhau und Berlin noch ein paar nicht unbeträchtliche Leute wohnen. Mir lag solche Erkenntniß nahe, denn ich habe von Ausländern das Beste gelernt, von Sainte-Beuve, Taine, Brandes und namentlich vom Vicomte E. M. de Vogüé, der mir als der Erste den Weg in die Wunderwelt der slavischen Dichtung zeigte. Den Ausländern habe ich die Trias Keller, Fontane, Heyse gestellt, nicht etwa, weil ich sie für die „Modernsten“ halte — und doch: wo ist unter den Neuesten Einer, in dessen Dichten so viel moderne Weltanschauung lebt wie in Heyses vornehmer Adelsmenschheit? —, sondern weil ich in ihnen das Menschliche bewundere, das länger währt als Eintagslaune und flüchtige Mode. Denn die Anschauung, die vielleicht die hier äußerlich vereinten Arbeiten auch im Innersten verknüpfen kann, ist: daß nicht die Modernität, sondern die Menschlichkeit den Werth eines Kunstwerkes bestimmt und daß die größten Künstler nicht die Modernen sind, sondern die Unzeitgemäßen, — im Sinne des Sehers von Sils-Maria.

M. S.



## Herr Professor Schiemann.

Donntag erschien in der Kreuzzeitung eine „Erklärung“ des Herrn Theodor Schiemann. Der Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin erwähnt darin mit keiner Sterbenssilbe die Thatsachen, die ich am vierzehnten November hier angeführt habe, er deutet überhaupt mit keinem Laut an, wann und wo ich mich, der Noth gehorchend, mit ihm beschäftigt habe. Er hat Recht; denn ihm muß daran liegen, daß die Leser der Kreuzzeitung von diesen unzweideutigen Feststellungen möglichst wenig erfahren. Aber er hält seine frühere Behauptung „voll aufrecht“. Seine frühere Behauptung war: Treitschke habe „einen Brief“, den Herr M. Harden an ihn richtete, „mit einem nicht mißverständlichen abschlägigen Bescheide beantwortet“. Jetzt weiß der Logirgast des Herrn Boulton Vigelow, daß ich viermal an Treitschke geschrieben habe, meine vier Briefe liegen ihm, dem ami de Treitschke, „im Original“ vor und aus ihnen kann er, der von sich selbst sagt, daß er ein unbedingt zuverlässiges Lebensbild bietet, auch unbedingt zuverlässig erkennen, daß Treitschke mir keinen Beitrag zugesagt habe. Ich möchte die Wirkung dieses Auspruches durch keinen Zusatz abschwächen. Herr Schiemann verschweigt, daß auf die vier Briefe auch vier Antworten eingetroffen sind und daß, wie ich nachgewiesen habe, dieser Briefwechsel unmöglich gewesen wäre, wenn Treitschke nicht seine prinzipielle Geneigtheit ausgesprochen hätte, mir einen Beitrag zu geben; der geehrte Herr sucht, in der gebührenden Vorsicht, seinen Lesern den Glauben zu suggeriren, „auf die wieder-

holten Ersuchen Harbens“ sei ein abschlägiger Bescheid erfolgt. Dann thut er, was immer bequem ist: er läßt den Toten sprechen, der nicht widersprechen kann. Treitschke, erzählt er, habe ihm nach Empfang eines meiner Briefe gesagt, daß er abschlägig geantwortet habe. Das kann sogar wahr sein; ich habe ja bereits in der vorigen Woche hier mitgeteilt, daß Treitschke „in jedem konkreten Fall, wo ich mir wieder anzupochen erlaube, die Unmöglichkeit, die Zusage im Augenblick zu erfüllen, blüdig und freundlich motiviert hat“. Aus den paar Briefproben, die ich, ohne indiskret zu sein, anführen durfte, ging aber schon hervor, daß Treitschke sich vorher zur Mitarbeit prinzipiell geneigt gezeigt haben mußte; insbesondere hat er auch nicht mit einem Buchstaben jemals angedeutet, daß die „Zukunft“, wie Herr Schiemann insinuieren will, zu den Blättern gehörte, „deren Standpunkt nicht der seinige war“, sondern er hat mir im Gegenteil einen Beweis seines Vertrauens und seiner freundlichen Gesinnung gegeben. Aber es wäre Thorheit, sich bei dieser „Erklärung“ länger aufzuhalten; wer die Wesensart solcher Preßleistungen erforschen will, mag den fünften Abschnitt in Lagardes Aufsatz über die nächsten Pflichten deutscher Politik lesen. Herr Schiemann hatte zu beweisen, was er öffentlich behauptet hatte; er hat diesen Beweis nicht erbracht, weil er ihn nicht erbringen kann, und ich wiederhole, auch für die heimlicheren Verdächtigungen des Herrn: „Der Ankläger hat die Beweislast zu tragen und er ist sittlich ein toter Mann, wenn er, wissenschaftlich oder leichtfertig, einen Unschuldigen einer Ehrlosigkeit verdächtigt hat.“

Am Schluß der „Erklärung“ kam eine von den Kanonaden, mit denen man gern die Rückzüge deckt. Herr Schiemann verstand da, er habe mir eine „Zurechtstellung“ der „hauptsächlichsten Unwahrheiten“ zugehen lassen, die ich über ihn angeblich ausgesprochen habe. Ah, mußte der Leser der Kreuzzeitung denken, deshalb ist diese „Erklärung“ so über jeden Begriff dürftig und nichtsagend; die „hauptsächlichsten“ Hauptsache wird er in der „Zukunft“ veröffentlichen, wird seine Beweise bringen und Alle widerlegen, was da über ihn gesagt worden ist. Ich war gespannt; richtig: mit der zweiten Post kam ein eingeschriebener Brief. Der Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie in Berlin hatte, wohl um seiner Wuth Ausdruck zu geben, auf dem Couvert das Wort „Herrn“, die Höflichkeitformel, fortgelassen. Es soll vorkommen, daß weggejagte Kellner sich an ihren früheren Prinzipalen durch ähnliche Heldenthaten rächen. Aber ich habe, wie ich schon neulich sagte, Herrn Schiemann, den Jugendlehrer, nicht zu erziehen und muß darauf verzichten, ihm die Elemente der Umgangformen beizubringen. Er ersucht, ohne Anrede und Uberschrift, aber unter Berufung auf das Preßgesetz, um Aufnahme der folgenden „Bemerkungen“:

- „1. Es ist unwahr, daß ich, gern zu erzählen pflege, daß auch Bismarck mich seinen Freund genannt habe, ich habe niemals und gegen Niemanden eine solche oder eine ähnliche Aeußerung gethan.
2. Es ist unwahr, daß ich die Artikel geschrieben habe, gegen welche die „Zukunft“ vom fünften November 1892 und vom zweiten Dezember 1893 polemisiert.
3. Es ist unwahr, daß ich in der Kreuzzeitung baltische Politik treibe. Ich bin seit neun Jahren Preuße und treibe deutsche Politik nach bestem Wissen und Gewissen.“

Das ist Alles. Diese „Bemerkungen“ brauchte ich nicht aufzunehmen, denn ihr Inhalt beschränkt sich nicht auf thatsächliche Angaben und ich bin nach dem Gesetz (Rollers Kommentar zum Reichs-Preßgesetz, S. 85) nicht verpflichtet, eine sogenannte Berichtigung

zu veröffentlichen, die Thatfachen und Urtheile vermischt. Den Versuch einer thatsächlichen Berichtigung aber bringt nur Punkt 1. Der Kommentar sagt unter Berufung auf Berner, List und Schmarze: „Würde der Redakteur eine Thatfachen und Urtheile vermischt enthaltende Berichtigung aufnehmen, so wäre Dies eine Gefälligkeit.“ Ich habe nicht den geringsten Grund, Herrn Schiemann die Redefreiheit zu verkümmern, ich hörte ihn gern recht ausführlich reden und erweise ihm schon deshalb auch gern diese Gefälligkeit. Zu den einzelnen Punkten bemerkte ich in aller Kürze Folgendes:

1. Herr Schiemann, der Logirgast des Herrn Bigelow, pflegt zu erzählen — ich lasse dahingestellt, ob er es heute noch „gern“ thut —, Bismarck habe ihn seinen Freund genannt. „Eine solche oder eine ähnliche Aeußerung“ hat Herr Schiemann gethan. So gleichgiltig Das für die Gesamtheit der Darstellung ist, die ich hier gegeben habe: ich muß darauf bestehen und bin in der Lage, es beweisen zu können.

2. Ich habe nicht behauptet, daß Herr Schiemann die Artikel geschrieben hat, gegen die ich im November 1892 und im Dezember 1893 hier „polemisirte“. Im Gegentheil habe ich gesagt, da ich nicht die bedauerliche Leichtfertigkeit des Herrn Schiemann besäße, möchte ich, ehe ich irgend einen Menschen einer Ehrlosigkeit bezichtige, mich auf festere Grundlagen stützen können, als das schwankende Gerücht eines Indizienbeweises sie zu bieten vermag, und nähme deshalb bestimmt an, daß Herr Schiemann diese Artikel nicht geschrieben habe. Diese Annahme bestätigt er, — und ich habe wirklich kein Interesse, zu fragen, ob er die Artikel nicht am Ende wenigstens veranlaßt habe. Es bleibt also bei dem wunderbaren Zufall: das selbe verleumderische Gerücht, das Herr Schiemann seit Jahren über mich herumträgt, wird in der Kreuzzeitung, deren politischer Hauptmitarbeiter Herr Schiemann ist, veröffentlicht, — und Herr Schiemann hat mit dieser Veröffentlichung nicht das Geringste zu thun.

3. Ob Herr Schiemann in der Kreuzzeitung baltische Politik treibt oder nicht, ist eine Frage, die nicht in den Bereich des Thatsächlichen und der Berichtigungen fällt, sondern in den Bereich des Urtheils. Nach meiner Ueberzeugung, die von recht Vielen getheilt wird, treibt er baltische Politik, trotzdem er schon neun volle Jahre Preuße ist, und verwechselt, wie ich vor acht Tagen sagte, sein kleines Baltenressentiment mit dem weltpolitischen Interesse des Deutschen Reiches. Das ist begreiflich: er hat unter dem unbarmherzigen Zwang des zarischen Regimentes gewiß viel Schmerzliches erfahren und sieht Rußland und die Russen, die aufsteigende Entwicklung des Landes und des Volkes, durch ein vom Stammeszorn getriebenes Temperament. Ein solcher Mann wäre, auch wenn er andere Qualitäten hätte, die Herrn Schiemann fehlen, völlig ungeeignet für die Aufgabe, in dem wichtigsten Blatt der deutschen konservativen Partei die auswärtige Politik des Deutschen Reiches zu besorgen. Die Balten, die unter dem Schutz der Anonymität in der deutschen Presse thätig sind, haben schon schlimmes Unheil angelichtet und uns mehr als einmal einem Kriege nahe gebracht. Einem Kriege wofür? In erster Reihe doch nur für das Interesse einzelner Baltenbarone; denn die Esthen und Letten haben gar nicht den Wunsch, Deutsche zu werden, der Prozentsatz der in Livland lebenden Deutschen beträgt etwa 7,90 und die baltischen Provinzen wären ohne das russische Hinterland wirtschaftlich ruiniert. Die Russen wissen auch sehr genau, daß in deutschen Zeitungen Balten gegen sie wühlen; als ich, um über die Chancen des schweren Kampfes gegen den russischen Handelsvertrag Klarheit zu gewinnen, Herrn Witte aufsuchte — ehe er ein sachliches Wort sprechen konnte, bekannte ich mich ihm offen als entschiedenen Gegner dieses Vertrages —,

sagte er mir: „Glauben Sie nur, die ganze verstimrende Hege gegen Rußland geht bei Ihnen von den paar Balten aus, die in Ihren Zeitungen arbeiten.“ Ich antwortete ihm, Das müsse ein Irrthum sein, in der Kreuzzeitung zum Beispiel sei doch kein Balte politisch thätig. Jetzt sehe ich, daß der kluge Mann gut unterrichtet war. Ganz besonders gefährlich ist aber ein fanatischer Balte, der sich dem Herrn Bigelow verbündet: dieser Herr Poultney haßt Bismarck, weil der erste Kanzler sich nicht dazu hergab, der Mistreß Bigelow vor der Frau des amerikanischen Gesandten bei Hofe den Vortritt zu verschaffen — der Fürst erzählt diese Geschichte zum Entzücken —, und er haßt Rußland, weil er von der russischen Regierung ausgewiesen wurde. Um diese Gräueltthat zu rächen, scheint ihm mindestens ein Weltkrieg nöthig. Und man kann sich ungefähr vorstellen, was entsteht, wenn dieser persönliche Zorn des Anglo-Amerikaners mit dem Baltenresentiment des Logirgastes sich mischt. Daß dadurch das Interesse des Deutschen Reiches gefördert wird, glaube ich nicht, — selbst wenn Herr Schiemann in seiner Thätigkeit „nach bestem Wissen und Gewissen“ verfährt. Er müßte sich ja auch schämen, wenn er als naturalisirter Preuße sein baltisches Herz vergessen hätte. Außerdem ist sein Wissen — siehe den Fall Treitschke-Hehn — leider nicht allzu beträchtlich und von seiner Gewissenhaftigkeit habe ich neulich wohl genügende Proben gegeben.

Das ist nun also die „Zurechtstellung“ der „hauptsächlichsten Unwahrheiten“, die ich über Herrn Schiemann ausgesprochen haben soll. Der Herr macht nicht einmal den Versuch, irgend einen der wirklich wichtigen Punkte meiner Darstellung zu widerlegen. Er sagt am Schluß seines Briefes: „Auf alles Weitere einzugehen, verschmähe ich.“ Das glaube ich gern und ich begreife besonders, daß Herr Schiemann sich weislich hütet, hier, wo die von mir angeführten Thatfachen bekannt sind, auch nur mit einer Silbe auf den eigentlichen Gegenstand seiner ersten Verköndung zurückzukommen; in der Kreuzzeitung, wo Alles, was ich sage, totgeschwiegen wird, mag's allenfalls gehen, hier würde der betriebsame Herr von den Lesern verhöhnt, denen der Gedanke, ich könne mit der Zusage irgend eines noch so bedeutenden Menschen, mir einen Beitrag zu geben, renommirt haben, wohl gleich lächerlich schien. Jedes Wort, das ich in meiner Darstellung gesagt habe, ist erweislich wahr, Herr Schiemann hat nicht einen Buchstaben davon auszulöschen vermocht. Er hat öffentlich die Unwahrheit gesagt und hat mich thöricht verleumdet. Ein Mann, der in solcher Lage nicht den Muth findet, entweder offen mit seiner Person für seine Anschuldigungen einzutreten oder sie offen und ehrlich zurückzunehmen, hat sich selbst gerichtet. Romeos Abschiedsgruß hat in seinem verhärteten Sinn kein Echo geweckt; vielleicht versteht der Professor an der Universität und Lehrer an der Kriegsakademie als neunjähriger Preuße mich jetzt besser, wenn ich ihn der Kreuzzeitung, in deren ehrenvoller Geschichte auch für ihn noch Platz ist, mit dem Goethewort überlasse: „Behaltet einander! Ihr seid einander werth!“ M. F.





Berlin, den 28. November 1896.

## Ehe und Auslese.

**A**lfred Russel Wallace hat in der „Zukunft“ zwei Aufsätze: „Menschliche Auslese“ und „Menschheitfortschritt“ veröffentlicht\*), in denen er zu zeigen suchte, daß in einer zukünftigen Idealgesellschaft die geschlechtliche Auslese die Stelle einnehmen werde, die in der Natur natürliche und geschlechtliche Auslese zusammen ausfüllen. Ungefähr gleichzeitig hat er sich in England ganz ähnlich in zwei Interviews geäußert, die an verschiedenen Stellen erschienen sind\*\*) und die wohl als authentisch gelten müssen, da er keine der darin enthaltenen Angaben berichtigt hat. Die Stellung, die Wallace in diesen vier Rundgeburgen einnimmt, läßt sich kurz so bezeichnen: Wenn die Frau durch Bildung und die Fähigkeit, sich selbst ihr Brot zu verdienen, auf dem Ehemarkt in ihrem Thun und Lassen frei geworden ist, so werden die Untauglichen jeder Gattung verschwinden; und die fehlende Vertretung des Weiblichen bei der Ehegeschließung ist heute verantwortlich für die Lasterhaften, Entwürdigten, geistig Beschränkten, Häßlichen und körperlich Verseuchten und alle die anderen Untauglichen, die jetzt unsere Bevölkerung so ungehindert besudeln.

An sich ließe sich diese Darstellung als eine nachlässige Verallgemeinerung entschuldigen, die ein heißblütiger Schwärmer in einer gelegentlichen Unterhaltung gewagt hat. Aber die Sachlage ändert sich, wenn der Versuch gemacht wird, diese Stellungnahme zu rechtfertigen, und wenn in allem Ernst Gründe vorgebracht werden, die eine Prüfung keinen Augenblick vertragen.

Von der Ausscheidung der Untauglichen sagt Wallace:

„Meiner Ueberzeugung nach wird diese Verbesserung durch die Macht der weiblichen Wahl bei der Eeirath erzielt werden. Wie die Dinge liegen, werden die Frauen beharrlich um des nackten Unterhaltes oder eines behaglichen Heimes

\*) E. „Zukunft“ vom 7. und 28. Juli 1894.

\*\*) Daily Chronicle, 4. Dezember 1893 und Humanitarian, Februar 1894.

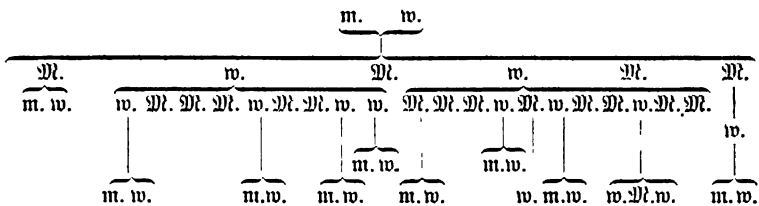
willen zur Ehe gezwungen. Sie haben praktisch keine Wahl beim Aussuchen ihrer Lebensgenossen und der Väter ihrer Kinder; und so lange diese wirthschaftliche Nothigung zur Ehe auf die große Masse der Frauen drückt, werden lasterhafte, heruntergekommene Männer mit schwachem Geist und krankem Leib Gattinnen finden und so oft ihre Kränklichkeit und schlimmen Gewohnheiten fortpflanzen. In einer neugestalteten Gesellschaft wird jedoch der Lasterhafte, der Mann von entartetem Geschmack oder schwachem Geist wenig Aussicht haben, ein Weib zu finden, und seine schlechten Eigenschaften werden mit ihm austorben . . . . In einer zu neuem Leben geborenen Gesellschaft würde es als Erniedrigung für eine Frau gelten, wenn sie einen Mann heirathete, den sie nicht nur nicht liebte, sondern auch nicht achtete. Folglich würden sich viele Frauen der Ehe ganz und gar entziehen oder sie doch so lange hinausschieben, bis sie einen würdigen, gleichgesinnten Gatten fänden. . . . Um die Gesellschaft von den Untauglichen zu reinigen, müssen wir den Frauen die Macht der Ehwahl geben. Die Mittel, durch die dieses wichtigste und wünschenswertheste Ziel erreicht werden kann, werden sich dadurch schaffen lassen, daß man der Frau eine Berufsausbildung und Geistesbildung zu Theil werden läßt, die sie wirthschaftlich unabhängig machen.“

Das also ist Wallaces Stellung; ich sehe mich zu der Erklärung gezwungen, daß sie jeder Grundlage entbehrt.

Erstens möchte ich feststellen, daß die Untauglichen heute unter Männern und Frauen in ungefähr gleicher Anzahl erscheinen. So waren der Kommission für Wahnsinn in England und Wales am ersten Januar 1893 40 682 männliche und 49 140 weibliche „Wahnsinnige, Idioten und Personen mit Geisteskrankheiten“ bekannt. Der Krebs bewirkt über fünfzig Prozent mehr Todesfälle unter den Frauen als unter den Männern; und Stropheln, Schwindsucht, Epilepsie, Trunksucht, Taubstummheit beschränken sich keineswegs auf die Männer. Wenn man die gewöhnlichen Anzeichen der Familienentartung betrachtet hat, so kann man wohl ohne Uebertreibung sagen, daß sie im Ganzen ungefähr gleich stark in beiden Geschlechtern erscheinen. Deshalb vermag ich nicht abzusehen, wie man von der Freiheit der Frau, nur mit Dem eine Ehe einzugehen, den sie „liebt und achtet“, erwarten kann, daß sie zum Verschwinden der Untauglichen führen werde, selbst wenn wir zugeben, daß gebildete Weib werde nur die Tauglichen unter den Männern lieben und achten, — was natürlich keineswegs zuzugestehen ist. Wir sind nicht einmal zu der Annahme berechtigt, daß unter den angegebenen Bedingungen die Untauglichen unter den Männern verschwinden würden, denn wir wissen, daß sich alle Entartungszüge von der Mutter auf Söhne und Töchter mit ungefähr der gleichen Sicherheit übertragen können, während andere, die das weibliche Geschlecht selten oder niemals positiv berühren, sich mit wunderbarer Sicherheit auf die Söhne von Müttern übertragen, in denen der schlimme Zug latent war. Einen guten Beleg dieser Art von Uebertragung bietet der Fall des konstitutionellen Entartungszustandes, den man als Bluterkrankheit kennt.

Die davon Betroffenen heißen „Bluter“. Jetzt sind nur noch wenige Frauen Bluter, ja, der Zustand ist unter den Frauen fast unbekannt; und dennoch überträgt sich der pathologische Zustand, von dem diese Eigenheit abhängt, mit schrecklicher Sicherheit auf die männliche Nachkommenschaft von Müttern, die Glieder von Bluterfamilien sind. Sehr oft überträgt sich dieser krankhafte Zustand durch zwei, drei oder selbst noch mehr Generationen von Frauen, um bei den Männern wieder zu erscheinen, sobald dieses Geschlecht in der Familie auftritt. Ein Beispiel dafür ist die folgende Familiengeschichte, die Dr. Loffen zusammengestellt und Sir William Turner 1889 in seiner Rede vor der British Association angeführt hat. Die von der Krankheit betroffenen Mitglieder sind durch große Buchstaben bezeichnet; und man wird bemerken, daß der anormale Zustand nicht ein einziges weibliches Wesen in der Familie betroffen hat, wir in der ersten und zweiten Generation aber drei, bezw. dreizehn Männer und in der dritten einen Mann sehen, die an ihm leiden.

#### Die Familie Mampel.



Diese Uebertragung von in den Müttern latenten Zügen auf die Söhne ist keineswegs den „Blutern“ eigenthümlich. Sie ist eben so gewöhnlich und deutlich ausgeprägt bei Farbenblindheit und etwas weniger stark bei Gicht, allgemeiner Lähmung, verbrecherischer Neigung und einigen anderen anormalen Zuständen. Es ist also klar, daß die Männer keineswegs die einzigen Uebermittler der Untauglichkeit sind und daß es vergeblich ist, auf die Ausscheidung des geistigen, sittlichen und physischen Schwächlings zu hoffen, so lange der weibliche Schwächling noch Mutter werden darf. Wallace nimmt offenbar an, „Bildung und materielle Unabhängigkeit“ würden in Frauen „mit lasterhaften Gewohnheiten, mit entartetem Geschmack, schwachem Geist und verseuchtem Körper“ den Wunsch, zu heirathen, töten. Man kann sich unmöglich vorstellen, welches Beweismaterial ihn zu dieser Ueberzeugung geführt haben mag. Wir wissen, daß diese Zustände den Wunsch, zu heirathen, in dem normalen Weibe nicht beseitigen, und es wäre eine Ungereimtheit, von den Lasterhaften, Heruntergekommenen und Verseuchten bessere Ergebnisse zu erwarten als von den Tugendfamen und Gesunden.

Ferner möchte ich die Richtigkeit der Behauptung leugnen, daß „die große Masse der Frauen eine wirthschaftliche Nothwendigkeit zur Ehe zwingt“.



Wallace sagt: „Wie die Dinge liegen, werden die Frauen beständig um des nackten Lebensunterhaltes oder eines behaglichen Heimes willen zur Ehe gezwungen.“ Das ist sicherlich für eine große Anzahl der Heirathen richtig. Wenn ein Weib „um des nackten Lebensunterhaltes willen“ zur Ehe gezwungen wird, so ist Zwang das richtige Wort dafür. Wird sie aber zur Ehe gelockt durch einen „Wunsch nach einem behaglichen Heim“, so wird man nicht sagen können, sie sei gezwungen worden. Der Mensch, der thatsächlich hungert, wird gezwungen, ein Brot zu stehlen. Aber der Mensch, der genug Brot hat, kann doch nicht mit Erfolg für sich anführen, daß er gezwungen sei, Butter zu stehlen, um seine Mahlzeit zu verbessern. Es ist wahr: einzelne Frauen werden um des nackten Lebensunterhaltes willen wirklich zur Ehe gezwungen. Wenn man jedoch sagt, „die große Menge der Frauen“ unterliege einem solchen Zwange, so stellt man eine grundlose Behauptung auf. Daß die große Menge der Frauen in gewissem Grade beim Heirathen sich von „dem Wunsche nach einem behaglichen Heim“ treiben läßt, ist schon richtiger. In diese Gruppe aber müssen wir Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft zählen, von denen mit dem leichtesten Leben bis zu denen, die sich eben noch ihren Lebensunterhalt zu verdienen vermögen. Das Fabrikmädchen, das die Woche fünfzehn oder sechzehn Mark verdienen kann und „um eines behaglichen Heimes willen“ einen Handwerker heirathet, wird nicht mehr zur Ehe gezwungen, als die reiche junge Dame, die ein lasterhaftes oder schwachsinniges kleines Lordchen um seines Titels willen heirathet. Beide heirathen, um ihre Stellung zu verbessern. Vielleicht glückt es ihnen nicht, das erstrebte Ziel zu erreichen, — aber Beide riskiren das Scheitern des Versuches.

Schließlich bedrückt „die wirthschaftliche Nothwendigkeit, zu heirathen,“ nur einen sehr kleinen Bruchtheil unserer weiblichen Bevölkerung. Unter den arbeitenden Klassen sind die Frauen eben so wohl im Stande, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wie die Männer. In Lancashire, Yorkshire und fast in jedem anderen Industriemittelpunkt haben die Frauen oft bessere Löhne als die Männer, — im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen. Und dennoch heirathen diese Frauen eben so jung und eben so unklug wie alle anderen im Lande. Unsere Ladenmädchen, weiblichen Commis, Putzmacherinnen, Schneiderinnen, Krankenpflegerinnen u. s. w. sind materiell eben so unabhängig wie die Männer auf der selben Gesellschaftstufe. Und dennoch finden wir auch hier weder einen ausgeprägten Wunsch nach der Ehelosigkeit noch einen besonderen Aufwand von Weisheit beim Aussuchen des Gatten. Wir haben keinen Beweis dafür, daß Bildung, entweder allein oder verbunden mit materieller Unabhängigkeit, eine erhebendere Wirkung auf das Weib haben wird, als sie auf den Mann gehabt hat. Die Bildung und die materielle Unabhängigkeit, die jetzt das Weib für sich in Anspruch nimmt,

sind seit Menschenaltern das Theil des Mannes gewesen und haben sein Wesen doch durchaus nicht so umgewandelt, wie die neue Schule es jetzt beim Weibe erwartet. Männer von einer Berufsbildung und Geistesbildung, die sie materiell unabhängig macht, folgen dennoch den Einflüsterungen ihrer natürlichen Triebe, und scheuen sich gar nicht, ein gewöhnliches Weib um des Mammons willen oder ein krankes Weib aus Liebe zu heirathen. Männer mit einer Bildung, wie die „Masse“ der Frauen sie nie erreichen wird, und mit einem Vermögen, das mehr als materielle Unabhängigkeit bietet, schließen täglich Ehen mit Frauen, die sie weder lieben noch achten und unter deren nahen Verwandten es, wie sie wissen, Wahnsinn, Epilepsie, Blödsinn, Krebs, Trunkenheit, Auszehrung und jede andere Art erblicher Krankheit giebt. Diese Männer heirathen um des Geldes oder der sozialen Stellung willen, aus Stolz, Leidenschaft oder einem ähnlichen Beweggrunde. Die Thatfache ist doch nicht zu leugnen, daß Wohlstand oder selbst Reichthum keineswegs den Wunsch nach noch größerem Reichthum ersticht; allzu oft wächst der Appetit nur noch beim Essen. Eben so wenig stillt Bildung den Wunsch nach sozialem Emporsteigen oder macht die Männer zu Herren ihrer Leidenschaften, — was nach der Annahme mancher Leute bei den Frauen der Fall sein soll. Oder giebt es etwa eine natürliche Schlechtigkeit, die stets nur eine männliche Eigenschaft war? Dann hätte uns aber Wallace von dieser Thatfache in Kenntniß setzen sollen. Denn ohne eine Erklärung ist es unmöglich, zu verstehen, warum wir beim Weibe von „Bildung und materieller Unabhängigkeit“ andere Ergebnisse erwarten sollen als beim Manne.

Wir wollen nun sehen, ob der Schluß, zu dem wir eben gelangt sind, von den Thatfachen unterstützt wird. Unter den Bedingungen, deren Genuß Wallace allen Frauen wünscht, leben viele Frauen und ihre Vorfahrinnen haben viele Menschenalter hindurch unter den selben günstigen Bedingungen gelebt; da läßt sich die Wirkung dieser Bedingungen auf das Weib kontroliren. In den höheren Gesellschaftskreisen ist die große Masse der Frauen nicht nur materiell unabhängig, sondern sogar mehr oder weniger reich. Und diese Frauen sind mindestens so hoch und so gut gebildet, wie wir die „Massen“ der Frauen in naher Zukunft eben zu bilden hoffen können. Nun wage ich, ohne Widerspruch zu fürchten, die Behauptung, daß diese Frauen sich weder der Ehe enthalten noch in merkbarem Grade den besonders wählerischen Geschmack beim Aussuchen des Gatten bekunden, den wir nach den Reden mancher Leute von Frauen erwarten sollten, die im Stande sind, durch ihre eigene Arbeit sich einen knappen Lebensunterhalt zu erwerben. Niemand kann doch die Thatfache übersehen, daß unabhängige Damen von vornehmer Bildung sich von Leidenschaft, Stolz, Begehrlichkeit und niedrigen Motiven bei der Gattenwahl leiten lassen, genau wie ihre ärmeren und weniger gebildeten

Schweftern. Frauen von Reichtum und Bildung gehen täglich Ehen mit Männern ein, die sie weder „lieben noch achten“, mit Männern, die „lasterhaft, heruntergekommen, schwachen Geistes und kranken Leibes sind“. Frauen von Vermögen und Bildung schließen viel häufiger Konvenienzehen als die Frauen jeder anderen Klasse der Bevölkerung. Diese Ehen gelten als Herabwürdigung, — aber nur hinterrücks und mit halbem Herzen werden sie gebrandmarkt. Wenn sich ein Weib von Vermögen und Geist um eines leeren Titels willen an einen Mann verkauft, der ihr Großvater sein könnte, dann giebt es wohl ein unterdrücktes Gemurmel der Mißbilligung. Aber der gute Geschmack und die Hoffnung auf künftige Gunst dämpfen das Gemurmel und Jeder, der für wohlherzogen zu gelten wünscht, hält seine Mund. Ein Mann, der reich ist oder aus einer vornehmen Familie stammt, muß schon sehr lasterhaft und verkommen oder gar schwach an Geist und Leib sein, wenn er unter den Frauen, die weder unwissend noch materiell abhängig sind, kein Weib finden kann. Der reiche Lord, der Lastern ergeben oder halb schwachjännig ist, findet es durchaus nicht nothwendig, zu den Ungebildeten oder Abhängigen herabzusteigen, um ein Weib zu suchen; er findet im Allgemeinen eine große Menge reicher und gebildeter Frauen völlig bereit, ihn zu heirathen. Diese gebildeten und reichen Frauen unterliegen in Ehedingen der selben Versuchung oder dem selben Zwange wie ihre ärmeren Schweftern. Die reiche und gebildete Tochter des Bankiers oder Kaufmannes heirathet sehr häufig einen aristokratischen Esel oder Roué, um einen Titel oder eine gesellschaftliche Stellung über der ihrer eigenen Familie zu erlangen, und es wäre thöricht, zu erwarten, daß sie anders handeln sollte. Sie weiß, daß die Leute hinter ihrem Rücken von dem Opfer sprechen werden, das sie ihrer eigenen Eitelkeit und Begehrlichkeit gebracht hat; aber sie weiß eben so gut, daß sie niemals davon hören wird. Sie thut nur, was die „Besten“ in Lande jeden Tag auch thun. Und sie geht mit ihrem lebendigen Glauben an die Kräfte der Götter ihres Volkes, das Goldene Kalb und den Rangesmoloch, furchtlos vorwärts.

Ogleich die oberen Klassen sich all der Wohlthaten erfreuen, die aus guten diätetischen und hygienischen Bedingungen erwachsen, und die besten Mittel, die die Wissenschaft erfunden hat, zur Bekämpfung der Krankheit anwenden können, erscheinen Untaugliche unter ihnen fast eben so reichlich wie unter den schweisenden Millionen unserer Städte und Großstädte. Wahnsinn, Epilepsie, Krebs, Gicht, Skropheln, Unzüchtigkeit, geistiger Verfall und alle anderen Formen der Untauglichkeit finden sich in königlichen, hochadeligen und adeligen Häusern in Menge. Diese Thatfache an sich ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß weder die Bildung noch die materielle Unabhängigkeit des Weibes jemals das Verschwinden der Untauglichen aus dem

Volke bewirken werden. Ferner ist es eine ganz irrige Vorstellung, daß Bildung oder materielle Unabhängigkeit jemals den natürlichen Wunsch nach Ehe und Mutterchaft im Weibe stillen werden. Unter allen Ständen und unter allen Völkern giebt es ein paar Frauen, die keinen Wunsch nach der Ehe haben, gerade wie immer ein paar zum Selbstmord neigen. Aber diese abnormen Geschöpfe sind so gering an Zahl, daß man mit ihnen nicht zu rechnen braucht, wenn man die Lebensaussichten eines Volkes abschätzt. Diese Frauen gehören selbst zu den Untauglichen. Wallace hält diesen besonderen, anormalen Fall in der Menschheit für viel reichlicher vertreten, als er in Wirklichkeit ist, und setzt einen viel zu großen Bruchtheil unserer Heirathen auf die Rechnung „wirthschaftlicher Nothwendigkeit“. Wie viele Frauen der Aristokratie haben denn ihren Muttertrieb, den Wunsch, zu heirathen, verloren? Wie viele Frauen aus unseren königlichen Familien? Sicherlich kann es bei königlichen Prinzessinnen doch keine „wirthschaftliche Nöthigung zum Heirathen“ geben. Und doch: wie viele von ihnen fühlen denn keinen Wunsch, zu heirathen, wie viele weigern sich denn, Männer zu heirathen, weil sie „lasterhaft, entarteten Geschmacks, schwachen Geistes und kranken Leibes“ sind? Diese Frauen werden vom Staate materiell unabhängig gestellt (vielleicht in der Hoffnung, diese Unabhängigkeit würde die Wirkung haben, die Wallace ihr zuschreibt), sie gelten für hochgebildet, — und doch heirathen sie fast ausnahmslos, viele von ihnen noch als halbe Kinder, und ihre Fruchtbarkeit ist oft sehr groß. Der glühendste Optimist kann schwerlich hoffen, die Masse der Frauen an Geldmitteln und Bildung über das Niveau königlicher Prinzessinnen hinaus zu heben. Und selbst wenn Das möglich wäre, so fehlt doch jede Unterlage dafür, daß dann eine große Anzahl dieser Frauen auf die Ehe verzichten oder daß ein besonders wählerischer Geschmack sich bei dem Aussuchen des Gatten zeigen würde.

Natürlich wird es nun heißen, diese königlichen Prinzessinnen würden in Wirklichkeit zur Ehe gezwungen. Zugegeben, es sei so, — aber wie können wir dann von ihren Schwestern, die unter unendlich viel weniger günstigen Bedingungen leben, erwarten, daß sie dem Zwange entgehen sollen? Der einzige Zwang, den diese Frauen erfahren, ist der Zwang, den ihre natürlichen Leidenschaften und ihre eigene Begehrlichkeit auf sie ausüben. Die erste Art von Zwang müssen alle gesunden Frauen erfahren; die zweite, die rein selbstsüchtig ist, muß in lebendiger Wirkung bleiben, bis gesellschaftlich und materiell ein toter Punkt der Gleichheit erreicht ist, bis sich das Menschenwesen so geändert hat, daß das Gepränge, die Eitelkeit und die fleischlichen Wünsche, die sich heute in so weitem Umfange in die Menschenwirthschaft und besonders in die der Frauen, mischen, verschwinden werden.

Diese Ausführungen sind eigentlich überflüssig, denn Wallace behauptet

ja, „die einzige Grundlage für die Ehe solle uninteressirte Liebe sein“. Gäbe man nun selbst zu, die Liebe könnte niemals uninteressirt sein, — was soll ein Weib daran hindern, sich in einen unvollkommenen und kranken Mann zu verlieben? In allen ehrlichen Herzen weckt Krankheit Mitleid und wir wissen: „Mitleid ist ein fruchtbar Erbreich für das Pflänzlein Liebe.“ Viele Schwache und Kranke sind der Achtung und Liebe eben so würdig wie die Mehrzahl ihrer glücklicheren Mitmenschen. Sollen wir unsere Frauen lehren, es sei ihre Pflicht, dem Schwächling, dem Elenden und Kranken den Rücken zu kehren, sollen wir ihnen verbieten, „Mitleid mit ihm zu fühlen; Mitleid werde zur Schlange sonst, die sie ins Herze beiße“?

Und selbst wenn wir diese Heldebahn einschlagen: kennen wir denn einen Umstand, der uns auf Erfolg hoffen ließe? Kaum. Selbst die Lasterhaften ließen sich so nicht ausscheiden, denn selbst jenes schreckliche Ungeheuer „schreckt uns, zu oft gesehen, nicht mehr. Erbarmen wird wach, bis wirs zuletzt vertraut — umarmen“. Das gilt vom Manne. Was da erst von dem leidenschaftlicheren Weibe?

Würde das Weib in dem gesellschaftlichen Idealzustande, den Wallace herausbeschwören will, handeln, wie Wallace annimmt, so hege ich nicht den mindesten Zweifel, daß Das für die menschliche Gattung sehr wohlthätig sein würde. Aber ich bezweifle, daß sich dieses Ideal erreichen läßt. Und läßt sich die hypothetische Stellung, die es einnimmt, als unvernünftig erweisen, dann stürzt Alles zu Boden, was darauf gebaut ist. Ehe wir uns gestatten, so hoffnungsvoll und zuversichtlich das Tausendjährige Reich zu erwarten, das uns Wallace zeichnet, sind wir berechtigt zu der Untersuchung, ob der Zustand der Dinge, den er fordert, der vernünftigen Wahrscheinlichkeit nach jemals zu erreichen sein wird. Ich befinde mich in der Lage des Iren, dem ein Landsmann sagte, Mancherlei würde geschehen, „wenn die Schweine zu fliegen begönnen“. Gewiß war es keineswegs unwahrscheinlich, daß die dem Iren versprochenen Dinge (vermuthlich war ein Fallen der Schweinefleischpreise dabei) eintreten würden, wenn die Schweine fliegen könnten. Er aber bezweifelte mit einer bei seiner Rasse ganz ungewöhnlichen Vorsicht, daß dieser Fall jemals eintreten würde. Diesen Zweifel drückte er fein in der Bemerkung aus: „Ein Schwein mag ja vielleicht fliegen, aber es ist doch ein sehr unwahrscheinlicher Vogel.“ So sage auch ich: Der Zustand, den Wallace fordert, läßt sich vielleicht in entfernter Zeit erreichen, denn nahezu alle Dinge sind möglich. Und wenn er erreicht ist, dann ist es kaum zweifelhaft, daß die Menschengattung auf dem von Wallace gewiesenen Wege viel gewinnen wird. Aber meiner Ueberzeugung nach haben wir eben so wenig vernünftige Gründe für die Annahme, daß sich jener Zustand je werde erreichen lassen, wie der Ire für die Ueberzeugung hatte, daß die Schweine je fliegen würden. Ich leugne nicht die Möglichkeit von Wallaces Forderung, ich bezweifle sie nur.

Wenn Wallace aber von seinen Hoffnungen für die Zukunft der Menschengattung spricht, die sich auf „die reinen Triebe des Weibes“ gründen, dann phantastirt er nur. Die Triebe des Weibes sind durchaus nicht reiner als die des Mannes. Im Lauf der Civilisation haben sie Verfehrung und Anfränkclung erfahren so gut wie die seinen. In dem natürlichen Leben war der am Meisten begehrte Mann der Stärkste und Gesundeste, der sein Weib und seine Familie am Besten beschützen konnte, wenn sie des Schutzes bedurften, und der durch seine größere Stärke und seinen größeren Muth aller Wahrscheinlichkeit nach im Stande war, ihnen Nahrung zu sichern. Unsere Civilisation hat mit dieser Anschauung gänzlich aufgeräumt. Heutzutage ist der reichste und der im Range höchststehende Mann der am Meisten begehrte. Ob er ein Zwerg, ein Budeliger, ein Epileptiker oder ein Halbblödsinniger ist, ist von geringer Bedeutung. In unserem sozialen System hat der Besitz die Stelle eingenommen, die ehemals Gesundheit, Kraft und Muth im natürlichen Leben hatten. Zum Glück für die Gattung bedeuteten in der Mehrzahl der Fälle Kraft und Muth auch Gesundheit und Schönheit; und zum Unglück für die Gattung sichert der Besitz von Vermögen und Rang nicht diese wünschenswerthen Eigenschaften. Bis unser soziales System sich so umgewandelt hat, daß Reichthum und Rang als bedeutungslos gelten, weil sie aufgehört haben, die Dinge kaufen zu können, die sich im natürlichen Leben nur durch Kraft und Muth erwerben ließen, darf man vom Weibe nicht erwarten, es solle im Manne die Eigenschaften übersehen, die am Besten geeignet sind, die Gefahren und Uebel des Lebens zu mildern.

Die Ausscheidung der Untauglichen kann nur dadurch bewirkt werden, daß man die vorhandenen Untauglichen zwingt, ein ungeschlechtliches Leben zu führen, und so die Bedingungen verbessert, unter denen Alle leben, damit die Verfeuchten und Entarteten sich mit jeder folgenden Generation vermindern. Natürlich läßt sich auch dadurch Etwas thun, daß man das Volk bildet und sein Leben möglichst von schmutzigen Nothwendigkeiten befreit. Aber bei jedem Versuch in dieser Richtung wird man von dem Manne, als dem weniger dem Gefühl hingegebenen und an Willen stärkeren Wesen, den bedeutendsten Beitrag zur Herbeiführung dieses wohlthätigen Umschwunges zu erwarten haben.

London.

E. A. R. Strahan.



## Das große Deutschland und das kleine Norwegen.

**I**n der deutschen Presse ist die Verleumdung Norwegens in den letzten Jahren systematisch betrieben worden. Hier kennt Jedermann deren Urheber, ja, wir haben in Norwegen sogar eine bestimmte Bezeichnung für alle derartigen Artikel oder Notizen; wir nennen sie „einen Kammerrath.“\*) „Hast Du neulich den Kammerrath gesehen?“ Oder: „Wieder ein Kammerrath!“ sagen wir, wenn wir einer Lüge über uns in der deutschen Presse begegnen. Eben so sicher, wie man einen Eindbrecher an dem Abdruck seines Daumens wiedererkennt, können wir die Unwahrheiten des „Kammerrathes“ von denen eines Anderen unterscheiden. Vier Dinge bilden das Kennzeichen: seine unaufhörlichen Versicherungen, daß die Norweger aus der Union ausscheiden wollen, um eine Republik zu begründen; daß die Norweger die Deutschen hassen und die Franzosen lieben; daß der wetterwendische Björnson an Alledem die Schuld trägt; endlich auch die falschen Citate, die einige dieser Behauptungen bekräftigen sollen. Namentlich Nummer zwei dieser Beschuldigungen hat uns verletzt. Der „Kammerrath“ hat neulich wieder seine Thätigkeit entfaltet, ich will daher jetzt das Verhältniß zwischen dem Norden und Deutschland behandeln; daraus ergibt sich dann auch die Stellungnahme Norwegens. Damit man Dem, was ich hierüber sage, Glauben beimessen kann, muß man mir gestatten, an Etwas zu erinnern, das der „Kammerrath“ jedesmal sorgsam verheimlicht, nämlich daran, daß ich „Großgermane“ bin und dieser Ueberzeugung durch meine Thaten Ausdruck verliehen habe. Nachdem ich auf Deutschland wegen Nordschleswigs eben so erbittert gewesen war wie Jedermann in den drei nordischen Ländern, zu einer Zeit, da ich als junger Enthusiast auf die Worte des Meisters schwor und so gründlich wie nur je Einer Das mißverstand, was sich in dem großen deutschen Volke vorbereitete, — gingen mir nach dem deutsch-französischen Kriege die Augen auf. Denn als man im Norden auch jetzt noch darauf beharrte, daß es unsere Bestimmung sei, im Verein mit den Franzosen, vielleicht auch den Russen, gegen die Deutschen Stellung zu nehmen, trat ich ganz entschieden gegen diese Ansicht auf und erklärte: welches Unrecht auch Deutschland uns in Nordschleswig zugefügt haben möge, unsere Zukunft sei von der Zukunft der übrigen Germanen nicht zu trennen. Die Nord- und Südgermanen müßten

---

\*) Kammerrath ist ein dänischer Titel.

sich einmal zu einem große Bunde zusammenschließen; nur auf diese Weise (wenn auch die anderen Stammvölker sich zusammensänden) könnten wir vielleicht der Kriegsgefahr ein Ende machen; denn erst dann würden die Völker die Verhältnisse im Großen sehen lernen.

Deshalb wurde ich von der gesamten nordischen Presse mit einer Heftigkeit angegriffen, die meinen einzigen Bundesgenossen, „Göteborgs Handels-och Sjöfarts-Tidning,“ zu der Erklärung veranlaßte, das Blatt habe in seiner ganzen langen Praxis noch nie erlebt, daß ein einzelner Mann so beschimpft wurde.

Wer seiner Meinungsänderung wegen eine solche Feuerprobe bestehen mußte und später diese Ueberzeugung immer vertieft hat, sollte von Beschuldigungen verschont bleiben, wie sie in einen Theil der deutschen Presse Eingang gefunden haben. Jedenfalls müssen meine Worte Glauben verdienen, wenn ich nun versichere, daß eine antideutsche Stimmung vielleicht noch in Dänemark zu finden ist — und auch hier nur theilweise —, in dem übrigen Norden aber völlig ausgerottet ist. Auch giebt es im Norden nur eine Meinung, nämlich die, daß unsere Zukunft mit derjenigen der übrigen Nord- und Südgermanen, also mit derjenigen der Engländer und der Deutschen, zusammen fallen muß.

Allein hieraus folgt nicht — wie augenscheinlich Viele in Deutschland verlangen —, daß wir auf Alles schwören, was deutsch ist, daß wir Alles, was das deutsche Volk gethan hat und noch thut, besonders gut finden. Wir können uns nicht dazu verstehen, die Gefühle der französischen Nation zu verurtheilen, die Trauer über den Verlust ihrer Freunde in Elsaß-Lothringen oder Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit ihnen zum Gegenstand haben; denn was solche Gefühle bedeuten, davon können die nordischen Völker auch ein Lied singen. Wir stehen nicht zu den Franzosen als Gegner der Deutschen, aber wir stehen zu den Elsaß-Lothringern. Wir stehen nicht zu jener Partei in Dänemark, die Deutschland haßt, aber wir stehen zu den Bewohnern von Nordschleswig. Die Deutschen, die sich hierüber wundern, müssen kein Herz haben für ihre deutschen Brüder und Schwestern in den Ostseeprovinzen. Wir sehnen innig die Zeit herbei, wo die Grenzbevölkerungen — gleich allen anderen Völkern — selbst über ihre Zukunft entscheiden dürfen, wo also die Nationalität (mit Sprache u. s. w.) eine freie geistige und keine politische Frage bilden wird. Gefühl und Denkweise eines Volkes wird durch seine eigenen Erfahrungen und durch die Gefahren, denen es ausgesetzt ist, bestimmt. Das müssen die Deutschen verstehen.

Die beiden nordischen Völker — namentlich aber das norwegische — sind, was soziale und politische Freiheit anbelangt, sehr weit vorgeschritten. In Allem, was diese Freiheit betrifft, ziehen wir die Engländer und die Fran-



zosen den Deutschen vor. So dankbar wir auch den Deutschen sind für Alles, was wir ihnen, als unsern Lehrmeistern in Religion, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Handel, schulden, so wenden wir uns doch ab von den in Deutschland herrschenden Mißständen: den immernährenden Anklagen wegen Majestätsbeleidigung, den oft grausamen Verfolgungen der Sozialisten, der bürgerlichen Rechtlosigkeit der Frau, der Censur, der allzu begrenzten Versammlungsfreiheit, der Polizeiwillkür, der Allmacht der Bureaucratie. Die empörenden Mittheilungen von Uebergriffen des Militarismus, die Kunde von zwei Arten von Ehre, einer höheren militärischen und einer niederen civilen, betrachten wir mit den selben Augen wie die Erzählungen in alten Büchern. Es geht nicht an, gerade die Norweger für das Verbrechen gegen den deutschen Geist und die deutschen Sitten verantwortlich zu machen, das darin bestehen soll, daß sie nicht alle diese Dinge als lauter Vorzüge und Herrlichkeiten bewundern. Diese Gefühle der Norweger werden von allen Leuten getheilt, mit denen ich in Berührung gekommen bin, und in allererster Linie von den anderen Scandinaven.

Falls Deutschland sich zur Richtschnur seiner Politik dienen lassen sollte: alle die kleinen nord- und südgermanischen Völker, die Scandinaven, die Holländer und die Schweizer, zu einem Friedensbunde zu vereinen und auch England hierfür zu gewinnen — ich erwähne Das einzig und allein als ein Ziel für die Zukunft, allerdings das größte und verheißungsvollste, das ich mir denken kann —, so könnte dieser Plan nur gelingen, wenn Deutschland das freieste und modernste von all den Völkern wäre, mit denen es sich vereinigen wollte; nur dann würden wir Anderen Zutrauen zu ihm gewinnen. Weil wir hieran verzweifeln, müssen wir kleinen Völker, für die der Friede eine Lebensbedingung ist, uns nach anderen Wegen umsehen, die zum Ziele führen könnten.

Hier stoßen wir auf Das, was augenblicklich der Zankapfel zwischen Schweden und Norwegen ist. Schweden steht, was politische Freiheit betrifft, hinter Norwegen zurück; die Leiter der traditionellen schwedischen Politik haben das schlechte Beispiel und die modernen Aspirationen Norwegens. Der Vornehmste unter diesen Leitern, der König, äußerte kürzlich auf seiner Reise durch Norwegen: „Soll es denn nimmer Frieden in diesem Lande geben?“ Das unlenksame Volk hat nun, nachdem es zum Nachtheil der königlichen Gewalt und der Bureaucratie so viele Eroberungen in der inneren Verwaltung gemacht hat, auch damit begonnen, den Beiden die auswärtige Politik abzunehmen; es will sie durch Schiedsgerichtsverträge und anerkannte Neutralitätbündnisse völlig abschaffen. Thatsächlich wird um die schwedische Demokratie gekämpft, also darum, wer diese gewinnen soll: die traditionelle „großschwedische“ Leitung, indem sie an die Ruffensfurcht und den Chauvinismus appellirt, oder das junge, lebenskräftige Norwegen mit seiner Freiheit-

und Friedensliebe. Augenblicklich heißt Das: soll Scandinavien ein geheimes oder öffentliches Mitglied des Dreibundes sein, oder soll es Rußland (und seine übrigen Nachbarn) um Schiedsgerichtsverträge und anerkannte Neutralität bitten?

Wir lesen zuweilen in deutschen Zeitungen, wenn sich Deutschland zu einem so großen Opfer herabließe, Scandinavien zur Aufnahme in den Dreibund in Vorschlag zu bringen, so geschähe Das lediglich aus Fürsorge für Scandinavien. Aber wir wissen, daß Dies nur Affektation ist.

In einem Kriege mit Rußland würde es für Deutschland von großem Vortheil sein, wenn Scandinavien eine russische Armee von zweihunderttausend Mann in Finland festhielte. Aber würde Das für Scandinavien ein Vortheil sein?

Man spricht von der Wiedereroberung Finlands und vergißt ganz, die Finländer selbst zu fragen, ob sie wiedererobert sein wollen. Aber hier drängt sich uns eine näherliegende Frage auf: wird Scandinavien von Rußland bedroht? Ist es denkbar, daß Rußland, das nach Norden hin die sicherste Grenze hat, die sich ein Reich nur wünschen kann (Festungen an der Ostsee und dem botnischen Meerbusen, die beide sechs, sieben, acht Monate im Jahre zugefroren sind, und zwei kleine neutrale Völker davor!) — ist es denkbar, daß Rußland diese sichere Stellung verlassen und die Grenze nach der Nordsee verschieben will, wo sie für England offen läge, mit zwei eroberten Völkern als Grenzwehr?! Rußlands Politik ist doch bisher nicht die eines Thoren gewesen; sollte sie es nun geworden sein? Die Eroberung Scandinaviens durch Rußland hat so viele Voraussetzungen, daß sie kaum in den nächsten hundert Jahren erfolgen dürfte.

Sollen nun wir zwei Späßen uns in eine Kraftprobe zwischen den Kaiseradlern mischen? Ich habe dies Bild oft gebraucht; und ich finde es bei jeder Wiederholung wahrscheinlicher, daß es uns nach Verdienst gehen würde.

Man sagt uns: wenn Deutschland in einem solchen Kriege unterläge, würde unsere natürliche Schutzwehr fallen. Unsere natürliche Schutzwehr ist — abgesehen von uns selbst und der Beschaffenheit unseres Landes — England. Das selbe England, das um keinen Preis zusehen könnte, wie Deutschland so den Kürzeren zöge, daß Rußland deutsches Land wegnähme. Man kann ruhig hinzufügen, daß nicht einmal Frankreich Das gestatten könnte. Was sollte überdies Rußland mit dem deutschen Land? Ein Krieg zwischen den civilisirten Mächten muß denn doch ein Ziel haben, durch ein Interesse begründet sein; er kann doch nicht lediglich eine militärische Sportsache sein.

Eines steht fest: so voll und treu Norwegen seine Pflichten als Bundesgenosse Schweden gegenüber erfüllen wird, falls dieses Land angegriffen werden sollte, — auf Alliancepläne gegen irgend eine Macht geht Norwegen

nun und nimmer ein. Eher soll die Union gesprengt werden. Das wissen die Leiter der russischen Politik eben so gut wie die der deutschen. Hier war kürzlich allen Ernstes davon die Rede, Schweden wolle Norwegen überfallen. Ein Gerücht wollte wissen, der Deutsche Kaiser habe dazu ermuntert, aber der russische habe einen „kalten Wasserstrahl“ entsendet. Das Zweite könnte gewiß richtig, das Erste dagegen dürfte mehr als zweifelhaft sein. Jedenfalls fällt es uns Norwegern schwer, daran zu glauben, daß der für unser Land so sehr schwärmende Kaiser, der auch unzweideutige Beweise seiner Achtung für unsere Souverainetät und seiner Freundschaft für unser Volk gegeben hat, uns gleichzeitig so Böses zufügen wollte. Er wird in Norwegen nur „Der Kaiser“ genannt, als ob es keinen anderen gäbe und als ob er der unsere wäre. Er ist so populär in Norwegen, daß — wie ich diesen Sommer zu sehen Gelegenheit hatte — weit drinnen in den Thälern sein Bild neben dem der Kaiserin und der Prinzen in den Gasthäusern auf dem Ehrenplatze hing.

Aber sollte nicht das deutsche Volk, das bis vor Kurzem selbst ein Gebilde von kleinen selbständigen Staaten war, gerade hierdurch veranlaßt werden, sich zu überlegen, wie verhängnisvoll, ja wie ganz unmöglich das Leben der kleinen Völker schließlich wird, wenn sie in einer ewigen Kriegsgefahr schweben und sogar fürchten müssen, daß ihr eigener König Rathschläge sein Ohr leihen könnte, die gegen ihre Freiheit und Selbständigkeit gerichtet sind? Wenn sie fühlen, daß die großen Staaten auf sie herabsehen wie auf so und so viele Soldaten und Matrosen in einem Alliancevertrag? Daß die großen Staaten die Lage eines kleinen zu einem Moment in ihrem Kriegsplane machen, ohne in ihrer Blindheit zu überlegen, was das Volk im Uebrigen ist? Ja, antwortet man, das Leben der kleinen Staaten ist auch vorbei. Ich will mich über die Richtigkeit einer solchen Antwort nicht weiter auslassen, sondern nur daran erinnern, daß bis jetzt die kleinen Staaten (oder die großen zu der Zeit, wo sie klein waren) dem Menschengesitt den größten Zuwachs und der Menschenwohlthat die besten Grundlagen verliehen haben. Wer nicht weiß, daß die kleinen Völker soziale Aufgaben von der allergrößten Wichtigkeit lange vor den großen Völkern zu lösen vermögen, Der versteht nicht den Unterschied zwischen den Lebensbedingungen und der Denkweise der großen und der kleinen Staaten. Die großen Staaten haben in den kleinen stets die vorzüglichsten Versuchstationen gefunden und werden sie wieder finden, wenn sie — was heute noch nicht in genügendem Umfange geschieht — von dieser Gelegenheit Gebrauch machen. Namentlich für Alles, was menschenfreundlich und gerecht ist.

Wenn nun der Welthaushalt auch für die kleinen selbständigen Staatengebilde Verwendung hat und diese ihre Daseinsberechtigung hierin suchen, so

müssen sie vor Allem den Krieg scheuen und ihr Leben — mitten in der Kriegswüste — auf des Friedens heiligem Grunde aufbauen. Sonst werden sie untergehen. Deshalb fangen die kleinen Völker auch lange vor den großen an, den Händen der Könige und der Diplomaten die Leitung der auswärtigen Politik zu entwinden und selbst dafür zu sorgen. Sie müssen ihre ganze Kraft daran setzen, Schiedsgerichtsverträge und Neutralitätsbündnisse zu Stande zu bringen. Damit will Norwegen, wenn irgend möglich, den Anfang zu machen suchen; — schon in den nächsten Jahren werden wir sehen, mit welchem Erfolge.

Hierüber kämpfen wir mit Schweden! Wenn Norwegen eigene Konsuln haben will für seine große Schiffahrt und seinen Waarenumsatz, in dem es mit Schweden konkurriert, und wenn es einen eigenen Minister des Auswärtigen haben will, um sein Konsulatswesen zu verwalten, so geschieht Das nicht, um eine Politik neben der Schwedens zu führen, sondern, um überhaupt keinerlei Politik zu treiben. Nicht einmal eigene Gesandte wollen wir haben, ausgenommen für den Fall, daß es sich um den Abschluß von Handelsverträgen handelt. Unsere Politik soll in dem Streben nach Schiedsgerichtsverträgen und nach einer von allen Mächten anerkannten Neutralität bestehen. Durch Anschluß an Andere müssen wir diese immer sicherer zu gestalten suchen.

Das norwegische Volk ist ein ausdauerndes Volk; in diesem Kampf wird es über die Reiter der schwedischen Großmachttraditionen siegen. Es wird die schwedische Demokratie für die neuen großen Ziele gewinnen; denn es besitzt einen starken Bundesgenossen in dem Zeitgeist.

Hierfür wollen wir Deutschlands Sympathie haben, da wir es nun einmal nicht selbst gewinnen können, — was wir noch weit lieber sehen würden. Es wäre doch auch zu verkehrt, wenn das deutsche Volk in der That darauf beharren sollte, es mit den Großen gegen die Kleinen zu halten, mit dem Alten gegen das Junge, mit dem Aristokraten gegen den Demokraten, mit dem Schutzzöllner gegen den Freihändler, mit dem Zweikammersystem gegen die eine Kammer, mit den religiösen Schwierigkeiten gegen die Religionsfreiheit, mit der veralteten Strafprozeßmethode gegen das Schwurgericht, endlich mit den Kriegsalliancen gegen die Schiedsgerichtsverträge und die absolute Neutralität. Es wäre zu verkehrt, wenn Deutschland es mit dem Staate halten wollte, der in seiner Entwicklung von veralteten Einrichtungen und Vorurtheilen behindert wird, gegen den, der sich rasch und stetig erneut. Denn, wie man es auch bei sich zu Hause haben mag: die Ideale seiner besten Lebensjahre pflegt man doch hoch zu halten, — und diese, dachten wir, seien auf unserer Seite.

Aulestad.

Björnsterne Björnson.



## Der Untergang der römischen Kulturwelt.

**S**leich am Anfang in Gibbons großem Werk vom Verfall des römischen Reiches stößt man auf merkwürdig farbige Kapitel, die von den römischen Gartenfrüchten und Gemüsen, vom Delbaum, dann wieder von der Steuereinziehung, vom Post- und Nachrichtenwesen erzählen, als ob es sich um einen jüngst bereisten Nachbarstaat handelte. Da muß man nicht bloß die Durchdringung und Beherrschung des Stoffes bewundern, sondern mehr noch den feinen, liebevollen Instinkt des Vortragenden, der unserer Phantasie willkommene Bilder darbietet. Gibbon begann sein Werk 1769. Ein Jahr später saß in Straßburg der junge Goethe zu Füßen des kranken Herder, dessen wunderbarer Verkündigung lauschend, daß man nichts isolirt, daß man Alles nur im Zusammenhang seiner ganzen Umgebung betrachten dürfe, daß zur Beurtheilung der Poesie wie der Geschichte eines Volkes nicht nur seine Dichter und Staatsmänner, sondern auch Land, Klima, Religion, Mythos, Verfassung, Denk- und Lebensart in Betracht zu ziehen seien. Ein Jahrhundert hat es dann gedauert, bis dieser Gedanke sich in Deutschland zu gelungenen künstlerischen Ausführungen verdichtete. Doch nun ist gar ein Buch erschienen, das schon in seinem Titel andeutet, daß es dem ruhmreichen Engländer auf dessen eigenster Domäne den Lorbeer streitig machen will. \*)

Dieses Buch, besonders im erzählenden Theil ein Muster lichtvoller und fesselnder Darstellung, nur belastet mit einigen nicht ganz überzeugenden Hypothesen, füllt in der That eine Lücke aus. Denn eine große Frage hat uns auch Gibbon nicht erschöpfend beantwortet, die Frage: Welches Gewicht warf denn die das platte Land Italiens bevölkernde Menschenmenge in die Schale, in der das Schicksal der glänzende Roma gewogen wurde? Erst nachdem die Geschichte sich mehr und mehr mit einer vorgeschrittenen und reifen Nationalökonomie verschwifert hatte, vermochte Seed uns nachzuweisen, daß der Verfall der römischen Macht und Gesittung nicht als eine Folge der Völkerverwanderung und barbarischer Gewaltthat, sondern, ganz im Gegentheil, als ein schon früh aus wirthschaftlichen Ursachen auf breiter Basis sich abwickelnder Prozeß der Verwesung und Verjüngung anzusehen sei.

Zunächst muß man sich hüten, aus den hundert Verfeinerungen der antiken Metropole darauf zu schließen, daß auch Industrie und Handel der Allgemeinheit nur annähernd so entwickelt gewesen wären wie bei uns. Gerade je größer die Weltstadt wurde, desto weniger hatte sie ein Binnen- oder Hinterland in dem Sinne, wie etwa ein Theil der nordwestdeutschen Tiefebene heute ein Hinterland für den Handel von Hamburg ist. Die berühmten

\*) „Geschichte des Unterganges der antiken Welt“, von Otto Seed, erster Band, Berlin 1895, bei Siemenroth & Worms.

Straßen Italiens, die noch 193 n. Chr. in so vorzüglichem Zustande waren, daß Septimius Severus an der Spitze seiner Heerschaaren in elf Tagen aus Äthiopien nach Rom eilen konnte, waren fast ausschließlich Militärstraßen. Sie dienten dem nur an Wasserwege gewöhnten Verkehr und Güteraus-  
tausch so wenig, daß sie dem Anwohner als Plage galten, wegen der Ein-  
quartierung, der Bagabunden und des Ungeziefers. Wer bedenkt, mit welchem  
Eifer in unseren Tagen ostdeutsche Kreise den Bau einer Sekundärbahn be-  
treiben, um ihre Erzeugnisse besser absetzen zu können, wird den Unterschied  
ermessen. Er beweist uns, daß in den Zeiten seiner Blüthe der italische  
Landwirth auf der Höhe unseres heutigen Kleinbauern stand, selbst verzehrend,  
was er selbst erzeugte, und geringe Ueberschüsse nicht weiter als bis zur  
nächsten Stadt führend, um mit dem Erlös Steuern zu bezahlen und vom  
Handwerker oder Krämer ein paar Geräthe und sonstige Gebrauchsgegen-  
stände zu kaufen. Die Binnenstädte selbst sind als Ackerbaustädte zu denken,  
mit geringer Differenzirung der Gesellschaft. Das Heer zumeist wird den  
Durchgangspunkt gebildet haben, der den begabteren Bauernsöhnen, die mit  
Auszeichnung dienten, das Aufsteigen in die Aristokratie Roms ermöglichte.  
Binnenhandel, der zu Reichthum und Ansehen hätte führen können, gab es  
eben nicht. Die Bedürfnisse der Hauptstadt, die aus der nächsten Nähe nicht  
zu decken waren, wurden bald ganz von der See her befriedigt. „Seit  
vollends Gaius Gracchus die Getreidespenden eingeführt hatte, durch die das  
Proletariat seine Brotf Frucht zuerst unter dem Einkaufspreis, später ganz  
umsonst zugetheilt erhielt, war das italische Korn in der Hauptstadt kaum  
mehr abzusetzen.“ Man mag diese Entwicklung in mehr als einer Hinsicht  
schwer beklagen; aber die ihm so erwachsenen Lasten konnte der Staat un-  
möglich noch dadurch steigern, daß er statt des wohlfeilen sizilischen oder  
afrikanischen Getreides das theure einheimische aufkaufte.

Jener einfach lebende, unverdorbene italische Bauernstand aber, der in  
Friedenszeiten gewohnt war, gleich Cincinnatus hinter dem Pfluge herzugehen,  
der dem Staat zahllose Streiter, zahllose triebkräftige Reime für sein politisches  
Leben lieferte, gedieh nur etwa bis zur Zeit des hannibalschen Krieges; dann  
begann sein Verfall. Die ersten Ursachen davon lagen schon von der Väter  
Zeiten her in der Heeresverfassung, die nur den Besitzenden waffenfähig  
machte und alle Kriege, zumal die überseeischen, auf Kosten dieser sich selbst  
ausrüstenden Bauern führte. Sie fielen zu Zehntausenden in den Schlachten;  
und die Ueberlebenden, die so lange von Hause abwesend sein mußten, ver-  
schuldeten. Erst Marius schaffte hierin Wandel, indem er während des  
Cimbernkrieges die allgemeine Wehrpflicht einführte und endlich die ungeheuren  
Schaaren der in Rom herumlungern den (freien) Proletarier zum Ersatz  
heranzog. Aber er vernichtete seine Wohlthat wieder durch die Entfesselung

der Bürgerkriege, die so wild wütheten, daß die Provinz Samnium noch zur Zeit des Kaisers Tiberius wüst und unbewohnt dalag, wie sie die Nordbanden Sulla's gelassen hatten. Dazu trat ein Zweites. Allen Senatoren und ihren Söhnen war eines Tages (218 v. Chr.) der Seehandel verboten worden. Der altrömischen Anschauungsweise galt von allen bürgerlichen Erwerbsarten nur der Landbau für manneswürdig. Die Senatorialen sollten nicht Händler werden; so wurden sie Aufkäufer von Land und „legten“ Bauernhöfe nieder, gleich englischen Lords oder mecklenburgischen Standesherrn. Dort, wo einst das wimmelnde Volk der italischen Kleinhöfe kerngesund, schlicht und betriebsam sein Getreide geerntet hatte, um seine stämmigen Söhne dem Dienst des Vaterlandes zuzuführen, begannen mit dem steigenden Reichthum der römischen Geschlechter jene Latifundien sich auszubreiten, die zuletzt nur noch Del, Wein und Mastviehzucht rentabel fanden und laut des Plinius viel citirtem Ausspruch Italien verdarben (*perdidere*). Sie wurden fast ausschließlich von Sklaven bewirtschaftet, Sklaven, die in Ehelosigkeit lebten und etwa erzeugte Nachkommenschaft zu beseitigen gewohnt waren, Sklaven, die je nach der Größe des Betriebes kasernirt unter Aufsehern hausten. Und hiermit sind wir nun zum Angelpunkt der ganzen Sache gelangt: die Sklaverei, die von Anbeginn die antike Kultur begleitet hatte, um sie zuletzt in allen wirtschaftlichen Hauptfragen entscheidend zu beeinflussen, diese Sklaverei ward auch zum Verhängniß des römischen Reiches.

Nur wer sich die tief und unheilvoll einschneidende Bedeutung der Sklavereiwirtschaft für Leben und Gedeihen eines der tüchtigsten Völker der Erde gründlich klar gemacht hat, kann die beiden sozialen Großthaten des Christenthumes ausreichend würdigen: daß es erstens die Arbeit ehrlich machte, zweitens die Sklaverei bekämpfte und vertilgte. Die Aristokraten der alten Republiken wollten nur Besitzer sein; sie mieden den Erwerb, eben weil sie jede Arbeit außer der politisch-kriegerischen und (in Rom) der landbauenden verachteten, so daß auch Handwerke zumeist von freigelassenen Sklaven betrieben wurden, die in Italien neben den Ackerbürgern die dünne Schicht eines städtischen Mittelstandes schufen. Sobald aber verheerende auswärtige und Bürgerkriege den Bauernstand gelichtet hatten und die ländlichen plantagenartigen Großbetriebe seine letzten Reste von der Echolle zu treiben begannen, hatte die Schicksalsstunde des Reiches geschlagen. Italiens Bevölkerung begann, sich in eine Auslese progender Nabobs und dichte Massen unfreien Gesindels zu differenziren. Das Mark Roms verdorrte, — es ging bergab. Langsam zuerst. Die Menschenzahl an sich nahm nicht ab, so lange die stetigen Grenzkriege der Republik den immer offenen Sklavenmarkt mit Waare überschwemmten; denn ganze Völkerschaften wurden in die Sklaverei verkauft, und wenn sie auch, zur Ehelosigkeit verurtheilt, hier gleich

swellen Blättern vom Baum der Menschheit abfielen: es waren ja immer neue da. Caesars gallische Kriege allein brachten eine Million Gefangene auf den Markt; doch in der Kaiserzeit fing der Segen an, nachzulassen; die Waare wurde theuer und selten. Und nun wirkten drei Ursachen zusammen zur Verödung Italiens: das fast völlige Verlöschen des Bauernstandes mit seinem Nachwuchs; das Zusammenschmelzen der Sklaven auf den sich immer breiter ausdehnenden Latifundien; endlich auf diesen die Rückkehr zur Naturalwirthschaft, so daß in der Stadt nichts mehr gekauft werden sollte und jeder Großeigenthümer eine Ehre darenin setzte, durch Arbeitstheilung auf seinen eigenen Gütern sämtliche Gebrauchsartikel erzeugen zu lassen, — wodurch der Handwerker- und Krämerstand in den Kleinstädten ruiniert und auch die Landstädte alle, wie längst das Land selbst, entvölkert wurden.

Nun beginnen Versuche zur Menschenzucht und die Edikte der Kaiser gegen Ehelosigkeit. Selbst Sklavinnen wurden durch Belohnungen ermuntert, in unfreiem und prostituirtem Stande mehr als drei Kinder zu haben; das „*jus trium liberorum*“ ward ein wichtiger juristischer Vorzug. Doch kein Mittel wollte verfangen. Mit Entsetzen sahen geschäftige Herrscher, wenn sie auf den alten Militärstraßen in die Provinz reisten, in weite Einöden, die vielleicht noch vor wenigen Jahrzehnten von kraftvollen Menschen beschwärmt gewesen waren. Das Uebel verbreitete sich mit Hilfe römischer Spesulanten über das ganze Reich. Schon zu Anfang der Kaiserzeit besaßen sechs Römer die Hälfte von allem Grund und Boden der Provinz Afrika. In Italien selbst aber war man bald darauf so weit, die Aecker der Latifundien vielfach ganz unbebaut zu lassen und zur Viehweide zu machen, wie heute in England; denn selbst die Pacht galt wegen des langweiligen Eintreibens der Pachttrückstände für unzumuthbar. Ein kurzer Aufschwung, den die Weinkultur durch Columellas Rathschläge nahm, ward unter Kaiser Domitian (81—96) von einem großen Weintrach gefolgt. Seitdem ließ man daheim die Dinge ziemlich so gehen, wie sie wollten, und bewucherte mit seinen Kapitalien lieber die unglücklichen Provinzen. Da aber die treue Sorgfalt, die der Kleinbauer mit Pflug, Spaten und Dung jeder Scholle seines Bodens angebrachte, auf Plantagen auch unter strengster Aufsicht nicht zu erzielen ist, so daß Sklavenarbeit und Raubbau eine verhängnißvolle Verwandtschaft mit einander haben und selbst die fruchtbarsten Striche Virginians und Louisianas einst durch Sklavenwirthschaft fast ausgefogen waren, so kam es, daß Aecker in Toskana, die unter Augustus noch das zehnte oder fünfzehnte Korn getragen hatten, unter Nero kaum noch vier bis fünf gaben.

Und wie der Boden, so verkam die Rasse. Während nach den Acker-  
gesetzen des Tiberius Gracchus (132 v. Chr.) sich noch ohne Schwierigkeit  
76 000 arme Bürger gefunden hatten, die bereit waren, das städtische Lungen-



leben mit der harten Arbeit des Landmannes zu vertauschen, hatte die Bevölkerung Roms zwei Jahrhunderte später ihren bäuerlichen Ursprung bereits so völlig vergessen, daß durch keine Ackervertheilungen mehr Bürger aufs Land zu locken waren und alle redliche Mühe, die sich wohlwollende Kaiser mit Kolonisirung gaben — so warf Nerva 60 Millionen Sesterzen zu Ansiedelungszwecken aus —, vollständig ins Wasser fiel. Die Militärtauglichkeit, die zu des Augustus Zeiten noch mit Leichtigkeit 150 000 italische Freiwillige zur Füllung der Legionen geliefert hatte, war unter Marc Aurel (161—180), während auf der Halbinsel selbst fast zwei Jahrhunderte lang Friede und Ruhe geherrscht hatten, so gesunken, daß kaum noch 10 000 aufzutreiben waren. Nicht einmal die Prätorianer mehr rekrutirten sich ganz aus der Heimath; barbarische, meist deutsche Elemente durchsetzten alle Legionen; und die Heere Roms begannen, sich aus ihren eigenen „Lagerkindern“ zu ergänzen, während auf den Fluren Italiens der Vogt (Villicus) seine Sklaven gleich Sträflingen zur Feldarbeit antreten ließ, in den wenigen noch volkreichen Städten aber ein herabgekommenes und entnervtes Geschlecht reicher Patrizier an Cirkus-Spiel und Schwelgerei sich ergözte.

Der Name Marc Aurel ist gefallen. Bevor wir jedoch näher auf diesen Herrscher eingehen, dem es beschieden war, durch einen kühnen Verwaltungsgriff die Entvölkerungsfrage des Reiches — wenn nicht zu beantworten, so doch — in ein neues Stadium zu führen, und dessen Gedanke noch heute in unserem eigenen wirtschaftlichen Leben nachwirkt, dürfen wir nicht unterlassen, mit Otto Seeck auch nach tieferen, ethischen Ursachen für den Verfall der römischen Rasse zu suchen. Zwar: die „Ausrottung der Besten“, bei der sein Buch verweilt, wird die Wissenschaft sich kaum in seinem Sinne deuten wollen. Seeck unterschätzt die Wichtigkeit der Reimkraft, die den einzelnen Völkern vom Schicksal in die Wiege gelegt ist, ich möchte sagen: die Anfangsgeschwindigkeit einer Rasse, die bald ein paar Jahrtausende, bald auch nur ein halbes beträgt und von Benjamin Disraeli gelegentlich der Schüsself zu jeder Geschichtschreibung (the key of history) genannt wird. Mit und ohne Sklaverei, mit und ohne Latifundien: den Römern war es nicht bestimmt, so lange zu dauern wie gewisse andere Völker. Es ist möglich, daß klimatische Verhältnisse dazu mitwirkten; denn die Winter waren in den Frühzeiten der Republik ganz gewiß rauher, das ganze Klima erfrischender und abhärtender als die weiche Luft des späteren Italiens. Auch die deutsche Rasse bleibt als solche lebensfähig nur, wenn gewisse Vorbedingungen von Boden und Luft zusammenstimmen. Und diese geheimnißvolle Wechselbeziehung, die auch im heutigen Frankreich, trotz allen Ausreutungen des Keltenthumes, trotz aller Ueberschwemmung zuerst mit griechisch-semitischem, später deutschem und zumal fränkischem Volksthum, doch genau die selben Instinkte dort

immer wieder emporzuschlagen und herrschend werden läßt, die Caesar schon an seinen Galliern mit Meisterhand abschilderte, — diese Wechselbeziehung ist von Seet nicht ausreichend gewürdigt worden. Nur sehr wenigen Rassen ist es gegeben, unter allen Zonen und Verfassungen sich in ganzer Eigenheit fortzupflanzen. Hierher gehören die Juden. Doch gewiß ist zu dieser staunenswerthen Lebenskraft ein Umstand unentbehrlich gewesen: daß bei den Juden die Ehe niemals Widerwillen erregt hat, wie bei den Römern, daß ihre Pflichten im Gegentheil fast immer sehr ernst genommen wurden und reiches Kindersegen für eine Gottesgabe galt. Wenn bei den Römern solche Ueberlieferungen, obwohl sie zweifellos anfänglich ebenfalls bestanden hatten, allmählich in ihr Gegentheil umschlagen, so kann daran ein Verliegen der Fruchtbarkeit des römischen Mutter Schoßes, die verminderte Liebenswürdigkeit der römischen Frau, kaum ohne Schuld gewesen sein. Im Uebrigen hatte die mit der Ehelosigkeit des Sklavenstandes Hand in Hand gehende Prostitution „von unglaublicher Ausbreitung und Wohlfeilheit“ auch das gesamte niedere Volk, in Rom selbst oder auf dem Lande, daran gewöhnt, im geschlechtlichen Leben nur die Sinnenlust, nicht seine schöneren Freuden zu suchen. Das von Recht und Sitte allzu lange gebilligte Aussetzen nicht bloß des kraftlosen, sondern auch des unliebamen Nachwuchses that sein Uebriges, um die Anschauungen zu verderben, so daß schon 131 vor Christi Geburt, als der Censor Metellus gegen die Ehelosigkeit predigte, er seine auf Nützlichkeit zugeschnittenen Beweise mit den grotesken Worten einleiten konnte: „Wenn wir ohne Frau leben könnten, Quiriten, würde Keiner von uns diese Plage auf sich nehmen!“ Der weise Seneca aber sprach seinen Landsleuten aus dem Herzen, als er kurzweg den Satz aufstellte: „Nichts ist häßlicher, als seine Frau zu lieben wie ein Schäschen.“ Er scheint dabei nur die Bedürfnisse der Römerinnen nicht ganz getroffen zu haben, nach den Entschädigungsversuchen zu schließen, von denen man liest. Nach Alledem war es aber kein Wunder, daß eines Tages und zwar im Augenblick der höchsten Noth, als die gefährdeten Grenzen mehr denn je volle Regionen einheimischer, national gesinnter und geschulter Soldaten erfordert hätten, es in Italien kaum noch wehrfähige Bürger gab. Das geschah während der Regierung Marc Aurels, als im fernen Osten die Parther mit Aufgebot der letzten Heereskraft gerade wieder einmal niedergerungen waren und dafür von 169 ab Jahr für Jahr große Horden germanischer und sarmatischer Stämme den Grenzwall an der Donau durchbrachen. Zum Glück für das Reich kamen sie einzeln und man überwältigte sie. Dennoch sah Marcus klar: damit allein war es nicht gethan. So siedelte er die besiegten Einbrecher, ihren ewigen Landhunger beschwichtigend, an, auf eine bis dahin unerhörte, aber zweckmäßige, den genialen Instinkt eines großen Verwaltungskünstlers bekundende Art, die, in Germanien selbst

schon vorher angedeutet, im Lauf der Zeit über ganz Europa sich ausbreitete und deren überlebte Gebilde in Preußen nicht früher als durch das steinsche Befreiungsgesetz vom Jahre 1807 beseitigt wurden. Marc Aurel brach mit den Gewohnheiten der Sklaverei: als er die gefangenen Siedler an die Scholle band und zu Hörigen machte, ließ er ihnen die Ehe.

Mit diesem Schritt beginnt eine neue Epoche in der ganzen römischen Welt, ein neues Aufblühen, ein Nachsommer, der noch drei Jahrhunderte anhielt und dem man weder Eigenheit noch Großartigkeit absprechen kann. Man sah die meist verödeten Striche des Reiches binnen wenigen Menschenaltern sich wieder dicht bevölkern. Zunächst in den am Grenzwall gelegenen Provinzen, Ägypten im Osten, Gallien im Westen. Doch bald spritzte die neue Menschenwelle nach Italien hinüber und Alles zeigte nun ein neues Gesicht. Nicht am Wenigsten die Kaiser selbst. Die gedrunghenen, niedrig-, doch breitstirnigen, glattgeschorenen Schwarzköpfe der alten Caesaren verschwinden. Blonde Wildlinge von riesigem Gliederbau und trotzigem Blick besteigen den Thron, kämpfen um die Herrschaft. Der Erste von ihnen, Maximinus Thrax (235 bis 238), war zweifellos ein Deutscher. „His father was a Goth“, sagt Gibbon von ihm, „his mother of the Alani.“ Er war in seiner Heimath dem Kaiser Septimius Severus aufgefallen, dem er mit gaffenden Augen auf einem Inspeizirungritt sieben Meilen nachlief, ohne zu ermüden. Der Kaiser rief den langen Burschen — er maß sieben Fuß — vor sich, bestaunte seine Gliedmaßen und ließ aus dem Lager die stärksten Krieger antreten, die Maximinus sämmtlich warf. Dann ritt Septimius weiter und Maximinus lief mit. Wieder mußte er ringen und wieder bezwang er Alle. Darauf nahm ihn der Kaiser in seine Garde auf, wo sich der Läufer und Krieger bald durch bärenmäßige Tapferkeit, doch auch durch die Gabe des Befehls auszeichnete. Er stieg schnell, zuletzt auf den Thron, auf dem er wenig Tugend, dagegen die bekanntesten deutschen Laster in seltener Vollendung zur Schau trug. Er war brutal, jähzornig, eigensinnig, habgierig und bis zum Uebel unmäßig; täglich fraß er vierzig Pfund Fleisch. Sein jüngerer Doppelgänger ist Kaiser Galerius; das lichte Gegenbild Beider Konstantin der Große, dessen Mutter Helena über die Donau her ins Reich eingewandert und in Ägypten eine Zeit lang Schänkwirthin gewesen war; ein Mann des Erfolges, zum Abenteuer neigend, doch nie besiegt, an den reinsten Heinrich von England erinnernd, wenn er, „wie der besüßelte Merkur vom Boden, so leicht gewandt sich in den Sattel schwang“, um einen ausgesuchten Gegner im Zweikampf zu fällen, oder vor einer Schlacht im Soldatenmantel sich bis an die feindlichen Reihen heranschlich und unerkannt ein Gespräch anknüpfte; in seiner Person glänzender und widerspruchsvoller, in seiner Frömmigkeit schwärmerischer, nicht so schlicht und hausbacken wie

Shakespeares Liebling, aber ein treuer Gatte und keuscher Mensch, dessen freudiges, von Hochherzigkeit und Thatkraft schimmerndes Wesen dem Auge wohlthut.

Und wie der Herrscher, so schien das ganze Volk sich verändert zu haben. Ueberall wieder Bauern (Eigenkätchner) auf dem Felde, mit reichen Kinderschaaren, die (Tertullian hat es uns beschrieben) das große Sterben des dritten Jahrhunderts schnell genug ausglich; die Legionen in strotzender Fülle und von höherem Wuchs als je. Unnatürliche Laster, wie sie die ganze alte Welt seit den Tagen des Harmodius und Aristogeiton gekannt und gebilligt hatte, schienen verschwunden; selbst die Wüstlinge Roms begannen, sich ihrer zu schämen. Der Legionar aber wollte vor allen Dingen im Lager auch sein eheliches Weib haben; und die hier entspringenden Kinder waren so zahlreich, gediehen so prächtig, daß sie bald fast die Hälfte des stehenden Heeres bildeten. Fragt man nach der letzten Ursache, die diese wunderbare Wandlung ermöglichte, so wird man sie nur in dem Menschenmaterial suchen können, das dem Kaiser Marc Aurel für seine großartige Maßregel zur Verfügung stand. Es war die strotzende Lebenskraft des Germanenthumes, die dem entnervten und entkäfteten Reichskörper wieder Blut zuführte, sein Skelett mit neuen Muskeln umkleidete, seinem Auge das Feuer der Jugend zurückgab. Nur mechanisch denkende Köpfe möchten aber die Geschichte historischer Rassen ausschließlich auf männliche Eigenschaften und Thaten zurückführen. Der Hinweis, daß die Frau es ist, die das Familienleben bestimmt, daß das Familienleben der Born aller nationalen Kraft ist, erscheint ihrer Trockenheit phantastisch, obschon die Geschichte der römischen Ehe — richtiger: der römischen Ehelosigkeit — mit metallenen Zungen zu uns redet. Der Unbefangene wird jene Verjüngung des Reiches nur auf die drei Gründe zurückführen können: daß das germanische Weib erstens außerordentlich fruchtbar, daß zweitens die Ehe mit ihr außerordentlich angenehm, daß sie drittens eine ganz ausgezeichnete Mutter war. Mag das Christenthum immerhin seinen Einfluß dahin geltend gemacht haben, daß auch die Sklaven auf den italischen Latifundien sich zu verheirathen begannen: ohne das Vorbild des deutschen Weibes würde die Sitte, Neugeborene zu verscharren oder ins Wasser zu werfen, nicht so bald verschwunden sein.

Seit Diokletian, der, wie seine sämmtlichen Mitkaiser, von dunkler, also jedenfalls wohl barbarischer Herkunft war, ließt sich die Geschichte des römischen Reiches mitunter wie eine innere germanische Angelegenheit. Stilicho, der den Westgoten Alarich aus Griechenland warf und ihm in Oberitalien zwei entscheidende Niederlagen beibrachte, war ein Vandale; Ricimer, der Jahrzehnte lang die Schattengestalten römischer Caesaren auf den Thron setzte und nach Laune von ihm herunterstieß, war ein Sueve; Odoakar, der dem ganzen Puppenspiel 476 ein Ende machte, war ein Skyre. Die

Frage war gewesen, welche von beiden germanischen Völkernfamilien schließlich siegen würde: die einheimische, die im Schutz ihrer Wälder, auf dem für ihr Gedeihen urreigensten Boden am Rhein, an der Elbe und weiter östlich geblieben war, oder die da draußen in jenen südlichen Gefilden, deren Sonne deutsches Blut aufzuzehren sich längst gewöhnt hatte. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Denn natürlich war mit jener Verjüngung des Reiches auch seine Barbarisirung verbunden. Fortschritte der Gesittung und Technik hatte die römische Welt seitdem nicht mehr zu machen. Kaum ein oder zwei Geschichtsschreiber erinnern an vergangene bessere Zeiten, während sich umgekehrt germanische Wildsamkeit allmählich von den Feinden genug aneignete, um ihnen im Felde reichlich gewachsen zu sein. Die letzten Reste römischer Bürgerkraft, die durch Rückschlag in vereinzelt Spätlingen der alten, immer noch imposanten Hauptstadt auftauchten, reichten gerade nur hin, um durch ihre Ueberlieferungen und Formen jenen allzu empfänglichen Natursohnen den Ehrgeiz einzuslößen, Römer sein zu wollen. Der Ostgothe Theoderich der Große fühlte sich mit Stolz als Nachfolger der Caesaren. Ohne sie ganz zu verstehen, hegte er die allerhöchste Achtung vor den Leistungen der antiken Kultur, ihren Kunstwerken, Straßen, Wasserleitungen, und gab sich redliche Mühe, das Ueberkommene zu erhalten. Obwohl er niemals schreiben lernte und zur Unterzeichnung seiner Urkunden sich einen Schnörkel aus vier Initialen prägen ließ, redete er vom Forum aus die Römer lateinisch an. Doch Italien, das die Heimath seines Volkes werden sollte, ward dessen Grab. Noch einmal stehen sich im Kampf um Rom zwei blonde, blau-äugige Reden gegenüber, hier Totila, dort Belisar, in allen nobeln Instinkten einander so ähnlich, daß sie hätten Brüder sein können, Beide tragischem Untergang verfallen, im Dienst gleich unhaltbarer Staatsgedanken reiche Kräfte paralysirend. Dann sieht Cassiodorus, der als Staatskanzler und Historiograph die Gothenherrschaft lange Jahrzehnte begleitet hatte, von seinem Benediktinerkloster aus mit gebrochenen Augen das Ende näher kommen. Selbst Rom, nach so vielen Plünderungen und Belagerungen, steht verödet, eine Millionenstadt mit 15 000 Einwohnern, zuweilen auch völlig leer; von den Alpen aber hernieder wälzen sich die Alemannenschaaren des Bucelin und Leutharis, theilen sich in Oberitalien, rollen gleich zwei Heuschreckenschwärmen die Halbinsel auf, der eine Heereshaufe am Saum des Adriatischen, der andere am Saum des Mittelländischen Meeres herab- und dann wieder heraufziehend, bis ihr Verhängniß durch Marses sie (554) ereilt. Selbst die spärlichen Reste von alter Wohlhabenheit und Bevölkerung, die Italien nach dem Fall des Reiches noch barg, waren nun zerstört, der Boden gleichsam plattgewalzt für die langobardische Aussaat, — für die neue Zeit.

Guben.

Dr. Robert Hessen.



## Die Siedlungsgenossenschaft.\*)

Ein Buch gewinnt seine allgemeinen Ergebnisse durch Emporsteigen von den Thatfachen: induktiv. Hier, wo es sich darum handelt, in aller Kürze diese allgemeinen Ergebnisse in ihrer Verbindung auseinanderzulegen, wo der zugewiesene Raum zwingt, das Beweismaterial für die vorgetragenen Anschauungen fast ganz zu unterdrücken und den Leser damit auf das Werk selbst zu verweisen, hier wird es zweckmäßig sein, die debuktive Art der Darstellung zu wählen, die von den Gesetzen zu den Thatfachen herabsteigt.

Drei Fragen habe ich in meinem Buche zu beantworten versucht:

1. Die ursächliche Verknüpfung der verschiedenen Symptome, welche die „soziale Krankheit“ darstellen: die Symptomatologie der sozialen Frage.
2. Die Ursache dieses Symptomenkomplexes: die Aetiologie der sozialen Frage.
3. Die Heilung dieses Symptomenkomplexes: die Therapie der sozialen Frage.

Die primären Symptome der sozialen Krankheit sind:

### A. In der Urproduktion:

1. Für die größeren Grundbesitzer: die Preiskrise.
2. Für die Grundbesitzer überhaupt und namentlich die mittleren (Bauernstand): die Verschulbung.
3. Für die Landarbeiter: die jämmerlichen Existenzbedingungen, weniger materieller als sozialer und ethischer Natur.

### B. In der Industrie:

1. Für die Unternehmer: die Krisen.
2. Für die Arbeiter: der Pauperismus.

Von diesen primären Symptomen leiten sich sekundäre und tertiäre ab: Noth, Verbrechenthum, Prostitution; politische Verwirrung und Erregung; jämmerliche hygienische Verhältnisse, Seuchen; gehetzte Hastlosigkeit des Erwerbslebens, allgemeine Unsicherheit und Treulosigkeit, der Pessimismus als Grundstimmung der Volksseele. Es genügt, diese abgeleiteten Leiden hier erwähnt zu haben.

Die Verkettung jener Hauptsymptome läßt sich von einem Punkte aus, aber auch nur von diesem einen, ohne jeden Zwang, ohne irgend welche dialektischen Kunstgriffe, in einer Weise klarlegen, die nicht nur formal, logisch wahr ist, sondern die auch materiell Punkt für Punkt mit den Thatfachen des wirtschaftlichen Lebens übereinstimmt. Dieser Punkt ist die Wirkung des geltenden Bodeneigentumsrechtes auf die Bewegung der Bevölkerung. Wo nämlich die wirtschaftenden Subjekte, die den Boden bebauen, einen wesentlichen Theil der Nutzungen dieses Bodens an solche wirtschaftenden Subjekte abzugeben haben, die den Boden nicht bebauen, wo Bodenbearbeitung und Bodennutzung verschiedenen Klassen der Bevölkerung zufällt, da wird die arbeitende Bevölkerung ausgestoßen. Das ist am Wenigsten da der Fall, wo eine hypothekarisch stark verschuldete Kleinbauernbevölkerung einen wesentlichen Theil ihres Ertrages den Gläubigern zu zahlen hat. Es ist stärker der Fall, wo in Bezirken „geschlossener

\*) Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Ueberwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftproblems und der Agrarfrage. Vom Dr. Franz Oppenheimer. Leipzig 1896. Bei Dunder und Humblot. (638 S.)

Bauerngüter“ die „Nacherben“ als Gefinde des „Anerben“ von dem Ertrage ihrer Arbeit nur den Lohn erhalten. Es ist am Stärksten der Fall, wo in Großgüterbezirken der Gutsherr seine Felder durch Tagelöhner bestellen läßt; und am Allerstärksten da, wo er sich nicht einmal durch die Leitung des Betriebes an der Arbeit theilnimmt (Absentismus).

Dieses Gesetz der Massenbewegung hat universelle Gültigkeit und wird von Keinem mehr geleugnet. Als Folge dieses Gesetzes hat Großbritannien mit seinem ungeheuerlichen Großbesitz trotz seiner geringeren Bevölkerung in diesem Jahrhundert fast dreimal so viel Auswanderer ausgetrieben als Deutschland; hat in Deutschland die Heimath des Großgrundbesitzes östlich der Elbe das ganze übrige Deutschland durch seine Wanderziffer zwei- bis dreimal übertroffen, hat z. B. der Regierung-Bezirk Stralsund mit 76,1 Prozent Großgrundbesitz in zehn Jahren (1862 bis 1881) 5,5 Prozent und der Regierung-Bezirk Gumbinnen mit 31,7 Prozent Großgrundbesitz nur 0,062 Prozent seiner Einwohnerschaft durch Auswanderung abgegeben.

Der Strom der Fortwanderer theilt sich in zwei Arme, die überseeische Aus- und die inländische Abwanderung (in die Industriebezirke). Die relative Mächtigkeit beider Arme schwankt stark. Wenn die Kornpreise hoch stehen, ist die Auswanderung stark; immer aber bleibt sie hinter der Abwanderung zurück, die einen viel geringeren moralischen und materiellen Aufwand fordert. Von 1885 bis 1890 wanderten aus dem preussischen Osten 640 000 Menschen fort, davon etwa ein Viertel (28,1 Prozent) überseeisch aus, fast drei Viertel (71,9 Prozent) inländisch ab. Jede dieser beiden Strömungen verschuldet einen Haupttheil der sozialen Leiden; die Auswanderung die Agrarkrisis, die Abwanderung die Industrienoth.

Die Auswanderung hat allein in die Vereinigten Staaten von 1821 bis 1892 entsandt: 15 066 699 Europäer, darunter  $6\frac{1}{2}$  Millionen (rot.) Briten und  $4\frac{1}{5}$  Millionen Deutsche. Der größte Theil dieser Ausgestoßenen warf sich auf die Landwirthschaft: das gesammte land- und forstwirtschaftlich benutzte Areal Deutschlands beträgt 50 Millionen Hektar und das nur zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte (Farm-) Land der Union wuchs von 1850 bis 1880 um 98 Millionen Hektar. Das gesammte Getreideareal Deutschlands umfaßt 13,3 Millionen Hektar; und es wuchs in der Union von 1870 bis 1889 das mit Weizen bestellte Land um 18 Millionen, von 1875 bis 1889 das mit Mais bestellte Land um 34 Millionen Acres (6 000 000 resp. 11 300 000 Hektar).

Diese plötzliche Einbeziehung so ungeheurer Flächen in die Weltproduktion warf natürlich die Preise der Brotfrüchte und erzeugte die Agrarkrisis, unter der unsere Landwirthschaft heute stöhnt. Eine Heilung ist nicht zu erwarten; denn die Auswanderung dauert, wenn auch schwächer, fort; Argentinien, Rußland, Ostindien exportiren steigende Mengen, die Transportkosten sinken noch immer und das einzige Mittel, sich zu helfen, können die Landwirthe nicht anwenden: Intensivirung des Betriebes. Damit kann sich ein einzelner, durch Kapital und Intelligenz potenter Besitzer retten, privatwirtschaftlich; aber niemals die Gesamtheit. Es ist kein volkswirtschaftliches Mittel, weil nicht genug Arbeitskräfte vorhanden und die vorhandenen nicht intelligent und fleißig genug sind.

Die Abwanderung erklärt die Industrienoth. Das fortwährende Abströmen kapitalloser Arbeiter in die Industriebezirke erscheint in doppelter Gestalt

als Unglück für die industrielle Bevölkerung: sie verliert Konsumenten und gewinnt Konkurrenten. Die Kaufkraft des platten Landes sinkt, erstens, weil seine Produkte durch die überseeische Konkurrenz an Tauschwerth verloren haben, und zweitens, weil die absolute Zahl der Käufer sich vermindert. Und auf der anderen Seite wird die industrielle Produktion durch das Angebot der stets zuströmenden kapitallosen, also billigen Arbeitskräfte zu einer ungesunden, immer steigenden Ausdehnung verführt, die sich in der Ausbeutung ausländischer Märkte Luft zu schaffen versucht (Exportindustrialismus, Kolonialwuth). Da Das aber überall gleichzeitig geschieht, so wird das Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsumtion immer größer und seine Folgen sind die Krisen, die immer öfter und immer schwerer und länger erscheinen und die Unternehmer bedrängen. Die industriellen Arbeiter aber haben hier allein die Ursache ihrer Noth zu suchen. Die Arbeiterfrage entstand erst, als die vorher durch Freizügigkeitsbeschränkungen verhinderte Abwanderung einsetzen konnte, in Preußen z. B. nach der Aufhebung der Gutsunterthänigkeit. Und sie wird bestehen, so lange die Bodeneigenthumsverhältnisse die Abwanderung unterhalten, so lange jahraus, jahrein Hunderttausende kapitalloser Arbeiter den Arbeitsmarkt und die Cadres der „Reservearmee“ überfüllen und durch ihr überwiegendes Angebot den Preis der Arbeit, den Lohn, drücken. Diese Erkenntniß haben die Gewerkvereiner Englands schon vor Jahrzehnten gewonnen, als sie den Versuch machten, die Löhne der unqualifizirten Arbeiter durch Trade-Unions zu fixiren: „That, so long as the immigration continued, the raising of the wages of unskilled labour would always be very difficult and often quite impossible.“ (Hassbach.)

Dieser Zusammenhang ist so klar, daß man ihn nur zu nennen braucht, um ihn zu beweisen. Schmoller verlangt als Mindestleistung Preußens in der „inneren Kolonisation“ die Neuschaffung von 400 000 bis 500 000 mittleren und kleinen Bauern. Wäre diese Einrichtung mit einem Schläge durchzuführen, so wäre augenscheinlich die industrielle soziale Frage für den Augenblick „gelöst“: denn die Industrie hätte einen neuen Markt von einer halben Million Familien und die gesammte Reservearmee wäre mit einem Schläge verschwunden; es müßten also die Arbeitslöhne enorm steigen, weil eine sehr verstärkte Nachfrage nach Industriearbeitern auf ein sehr verringertes Angebot stoßen würde.

Wenn man die von mir gegebenen Schlußfolgerungen anerkennt, so ergibt sich, daß das Rechtsinstitut des privaten — oder besser: des privativen — Bodeneigenthumes die Quelle aller unserer Uebel ist. Dieser Satz klingt heute nicht mehr ganz so paradox wie vor etwa fünfzehn Jahren. Das Buch „Fortschritt und Armuth“ von Henry George und die Agitation der Bodenbesitzreformer haben die öffentliche Meinung daran gewöhnt. Trotzdem erscheint es noch heute als die reinste Keßerei: ist es doch eines der festesten Dogmen der Dekonomie, daß gerade das Privateigenthum an Grund und Boden die unerläßliche Bedingung für eine gedeihliche Landwirthschaft sei. Nur die Sicherheit des Besitzes verleihe dem Eigenthümer die rechte Kraft und den rechten Eifer, ermögliche Bodenpflege, Meliorationen und technische Fortschritte.

Der Satz ist unzweifelhaft richtig, — aber er beweist nicht das Mindeste für das Privateigenthum an Grund und Boden. Denn dieses befindet sich gerade in diesem Zeitpunkte in einer so verzweifelten Lage, weil das Land eben



nicht von seinen Eigenthümern bestellt, weil darum eben nicht die rechte Kraft und der rechte Eifer darauf verwandt wird. Und wenn man weiter, wieder mit vollem Recht, ausspricht, daß nur in einer solchen Bevölkerung die nöthige staaterhaltende Kraft und Stetigkeit vorhanden sein kann, die durch eigenen gesicherten Bodenbesitz mit der Scholle verwurzelt ist, — wie kann man dann eine Rechtsform vertheidigen, die genau das Gegentheil hervorruft, nämlich eine immer wachsende Bevölkerung schafft, die keinerlei Besitzrecht am Lande hat, eine Rechtsform, die sogar die wenigen Besitzenden durch Hypothekarverschuldung entwurzelt? Ist doch nach Sering seit 1816 der elfte Theil unseres Bauernstandes eingeschmolzen!

Das Räthsel löst sich sofort, wenn man sich klar macht, daß es eine Form des Bodenbesitzes giebt, die alle dem Bodeneigenthum nachgerühmten Vorzüge besitzt, seine Sicherheit, aber ohne einen seiner Nachteile. Das ist das fast vergessene Institut der altgermanischen „Nüdenutzung“. Hier gehört das Bodeneigenthum der Gemeinde als Gesamtheit, der Markgenossenschaft. Der einzelne Genosse hat nur sein Nutzungsrecht; aber dieses ist unantastbar, vererblich, veräußerlich (an Genossen), so lange er das Grundstück wirklich nützt. Giebt er die Nutzung auf, so giebt er auch sein Recht auf. Dann fällt das Land an die Gesamtheit zurück (Näherrecht). Ein solches Nutzland kann nicht hypothekarisch verschuldet werden, denn Niemand wird auf einen Rechtstitel Kredit geben, dessen Bestand ganz in das Belieben des Schuldners gestellt ist und der erlischt, wenn der Schuldner die Nutzung aufgiebt; ein solches Nutzland kann auch nie größer sein, als die Arbeitskraft einer bäuerlichen Familie zu bestellen vermag. Diese Wahrheit wird am Leichtesten verständlich sein, wenn ich einen Absatz meines Werkes hier abdrucke (S. 259):

„Der Satz, daß die Bodenfläche eines Landes eine gegebene Größe ist, ist ein lediglich geometrischer Gemeinplatz. Wirtschaftlich besagt er äußerst wenig. Man kann im Gegentheil sagen, daß innerhalb gewisser sehr weiter Grenzen die Bodenfläche eines Landes anwächst proportional seiner Bevölkerung. Damit soll gesagt sein: entsprechend dem Wachsthum eines Volkes wächst auch die Zahl der selbständigen Landwirthe, die sein Boden ernähren kann. Je mehr nämlich ein Volk an Zahl zunimmt, um so größer wird die Arbeitstheilung, um so vollkommener die Werkzeuge, mit denen der Landwirth produziert, um so freier von Nebenberufen seine Zeit für seinen Hauptberuf: und darum wächst der Rohertrag seines Ackerstückes. Und gleichzeitig wird die Nachfrage nach landwirthschaftlichen Produkten seitens der industriellen Bevölkerung und das Angebot von Gewerbeerzeugnissen immer größer: und darum wächst von zwei Seiten her die Kaufkraft der Produkte der Landwirthschaft, also ihr Reinertrag. Diese Fortschritte der Technik und diese Werthsteigerung der Erzeugnisse intensiviren nun den Ackerbau. Und das Merkmal der Intensität ist, daß mehr menschliche Arbeitskräfte auf der Bodeneinheit thätig sind. Insofern kann man also aussprechen, daß der Boden proportional der Bevölkerungszunahme wächst.“

In dem Augenblicke, wo die wachsende Dichtigkeit des Marktes es wünschenswerth macht und die vorhandenen Arbeitskräfte es gestatten, von einer extensiveren zu einer intensiveren Art der Produktion überzugehen, zeigt sich der ungeheure nationalökonomische Unterschied zwischen dem vollen Nutzungs- und dem Eigenthumsrechte. Der Eigenthümer nämlich, der anfängt, intensiver zu wirtschaften,

dingt die selben Menschen, die sein Eigenthumsrecht von der Bodennutzung ausschließt, als Lohnarbeiter und usurpirt den gesellschaftlichen Mehrwerth. Der Nutznießer aber hat nur so lange das Recht der Nutzung, als er den Boden auch wirklich bestellt. Wenn also der Schafzüchter, der auf tausend Morgen Weide seine Schafherde treibt, durch irgend welche Verhältnisse eines angewachsenen Marktes dazu bewogen wird, zum Kornbau überzugehen, und hundert Morgen urbart, so setzt er neun Behtel seines ‚Besitzes‘ für andere selbständige Existenzen der vermehrten Bevölkerung frei; geht einer seiner Nachfolger zum Gartenbau über, weil er von vier Morgen Gartenland mehr Einnahmen ziehen wird als von hundert Morgen extensiv bestellten Acker, so sind wieder vierundzwanzig Fünfundzwanzigstel des Landes frei gesetzt. Und wird der Gärtner in einer inzwischen herangewachsenen Stadt nun Gewerbetreibender auf einem halben Morgen Haus- und Gartenland, so erlischt wieder sein Nutzungsrecht auf sieben Achtel des bisher besetzten Landes. Unter der Herrschaft des Eigenthumsrechtes aber würden die Erben des ersten Schäfers, auf deren Grund eine Stadt erwachsen ist, Fürsten sein, denen vielleicht zehntausend Familien zinsverpflichtet sind. Daß solche Dinge keine Phantasie sind, beweist das Einkommen der englischen Magnaten, auf deren ‚Eigenthum‘ halb London steht und Miete zahlt.

Hätte das ‚Nutzungsrecht‘ bestanden, so hätten nie einzelne Großgrundbesitzer hundert- und tausendmal mehr Land besessen, als der fleißigste Bauer mit seiner Familie bestellen kann: und es gäbe keine Agrarfrage des Großgrundbesitzes, der spannfähigen Bauern und der Landarbeiter. Und hätte das ‚Nutzungsrecht‘ bestanden, so hätte niemals die Industrieentwicklung ‚Lohnarbeiter‘ auf dem Markte gefunden, denen ‚nichts übrig blieb, als sich selbst auf den Markt zu bringen‘ (Kautsky), hätte niemals der Kapitalist die immer steigende und steigende Profitrate usurpiren können, hätte niemals Produktion- und Konsumtionskraft der Völker in ein so ungeheuerliches Mißverhältniß kommen können, zu jener elektrischen Spannung, die sich nur in den Krisengewittern entladen kann. Denn unter der Herrschaft des Nutzungsrechtes am Boden wäre das Niveau des industriellen Lohnarbeiters nie tiefer gesunken als auf den Gewinnsatz des selbständigen Landwirthes. Und dieser hätte, an Rohertrag so gut wie an Reinertrag, stets steigen müssen, je mehr die Industrie ihm höhere Preise zahlte und billigere Bedürfnisse lieferte.“

Um Einwänden zuvorzukommen, sei hier sogleich bemerkt, daß das Nutzungsrecht vielfach aus Gründen der landwirthschaftlichen Betriebstechnik verurtheilt wird. Thatsächlich litt die alte deutsche Flurgemeinschaft an dem Krebschaden des „Flurzwanges“ und leidet noch heute die russische Dorfkommune an dem schwereren Schaden der stets wiederholten Auftheilung und Neuzeuweisung des Ackerlandes, die jede Bodenpflege geradezu unter Strafe stellt. Es wird sich aber herausstellen, daß diese Uebelstände nur zufällige Begleiterscheinungen des Nutzungsrechtes waren und sind und daß es eine Wirthschaftsform ohne einen dieser Schäden giebt.

Nun ist es sozusagen ein Postulat der reinen Vernunft, daß eine gesunde Grundeinrichtung nur gesunde, eine kranke nur kranke Folgen haben kann. Es stellte sich mir also die Frage, wie denn dieses Rechtsinstitut des privativen Bodeneigenthums entstanden sei. Ist seine Entwicklung eine Folge des gesetzmäßigen Wirkens der ökonomischen Physiologie oder ist es eine pathologische Erscheinung?

Wenn die Völker in die helle Geschichte eintreten, hat der Grund und Boden so wenig einen Werth wie die Luft. Wie die Luft ist er im Uebermaß vorhanden; es fehlt ihm das Requisit der „Seltenheit“, um „Werth“ zu werden. So wenig es einem Menschen einfällt, einen bestimmten Luftraum für sich als ausschließliches Eigenthum zu reserviren, so wenig konnte es zu jener Zeit einem Menschen einfallen, einen bestimmten Flächenraum für sich als ausschließliches Eigenthum zu reserviren, der seine Bedürfnisse überschritt. Als die germanischen Stämme zu des Tacitus Zeit den Boden okkupirten, waren sie noch vorwiegend Viehzüchter mit wenig stabilen Wohnsitz. Durch Krieg oder Vertrag grenzten sie sich ein bestimmtes Weidegebiet ab. Allmählich intensivierte sich die Urproduktion zu einem rohen Ackerbau, den die Dorfschaften zuerst kommunistisch betrieben. Je mehr der Kornbau die Oberhand gewann, um so mehr „Kampe“ wurden ihm unterworfen, um so größer wurde der Ueberschuß an verfügbarem ehemaligen Weideland. Daher, nach dem vorhin angeführten Gesetz des proportionalen Bodenwachsthumes, stammen die ungeheuren „Allmenben“ oder „gemeinen Marken“ der alten Dorfgemeinschaften. Als sich der kommunistische Betrieb, wie überall, für die Produktion als lähmend erwies, wurden die Kampe in einzelne Theile zerlegt, die den einzelnen Höfen zur Nutzung zugewiesen wurden, jeder Kamp in genau gleich große Theile, so daß jeder Genosse gleich viel und gleich bonitirtes Land zur Nutzung hatte, die „Hufe“. Dazu gehörte das Sondereigen im Dorf und das Recht zur Mitnutzung an der Gemeinen Mark.

Was war das Maß der Hufe? Offenbar nicht die Nothwendigkeit, eine bestimmte Fläche in gleiche Abtheilungen zu zerlegen. Denn das Land, der Dividendus, war praktisch unendlich. Nach diesem Maßstabe hätte man jedem Genossen eine ungeheure Fläche zuweisen können. Rein, der Maßstab wurde offenbar so gewählt, daß man jedem Berechtigten so viel Sondernutzland zuwies, wie nach dem Stande der Technik, der Lebensgewohnheiten und der Bedürfnisse eine Familie bebauen konnte und wollte. Dieses Maß mußte naturgemäß für Alle so gleich ausfallen wie das Maß von Athmungsluft. Es ist nicht abzusehen, wie Jemand unter solchen Verhältnissen auf den Gedanken hätte kommen können, mehr Land in Okkupation zu nehmen, als er bebauen konnte und wollte. Und dennoch finden wir schon in den ersten historischen Berichten verzeichnet, daß die Häuptlinge (im heutigen Afrika nennt man sie Dorfsönige) mehr Land „besaßen“ als die vollfreien Markgenossen. Da man nun nicht annehmen kann, daß die King Bells und King Aquas des alten Germaniens ihre Königsrechte so verstanden, daß sie dreimal so viel Land umbrachen, bestellten und abernteten, d. h. dreimal so viel arbeiteten als die Vollfreien, so ständen wir vor einem wirtschaftlichen Räthsel, wenn wir nicht wüßten, daß es in jenen Markgenossenschaften unterworfenen Arbeiter gab, echte Sklaven und Hörige (Liten). Deren Arbeit allein machte den Häuptlingen den Mehrbesitz an Land zu einer wirtschaftlich werthvollen Ertragskraft; ihre Anwesenheit allein kann die Entstehung eines Bodenbesitzes erklären, dessen Größe die Arbeitskraft des einzelnen Besitzers übersteigt.

Als die Germanen das römische Reich in Besitz nahmen, okkupirte der siegreiche Kriegsadel die Latifundien des römischen Adels sammt ihren Sklaven und hörigen Kolonen und acceptirte das römische Bodenrecht, das ihm sehr zu Nuzen kam, weil es die Gewalt durch das Recht stützte. So entstand die mittel-

alterliche Grundherrlichkeit, die binnen wenigen Jahrhunderten den vollfreien germanischen Bauern vernichtete, in den „Grundholden“ verwandelte.

Das private Eigenthum an Grund und Boden ist demnach eine direkte Folge der Unfreiheit.

Wir haben also folgenden Gang der Wirthschaftsgeschichte: Auf die Anthropophagie folgt die Sklaverei von dem Augenblick an, wo es rentabler ist, den im Kriege unterworfenen Menschen als Arbeitinstrument (Sklaven) auszubenten, statt ihn als Jagdbeute zu verzehren. Die Unfreiheit erschafft das private Bodeneigenthum, dieses läßt dann im Anfang der Neuzeit die ersten kapitalistischen Betriebe entstehen (im landwirthschaftlichen Großbetriebe), löst zum ersten Male den Produzenten (den Bauern) von seinem Produktionsmittel (dem Boden) und liefert so der erst jetzt entstehenden Großindustrie das Menschenmaterial, das sich mit der Lohnrate begnügen muß, weil ihm die Produktionsmittel geraubt sind.

„Die politische Unfreiheit des Menschen hat der moderne Staat abgeschafft. Aber er hat die Rechtsform stehen lassen, die erst aus der Unfreiheit ihren Ursprung nahm und sie noch heute, in ökonomischer Vermummung, fortbestehen läßt. Die Revolution von 1789 hat die älteste Wurzel aller unserer Uebel ausgerodet, die Unfreiheit. Aber sie sah nicht, daß ein Abkömmling aus dieser Wurzel zum selbständigen Wesen ausgewachsen war, das von jenen Urtrieben an das Thor der Bastille nicht berührt wurde. Diesem Bastard der ausgerotteten Unfreiheit wird der Kampf der nächsten Jahrzehnte gelten, dem Bodenrechte der Kulturvölker.“

Ist die Verknüpfung der sozialen Symptome, wie sie im Anfang dargestellt ist, richtig, so kann nur Eins helfen, nämlich die Rückförderung der Menschenmassen auf das Land, um der Industrie neue Konsumenten zuzuführen und gleichzeitig den Arbeitermarkt zu entlasten. Und soll diese Heilung von Dauer sein, so muß die Form der Wirthschaft, in der man sie ansetzt, eine solche sein, in der die wirthschaftenden Subjekte, die den Boden bebauen, auch die Nutzung des Bodens genießen. Diese Identität von Bauer und Nutznießer kann nur in zwei Formen existiren. Die eine ist die Ansetzung sehr vieler kleinen Wirths in einer Art von Erbpacht, die die Verschuldung möglichst verhindert. Die andere ist die Bebauung großer Komplexe durch landwirthschaftliche Arbeiter-Produktionsgenossenschaften.

Der vereinzelte Kleinwirth ist eine gerade so rückständige Form der Wirthschaft wie der Handweber. Seine Kapitalkraft ist zu gering — und wird bei Verschuldungsbegrenzungen noch geringer —, sein Areal ist zu klein, um hochtechnisch zu wirthschaften und arbeitssparende Maschinen benutzen zu können. Er kann nicht zweckmäßig melioriren und kann sich kaum die nöthige Schulung verschaffen, um die wissenschaftlichen Fortschritte technisch auszunützen. Ferner ist die Zersplitterung des Landes in viele Bauernstellen mit einem kolossalen Verluste an nutzbarem Lande (an Feldwegen und Rainen), mit einer ungeheueren Verschwendung an stehendem Kapital in Form von Brunnen, Umwehrungen, Zäunen, Wirthschaftsgebäuden unlösbar verknüpft. Und schließlich kann der vereinzelte Kleinbesitz jenem wohlthätigen Geseze nur sehr schwerfällig folgen, das die Verkleinerung der Nutzfläche bei intensiverem Anbau fordert.

Die landwirthschaftliche Betriebsform der Zukunft ist zweifellos der Großbetrieb. Er kann zweckmäßig administriren und melioriren, kann arbeitssparende Maschinen einstellen, Arbeitstheilung durchführen, kann wissenschaftlich geschulte

Weiter gebrauchen, spart an Rugland und stehendem Kapital und kann dem Gesetze der Intensivirung folgen, indem er die Arbeiterzahl entsprechend vermehrt.

Wenn diese Vorzüge des Großbetriebes, die schon Adam Smith hervorgehoben hat, heute verbunkelt sind, wenn heute der Kleinbetrieb besser geheit, so liegt Das nicht an der Form selbst, sondern an der Art ihrer Benutzung. Denn der Großbetrieb von heute arbeitet ausnahmslos mit Vohnarbeitern und nur der Kleinbetrieb mit Eignern: und deren Arbeitsleistung ist an Qualität und Quantität so sehr überlegen, daß sie alle Vortheile des Großbetriebes berkompensirt. Wenn aber, wie in der landwirthschaftlichen Produktivgenossenschaft, auch im Großbetriebe Eigner arbeiten werden, dann werden sich die Vortheile beider Betriebsarten verbinden und ihre Nachtheile verschwinden.

Wie also mit dieser Form „die mhevollste und komplizirteste Aufgabe“ gelbst wäre, die sich nach Sismondi dem Volkswirth stellt, die Verschmelzung von Groß- und Kleinkultur, so entscheidet sie auch einen anderen Streit, der über die praktische Thätigkeit des Staates entbrannt ist, wie er sie bei der ja längst allseitig als nothwendig erkannten „inneren Kolonisation“ zu üben hat.

„Wir nahmen vorhin zu dem Kampfe Stellung, der unter dem Schlaggeschrei: Die Rentengut, hie Arbeiterpacht! entbrannt ist, und kamen zu dem Ergebnisse, daß keine dieser Formen den Anforderungen der Zeit genügen kann. Das Rentengut war ungeheuer schwer einzurichten, sicherte dem Besitzer seine Freiheit, ließ ihm aber die Gefahr der Ueberschuldung und gab dem Gutsherrn keine Gewähr, daß er jederzeit über Arbeitskräfte werde verfügen können; die Arbeiterpacht war ungemein leicht einzurichten, schtzte den Pächter wohl vor Ueberschuldung und sicherte dem Gutsherrn Arbeitskräfte, ließ aber die vollen wirthschaftlichen Vorzüge des Kleinbetriebes nicht zur Geltung kommen, weil dem Besitz die Sicherheit fehlte“ (Seite 321).

Die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft nun ist die Form der Wirthschaft, „die mit der Arbeiterpacht die einfache Einführung ohne lange Umstände und Kosten, und mit dem Eigenbesitz die gesicherte Stellung des Eigners gemein hat, die dem Gute, wie die Arbeiterpacht, die Arbeitskraft sichert, und doch, wie der Eigenbesitz, die Selbständigkeit des ‚Heuerlings‘ nicht antastet; die die Unverschuldbarkeit der Kleinstelle bewahrt und doch den wirthschaftlichen Kredit des Besitzers nicht in unwirthschaftlicher Weise beschneidet“ (Seite 293).

Angesichts so großer theoretischer Vorzüge der rein gedanklichen Konstruktion war es geboten, zu sehen, was das Genossenschaftswesen bisher geleistet hat und leisten konnte und welche Stellung der landwirthschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft im Verhältniß zu den anderen Formen zukommt. Ich habe zu diesem Zweck die gesamte Theorie der Genossenschaft von Grund auf neu fundamentiren, eine brauchbare Eintheilung neu schaffen müssen und mußte ferner Geschichte und Theorie speziell der landwirthschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft ganz und gar, Fundament und Gebäude, neu herstellen.

Die moderne Genossenschaft ist mit großen Absichten gegründet worden. Ihre Väter: Buchez und Proudhon in Frankreich, Owen, Lublow, Reale, Howarth in England, Huber, Schulze-Delitsch, Lassalle in Deutschland, Brkli in der Schweiz, stellten ihr die großartigste, sozialpolitische Aufgabe, die es geben kann. Wer heute von den Erfolgen der Genossenschaft spricht, hat zu beweisen, daß sie diesem

Ziele wenigstens näher geführt hat. Dieser Beweis ist nicht zu erbringen. Privatwirtschaftlich hat sie viel geleistet; volkswirtschaftlich ist ihr Ergebnis gleich Null.

Für die „Lösung“ der sozialen Frage kommen nur Genossenschaften der Lohnarbeiter und der Besizenden, durch die Maschinenraeta enterbten Unternehmer rückständiger Art, der Handwerker, in Betracht. Von den Handwerker-genossenschaften sind Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaft auch privatwirtschaftlich gescheitert. Die einzige privatwirtschaftlich blühende Form, die Kreditgenossenschaft, hat sich ganz und gar in eine Genossenschaft aszendenter Unternehmer moderner Art umgewandelt. Sie entfällt also für die Untersuchung gerade so wie die eigentlichen Unternehmer-Produktionsgenossenschaften in Industrie und Landwirtschaft.

Von den Lohnarbeitergenossenschaften hat der Konsumverein überall, namentlich in Großbritannien, privatwirtschaftlich Großes geleistet. Sozialwirtschaftlich ist er isolirt wirkungslos; denn er ist lokal begrenzt auf gewisse Vertlichkeiten, namentlich kleine Fabrikorte, er versagt an den Stätten der größten sozialen Noth: in Großstädten und Orten der Hausindustrie; und er ist sozial begrenzt auf die Arbeiteraristokratie der qualifizierten Arbeit: er versagt in den Schichten der größten sozialen Noth, gegenüber dem fünften Stande, den Veteranen der Reservearmee, den Kapitallosen „Unqualifizierten“ und den Enterbten der Arbeitslosigkeit, der Invalilität und Schwäche.

Lokal und sozial noch stärker begrenzt ist die Baugenossenschaft, die auch privatwirtschaftlich nur Winziges geleistet hat. Aber selbst, wenn diese Begrenzung der beiden letzten, der eigentlichen Arbeitergenossenschaften, nicht vorhanden wären, so könnten sie dennoch keine sozialpolitische Wirksamkeit größten Stils ausüben. Im Produktionprozeß leidet der Arbeiter, als Produzent muß er einen Theil seines Arbeitertrages abtreten; nur als Produzenten kann man ihm helfen.

Deshalb haben der bürgerliche und der sozialistische Verfechter der Genossenschaft, Schulze wie Lassalle, auch auf die industrielle Produktionsgenossenschaft alle Hoffnungen gesetzt. Und diese Hoffnungen sind kläglich gescheitert. In Tausenden von Versuchen hat es sich gezeigt, daß fast alle solche Vereinigungen zu Grunde gehen und daß die überlebenden keine Genossenschaften mehr sind.

Wie die „Jugendform“ eines Parasiten treten die industriellen Genossenschaften mit allen Organen einer höheren Lebensform in den „Kampf ums Dasein“, der sie in den drei Formen des Kampfes um den Kredit, den Absatz und die Arbeitsform (Disziplin) bedrängt; sie gehen zu Grunde bis auf wenige, die als passendste durch Selektion ausgewählt werden. Diese sind Gebilde, die sozialpolitisch ganz bedeutungslos sind, nämlich vereinigte Arbeiter des Kunstgewerbes, das die Maschine noch nicht revolutionirt hat. Und diese wenigen sind mittlerweile im Wesen „transformirt“, wie ich es genannt habe, in Formen, die mit der Jugendform nur noch den Namen gemeinsam haben, die Parasiten sind sowohl in ihrer Desorganisation, ihrem Verlust aller höheren Organe als auch in ihrem Wesen, das in „Ausbeutung fremder Arbeit“ besteht. Sie haben sich entweder in Aktiengesellschaften oder in Unternehmerngeschäften verwandelt. Diese „Transformation“ wurde bisher für ein sittliches Verschulden gehalten, das gegen den „genossenschaftlichen Geist“ verstöße. Ich habe Dem gegenüber den Beweis führen können, daß dies Geschehen ein gesetzmäßiges ist, dem guten und bösen

Willen entzogen, Folge eines „Gesetzes der Transformation“. Dazu mußte ich die gänzlich unhaltbare, weil auf nationalökonomischer Begriffsverwirrung beruhende geltende Einteilung der Genossenschaften in distributive und produktive umstoßen. Die richtige Einteilung ist die in Genossenschaften von Wirtschaftssubjekten, die Waaren durch Kauf vom Markte nehmen, um sie im inneren Kreise zu vertheilen, und in Genossenschaften von Wirtschaftssubjekten, die im inneren Kreise Waaren herstellen, um sie zum Verkauf auf den Markt zu bringen, kurz: Käufer- und Verkäufergenossenschaften. Zu den ersten gehören Konsum-, Kredit-, Bau-, Werk- und Rohstoffgenossenschaft; zu den letzten Produktiv- und Magazin-genossenschaft, die so aus der unnatürlichen Verbindung mit den anderen „distributiven“ Formen gelöst und der verwandten Produktivgenossenschaft zugeordnet ist, mit der sie die parasitische Entartung, die Transformation und „Sperrung“ gemein hat. Diese Unterscheidung führte dazu, die Begriffe von „Käufer“ und „Verkäufer“ ökonomisch genauer zu untersuchen, als es bisher geschehen ist. Dabei ergab sich die interessante Entdeckung, daß „Käufer“ mit „Eigenwirth“, „Selbstwirth“, „Naturalwirth“ und „Verkäufer“ mit „Marktwirth“ identisch ist. Und es ergab sich aus der Betrachtung des Verhältnisses, in dem der einzelne Käufer einer Waare zu der Gesamtheit der Käufer dieser Waare steht, und des Verhältnisses zwischen individuellem Verkäufer und Gesamtheit der Verkäufer, daß dort alle Interessen solidarisch, hier aber alle Interessen disharmonisch sind. Deshalb gebeihen echte Käufergenossenschaften überall und echte Verkäufergenossenschaften nirgends; deshalb findet sich dort überall der „genossenschaftliche Geist“, der hier überall vermißt wird; deshalb schließlich unterliegen die Verkäufergenossenschaften dem Gesetz der Transformation, dem die Käuferverbände nicht unterliegen.

Von allen Genossenschaftsformen, die existiren können, bleibt nun nur noch eine einzige übrig, die landwirthschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft. Alle bisherigen Untersucher haben sie mit dem selben Maß gemessen wie die industrielle. „Es kann nichts Falscheres geben. . . . Sie sind vollkommene Antipoden.“

Schon die Art der Bindung ist grundverschieden. In der industriellen Genossenschaft treten personelle Werthbildner in Kooperation, in der landwirthschaftlichen dingliche. Darum ist der Zusammenhang ein viel festerer. Zum Anfang braucht jene wesentlich Personal-, diese Realkredit, der hypothekarisch sichergestellt werden kann. Zu Erweiterungen des stehenden Kapitals brauchen alle Gewerbe Arbeiter fremder Berufe, außer der Landwirthschaft, wo alle Erdarbeiten, Meliorationen u. s. w. von den Genossen selbst ausgeführt werden.

Was den Kampf um den Absatz anlangt, so läuft die Landgenossenschaft niemals Gefahr, wie die industrielle, daß ihre Produkte absolut unverkäuflich bleiben. In jedem Gewerbe geht mit der Zunahme der Arbeiter der Betrieb vom Kunstgewerbe immer mehr zum Fabrikbetrieb und tritt damit in den verhängnißvollen Kampf um den Absatz ein. „Nur ein einziges Gewerbe giebt es, das um so mehr Kunstgewerbe wird, je mehr Arbeiter es zusammenfaßt, und das eben darum immer mehr aus dem Kampfe um den Absatz, aus der Weltkonjunktur, herauswächst: und dies Gewerbe ist die Landwirthschaft.“

„Die dritte Gefahr der industriellen Produktivgenossenschaft war der Kampf um die Disziplin. Wir erfahren, daß dieser Kampf um so verhängnißvoller ist,

je mehr die Arbeiter subordinirt, um so milder, je mehr sie koordinirt sind. In der Industrie drängt jede Vermehrung der Arbeiterzahl zu immer stärkerer Subordination, zur fortschreitenden Mechanisirung der Arbeiter. Nur ein Gewerbe giebt es, das bei vermehrter Arbeiterzahl zu immer stärkerer Koordination, zur fortschreitenden Individualisirung geradezu zwingt. Und dies Gewerbe ist wieder die Landwirthschaft." Und schließlich: „Die landwirthschaftliche Arbeitergenossenschaft unterliegt nicht dem Gesetze der Transformation. Sie ist keine Verläufer-, sondern eine Käufergenossenschaft, weil vorwiegend aus Selbstwirthen, nicht Marktwirthen zusammengesetzt.“

Ich kann im Rahmen dieses Referates den Beweis für diese Anschauungen nicht wiederholen. So viel hoffe ich bewiesen zu haben: erstens, daß die Kreditwürdigkeit der von mir propagirten Genossenschaft eine geradezu unerschütterliche ist, so daß sie sich vollkommen auf dem Boden der Selbsthilfe Schulze-Delitzschs, wie er sie sagte, wird aufbauen können, nämlich Schaffung und volle Ausnutzung einer auf Solidarhaft gegründeten Kreditbasis, und zweitens, daß sie als privatwirthschaftlicher Organismus gedeihen muß. Diese Behauptung habe ich dadurch zu stützen vermocht, daß ich im Gegensatz zu dem gesetzmäßigen Mißgeschick der industriellen Produktivgenossenschaft das gesetzmäßige Gedeihen sämtlicher Versuche historisch feststellen konnte, die auch nur in der allgemeinsten Grundlage als landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft gegründet waren. Es fand sich unter mehr als achtzig von mir gesammelten Beispielen nicht ein einziger Fehlschlag; der einzige ganz reine Versuch, Ralachine, zeigte ein Gedeihen, das geradezu märchenhaft ist und ging nur an einem äußeren Unglück zu Grunde, das mit dem Versuch nicht das Geringste zu thun hatte; sein Gründer wurde durch Hazardspiel bankbrüchig und floh. Es ergab sich als Nebenbefund weiter, daß das von den Kommunisten als Beweis für ihre Theorien so verherrlichte Gedeihen der Kommunistengemeinden auf ihren Eigenschaften als landwirthschaftliche Genossenschaften beruhen und daß der Kommunismus, weit entfernt, ihr Gedeihen zu verursachen, im Gegentheil ihre Stagnation verschuldet.

Ich propagire also die landwirthschaftliche, auf Selbsthilfe beruhende Genossenschaft als Heilmittel der sozialen Leiden. Wenn richtig ist, was ich theoretisch errechnete und was die Geschichte praktisch bewiesen hat, so ist diese Genossenschaft die Form, in der die innere Kolonisation der Kulturländer zu erfolgen haben wird. Dann werden die vorhin als hypothetisch geschilderten Folgen einer Neuansiedlung gedeihlicher Bauernfamilien auf dem platten Lande: Neuschaffung eines konsumkräftigen Innenmarktes, Absaugung der überschüssigen Industriearbeiter, nicht ausbleiben können. Die Löhne werden enorm steigen, das Gleichgewicht zwischen Kaufkraft und Produktionskraft wird verbessert werden müssen.

Wenn ich jedoch den Ausdruck „innere Kolonisation“ brauchte, so bin ich nicht der Meinung, als sei die organisatorische Thätigkeit des Staates dazu nöthig. Er kann sich an dem Werke betheiligen, wenn er seinen Vortheil richtig versteht und seine Aufgabe richtig faßt; aber er ist dabei entbehrlich und gegebenen Falles sogar dagegen ohnmächtig. Denn die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft muß sich, wie einer echten Genossenschaft zukommt, ohne jede fremde Hilfe, rein aus eigener Kraft, ausbreiten. Und zwar auf zweierlei Weise. Einmal wird sich bald herausstellen, daß die Kreditirung solcher Genossenschaften eine der besten



denkbaren Anlagen für das „vagabondirende“ Kapital ist; und man wird verachte Gutsbesitzer und geängstigte Hypothekengläubiger massenhaft an die Umwandlung gehen sehen, um zu retten, was ewig verloren schien; man wird dann das brachliegende Kapital sich auf die neue Anlagemöglichkeit stürzen sehen, um zu „gründen“, was sich gründen läßt. Möglich sogar, daß dann noch einmal hier und da der sterbende Börsenschwindel seine letzten Orgien feiert. Zweitens und hauptsächlich aber ist diese Form der Wirtschaft geradezu aggressiv. Sie muß ihren Mitgliedern wesentlich höhere Einkommen und wesentlich höhere soziale Stellung gewähren, als sonst Arbeiter genießen. Da sie eine Käufergenossenschaft ist, in der die Vortheile jedes Einzelnen um so größer sind, je mehr Mitglieder sie hat, so ist sie aber auch jedem außen Stehenden offen. Wenn also der mit Lohnarbeitern wirtschaftende Gutsnachbar seine Arbeiter behalten will, so muß er ihnen mindestens die selben Löhne zahlen, wie Jene erwerben. Grundrente ist Rohertrag minus Produktionskosten; zu diesen gehören namentlich die Löhne; wenn also die Löhne steigen, sinkt die Grundrente; und sie braucht heute nicht mehr viel zu sinken, um neunzig Prozent unserer Großbesitzer zu ruiniren.

Dennoch würde es hier eine erkennbare, wenn auch weit entfernte Grenze der sozialen Entwicklung geben, wenn die landwirtschaftliche Genossenschaft an diesem Punkte stehen bliebe, als einfache Wirtschaftsgenossenschaft. Es kann aber nicht ausbleiben, daß sich, je mehr Landarbeiter beitreten, auch Handwerker ansiedeln und damit wird die Genossenschaft zu einer Genossenschaftswirtschaft, zu einer Integration sämmtlicher existirenden Formen der Kooperation, ländlicher wie industrieller, Arbeiter- wie Unternehmergenossenschaftsformen, sie wächst zu dem von allen großen Theoretikern geforderten System ineinandergreifender Genossenschaften, das ich als „Siedlungsgenossenschaft“ bezeichnet habe. Mit der vorschreitenden Arbeitstheilung wird der Arbeitertrag jedes Genossen immer größer; und, da die Genossenschaft als Käufergenossenschaft immer offen bleibt, so muß der Lohn der draußen befindlichen Arbeiter ohne Unterbrechung mitsteigen, bis Grundrente und Unternehmerprofit gänzlich verschwunden sind.

Ich muß hier wieder darauf verzichten, den mühevollen Beweis, den ich für diese, wie ich mir wohl bewußt bin, mehr als erstaunlich klingenden Sätze geführt habe, zu wiederholen. Daß man mich als einen verrückten oder, höflicher, als einen phantastischen Utopisten bezeichnen wird, darauf bin ich vorbereitet. Wenn ich übrigens etwas Aehnliches bin, so bin ich im Begriffe, mich durch den praktischen Versuch zu verurtheilen. Was ich vorschlage, ist zum ersten Male ein auf nüchternster, ziffernmäßiger Berechnung fußender Versuch, einen neuen Keim zu pflanzen. Die Owen, Fourier, Cabet, Herkba wollten einen neuen Baum fabriziren. Was ich machen will, ist nichts Anderes als Das, was Schulze-Delitzsch gemacht hat: eine wenig gekannte Art der Wirtschaftsgenossenschaft gründen. Weiter nichts! Was über diese sehr nüchterne Absicht hinausgeht, sind Hoffnungen auf ein Wachsthum aus eigenen Kräften, die, wie ich hoffe, theoretisch nicht allzu schlecht fundirt sind.

Diese Wirtschaftsgenossenschaft werde ich ins Leben rufen. Die Praxis wird über mich urtheilen. Denen, die ich überzeugen kann, rufe ich zu: Helft mir, zu helfen! Denen, die mich für einen verrückten Phantasten halten, ruf ich zu: Helft mir, um mich ad absurdum zu führen!

Charlottenburg.

Dr. Franz Oppenheimer



## Selbstanzeige.

**Sozialaristokraten. Drama. Vertrieb durch L. Staadmann, Leipzig.**

Das vorliegende Stück ist als das erste einer großen Reihe von Bühnenwerken gedacht, die, wie ihr Gesamttitel — „Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen“ — bereits andeutet, zusammengehalten durch ihr Milieu, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollen.

Noch unlängst hatte auf unserem Theater als der Inbegriff aller modernen Antiklassik und Antiromantik die Art der letzten großen Norweger gegolten. Nichtsdestoweniger besteht zwischen der Diktion z. B. Ibsens und der Rhetorik etwa Schillers — ich könnte natürlich auch beliebig Andere nennen — kein Wesensunterschied. Beide Künstler, über das Jahrhundert hinweg, das sie trennt, und so viele Welten auch zwischen ihnen liegen, in der Ueberzeugung treffen sie sich: die Sprache des Theaters ist nicht die Sprache des Lebens. Wie ja auch Shakespeare diese nicht gegeben und überhaupt noch Niemand bisher, zu keiner Zeit und in keinem Volke. So oft sich diese Sprache bis jetzt hervorgewagt hatte — und sie wagte sich wiederholentlich hervor, wenn auch überall erst in Ansätzen und noch nirgends durchgebildet —, war sie neben der eigentlichen literarischen nie mehr als die sozusagen gebildete gewesen, das Aschenbrödel neben der Prinzessin; und es war keiner auf die Vermuthung verfallen, am Wenigsten natürlich die sogenannte Aesthetik, sie, die Mißachtete, könne am Ende die heimlich künstlerische sein und jene Gefeierte die offenbar plumpe.

Genau von diesem entgegengesetzten Standpunkt aber gehen bei uns heute die Jungen aus: die Sprache des Theaters ist die Sprache des Lebens. Nur des Lebens! Und es versteht sich von selbst, daß damit für Leben, der derartige prinzipielle Umwälzungen in einer Kunst — die ja allerdings begreiflich nicht zu häufig vorkommen — auch sofort als solche zu erkennen weiß, ein Fortschritt in dieser Kunst eingeleitet ist, eine neue Entwicklung — nicht blos Möglichkeit, sondern, worauf es vor Allem ankommt — Nothwendigkeit, wie sie ähnlich breit in ihrer Basis bisher noch nicht vorhanden gewesen ist. Ihr Ziel zeichnet sich klar: die aus dem gesammten einschlägigen Reproduktionmaterial sich nun einmal ergebenden Unvermeidlichkeiten möglichst auf ihr Minimum herabzudrücken, statt des bisher überliefert gewesenen posirten Lebens damit mehr und mehr das nahezu wirkliche zu setzen, mit einem Wort: aus dem Theater allmählich das „Theater“ zu drängen.

Es sei mir gestattet, zu wiederholen, was ich dieser neuen Technik gleich zu Anfang für ein Prognostikon gestellt hatte: „Eine Neuerung für die gesammte Literatur von einer so prinzipiellen Bedeutung, wie sie für die Malerei einst die Verdrängung des künstlichen Atelierlichtes durch das natürliche Freilicht besessen hat. Und ob mit oder wider Willen, aber es wird Niemand sein, der sich auf die Dauer ihr wird entziehen können. Es ist nicht im Mindesten zu viel gesagt: durch sie in Erschütterung versetzt, wird mit der Zeit kein Stein der alten Konvention auf dem anderen bleiben. Was die alte Kunst mit ihren primitiveren Mitteln, an die wir nicht mehr glauben, die uns keine Illusion mehr geben, schon einmal gethan, — diese neue Kunst mit ihren komplizirteren Mitteln, hinter denen wir mal wieder bis auf Weiteres noch nicht so die Fäden sehen, wird es noch

einmal leisten: den ganzen Menschen von Neuem geben! Und es bedarf nicht erst einer Prophezeiung, daß gegenüber dieser Unsumme von Arbeit, die dieser differenzirteren Technik auf diese Weise harrt, und aus deren allmählicher Bewältigung durch sie ein Drama hervorgehen wird, das das Leben in einer Unmittelbarkeit geben wird, in einer Treffsicherheit, von der wir heute vielleicht noch nicht einmal eine entfernte Vorstellung besitzen, und daß noch geradezu eine ganze Reihe von Generationen vergehen wird, ehe ein ähnlich tiefer Einschnitt in der Geschichte des Theaters auch nur möglich sein wird.“

Man sieht: ich mache mir meine Konstruktion nicht erst nachträglich zurecht. Ich bin mir über die einfach Alles revolutionirende Bedeutung dieser neuen Sprache nie im Unklaren gewesen. Zum Mindesten: ich unterschätze sie nicht. Ja, es ist sogar meine Behauptung: ihrer endlichen Leistung, der Thatfache gegenüber, daß sie eines schönen Tages plötzlich wirklich da war, hat jede Einzelleistung seitdem, so außergewöhnlich tüchtig die eine oder die andere von ihnen gewesen sein mag — und ich bin der Letzte, Das zu leugnen —, doch immer nur sekundär bleiben können. Denn es ist selbstverständlich: zwischen der Schaffung eines Kunstwerkes in einem Stil, der bereits gegeben ist, und der Schaffung eines solchen Stiles selbst besteht kein Grad-, sondern ein Artunterschied. Und hieraus ergibt sich jetzt die fundamentale Wichtigkeit der Frage, auf wen die endliche Prinzipirung dieser neuen Sprache zurückzuführen ist, von selbst. Ich würde diese Frage nicht aufgeworfen haben, wenn nicht gerade über diesen Punkt noch immer, wie es scheint, eine merkwürdige Unklarheit herrschte. Hat man doch versucht, um nur einen Beleg zu geben, allerdings einen recht charakteristischen, die fragliche Vaterschaft sogar — Nießsche zuzuschreiben! Die einschlägigen Beweisstücke liegen längst dokumentarisch fest: in den von Johannes Schlaf und mir gemeinsam herausgegebenen „Neuen Gleisen“.

Daß unsere Arbeit, die den Grund gelegt hat, inzwischen bis zu einem gewissen Grade in Vergessenheit gerathen konnte, erklärt sich nur zu einfach daraus, daß materielle Noth in ihrer zwingendsten Form uns die künstlerische Weiterverfolgung unserer Ideen damals unmöglich gemacht hatte. Und während Johannes Schlaf, der leider minder Widerstandsfähige, in eine schwere Nervenkrankheit versiel, sah ich, der konstitutionell glücklicher Veranlagte, mich wohl oder übel vor die Nothwendigkeit gestellt, auf die weitere Ausübung einer Kunst, in der sich Neues, eben weil es neu war, nur durchsetzen ließ mit dem Portemonnaie in der Tasche, entweder zu verzichten oder aber sie in einer Weise fortzusetzen, die mit meinem künstlerischen Gewissen nicht vereinbar gewesen wäre. Ich entschied mich, wie ich mich in meinem Leben in gleicher Lage leider schon einmal hatte entscheiden müssen, nachdem mir fünf Jahre früher mein „Buch der Zeit“, 450 Seiten Dyrk, die erste in unserer jüngeren Generation, die bewußt die neue Front markirte, ein Honorar von fünfundzwanzig Mark eingebracht hatte.

Daß in diesem Buche hier vorliegende erste Stück meiner geplanten Serie schrieb ich zu Anfang dieses Jahres. Alle in Betracht kommenden berliner Bühnen haben es seitdem zurückgewiesen. Auch ist es mir nicht gelungen, für meinen Plan einen Verleger zu gewinnen. Mir bleibt daher, wie die Dinge dieses dritte und letzte Mal für mich liegen, nur noch Eins übrig: der Appell an die Öffentlichkeit. Sollte zur Zeit in Deutschland wirklich Niemand

sein, der an einem Werke wie dem vorliegenden dem Autor die Weiterarbeit ermöglicht? Da die Antwort auf diese Frage meinen bisherigen Erfahrungen nach höchst wahrscheinlich Nein lauten wird, so halte ich nicht für überflüssig, hinzuzufügen, daß ich selbstverständlich in dem Glauben lebe, diesen Schritt hier nicht für meine Person gethan zu haben, sondern für meine Sache.

Ich schließe, indem ich wiederhole: ich hätte die vorhergehende mehr literar-geschichtliche Feststellung, die ja später auch ohne mich erfolgt sein würde, nicht für nöthig befunden, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, daß sie gerade an dieser Stelle von maßgebender Bedeutung wäre. Wer ein Werk will, das die Arbeit eines ganzen Lebens verlangt, Dem kann es unmöglich gleichgiltig sein, ob der Weg, den er geht, und sei es auch nur in der Vorstellung seiner Mitlebenden, ihm von einem Anderen gewiesen wurde oder ob er ihn sich selbst gebahnt hat.

Arno Holz.

\* \* \*

Darf ich diesem Appell ein paar Worte hinzufügen? Das erste Stück der geplanten Dramenreihe, das, als der Verfasser es neulich vorlas, einen kleinen Kreis kritischer Geister in die fröhlichste Stimmung versetzte, will ich hier nicht beurtheilen; ich hoffe, daß es, trotz den Ablehnungen, bald auf einer künstlerisch anständigen berliner Bühne erscheint, und begnüge mich einstweilen mit der Versicherung, daß es einer Aufführung würdiger ist als die Mehrzahl der Unbeträchtlichkeiten, die wir schauernd in unseren Theatern erdulden müssen. Auch die Theorie des Herrn Holz will ich heute nicht erörtern; ich gehöre nicht zu ihren Anhängern, ich habe sie früher hitzig bekämpft, kann aber gerade deshalb vielleicht erwarten, Glauben zu finden, wenn ich sage: Der Mann verdient, daß man ihm weiterhilft. Er ist ein ernster und im Innersten ehrlicher Künstler von starker Begabung, deren Entwicklungsmöglichkeiten noch unabsehbar sind. Ihm verbankt Herr Gerhart Hauptmann nach eigenem Geständniß die „entscheidende Anregung“; und dieser Mann, der in den engsten Verhältnissen den Riesenplan einer das großbourgeoise Berlin umfassenden Dramenserie entworfen hat, konnte, weil ihm zu häufigerem Theaterbesuch die Mittel fehlten, in seinem Leben bisher nur ungefähr zehn Schauspielaufführungen sehen. Wird er nicht schnell von der Noth befreit, die ihn jetzt drückt und fast schon erdrückt, dann bleibt ihm nichts als der Versuch, im Tagelohn als ein Goldschreiber sein Leben zu fristen, oder ein Ende, wie vor fünfzig Jahren an einem grauen Novembertage Friedrich List es bei Ruffstein suchte und fand. In solchem Jammer ist schon manches Talent im Volk der Denker und Dichter zu Grunde gegangen . . . Aber ich hoffe, daß Herr Holz sich täuscht und daß es in Deutschland noch Männer und Frauen giebt, die ein kleines Opfer nicht scheuen, um einem Künstler, der uns vielleicht noch seine Freuden beschenken kann, ein bißchen Sonne und die Möglichkeit freier Entwicklung zu schaffen. Wer bei diesem guten Werk mitthun will, Der mag nach seinem Vermögen geben; ich werde die Namen der Geber hier gern verzeichnen und die Gaben ihrer Bestimmung zuführen.

M. H.



## Die weise Frau von Fiesole.

**F**estige Schläge dröhnten an die Thür des gelben, einstöckigen Häuschens, über der das städtische Wappen mit der Inschrift: „Levatrice del Comune“ prangte. Niemand öffnete. Das Pochen und Hämmern verstärkte sich. Es war acht Uhr abends und Sora Giulia stand drinnen am Herd und suchte mit dem Strohfächer die Flammen an. Auf dem „Fornello“ brodelte der Maccaronitopf. Wenn ihr Mann mit der letzten Elektrischen von seinem anstrengenden Tagewerk von Florenz herauskam — er mußte jede Minute kommen —, liebte er das Warten nicht. Und er mußte es doch so oft, der Ärmste, denn die „Spose“ und „Sposine“ waren so rücksichtslos. Entweder bei nachtschlafender Zeit sprengten sie die arme Sora Giulia, ganz unbekümmert, ob es regnete oder schneite, Sommer oder Winter war, aus dem riesigen Himmelbett heraus oder sie fielen ihr in die Suppe, in den Maccaronitopf und vergällten ihr unbarmherzig ihr Leibgericht. Pochte es da nicht schon wieder?

„Kann warten, erst muß die pasta gar sein, daß ich sie zurückstellen kann und Luigi sie bereit findet. Freilich, wissen möchte ich, wer wieder meiner bedarf. Ja, was würden die Fiesolaner ohne mich anfangen!“

Es pochte stärker. Gleichzeitig hörte sie draußen Stimmen, die sich ereiferten. „Du uns muß sie kommen, meine Frau stirbt sonst, sie liegt in Ohnmacht.“ „Nein, meine Signora kann nicht ohne Hilfe sein, wir haben uns eigens hier nebenan einquartirt, um die Sora Giulia jeden Augenblick erreichen zu können!“ Und „Sora Giulia!“ riefen der Contadino und die stämmige alte Römerköchin gleichzeitig in heller Angst.

„Wird wohl nicht zu Hause sein“, sagte ein blasser Mann, Sor Luigi, der mit einem Riesenschlüssel jetzt die Thür öffnete. „Geschäfte außerhalb; da ist eine Sposina drünten im Mugnonethal und eine andere Sposina halbwegs Vincigliata und die Sposa des Gärtners von Villa Dupré.“ „Dio mio,“ jammerten beide Parteien. „Giulia!“ schrie nun der Mann mit Stentorstimme, „Giulia!“

„Vongo,“ entgegnete diese, mit vollem Brustton, „vengo, vengo, hatte die Maccaroni auf dem Feuer. Nun, was giebt's? Die Signora? Gilt es? Und die Sposina von Via Ferruccio? Dio mio, theilen kann ich mich nicht“... und sie lachte dröhnend und schüttelte das schwere Haupt mit dem grauen Scheitel unter dem malerisch wie ein Epigenschleier darüber drapirten Wollenshawl.

„Die Signora stirbt!“ „Meine Frau stirbt!“ heulte es draußen. „Wird nicht so schlimm sein“, dröhnte die behagliche Stimme der weisen Frau. „Sind ja Beide junge, gesunde Sposine. Gehen wir erst zur nächstwohnenden, zu sehen, was es giebt, dann nach der Via Ferruccio.“ Die alte Köchin athmete auf und der Mann klagte und jammerte aufs Neue und heftete sich an Sora Giulias Sohlen und ließ ihr alle fünf Minuten dorthin in die Villa, wo sie um ein Paar zu spät gekommen wäre, sagen, daß seine Frau stirbe, wenn sie nicht käme. Sie ließ dann auch endlich Alles stehen und liegen, das Neugeborene wickelte sie ungebadet in ein Leintuch und lief mit dem besorgten Gatten in die Via Ferruccio. Stunde auf Stunde verging. Nun wiederholte sich auf umgekehrte Art das Spiel und aus der Villa sandte man Boten über Boten, sie zurückzurufen. Endlich, gegen Mitternacht, kam sie, lärmend, strahlend, im Bewußt-

sein ihrer Unentbehrlichkeit. Mit kräftiger Stimme ertheilte sie ihre Befehle, erzählte Details von ihren neuen „Fällen“ und amüsirte sich über alle Massen. Gegen zwei Uhr ging sie endlich von dannen. Ihre Maccaroni waren kalt geworden, — aber was Alles hatte sie wieder erlebt, wie viel Interessantes morgen bei ihren Wöchnerinnen-Bisiten zu besprechen! Sor Luigi schnarchte schon lange. Sie zuckte die Achseln. Der hatte wenig Verständniß für ihren Werth und ihre Interessen, schimpfte höchstens, wenn er abends sein Essen nicht bereit fand. Sie stürzte rasch ein paar Gläser Chianti hinunter und aß (das Einzige, wobei sie flink war) eine trockene Pagnotta, dann suchte sie ihr Lager auf.

Sora Giulia — die „schöne Giulia“ hatte man sie noch vor zehn Jahren genannt, jetzt war sie ungebährlich in die Breite gegangen — erwachte nicht allzu früh am nächsten Morgen. Da fiel ihr ein, daß ja heute Taufe sei und Sora Domentica mit ihrer Schwester „maschio“ sie um zehn Uhr erwarte, den bimbo nach der Kirche zu tragen. Mühsam wälzte sie sich von ihrem Thurmbett herunter. Es war heute Sonntag, Luigi schlief daher noch immer — Cosa vuole —; sie hatte nur wieder ein mitleidiges Achselzucken für ihn: „gli uomini“. So sind sie ja alle, die Männer. Erst thun sie, als müßten sie sterben ohne uns, und dann verlieren sie alle und jede Rücksicht. Schnell, so schnell sie wenigstens konnte, schlüpfte sie in ihr schweres graues Wollenkleid; bei dem „tempaccio“ und für eine so miserable Taufe würde sie sich doch nicht schön machen. Es war so spät, sie mußte ohne Frühstück gehen, würde drüben eine Tasse Kaffee trinken . . . und Luigi, ach, Der hatte heute Zeit genug, sich selber seine collazione zu beschaffen. Nur das schwarze Tuch . . . es dauerte eine Weile, bis es richtig aufgesteckt war. Sie besah sich von zwei Seiten mit Hilfe von zwei kleinen Spiegeln, dem einzigen Luxus ihres kahlen Häuschens. Dann trat sie auf die Terrasse, um zu sehen, ob sie einen Regenschirm mitzunehmen hätte. Der grünen, blühenden Vorbeerwildeiß des Gartens vom albergo d' Italia, auf die diese Terrasse schaute, und dem im Morgenbust tief zu ihren Füßen dämmernden Florenz gönnte sie keinen Blick, eben so wenig den gelb und weiß blühenden Rosenranken, die sich von unten bis zu ihr emporstreckten und sie mit ihrem Duft umschmeichelten, — stets vergebens umschmeichelten, nun schon seit zwanzig Jahren, seit sie mit ihrem Luigi, seinem Lieblingswunsch folgend, heraufgezogen war in ihre Kinderheimath, das alte Fiesole. Wie viel besser war doch der Verdienst in Florenz gewesen, da hatte sie doch so manche Kundin per bono gehabt. Hier, die armen stroßstehenden sposino! Freilich — die Signora, in der Villa Latini! Aber auch die war ihr nicht geheuer. Die hatte gesagt, daß sie Malerin sei und ihr Mann Schriftsteller. Und die kam ihr auch vor, als ob sie sparsam, nein: geradezu „tirato“ sei. Hatte sie doch über die Apothekerpreise geklagt! Freilich, der Mann sah nobel aus, wie ein Lord. Aber wemms ans Zahlen der levatrice geht, giebt die Frau den Ausschlag. Was die überhaupt in Fiesole wollten? Warum die nicht lieber in ihrer eigenen Wohnung in Rom geblieben waren, statt sich hier für theures Geld eine so schlecht möblirte Villa zu mietzen? Von dem großen Garten hatten sie bei dem Wetter ja auch keinen Gewinn. Die Postfrau hatte noch neulich gemeint, die Signora bekäme immer Briefe unter ganz anderem Namen, — Dio mio, Das war am Ende ein „Liebespaar“. (In der Ehe schienen Giulia die Liebespaare völlig ausgeschlossen.) Und Die wollten hier

in der Stille — nein, sie hatten ja schon ein Kind und sie thaten doch auch gar nicht heimlich. Aber komisch wars, zum Totlachen. „Aber, per carità, ich vergesse ja, welche Eile ich habe, und ich sollte noch vor der Taufe zur Signora in die Villa. Nun will ich nur schnell hingehen und sagen, daß ich später komme.“

Am Gartenthor der Villa riß Giulia an der Klingel, daß Wächnerin und Kind oben in dem verdunkelten Schlafzimmer angstvoll aus dem Schlafe fuhrten. Dann verflündete sie der alten Donna, laut und bröhnend, mit wohlwollenden Nachsalben dazwischen, daß sie erst nach dem battesimo kommen könne. „E come va la Signora, benino?“ Und sie verließ lachend und die Thür ins Schloß werfend die Schwelle, um erst um drei Uhr, sehr animirt und leutselig, mit derben Schuhen den Ziegelboden der Wochentube stampfend, wieder zu erscheinen.

„E come va, Signora, benino?“ Dann riß sie das Kind empor, das sofort laut zu schreien begann, legte es wieder hin, trappte an die Thür und rief aus Leibeskräften: „Maria, Maria!“ Endlich kam diese. „L' acqua calda:“ (sie sagte chalda, wie alle Toskaner.)

„Aber Cora Giulia“, sagte Maria, „es steht ja schon lange vor der Thür, ich sagte Ihnen ja, daß ichs hinstelle.“ Doch Cora Giulia, die Vortreffliche, die Hauptperson von Fiesole, war eine Bißchen schwerhörig. Sie suchte nur lächelnd die Achseln, trabte, das Neugeborene wieder auf den Armen wiegend, mit ihm zwecklos auf und ab, am offenen Fenster vorbei und ließ ihm das Licht grell in die Augen scheinen, damit sie besser sehen könne. „Che bellina, che bellina,“ schrie sie immerzu, „bella come la madre, come il padre.“ Das Kind war, wie alle Neugeborenen, entschieden häßlich und das Kompliment für die Eltern wurde dadurch höchst zweifelhaft. „Nein, diese sposino hier, die wissen von nichts, Signora; nach der Taufe waren wir noch im Kaffeehause; da mußten sie nicht einmal, was Vermouth ist, glauben, Das sei eine Art von birra. Cosa vuole, povera gente! Aber ein schöner maschio. Freilich, die Geburt war schwer.“ Und sie erging sich in realistischen Einzelheiten, daß die Signora, die gerade genug an ihrer eigenen Geschichte hatte, nervös hin- und herrückte. „Still liegen, Signora; Wann stehen Sie auf? Manche sposina hier will schon den vierten Tag aus dem Bett. Und sich wickeln lassen: Das wollen die M.issen nicht haben. Wollen Sie wirklich, Signora? Es wird ein Bißchen beschwerlich für mich.“

Die Signora erklärte, sie wolle es trotzdem gern, denn sie sei doch etwas eitel und es sei immerhin noch ein kleiner Unterschied zwischen ihr und einer strohflächenden Eposina von Fiesole.

„Ma guarda“, schmettete Cora Giulia vergnügt und schob mit Donneregepolder einen schweren Lehnstuhl vom Bett der Kranken mitten in die Stube. Dann fragte sie nach jedem kleinsten Wäschestück, trotzdem ihr schon vor der Katastrophe der Platz jedes Gegenstandes wiederholt gezeigt worden war.

„Ma chuarda Signora, ich finde nichts“, und wieder stampft sie, „Maria, Maria!“ brüllend, an die Thür, die sie dann der Einfachheit halber weit offen läßt. Mutter und Kind liegen in fliegendem Zug. Die alte Dienerin kommt mißlaunig abermals die Treppe herauf. „Was giebt's schon wieder?“ „Ich finde nichts fürs Kind, keine Windel, kein Hemdchen, nichts“, schreit Giulia aufgeregt und setzt mit den Stühlen auf dem Steinboden umher. Das Kind, das gerade eingenickt war, erhebt nun ein ohrenzerreißendes Gebrüll. Seine Mutter ist am

Ende ihrer Kräfte. „Um Gotteswillen, Sora Giulia, seien Sie ein Bißchen leise, ich kann den Lärm nicht vertragen!“ Sie weint beinahe vor Nervenüberreizung. „Sagten Sie Etwas, Signora, bitte, ich habe nicht verstanden, Sie müssen lauter sprechen“, lacht Sora Giulia vergnügt, „das Kind, quella farfallina, ist so laut, ich habe nicht verstanden. Das ist gerade wie bei der englischen Signora, die im vorigen Jahre in Fiesole entbunden hat, sie ist aber später gestorben, der Dottore Grazzini hat sie nicht sorgfältig genug gepflegt.“

„Bitte, Ruhe!“ schreit die junge Frau, „der Lärm macht mich verrückt.“

„Ma chuarda“, lacht Sora Giulia, „in Fiesole kennt man so zarte Nerven nicht, Gottlob; ist Das nicht Einbildung?“ Und sie zupft sich vor dem Spiegel ihr schwarzwollenes Kopftuch zurecht.

Endlich, nach anderthalb Stunden, ist das Kind besorgt; als sich Sora Giulia nun aber der Mutter nähert und sich über sie beugt, den Puls zu fühlen, wirft sie die Wasserflasche um, die auf dem Nachttisch steht. „Ma chuarda, es ist so eng hier, man kann sich nicht rühren“, ruft sie entrüstet. Die Signora zittert am ganzen Körper.

„Der Puls ist etwas beschleunigt, aber Messen ist nicht nöthig, ich habe zwei Thermometer zu Hause, brauche sie aber nie. Bei normalen Wochenbetten ist Das unnütz. Und Sie sehen so rosig aus, Signora, Lei va benino, benino.“ Als sie sich endlich empfehlen will, kommt der Gatte in die Thür und bittet, ihm am nächsten Tage den Geburtsschein mitzubringen. Jetzt oder nie, denkt Sora Giulia: „Si, si, Signore, ma scusi, sono legittimi?“ Der sieht sie groß an. „Was meinen Sie damit, Sora Giulia?“ „Se sono sposi legittimi?“

Das Ehepaar bricht in lautes Lachen aus. „Warum zweifeln Sie daran?“ fragt die Signora. „Non so“, spricht die weisse Frau wohlwollend, „aber ich sehe, daß der Signore li vuol tanto bene“. „Und darum glauben Sie an ein illegitimes Verhältniß?“ fragt lachend der ernste Mann, „beruhigen Sie sich — siamo legitissimi“. Sora Giulia empfiehlt sich an diesem Tage mit leisem Bedauern.

Die Signora aber hat während ihres Krankenlagers jetzt nur noch eine Furcht, — die vor den doch so nöthigen Besuchen der lebenspendenden weissen Frau von Fiesole. Die aber trägt den Kopf stolzer denn je. Kommen doch schon die Leute von auswärts, bis von Rom her, um mit ihrem Beistand die schwere Stunde zu erwarten. Und sie segelt, breit wie eine Fregatte, über den Marktplatz von Fiesole und plaudert ein Stündchen mit Cor Biagio, dem grauhaarigen Apothekergehilfen, und ein zweites mit dem Padrone des Kaffeehauses. Und alle Betturini grüssen sie respektvoll, sie scherzt mit allen jungen Burtschen. Die ganze letzte Generation: Alle sind ihre Kinder, denen sie ins Leben geholfen, die sie gewaschen und gewickelt hat. Ja, Sora Giulia ist stolz und geachtet, wie eine Königin, huldvoll lächelnd schreitet sie durch die Reihen ihrer Getreuen. „Come va, bella sposa, ancora niente?“ — Ma chuarda, sposina che piacere!“ — „Como va, sposinella, benino, benino!“

Wer sie selbst fragt, wie sie mit ihres Lebens Loos zufrieden ist, Dem antwortet sie lachend, mit dem Brustton der Ueberzeugung: „Ma benino, benino!“

Und Tag für Tag tritt sie auf ihre Terrasse über der Vorbeerwilde und prüft den Himmel, ob es Regen giebt oder nicht, unbekümmert ob Vorbeer und Rosen blühen, unbekümmert um alle Größe, alle Schönheit und Poesie der Erde.

Ja, sie ist die weisse Frau von Fiesole.



## Vor dem Börsengesetz.

**Z**weierlei Besorgniß ist jetzt, so nahe vor dem Herrschaftsbeginn des Börsengesetzes, zu spüren. Die eine gehört den banklichen und spekulativen Kreisen an; da fürchtet man, mit den Schlupfwinkeln und Hintertüren dieses Gesetzes zunächst noch nicht zurecht kommen zu können; die andere Besorgniß ist bei den Gegnern der Börse zu finden, die fürchten, die Börsenleute möchten vielleicht die ganze, mühsam aufgethürmte Mauer zwar nicht übersteigen, aber umgehen. Zwischen diesen beiden Meinungen steht nun unser Bundesrath und versichert, daß er den besten Willen zur strengen Durchführung des neuen Gesetzes habe, wenn man nur freundlichst mithelfen wolle, in die Unklarheit des von nun an Verbotenen oder Erlaubten einige Klarheit zu bringen. Daneben wird aber auch der Hochfinanz einiges Tröstliche über milde Behandlung u. s. w. angedeutet. Und wiederum taucht natürlich Herr Riquel auf, der noch niemals einem unterliegenden Theile geholfen hat, der aber in mehreren Unterhaltungen von der Nützlichkeit der Börse gesprochen haben soll. Immerhin hat sich der Bundesrath, in den ja auch die Hansestädte ihre Vertreter entsenden, um die Ausführungsbestimmungen redlich bemüht. Wird doch auch der Ausschluß der Oeffentlichkeit bei den Sitzungen des provisorischen Börsenausschusses mit der allgemeinen Unsicherheit in der ganzen Materie zusammengebracht; wenigstens von der Börse selbst, die den Berathungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgt.

Gewiß ist, daß bei manchen Interessenten bereits eine gewisse Kaltblütigkeit zum Durchbruche kommt. So lassen die erst spät erschienenen Bestimmungen über die Kursmakler ziemlich Alles beim Alten. Auch in anderer Beziehung fürchtet man von den überwachenenden Organen keine allzu große Strenge. Nur die Kleinen werden sich nicht helfen können, d. h. die Schaar der bescheidenen Firmen, die mit einer einst sehr bekannt gewordenen Auskunft fast erschöpfend charakterisirt sind: „Sehr brave, sehr solide Leute, aber falls ihnen einmal zufällig auf der Post 10 000 Thaler verloren gehen, müssen sie ihre Zahlungen einstellen.“ Diese Geschäfte, die selbst einen kleinen Verlust nicht aushalten können, gerathen natürlich heute in die vergrößerte Gefahr vieler kleinen Verluste, — heute, wo nur das Firmenregister zur Klage berechtigt und der Differenzeninwand Spekulanten, die falsch gelegen haben, zu sittlicher Entrüstung verlockt. Solche schwachen Kommissionäre waren in einem gewissen Sinne immer Spieler, da ihr Vermögen in gar keinem Verhältniß zu den Summen stand, mit denen sie sich für ihre Kunden an der Börse zu engagiren pflegten. Die Großen dagegen können sich ihre Kunden oder, wenn sie selbst spekuliren wollen, ihre Contrepartie aussuchen; sie wissen ja so ziemlich genau, wer ihnen unbedingt gut ist, und brauchen sich um kein Firmenregister zu kümmern; sie können auch unter einander Zeitgeschäfte machen, da ihnen an einer offiziellen Notiz kaum Etwas gelegen sein kann. In Bezug auf die Zeitgeschäfte in Bergwerkwertthen sind die Meinungen freilich getheilt. Der eine Theil unserer Bankwelt, namentlich der bereits satte, glaubt an eine strikte Aufrechterhaltung des Verbotes, da das bisher darin interessirte Publikum lieber den Umweg des Comptant- und dann Bombardirungsabschlusses wählen würde, statt sich ohne amtlichen Kurzzettel ganz auf die Ehrlichkeit seines Bankiers zu verlassen. Doch giebt es beachtenswerthe Stimmen, die dem Terminhandel in Montanwertthen eine fast ungeschmälerte Fortdauer versprechen; das etwa eintretende Mißtrauen des Publikums

verweisen sie auf London, wo das Geschäft an der Stock-Exchange von zehn bis vier Uhr dauert, also eine amtliche Feststellung der Ultimoabschlüsse gar nicht möglich ist. Allerdings kann dort der Auftraggeber stets die Aufgabe seiner Contrepartie verlangen und der Makler, der am Kurs schneidet, verliert unnachlässiglich seine Stellung. Weit wichtiger aber ist das gesetzliche Ethild, unter dem die Optimisten ein künftig verbotenes Zeitgeschäft dennoch betreiben zu dürfen meinen.

Paragraph 41 verbietet eine amtliche Notiz für Werthpapiere, deren Zulassung zum Börsenhandel verweigert oder nicht nachgesucht ist, die Vermittlung solcher Geschäfte durch die Kursmakler und die Veröffentlichung solcher Geschäfte durch Preislisten irgend welcher Art. Daraus scheint aber noch kein Rechtsverbot von Zeitabschlüssen zu folgen, die ohne amtliche Notiz vor sich gehen, ohne Vermittlung von Kursmaklern und ohne private Preislisten. Ist denn überhaupt stets ein Makler, also ein Empfänger von Courtage, nöthig? An der berliner Börse besteht schon lange ein Franko-Markt, wo die Bankiers ohne Courtage fortzukommen suchen, und in Frankfurt hält die Frankfurter Bank, die sich die höchsten Provisionen zahlen läßt, sogar einen Commis an der Börse, der nichts Anderes zu thun hat, als die Franko-Ausgleichungen ausfindig zu machen. Weiter. Paragraph 48 charakterisirt Börsentermingeschäfte in Waaren oder Werthpapieren dahin, daß solche Geschäfte nach Bedingungen geschlossen werden, die von dem Börsenvorstande für den Terminhandel festgesetzt sind. Nun ist es ganz richtig, daß es bei Getreide, mit seinen zahlreichen Gattungen und deren Qualitäten, Usancen, Genehmigungen u. s. w. giebt. Ferner: den Santos-Kaffee, der in Havre oder Hamburg für lieferbar erklärt wird, kann der reelle Händler in der Provinz seinen Kunden gar nicht anbieten. Aber welche Usancen sind über Bochumer oder Gelsenkirchen festzusetzen, wo es doch keine Unterschiede geben kann? Im Paragraphen 51 begegnen wir einer Wiederholung des erwähnten Paragraphen 41. Allein hier ist noch ein wichtiger Nachsatz, der vielleicht in letzter Stunde angehängt wurde: „Desgleichen ist ein von der Mitwirkung der Börsenorgane unabhängiger Terminhandel von der Börse ausgeschlossen, so weit er sich in den für Börsentermingeschäfte üblichen Formen vollzieht.“ In diesem Falle wäre aber eine Winkelbörse, wo die bis dahin üblichen Formen ohnehin fortjallen, am Ende nicht verboten. Man muß nur erwägen, daß Montanpapiere heute unter einer glänzenden Konjunktur stehen und daß es sich hier um Geschäftsleute handelt, die erbittert sind, nichts ohne ihre Rechtsbeistände thun und, falls sie einig bleiben, über eine ungeheure Geldmacht gebieten.

Paragraph 77, der von den Strafen handelt, würde da ebenfalls wenig ins Gewicht fallen. Denn die Strafe bis zu eintausend Mark (oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten) wird ausschließlich Denen angedroht, die wissentlich den Vorschriften der Paragraphen 40, 41, 51 und 52 zuwider Preislisten (Kurszettel) veröffentlicht oder in mechanisch hergestellter Vervielfältigung verbreitet haben. Nirgends ist auf den Abschluß von Termingeschäften z. B. in Bergwerkwertthen eine Strafe gesetzt. Nach dem Paragraphen 52 „kann“ die Börsenaufsichtsbehörde einen solchen Handel „untersagen“, — aber was „untersagt“ werden „kann“, ist noch keineswegs verboten oder strafbar. Immerhin spricht dieser Paragraph auch einmal vom „Terminhandel“, ohne das sonst gewohnte Wörtchen „Börse“ davor. Das Alles ist für die Dehnbarkeit des Gesetzes be-

zeichnend. Unsere Bureaufratie wird sich vielleicht nach alter Gewohnheit nur bei den Geheimen Kommerzienrätthen erkundigen, die ihr mit gutem Gewissen antworten könnten, daß sie zu reich seien, um Insubordinationgelüste zu hegen; aber damit wissen „Die oben“ noch gar nichts. Gerade an der Haltung, die in Sachen des Börsenregisters eingenommen wird, läßt sich eine gewisse Einnützigkeit erkennen, mit der die Gegner der Börse zu rechnen haben werden. Und schließlich: wenn die Banken der Reichshauptstadt vor ihrer schneidigen Kundschaft ins Register flüchten, so brauchen eben die anderen noch nicht zu folgen. Für die ersten Häuser bringt aber, wie schon oft hervorgehoben wurde, das neue Gesetz einen beträchtlichen Vortheil. In einer stattlichen Reihe zeigt der Kurszettel Papiere, die von nun an zu Melkfäßen ihrer Emissionshäuser werden können. Denn der Ultimoverkehr ist von den Herren Verwaltungsrätthen lange nicht so scharf zu übersehen wie das Kassageschäft.

Zu sehr seltsamen Folgen führt oft das Bestreben, die höheren Bankkreise durch Elemente aufzufrischen, die im Wesentlichen nur ein anderes Gesicht und eine andere Herkunft für sich haben. Frankfurter Blätter erzählen jetzt von dem Falle eines Hauses mit etwa 800 000 Mark Depositen und ich möchte diesem Zusammenbruch noch einige bisher ungedruckte Details hinzufügen. Federlin hieß das Bankhaus; und die allgemeine Versicherung, daß es an der Börse keinen Kredit hatte, wird durch den Umstand bestätigt, daß dort nur wenige tausend Mark Differenzen verloren werden. Es galt als ein durchaus dunkles Haus, dessen jetzt verhafteter Inhaber schon vor langen Jahren in Frankfurt Hauptangeklagter und Verurtheilter in einem Aufsehen erregenden Prozeß war, — wegen Depeschen Diebstahls und Beamtenbestechung. An der Börse handelte man entweder kleine Beträge mit ihm oder nur unter Anderer Garantie. Die Reichsbank nahm wohl niemals Wechsel von ihm, die Banken brauchten seine Adresse gar nicht erst zurückzuweisen. Im Jahre des Heils 1891 entstand allgemeine Verwunderung, weil man das Haus Federlin auf einem Prospekt sah. Die Kur- und Neumärkische Ritterschaftliche Darlehensklasse führte die 3 1/2 prozentigen Obligationen der Provinz Posen in Berlin ein, während diese angenehme Pflicht in Frankfurt dem Herrn Federlin zufiel. Man fragte verwundert, ob denn die Provinzialbehörden für ihre Prima-Anlage kein besseres Haus zur Einführung finden konnten. An der Börse hat dieser Glücksfall natürlich wenig für Herrn Federlin ausgemacht, desto mehr aber gegenüber dem ferner stehenden Depositenpublikum. Es wäre wohl interessant, zu erfahren, was die Provinz Posen veranlaßt hat, einem nahezu mißachteten kleinen Hause eine solche Ehrung zu erweisen. Die Provinzialbehörden brauchten ja jetzt nur zu erklären, wer ihnen die feinen Auskünfte über Federlin gegeben hat, denn ohne sehr gute Auskunft werden doch so wichtige Personalfragen kaum erledigt. Ob die Provinz auch direkt bei dem Zusammenbruch geschädigt ist, weiß ich nicht; dagegen soll der Staatssekretär Graf Posadowsky, der früher in Posen Landeshauptmann war, Depositengläubiger sein; auch andere Mitglieder der höheren Gesellschaft, die Herrn Federlin schweres Geld gegeben haben, werden mir genannt. Wir erleben hier das seltsame Schauspiel, daß eine preußische Behörde einem Menschen vertraut hat, über den keine gewissenhafte Auskunft anders lauten konnte als eine thatsächlich an anderer Stelle ertheilte: Keinen Pfennig Kredit! Dennoch hat Federlin bei Kunden Guthaben von zusammen 300 000 Mark für An- und Verkauf von Papieren. Pluto.

## Notizbuch.

Am Wallotbräu sind die Kellner sehr unzufrieden, weil täglich nur ungefähr vierzig bis fünfzig Volksvertreter an der Tränke erscheinen. Der Rest der deutschen Menschheit macht sich darob keine Sorgen; denn in dem Nebesaal, der einer im ersten Luchergehmad ausgestatteten Reichstneipe zum Vorwande dient, wird ja jetzt nur über die Strafprozeßnovelle verhandelt. Der von fast allen bedeutenden Juristen verurtheilte Entwurf, der uns mit einem wesentlich verschlechterten Strafverfahren bedroht, wird nach menschlicher Voraussicht Gesetz werden. Das weiß Herr Nieberding, der am Bundesrathstisch beinahe hohlenloshich mühe Mienen zeigt. Das wissen auch die trefflichen Tribunen und bleiben deshalb der Komödie fern, die in dem Hohen Hause aufgeführt wird. Es ist ein altes, abgepieltes Stück, das in der Geschichte aller umfangreichen Gesetzentwürfe wiederkehrt und den Titel trägt: Zweite Lesung. Da tummeln sich stets drei, vier behende Herren, treiben flink eine Mehrheit zusammen und sind sehr stolz, wenn sie zwischen zwei Schöppchen ein Plänchen zum Beschlußchen erhoben haben. Die kleineren Götter des Bundesrathes, die ihnen die knappe Replik geben müssen, hören dem Schwadroniren in Gelassenheit zu, denn sie kennen die Weise und wissen, daß bei der dritten Lesung, wenn hinter den Coulissen die Protagonisten sich erst verständigt haben, die Sache ganz anders aussehen wird. So war es, so ist es und so wird es bleiben, so lange ein Parlament, das in allem Wesentlichen auf den Gang der Geschäfte nicht den geringsten Einfluß übt, im Zeichen fraktioneller Schachermachei kraftlos dahinkümmert. Uebrigens muß man gerecht sein und offen gestehen, daß außer dem Bierwirth und seinen Schantgehilfen kein Mensch sich nach den sogenannten großen Tagen des Reichstages sehnt, seit man, bei dem Geschwätz über den Neutralitätsvertrag, über die Duelle und Bräsewige, schauernd wieder erfahren hat, wie erspriehlich an solchen Tagen die Leistungen der in den Wahlen geweihten Helden sind.

\* \* \*

Herr Alexander von Huhn, der vor vierzehn Tagen hier als einer der Balten genannt wurde, die anonym in deutschen Zeitungen ihren mehr oder minder berechtigten Zorn gegen Rußland austoben, erklärt, daß er zu dieser Schaar nicht gehöre, da sein Arbeitsgebiet in der russischen Zeitung außerhalb der Politik liege.

\* \* \*

Vom Schillerpreis wird wieder einmal gesprochen. Vor drei Jahren wollte der Kaiser dem fixen Herrn Gulba für seinen „Talisman“ nicht den Preis geben, jetzt hat er ihn dem „Hannele“ des Herrn Hauptmann verweigert und den „König Heinrich“ des Herrn von Wildenbruch doppelt gekrönt. Die Verleihung des Preises ist ungefähr der gleichgiltigste Vorgang, der sich erdenken läßt; dennoch entsteht jedesmal in den Blättern ein Wehen, wenn man erfährt, daß der Kaiser die Entscheidung der Kommission über den Haufen geworfen habe. Denn vom Preußenprinzen Wilhelm gestifteten Preis sollen „solche in deutscher Sprache verfaßte neue Originalwerke der dramatischen Literatur“ erhalten, „die durch eigenthümliche Erfindung und gebiegene Durchbildung in Gedanken und Form einen dauernden Werth haben.“ Dieser Bestimmung genügt nicht das elegante Versgcklingel des schon jetzt vergessenen Talismanspiels, nicht der Panoptikumreiz des Hannelemelodramas und am Allerwenigsten das leere Gelärm der furchtbaren Heinrichshistorie. Es wäre eine Schande,

wenn Herr Zulba, der Verfasser von Erbärmlichkeiten wie „Die Kameraden“, „Robinsons Eiland“ und „Das Wunderkind“, den Schillerpreis erhalten hätte. Viel eher hätte ihn Herr Hauptmann verdient, der unter den Kleinen ein Großer scheint und der, obwohl er auf Schillers Hauptgebiet kläglich niedergebrochen ist und das Hannele auf dem Gewissen hat, doch ein ernstler Dichter genannt werden muß. Auch dem robusten Herrn von Wilbenbruch wäre der Preis nebst der Medaille zu gönnen, — nur gerade nicht für seinen schlimmen Heinrich. Denn dieses roh gezimmerte Theaterstück ist eine Kindertragoedie; es verzerrt den reichen Gedankengehalt einer großen Epoche deutscher Geschichte ins Fragenhafte, läßt von der Zeit und der Zeitstimmung, die es darstellen will, keinen leisesten Hauch zu uns herüberwehen und benutzt zu seinen Kracheffekten Mittel, deren ein Mann von der Begabung des Herrn von Wilbenbruch sich eigentlich schämen müßte. Daß Herr Erich Schmidt, der Literaturprofessor, ein solches Werk, das den Geschmac nur noch mehr verderben kann und das Schiller mit Entsetzen gesehen hätte, für den Schillerpreis vorschlagen konnte, ist ein Mafel, der an ihm haften bleibt, trotzdem er aus dem Sekretariat der Kommission geschieden ist; denn er ist nicht, wie es nach Vieler Ansicht seine Pflicht gewesen wäre, gegangen, weil Heinrich gekrönt werden sollte, sondern, weil neben Heinrich nicht auch Hannele der Schillerehre für würdig befunden wurde. Das ist die eine Seite der Sache; sie fällt in den Bereich des Urtheiles und es ist erlaubt, nach gewissenhafter Prüfung offen zu sagen, daß in den letzten Jahren die Entscheidungen der Kommission betrübende Ergebnisse geschaffen haben. Die Möglichkeit eines so rüchhaltlosen Urtheiles ist auf der anderen Seite nicht gegeben. Das Superarbitrium des Monarchen war ursprünglich wohl nur als eine Form gedacht; man nahm als selbstverständlich an, der König und Kaiser würde sich vor dem Gutachten der Sachverständigen beugen. Die Krisis, die wir jetzt durchmachen, stammt daher, daß Wilhelm der Zweite Alles, was als Form gedacht war, ganz ernst nimmt und da sogar, wo seine Vorfahren nur dekorativ wirken wollten, seinen persönlichen Willen zu zeigen für nöthig hält; die Zeit wird lehren, ob diese Auffassung der monarchischen Machtsphäre heute noch haltbar ist. Einstweilen haben wir mit ihr zu rechnen, — auch in dem lustigen Reich der Kunst. Der Kaiser liebt Ohnets Hüttenbesitzer, Charleys Tante, Leoncavallos Cirkusmusik, kindliche Schönthaniaden und er hat im letzten Augenblick mit einem Nachwort die Aufführung von Schillings „Ingwelbe“ verhindert, weil er in Wiesbaden fand, kein . . . Mensch könne solche Langeweile ertragen. Das ist sein gutes Recht; und genau so ist es sein gutes Recht, den Dramen, die ihm nicht gefallen, den Schillerpreis zu versagen und ihn den Stücken zuzuwenden, bei deren Aufführung er sich amüsiert hat. Sobald in künstlerischen Dingen die letzte Entscheidung einem Monarchen anheimgestellt wird und sobald Sachverständige sich dazu hergeben, dieser Entscheidung ihr ernstlich erwogenes Urtheil unterzuordnen, tritt an die Stelle der Kunstfrage eine Frage des privaten Geschmacks. Das hat Paul Hense erkannt und sich deshalb geweigert, noch ferner an Beschlüssen mitzuwirken, die der Privatgeschmack eines Einzelnen nach Gefallen umstoßen kann. Wenn sein Beispiel Nachahmung findet, wird die Institution des Schillerpreises von der Unwahrhaftigkeit befreit werden, unter der sie jetzt leidet; und dann wird auch die Menge, statt sich über gleichgiltige Vorgänge aufzuregen, sich damit trösten, daß über den Werth künstlerischer Werke nicht von Königsthronen herab die letzte Entscheidung getroffen wird.



Berlin, den 5. Dezember 1896.

## Der König.

**D**raußen thaut es. Ueber die Pfügen irrt flackernd der Lichtschein, im dunklen Kanalwasser schwimmen schmelzende Schollen und leise rieselt der Regen nieder. Er sickert sacht in den erweichten Boden und feuchtet die schlummernde Saat und das dürre Wurzelwerk, das unter der dünnen Eisdecke schon zu frieren begann. Es sieht fast wie Frühlingsstimmung aus, wie ein frischer Aprilabend, der uns zum Abschied vom rauhen Winter mahnt und ein banges und doch frohes Ahnen wach werden läßt, daß nun Altes zusammenstürzen und Neues entstehen muß. Aber wir sind im Dezember, nicht im April, noch nachtet es früh und des Winters unbarmherzige Härte fühlten wir kaum; morgen kanns wieder Frost geben und die flüchtige Lenzstimmung wird schnell dann vergessen sein. Dann schichtet sich auf den kahlen Aesten wieder der Schnee, die Späzen, die keine Nahrung finden, pochen mit ängstlicher Bettelmannsgier an das Fensterblech, die kleine Menschheit eilt hastig, in Pelze oder wollene Gewänder gehüllt, durch die klirrenden Straßen, selbst die Leichenkutscher treiben die trägen Thiere zu unanständiger Hast . . . und das große Winterschweigen der erschöpften Natur scheint wieder-gekehrt. Doch die kurzen Thauwettertage sind nicht ohne Wirkung geblieben; zwar: uns haben sie noch einmal an lindere Lüfte gewöhnt und die Verweichlichten frieren nun doppelt und dreifach; aber der laue Regen ist sacht in den erwärmten Boden gesickert und hat die schlummernde Saat geseuchtet und das dürre Wurzelwerk, das unter der dünnen Eisdecke mählich schon kraftlos zu werden begann. Das Lenzgefühl, das uns narrete, hat den stumpfen Sinn der im Frost Erstarrten erinnert, daß auch

im Mutter Schoß der ruhenden Natur sich noch Leben regt. Die Straße sah während der Thaumettertage schmutzig aus; aber der Schmutz düngte das Erbreich, dem die Frühlingspracht einst entkeimen soll.

In die wunderliche Aprilstimmung, die uns fast den Dezember vergessen ließ, fiel ein Weihnachtsgeschenk, das der streitbarste Dichter des germanischen Nordens, Björnsterne Björnson, mit seinen Grüßen der deutschen Verwandtschaft bot: das Drama „Der König“. Wenn Björnson die Wahl gehabt hätte, er hätte eine bessere Zeit für das Erscheinen des Werkes, das unter allen ihm wohl das werthvollste ist, nicht erfinden können. Er liebt den April, die stürmischen Tage, die das Nahe des Neuen ankünden, aber er sollte mit dem Venzspiel, das sich fest in den weißen Winter schob, eigentlich noch zufriedener sein; denn nun rückt die Ruhepause heran, die in jedem Jahr der Jesusfeier vorangeht und folgt, und nun findet auch der sonst von Geschäften Belastete Müsse zum Lesen. Vielleicht giebt's draußen inzwischen schon wieder Frost. Dem Leser wird dennoch zu Sinn sein, als schmelze ringsum der Schnee, als rinne befruchtender Regen in das von späten Strahlen erwärmte Erbreich und als spülten die dunklen, von irrem Flackerlicht spärlich beleuchteten Schlammgewässer alles Alte, Verdornte und Wurzellose für immer hinweg. Ganz reinlich geht's auch an den Thaumettertagen, die uns die Poeten bescheren, nicht zu; Hut und Rock wird da leicht mit Schmutzflecken bespritzt und das Schuhwerk sieht nach dem Spazirgang nicht mehr bligblank aus; dafür entschädigt reichlich aber die Freude des Schauspiels, wie aus der starren Winterstille sich neues, ungeberdig junges Leben entband. Man kehrt aus Björnsons Gedicht mit verwirrtem Gefühl heim, mit der unbehaglichen Empfindung, daß im Innersten ein sonst sorglich behütetes Heiligthum besleckt und ein Rest alter Ehrfurcht entwurzelt wurde; aber man fühlt auch, wenn die erste Verwirrung gewichen ist, daß man den Kampf um einen der großen Gegenstände der Menschheit erlebt hat und schauernd zusehen durfte, wie eine starke Persönlichkeit hinter ein ehrwürdiges Glaubensbekenntniß mit frevelndem Finger ein weithin sichtbares Fragezeichen schrieb. Solcher Anblick stärkt auch dem Schwachen den Muth und stimmt ihn, der mit schüchternem Schritt sonst über die dünne Eisdecke der Konventionen und Traditionen huschte, zu dem Wagniß des Versuches, ob er im Innersten sich nicht ein neues Heiligthum gründen kann, das der Glanz einer großen Liebe erhellt und das nun auf festerer Grundlage ruht.

Ehe ein Neues entstehen kann, muß das Alte mit Stumpf und

Stiel erst vernichtet sein. Das weiß Björnson; er hat an die Gewohnheit Bergelands, des großen Dichters, erinnert, auf seinen Spazirgängen Baumsamen auszustreuen, und er hat selbst das Beispiel des poetischen Vorfahren eifernnd befolgt; aber er weiß auch, daß man die Saat erst ausstreuen soll, wenn die Erde gereinigt und gelockert ist. An diese undankbare Arbeit hat er die beste Kraft seines Lebens gesetzt und er hat alle guten Geister des schaffenden Dichters, Gerechtigkeit, Milde, Wahrhaftigkeit und unerschrockenen Muth, zur Hilfe gerufen, als er die Hüfenschulter wuchtig gegen den Felsblock stemmte, der ihm ringsum die lebendigen Kräfte zu hemmen schien: gegen das Königthum, das, wie der rüstige Säemann leidenschaftlich bis auf diesen Tag glaubt, dem modernen Menschen die freie Lebensmöglichkeit nimmt. Manchen hätte die Ehrfurcht gehindert, sich keck an den alten Felsblock zu machen, den heiliges Moos mit immergrünem Schimmer umspinnt. Aber Björnson ist der Sohn eines Pfarrers; und wenn in den Pfarrhaustindern sich einmal Apostatengefühle regen, dann kennen sie bald keine Rücksicht mehr, keinen Respekt und keine Schonung, und die aus dem schmalspurigen Gleise des Kinderglaubens Getriebenen scheuen sich nicht vor der offenen Revolution. Als Friedrich Stahl, der Konvertit, den man heute höhnnend einen Judenchristen nennen würde, das Wesen der Revolution zu erklären suchte, fand er die Antwort: „Revolution ist die Gründung des ganzen öffentlichen Zustandes auf den Willen des Menschen, statt auf Gottes Ordnung und Fügung. Sie macht den Menschen zum Ursprung und Mittelpunkt der sittlichen Weltordnung; sie macht die Unterthanen zu Herren ihrer Obrigkeit; sie verkündet die Menschenrechte ohne die Pflichten und den Beruf der Menschen; sie läßt den ganzen Sündenschlamm der Volksleidenschaft, den die obrigkeitliche Macht in der Tiefe niederhalten soll, emporsteigen zur Höhe der Gewalt.“ Diese Worte wehen uns fremdartig an, wie ein Nachhall aus fernen Theokratien; aber sie bezeichnen deutlich die Entwicklung, die Pastorenöhne zu Revolutionären macht. Das war der Fall Nießkye: als der rökener Pfarrerssohn, dessen Taufe dem frommen Vater „ein unaussprechlich heiliges Werk“ war, von Gottes Ordnung und Fügung nichts mehr wissen wollte, gab es für ihn bald kein Halten mehr und er durchmaß rasch den Weg bis zur Umwerthung aller Werthe. Der Glanz der Krone blendete den Blick nicht, der ohne Andacht sogar zu dem Bilde des Gekreuzigten hinaufschweifte; und der Schwärmende, der sich vor allem Volk als den Antichristen bekannte, ließ die den höheren Menschen



suchenden Könige zu Zarathustra, dem Weisen, sprechen: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten, vergifteten Großväterprunk, Schaumünzen für die Dümmsen und die Schlauesten und wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten, — und müssen es doch bedeuten: dieser Betrugerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenschickal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer“... Das ist auch der Fall Björnson: als der Sohn des Dorfpfarrers von Kvitne sich aus den Banden der Mythologie gelöst hatte, wandte er sich mit dem raschen Radikalismus, zu dem jedes tiefe Wahrhaftigkeitsgefühl zwingt, gegen die Lügen, die in den weltlichen Einrichtungen sein frei gewordenes Auge beleidigten; und als die politische Leidenschaft den Stalben ergriff, zögerte er nicht, der Einrichtung öffentlich Krieg anzufagen, die unter allen Lügen ihm die größte und unheilvollste schien. Während aber Nietzsche, der Aristokrat, der den „Pöbel-Mischmasch“ so innig haßt, die Stärksten, mit dem gewaltigsten Willen zur Macht Gerüsteten, auf den Herrscherstuhl der Könige erhöht sehen will, wagt der Demokrat Björnson, der von republikanischer Herrlichkeit träumt, sich auf die Klippe des Wunsches, die Völker möchten im aufgethauten Erdreich dem leblosen Königthum endlich die Grabstätte bereiten.

Den jungen König in seinem Drama umschwirrt ein Gespensterchor, der Chor der Mächte, die ihn von der frühesten Kindheit an beherrscht, seinen Willen bestimmt und seinem Sinn die Richtung gewiesen haben: Religion und Tradition, Volkssitte, alter Brauch und öffentliche Meinungen. Er wähnt, sie überwinden zu können, doch er geht bei dem Versuch ruhmlos zu Grunde, denn das Gefüge seines Wesens ist morsch und seine irrlichternde Fahrigkeit findet die Schöpferkraft nicht, die Neues gestalten könnte; er gehört, wie hoch auch sein Wünschen klettert, der vermotteten Gespensterwelt an und muß mit ihr, der er um jeden Preis sich entwinden möchte, beim Morgengrauen ins kalte Grab sinken. Er hat ein läderliches Prinzenleben geführt, jede am Wege blühende Blume mit hastiger Knabenhand sich zum Vergnügen gepflückt, keinem Gelüsten und keiner Laune je die Befriedigung versagt und dennoch in der Rinde stets gekrümmte Rücken gesehen. Aus der Wüsthheit dieser Tage ist seiner Seele nur ein starker Eindruck geblieben: die Erinnerung an die Stunde, wo sein Vater ihn in der Kirche auf einen Vorderplatz drängte, weil das Volk sehen

müsse, wie sein künftiger König betet. Die Pflicht zu solcher Schaufstellung und Schauspielerei hatte den Schwächling gekränkt und die Ahnung war ihm ins Bewußtsein getreten, daß er für den höchsten Platz im Staate am Ende doch nicht geschaffen sei, wo auch Heuchelei, wenn sie auf die unten Harrenden wohlthätig wirkt, zur beinahe heiligen Pflicht werden kann. Die Ahnung wird schnell zur Gewißheit, als er König ist und seine besondere Stellung begreifen lernt. Er ist in gährender Zeit auf den Thron gelangt: den Massen beginnt der feste Glaube an die alten Weisthümer, die himmlischen und die irdischen, zu schwinden, der republikanische Gedanke wirbt sich selbst in den entlegensten Dörfern schon Anhänger, eine Rote, die von Vaterländern nichts mehr hören will und in der Hoffnung auf eine freie und friedliche Menschengemeinschaft schwelgt, trachtet nach dem Umsturz alles Bestehenden und stachelt mit lockendem Ruf die Begierden der Elenden; und während unten so Alles wankt, thront oben der Hofadel und hütet eifersüchtig den alten Rang und die überkommenen Privilegien. In solcher Zeit ist es nicht leicht, König zu sein, und der Träger der Krone muß, wenn er sich behaupten will, früh einen festen Standpunkt wählen; er kann im alten Monarchenstil weiterwirthschaften und das getreue Volk, das gern dafür bezahlt, würdig und mit äußerem Glanz repräsentiren oder er muß sich in der prunklosen Rolle des Bürgerkönigs versuchen. Björnsons König zaudert nicht vor der Wahl: er ist mit Liberalen in Berührung gekommen, er möchte ein moderner Mensch sein, — und in seinem Herzen, dessen Reine von den galanten Abenteuern der Prinzenzeit nicht getrübt worden ist, erwachen romantische Staldengefühle. Er will seinen Hof abschaffen, unter freien Bürgern als ein einfacher Bürger leben, ein Bürgermädchen zur Ehe nehmen, die Tochter eines Republikaners und Revolutionärs, er will . . . ach, wenn es auf seinen Willen ankäme, wäre das Königthum gleich gerettet. Und gerettet soll es werden; Das wünscht der Fabrikant, der den Monarchen als den Schlüssel zu seiner Kasse betrachtet, der Pfarrer, der den Altar vom Thron beschützt sehen möchte, der Vogt, der einen Orden erdienern, und der General, der seine Pfründe behalten will. Und da auch die liberalen Berather des jungen Herrn an die Möglichkeit dieser Rettung glauben, wird der Kompromißversuch unternommen. Er scheitert, — weil er scheitern muß, weil der Mensch, auf dessen Widerstandsfähigkeit und Stärke er begründet war, lange vor dem ersehnten Ziel schon erschlahmt und weil die Funktionen einer neuen Gesellschaft sich auch neue Dr-

gane schaffen. In dem reichen Goldrahmen der alten Monarchie hätte vielleicht auch der haltlose Jüngling im Purpur noch eine leidliche Figur abgegeben; die große Aufgabe, die er selbst sich nun stellt, vermag der Unstete, vom Klang der eigenen Rede rasch immer Berauschte, nicht zu bewältigen. Er sieht die Liebste sterben, die, wie er, zwischen Gespensterglauben und kühnem Wagen geschwankt hatte, er verliert den letzten uneigennütigen Freund, er stößt sich auf Schritt und Tritt an der Lüge, die ihn umringt, er kann den Sinn der Christenlehre, den er empfindet, mit dem Staatskirchentum nicht vereinen, das mit sehr irdischen Waffen für sehr irdische Güter kämpft: sein Geist, dem die sittliche Kraft einer starken Seele stets fehlte, beginnt zu schwärmen, — und er tötet, in bewußtem Wahnsinn, sich selbst. Neben der Königsleiche aber reckt sich der sehnige Dichter empor, der im rothen Domino eines Republikaners vorher schon durch das Drama tobte, und verkündet, stolz und streng wie ein altbiblischer Richter: Die Zeit der Kompromisse ist um! Wir brauchen politische Leidenschaft, die uns die Kraft und den Willen giebt, mit der Vergangenheit jäh zu brechen; wer diese Leidenschaft lähmt, ist ein Verräther am Volk und hat den Tod verdient, weil er einen kraftvoll Lebenden mit dem Gewicht eines welken Leichnams erdrücken wollte.

Der welke Leichnam soll das Königthum sein. Der Richterspruch klingt um so härter, als Björnson nicht etwa an theokratische Vorstellungen denkt, die Paul Lagarde den mystischen Unsinn vergangener Tage nannte, sondern an die von der Verfassung in feste Schranken eingehegte Monarchenmacht der modernen Zeit. Schlimme Erfahrungen mögen den Dichter zu dem Werk gestimmt haben, dessen politische Wirkung fast noch mächtiger als die poetische ist; es gab eine Epoche, wo er dem Zauber einer großen Monarchenpersönlichkeit sich willig gefangen gab und Sverre schuf, den geborenen König, der seines Landes Segen sein wollte und von einem unbeugsamen Schicksal über Blutfelder und Brandstätten geschleift wurde, seinem Lande zum Fluch. Jetzt scheint die Rettung der Monarchie ihm unmöglich, der leichtfertig begonnene Versuch solcher Rettung schon schändlicher Verrath, — und er hofft das künftige Heil von der Republik. Ob ihn das Hoffen nicht täuscht? Ob er im stürmischen Sinn bedacht hat, welche Lücke entstehen muß, wenn der vom Moos umspinnene Felsblock beseitigt ist, gegen den er die Hünerschulter mit voller Wucht stemmt? In seinem Königsdrama lebt ein taubstummes Mädchen, das den König liebt, nur weil er der König ist; solche dumpfsinnigen Geschöpfe, deren Empfindungswelt

kaum ein flimmerndes Verstandesflämmchen mit kargem Leuchten erhellt, sind in keinem Volk selten und sie fordern für ihre Liebe vernehmlich ein lebendes, wandelndes Symbol, das ihnen den Begriff der Volkheit verkörpert und vor dem sie sich beugen, für das sie sich, wenn es nöthig wird, opfern können. Auch den Anderen aber, in deren geistigem Haushalt die Vorhänge aufgezo-gen sind, ist das Königthum heute noch mehr als eine „Versicherungskasse, deren Aktionäre einige Pfaffen, Beamte, Edelleute, Grundbesitzer, Großkaufleute und Offiziere sind.“ Sie sehen in dem König den Vertrauensmann der Nation, der still, bescheiden und demüthig sein schweres Amt betreut, dessen Interesse mit dem des Volkes unlöslich verbunden ist und dessen ragendes Ansehen gewahrt bleiben könnte, wenn längst der letzte Rest der modernden Mythologie von der Erde verschwunden wäre und Altar und Kreuzfix ihre äußerliche Bedeutung verloren hätten. Sie hassen die Lüge, die gefräßig heute das Königthum umwuchert, und sie freuen sich, daß ein Starker hinter ein ehrwürdiges Glaubensbekenntniß ein weithin sichtbares Fragezeichen zu setzen wagte; aber sie fühlen die Kraft und den Muth, zu einem neuen Heiligthum vorzudringen, dessen Grundmauer fester als die des alten sein soll, und sie sind gewiß, daß außer dem Warten-Können, das Zarathustra als die letzte Tugend der Könige pries, eine allerletzte Tugend ihnen noch blieb: das Erkennen-Können, das sie selbst und die Institution, der sie ihr Herrscherrecht danken, vor dem Untergang retten kann. Die schlimmste Gefahr für die Könige scheint diesen Vernunftmonarchisten aus der Rässigkeit zu drohen, die duldet, daß die Monarchie auf brüchige Fundamente begründet bleibt, auf morsches Gestein aus der Urväter fernen Tagen, während den Feinden des Königthumes die großen Zeichen der Zeit die aufwärts führende Richtung weisen. Deshalb freuen sie sich des starken Königsgebichtes, das der streitbarste Dichter des germanischen Nordens der deutschen Verwandtschaft als Brudergruß bot und das, wie beim Thauwetter der leise niederrieselnde Regen, die dünne Eisdecke der Traditionen- und Konventionen zum Schmelzen bringt. Bald wirds gewiß wieder Frost geben und der Menschheitfrühling, den der Dichter träumt, naht noch nicht; aber die unerbittliche Wahrheit, der sich sorgende Liebe gefellt, feuchtet die schlummernde Saat und das dürre Wurzelwerk, das in der Winterkälte schon zu frieren und kraftlos zu werden begann.



## Die Ausbildung des Arztes.

Aus Schweningers Arzteschule. \*)

### I.

Seit Jahren schon geht der Ruf nach einer Reform der Ausbildung durch die ärztliche Welt. Man fühlte, daß nicht Alles in Ordnung war, suchte die Ursachen des Uebels und machte Pläne, wie da abzuhelpen sei. So ist denn nach mannichfachen Preßerörterungen und Besprechungen ärztlicher Vereine und Körperschaften als Resultat „kommissarischer Berathung“ ein Entwurf entstanden, der das ärztliche Studium und die Prüfungs-Ordnung neu regeln soll. Dieser Entwurf, der zunächst der Begutachtung der Fakultäten und Standesvertretungen unterbreitet wurde, ist bereits wiederholt Gegenstand der Erörterung in der Presse gewesen und es dürfte vielleicht nicht unnützlich sein, ihn hier von unserem Standpunkte aus zu betrachten. Wir können dabei allerdings von vorn herein nicht verschweigen, daß trotz der Anerkennung, die

\*) Von Schweningers Plan einer Arzteschule ist schon am einunddreißigsten März 1894 und am vierten Januar 1896 in der „Zukunft“ gesprochen worden. Er ist praktisch noch nicht verwirklicht worden, weil der Leiter des Kreiskrankenhauses in Brix bei Berlin, der sich, auf Anregung zweier Behörden, verpflichtet hatte, zur Errichtung der ersten Arzteschule einen Krankensaal abzutreten, seine Zusage nach dem Abschluß der Verhandlungen zurückziehen zu müssen glaubte. Vielleicht bewog ihn dazu die Opposition, die das Austausch des Planes bei einem Theil der Ärzte erregte und die zu allerlei thörichten Preßschmädigkeiten gegen Schweningen führte; daß dabei alle alten Märchen aufgefrischt wurden und man natürlich auch wieder erzählte, Schweningen — der entschiedenste Individualist unter den Ärzten, der eine schablonenhafte „Kur“ nicht kennt und nicht kennen will! — habe die sogenannte Dertel-Kur, mit der er gar nichts zu thun hat, einfach übernommen, braucht kaum erwähnt zu werden. Der fern Stehende begreift nicht, warum die lieben Kollegen sich erhitzen; Schweningen ist nicht ihr Feind, sondern ihr bester Freund im Kampfe gegen das immer schneller erstarkende Pfluscherthum; er kämpft nicht, wie geschäftig verbreitet wird, gegen die Wissenschaft, sondern für das Ansehen der freien ärztlichen Kunst; und wenn seine Gegner verkünden lassen, Bismarcks Arzt habe „nichts Besonderes vor den anderen Ärzten voraus“, so sollte man meinen, sie brauchten sich nicht aufzuregen, weil er seine Gedanken auch als Erzieher praktisch verwerten will. Die Arzteschule wird geschaffen werden; einstweilen besteht sie — in der Klinik und im Sanatorium des Professors — für den Kreis der Assistenten und Schüler Schweningers. In Gemeinschaft mit einem dieser Schüler, Herrn Dr. Haense, hat der Lehrer jetzt den Bildungsplan ausgearbeitet, der, ohne sein Ideal zu verwirklichen, doch den Weg zeigt, auf dem auch unter den heute als sakrosankt geltenden Unterrichtsbedingungen Ersprießlicheres als bisher geleistet werden könnte. M. S.

den Vorschlägen von sehr geschätzter fachverständiger Seite zu Theil geworden ist, nach unserer Meinung das Resultat eine Enttäuschung sein wird. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die zur Diskussion gestellten Bestimmungen muß uns überzeugen, daß die der Sache zu Grunde liegenden Motive zwar vielfach aner kennenswerth erscheinen, daß aber die gewählten Wege fast ausnahmslos auffallend wenig glückliche sind.

Man will, wenn wir die Grundgedanken richtig verstehen, die wissenschaftliche Ausbildung des Arztes heben, sie zweckdienlicher gestalten, will eine bessere praktische Schulung anbahnen, will das Bewußtsein für die spezielle berufliche Verantwortlichkeit stärken und schließlich „dem Eindringen minderwerthiger, geistig und sittlich ungeeigneter Elemente einen Damm entgegensetzen“. Zu diesem Behufe soll die hilfswissenschaftliche Vorbildung eingehender gestaltet und um ein Semester verlängert, die fachwissenschaftliche und klinische Ausbildung erweitert und etwas intensiver betrieben und dann der höchste, letzte Schluß durch zwölf Monate Thätigkeit als Praktikant oder Hilfsarzt erzielt werden. Bei der Approbation, die erst am Schlusse des Ganzen ertheilt wird, sollen Vertreter der ärztlichen Körperschaften mitwirken. Wir können nun leider beim besten Willen nicht finden, daß hier die kleinen Mittel den großen Zwecken irgendwie entsprechen. Wer Neues, Besseres erreichen will, muß doch wohl die alten Bahnen verlassen und mit neuen, besseren Kräften arbeiten. Wir werden uns aber überzeugen, daß Alles hübsch im alten Gleise bleibt und daß der neue Vorspann bei näherer Betrachtung ein alter, bekannter Postgaul mit neuer Schabrade ist. Will man die wissenschaftliche Ausbildung heben und zugleich die praktische mehr als bisher in den Vordergrund stellen, so genügt es doch wahrlich nicht, die Studienzeit einfach zu verlängern und dem bisherigen Modus einige zweifelhafte Maßregeln anzufügen, sondern man muß den ganzen Lehrplan in sich anders gestalten, das Ueberflüssige und dadurch Schädliche entfernen und so für das Nothwendige und Nützliche Raum zu gewinnen suchen. Will man aber Ärzte erziehen, denen „die besonderen Pflichten ihres Berufes gebührend zum Bewußtsein gekommen sind“, — nun, dann muß man ihnen nicht nur selbst in der Schule mit dem entsprechenden Beispiel vorangehen, sondern man muß auch die Vorbildung so einrichten, daß es dem jungen Manne ohne Lupe und ohne langwierige Gedankenarbeit annähernd bewußt wird, was er sich unter den besonderen Pflichten seines Berufes etwa zu denken hat.

Wir sind uns ja in unserem Kreise schon lange darüber klar, was man zu thun hätte, um diese Ziele auf möglichst einfachem Wege zu erreichen: wir würden den Studirenden in eine Ärzteschule schicken, wie wir sie hier früher mehr als einmal beschrieben haben. So lange diese wünschenswerthen Schulen aber nicht allgemein existiren — und wir sind nicht verblendet genug, zu

glauben, daß Dies mit einem Sprunge, von heute auf morgen, zu erreichen sein wird —, muß man mit den gegebenen Mitteln arbeiten, mit ihnen zu bessern, zu fördern und Uebergänge anzubahnen suchen. Deshalb wollen wir uns hier die Sache ansehen und uns zunächst einmal über die Vorbildung des angehenden Arztes unterhalten.

Da liegt uns vor Allem nun Eines am Herzen. Es dünkt uns beschämend, wie sehr die logische Schulung der jungen Aerzte im Abnehmen begriffen ist, und eben so bedauern wir aufrichtig, daß man der Vergangenheit unserer Kunst nahezu gar keine Rücksicht mehr schenkt. Wirklich, wenn man Vergleiche zieht, man erlebt keine Freude; die Aelteren waren nach dieser Richtung anders, besser gebildet als der neue Nachwuchs. Ein angehender Arzt muß scharf und logisch denken und muß die Vergangenheit seiner Kunst wenigstens in großen Zügen überblicken können, damit er die Gegenwart richtig einschätzen lernt. Wir wollen daher an erster Stelle — die nöthige Zeit gedenken wir durch Oekonomie an anderem Orte zu gewinnen! — für Einfügung von Kursen in Logik, Philosophie, Mathematik und Geschichte der Medizin in festen Grenzen plaidiren. Der Arbeitsstoff der übrigen Disziplinen muß einer grundlegenden Aenderung unterworfen werden. Wir haben schon wiederholt auf den Uebelstand hingewiesen, daß dem bisherigen Lehrplan der einigende Grundgedanke fehlt, so daß jeder Vortragende sich seines Schülers bemächtigt, als gelte es, einen Spezial-Gelehrten zu erziehen. Hier sollte doch wohl endlich Klarheit geschaffen und eine reinliche Scheidung angebahnt werden. Der alte Mißbrauch, daß unsere angehenden Aerzte Vorlesungen und Kurse bewohnen, die sie entweder gar nicht oder nur in beschränktem Maße angehen, muß aufhören. Wir müssen eine Chemie, eine Physik, eine Botanik, ja selbst — so merkwürdig das anscheinend Selbstverständliche zunächst klingen mag! — eine Anatomie, eine pathologische Anatomie, eine Physiologie für Aerzte, nicht nur für Gelehrte, bekommen und die Vorträge dürfen nicht mehr auf Spezialisten, Fachleute, Forscher und Wissenschaftler zugeschnitten sein.

Die alte Trennung in rein theoretische Vorlesungen und praktische Kurse fällt gleichfalls fort; eine solche Spaltung empfiehlt sich nicht. Die Theorie ist im Bedarfsfalle doch noch nicht genügend verdaut, um im Kurse gegenwärtig und von Nutzen zu sein, der Kursus allein aber fördert nur handwerksmäßige Geschicklichkeit, der meistens der belebende Gedanke fehlt. Wir setzen also an ihre Stelle praktisch-theoretische Kurse, in denen Können und Wissen zugleich und gleichmäßig gefördert wird.

Zur Vorbildung rechnen wir folgende Disziplinen: normale Anatomie, pathologische Anatomie, Physiologie (einschließlich Chemie und Physik), Arzneimittellehre (einschließlich Mineralogie und Botanik) und Entwicklungsgeschichte mit vergleichender Anatomie und Physiologie. Die Anatomie — ominöser Name!

— wird nicht, wie bisher, in zahllose Unterabtheilungen und Theilchen getrennt und zerrissen, sondern als Ganzes, topographisch und praktisch-beschreibend, gelehrt. Eine getrennte Gewebe-, Knochen-, Muskel-, Bänder-Lehre u. s. w. kennt sie im Unterricht nicht. Denn nicht ein mehr oder minder zerfetzter Kadaver und dessen hilflose Theile, sondern der vollständige, lebende, Leben verkörpernde Mensch mit seinem inneren Bau ist ihr Objekt. Am Lebenden also findet die Hauptarbeit statt; mit allen Mitteln: mit Sehen, Tasten, Fühlen, Klopfen und Hören — Perkutiren und Auskultiren nennt's der Medizinnmann — geht sie auf diesen Lebenden los. Sie sucht die äußere Form aus dem Inhalt zu verstehen und aus der äußeren Form auf den Inhalt zu schließen. Form und Inhalt, Ganzes und Theile, sind ihr untrennbar. So giebt sie dem Schüler die Nohle in die Hand und heißt ihn die Eingeweide, die Muskeln, die Nerven, die Gefäße, die Knochen und deren Verbindungen auf die äußere Haut des Lebenden skizziren. Dieser nützlichen Arbeit hilft sie dann freilich, erläuternd, berichtigend und erweiternd: mit Modellen, Präparaten, Schnitten, endlich auch mit Präparir- oder — was wir vorziehen — mit Operir-Übungen an dem geliebten Kadaver und mit dem Mikroskop nach. Aber immer das Ganze im Auge: von außen nach innen vordringend und wieder dahin zurücklenkend, vom Leben ausgehend und zum Leben zurückkehrend. Nicht ein benagter, zerhackter, rettungslos zerpfückter Kadaver soll dem jungen Arzte vor Augen stehen, wenn er seiner anatomischen Studien gedenkt, sondern ein ganzer, lebendiger Mensch, den er auch ohne Röntgen durch und durch sieht, von dem er weiß, wo wichtige Organe der manuellen Behandlung zugänglich liegen und wohin man in Nothfällen das Messer zu lenken hat. Nicht etwas Totes: etwas Lebendiges muß ihm auch bei dem Worte „Anatomie“ einfallen. Wir rathen ihm dann auch, die hübschen Säckelchen: Armknochen, Siebbeine, Kiefer, Schädel oder ganze Skelette — Trophäen?! —, mit denen er manchmal, einem alten Brauche folgend, gedankenlos sein Sprechzimmer dekorirt, wenns überhaupt nöthig ist, lieber anderswo aufzustellen. Er sieht sich die Sachen ja doch nicht an; und für einen kranken Menschen ist Vergleichen nicht immer ein erheiternder Anblick, — aber daran braucht ein gelehrter Arzt ja allerdings nicht zu denken! Es ist auch ein schlechtes Zeichen für die „Richtung“, wenn man aus dem Sprechzimmer ein kleines anatomisches Museum oder eine Art Laboratorium macht. Das Sprechzimmer des Arztes sei ein heller, freundlicher Raum, in dem Leben fluthet, Leben leuchtet und lacht. Und soll es denn ohne Anatomie nicht abgehen, so mag man sich Nachbildungen edler klassischer Skulpturen hineinstellen, denn sie allein zeigen Ziel und Ausgangspunkt aller ärztlichen Kunst, — und sehen doch auch etwas anmuthiger aus.

Die pathologische Anatomie, die wir als Ergänzung und Verlängerung



der normalen Anatomie mit in die Vorbildung einfügen, wird analog getrieben und gelehrt. Der Kadaver und seine Theile werden hier allerdings eine etwas größere Rolle spielen, jedoch nicht mehr, als sachlich nothwendig ist. Die Hauptsache bleibt auch hier der lebende, nun der kranke Mensch. So weit es möglich ist — und wir sehen bei gutem Willen keinerlei Schwierigkeit —, muß auch hier die Arbeit am Lebenden vorgenommen werden und nur ergänzend, berichtend und erweiternd treten Demonstrationen, mikroskopische Beobachtungen, Sezirübungen u. s. w. hinzu. Der Schüler lerne die pathologischen Veränderungen der Organe mit Auge, Ohr und Gefühl, so weit es möglich ist, am Lebenden feststellen, die Resultate mit den Ergebnissen seiner Arbeit in der normalen Anatomie vergleichen und ganz besonders sein Auge für jene wichtigen — groben und feineren — Veränderungen schulen, die als Reflex innerer pathologischer Vorgänge in der äußeren Erscheinung des Menschen zu Tage treten. Von dieser pathologischen Anatomie am Lebenden wird er etwas praktisch sehr Brauchbares in die Berufsthätigkeit mit hinausnehmen, während ihm bisher meist doch wohl nur eine vielleicht wünschenswerthe Abhärtung der Nase und die angenehme Erinnerung an die Reize des Sezirtisches davon übrig bleibt.

Chemie und Physik werden nur, so weit sie zum Verständniß der Physiologie nothwendig sind, und zwar mit ihr verbunden, gelehrt. Wir zweifeln nicht, daß dieses Verfahren über kurz oder lang allgemeine Uebung werden wird. Die beiden Disziplinen werden so an Besten, gewissermaßen zwangsweise, auf das praktisch Nothwendige beschränkt; sublim, für den Forscher sehr interessante, für die angehenden Aerzte aber nur verwirrende und unnütze Exkurse verbieten sich von selbst.

Die Physiologie, der Hauptfaktor dieses kombinierten Kurses, wird ganz besonders mit weiser Selbstbeschränkung und sachgemäßer Zurückhaltung geboten. Hier namentlich muß der Vortragende sich stets vor Augen halten, daß er zukünftige Aerzte und keine angehenden Forscher und Physiologen zu unterrichten hat. Er wird also hauptsächlich Positives: Forschungsergebnisse, bringen, Hypothesen nur ergänzend streifen und die theilweise labyrinthartig sich verschlingenden Wege der neuesten, noch strittigen Forschung nur sehr aus der Vogelperspektive beleuchten. Untersuchungsmethoden wird er nur, so weit sie nöthig und praktisch nützlich sind, vorsehen, mit Mathematik nicht allzu viel und nicht in allzu hohen Regionen operiren, physikalisch- und chemisch-physiologische Feinschmedereien aber thunlichst beschränken. Vivisektionen Experimente an enthirnten Fröschen und ähnlich schöne Dinge mag er in seinem wissenschaftlichen Kämmerlein, im Laboratorium, vornehmen und sie da den angehenden Forschern auf seinem Gebiete demonstrieren; die jungen Aerzte kommen auch ohne diese Darbietungen aus. Der ganze Lehrgang wird auf

hier nicht eine reine Vorlesung darstellen, sondern Vortrag, Diskussion und praktische Uebung in sich vereinigen. Der Studirende wird demnach leicht in der Lage sein, die von dem neuen Entwurf vorausgesetzten chemisch-physiologischen Untersuchungsmethoden sich anzueignen, die zum Verständniß nothwendig und in der Praxis nützlich (?) sind. Er wird dann am Schluß eine nicht allzu sehr in die Breite gehende, aber um so besser fundirte Kenntniß von den Ernährungs-, Bewegungs-, und Empfindungsvorgängen des menschlichen Organismus mitnehmen, mit dessen Leben und Leiden er künftig als Arzt sich zu beschäftigen hat.

In die Arzneimittellehre, die nach unserer Meinung ebenfalls in die Vorbildung gehört, nehmen wir Mineralogie und Botanik, auf das einschlägig Wissenswerthe beschränkt, mit hinein. Wir lieben die Arzneimittel nicht sehr, sind aber nicht so kritisch, sie ganz zu verwerfen. Es giebt Momente und Fälle, wo auch Arzneimittel nützlich und am Plage sind; der junge Arzt muß sie jedenfalls kennen, ehe er sie beurtheilen oder verdammen will. Gleichzeitig mag er etwas pharmazeutische Technik und Kochkunst treiben und sich besonders im Herstellen der einfachsten Sachen: Kamillenthee, Leinsamenschlag u. s. w. üben, von denen er jetzt meistens keine blasse Ahnung — oder doch nur eine theoretische Vorstellung — hat.

Auf Zoologie in der bisherigen Weise wollen wir verzichten. Der spezielle Theil dieser Disziplin muß als bekannt vorausgesetzt werden, der allgemeine wird, wie bei der Botanik, in anderem Zusammenhange gebracht. Wegen der Parasiten des Menschen aber, auf die der Entwurf ein gewisses Gewicht legt, ein besonderes Kolleg zu lesen, dürfte doch nicht zweckdienlich sein. Das Vischen Parasiten kann dem Studirenden auch in der Klinik vorgestellt werden. Wenn ihn die angenehme Bekanntschaft besonders interessiert, mag er ein Buch aufschlagen und Details nachlesen. Also keine reine Zoologie; dagegen wird ein Kurs über Entwicklungsgeschichte und vergleichende Anatomie und Physiologie des Pflanzen- und Thierreiches eingefügt. Dieser Kurs, dessen Einschaltung durch die Entwicklung der Forschung seit Darwin schon lang nahegelegt und ein Bedürfniß ist, soll in kurzer und lichtvoller Weise, zusammenfassend und darum mehr Nutzen bringend als jetzt, Materien besprechen, die bisher, auf mehrere Disziplinen vertheilt, stückweise und unsystematisch vorgetragen, oft ziemlich nutzlos an dem Hörer vorübergegangen sind. Es handelt sich darum, in großen, klaren Zügen die Resultate der Forschungen auf dem gesammten Gebiete der organischen Natur darzulegen, wobei der Schüler abermals nicht nur zu hören, sondern mit dem unbewaffneten und dem bewaffneten Auge selbst zuzusehen, zu prüfen und zu vergleichen hat. Hat der Vortragende Lust, so mag er bei Gelegenheit auf die Parasiten und die unvermeidlichen Mikroben exemplifiziren. Wir halten diesen Kursus wegen des klärenden

Einblickes in die Vorgänge im großen Laboratorium der gesammten organischen Natur für sehr wichtig, für viel wichtiger als die landläufige Zoologie, und möchten ihn darum auf dem Arbeitsplane nicht missen.

Damit halten wir den Rahmen der Vorbildung für ausgefüllt. Es bleibt nun die Frage: wie lange die hierauf bezügliche Arbeit dauern und wie sie in die Ausbildung eingefügt werden soll. Wir würden den angehenden Arzt sofort in den Krankensaal schicken, damit er sein hauptsächliches Arbeitsfeld möglichst früh kennen lernt. Da aber hiergegen bei Behörden und Fakultäten eine entschiedene Abneigung besteht und man die Zulassung zur Klinik von der Beendigung der Vorbildung und von der Ablegung der Vorprüfung abhängig sehen will, so können wir uns hier zu einer Konzeßion entschließen und wollen der Vorbildung den gewünschten Vortritt einräumen. Der Nachtheil wird kein zu großer sein. Es führen auch hier mehrere Wege nach Rom. Wir müssen aber dann darauf bestehen, daß diese Vorbildung auch wirklich eine vollständige sei, die rasch und auf einmal erledigt wird. In zwei Semestern — Bewegung und Staunen im Auditorium! — kann nach unserer genauen Berechnung das Nothwendige in Muffe verarbeitet sein. Der Revisions-Entwurf verlangt bekanntlich fünf und dürfte, wie die Verfasser sich die Sache denken, auch damit noch zu bescheiden sein. Wenn allerdings auf dem „gesammten Gebiete der Chemie und Physik“, wo bisher schon „eingehend“\*) zu prüfen war, die Prüfung noch „eingehender als bisher\*\*“) ausfallen soll; wenn in der Anatomie und Physiologie die bisher schon recht ausgiebige Prüfung abermals „noch verstärkt“\*\*\*) werden soll; wenn also der junge Mann in diesen vier Disziplinen, von denen jede mit ihrem „Gesamtgebiete“ ein Jahre erforderndes Fachstudium repräsentirt, „verstärkt“ und „eingehender als eingehend“ unterrichtet und geprüft werden soll —: dann muß man freilich fünf Semester verlangen, um etwas Examensweisheit vorzufinden; um etwas Brauchbares einzutrichtern, dazu reicht auch das Doppelte nicht. Denn Alles, was in dem großen Urbrei an wirklich Nützlichem mit unterläuft, geht, von der Masse des Ueberflüssigen verdeckt und erdrückt, bald in einem Meer konfusester Eindrücke rettungslos verloren. Den Verfassern des Revisions-Entwurfes ist denn auch selbst etwas bang: sie setzen für Anatomie und Physiologie nach weiteren fünf Semestern gleich noch einmal eine Prüfung an. Das möchten wir ein praktisches Mißtrauensvotum gegen den eigenen Lehrplan nennen, durch das die Sachlage übrigens

\*) Bekanntmachung betreffend die ärztliche Vorprüfung vom zweiten Juni 1883, § 5 Absatz 2.

\*\*) Revisions-Entwurf. Deutsche Med. Wochenschrift 1896 Nr. 25, Sonderbeilage II Lit. B. Absatz 2.

\*\*\*) Ebenda I. Lit. 1 Absatz 1.

keineswegs gebessert wird. Denn würde man den jungen praktischen Arzt, der in den genannten Disziplinen zweimal sein Examen bestanden hat, nach abermals fünf Semestern einer nochmaligen Prüfung unterziehen: er würde nun erst recht, glänzend und definitiv, platt auf den Bauch durch das Examen fallen und würde ein Gleiches in allen anderen Hilfswissenschaften thun. Erfahrene Kliniker, die mit sonst tüchtigen jungen Ärzten viel zu thun haben, werden Das einräumen und die jungen Kollegen selbst werden es lächelnd bestätigen. Wenn aber die ganze Sache im günstigsten Falle doch nur darauf hinauslaufen soll, daß auch der Tüchtigste nichts als die dunkle Empfindung mit in das Leben hinausretten kann, als habe er früher einmal auch Etwas von Vorbildung geträumt, — dann wird man begreifen, warum wir eine andere Einrichtung vorziehen. Wir haben vorhin entwickelt, wie wir die Sache an- fassen würden, und sind überzeugt, daß unsere Vorbildung, obwohl wir sie viel schneller abzuschließen gedenken, dennoch bessere Resultate ergeben wird als die bisher übliche. Es soll sich zeigen, daß hier für das Leben gearbeitet wird.

Als Grundlage der Vorprüfung, die wir also schon nach zwei Semestern zulassen, setzen wir die fünf Hauptdisziplinen — Anatomie, pathologische Anatomie, Physiologie und Arzneimittellehre mit ihren Annexen und endlich Entwicklungs- und vergleichende Anatomie und Physiologie — fest. Logik und Mathematik sollen nur das Denkvermögen schärfen, Philosophie und Geschichte der Medizin zum Nachdenken anregen; sie sind in den Arbeitsplan aufgenommen, der Studirende wird in ihnen aber nicht speziell geprüft. Ob diese Kurse ihren Zweck erreicht haben, ob der junge Mann nachdenken und logisch denken gelernt hat, Das können die anderen Examinatoren leicht feststellen und sind verpflichtet, ihr Urtheil danach zu modifiziren.

Die Prüfung — praktisch-theoretisch, wie der Lehrplan — sei kurz, dabei so eingehend, wie man will, gehe aber hauptsächlich auf das Wesentliche los. Im Nebensächlichen: Gedächtnißkram, Nomenclaturen u. s. w., sei man nachsichtig, dagegen überzeuge man sich ernstlich, ob das Wesen der Sache dem Examinanden fest im Blute steckt. Ist Das nicht zweifellos der Fall, dann sei man unnachsichtlich und stelle ihn zur vollständigen Wiederholung des ganzen Vorbildungskurses sofort für zwei Semester zurück. Genügt der Prüfling auch dann noch nicht, dann hat er bewiesen, daß ihm zum ärztlichen Berufe entweder die Lust oder die nöthige Begabung fehlt, und dann mag er in Gottes Namen — er ist noch jung genug dazu! — sich einem anderen Berufe zuwenden. Man kann in diesem Falle die beruhigende Uebersetzung hegen, daß wirklich ein ungeeignetes Element aus dem Stande entfernt worden ist; während jetzt — und auch im Falle der Einführung des Entwurfes — Gedächtnißkünstlern vulgo „Ochsen“ und ähnlichen Leuten, die vielleicht zur Sache nicht die geringste Eignung haben, Kränze gewunden

werden, wogegen die wirkliche Begabung zum ärztlichen Berufe bei dieser ersten Prüfung eigentlich gar nicht zum Ausdruck kommt.

Wir haben nun noch einen Punkt zu erwähnen. Es ist uns in dem Entwurfe die Bestimmung aufgefallen: „Bei allen Prüfungen sei darauf zu sehen, daß die allgemeine Bildung keine wesentlichen Lücken zeigt“. Auch diese Forderung — sie hätte vielleicht besser von Erziehung gesprochen — ist zweifellos aus einem richtigen Gefühl hervorgegangen. Wir müssen indessen, wie die Sache einmal liegt, und bei dem Ideengang, in dem sich die beabsichtigte Reform bewegt, auch hier entschieden Bedenken aussprechen. Die allgemeine Bildung ist uns keine gleichgiltige Sache; wir möchten sagen: die beste ist uns für den Arzt gerade gut genug. Aber: wie und wann sollen in einer ärztlichen Prüfung „Lücken der allgemeinen Bildung festgestellt werden“? Bei Gelegenheit der eigentlich ärztlichen und klinischen Fächer? Wohl nicht; denn diese sind speziell. Bei den Hilfswissenschaften also vielleicht? Aber was an diesen zum eisernen Bestande des gebildeten Menschen gehört, das wird ja heutzutage schon auf der höheren Töchterschule gelehrt; der junge Mann muß es also zum Mindesten aus dem Gymnasium schon mitbringen. Wir ziehen deshalb vor, uns auch hier an das Spezielle, das uns näher angeht, zu halten. Wir haben dafür aber noch einen anderen Grund. Wir sind der Meinung: wenn das Niveau der Allgemeinbildung der Ärzte in bedauerlicher Weise mehr und mehr heruntergeht, so ist daran in erster Linie die bisherige ärztliche Ausbildung mit ihrer zwecklosen Ueberladung des Geistes und ihren verschwommenen Zielen schuld. Wir können der Allgemeinbildung also keinen besseren Dienst erweisen als den, daß wir da reduzieren und so wieder Raum und Frische für andere Dinge schaffen. Wir zweifeln nicht, daß normal veranlagte junge Leute von der ihnen so gebotenen Gelegenheit privatim dann gern Gebrauch machen werden. Dagegen glauben wir unsere ernstlichen Bedenken aussprechen zu sollen, wenn, so lange man in den bisherigen Gleisen bleibt, die „allgemeine Bildung“ noch in den Rahmen der Prüfungen hineingezogen wird. In unserer bisherigen Ausbildung giebt es des Allgemeinen schon bedächtigend viel und wir befürchten wohl mit Recht, der erwähnte Hinweis in den Bestimmungen einer neuen Prüfungs-Ordnung möchte der Allgemeinbildung nicht nützen, dagegen den Erfolg haben, daß die bisher schon vorhandene Weiterschweifigkeit und Breite sich geradezu ins Uferlose verliert. „Eingehend“, „stark“ und „allgemein“ ist schon jetzt die Devise. „Noch eingehender“, „noch stärker“, „noch allgemeiner“ soll es nach dem Entwurfe werden. Man kann sich vorstellen, wie unter diesen Umständen die Vorbildung des Arztes aussehen würde



## Friedrich List.\*)

Ein halbes Jahrhundert ist morgen dahingegangen, seit der aufrecht freie Feuergeist aus dieser Welt geschieden ist, dessen sterbliche Hülle die Kupferplatte vor uns deckt. Wären nur die Stimmen jener Fanatiker für den *βλος θωρητικός* zu vernehmen gewesen, die zum guten Theil durch ihre stille Beschaulichkeit die schwere Verantwortung für den jetzigen Stand unseres öffentlichen Lebens tragen, so hätten wir unsere Dankbarkeit βλος in unserem Herzen bezeugen müssen. Und doch thut es heute Noth auf allen Gebieten, zu sagen, was man denkt und wem man dankt.

Größere Männer hat es gegeben, leuchtendere Helden der Wissenschaft und Kunst; so unermüdlche Rufer im Streite mit so reinem Herzen, so regsame Geister, so weitsehende Politiker und Propheten wie den stillen Mann da unten hat das deutsche Volk wenige besessen. Auf einem grünen Platz seiner Vaterstadt Reutlingen, der erkerreichen alten Reichsstadt, die die friedlichen Linien der schwäbischen Alp umrahmen, steht das Denkmal Lists: wohlwollende Milde, geistige Kraft und unermüdlche Ausdauer spricht aus seinen festen Zügen.

In steter, vielseitiger Arbeit ist dieser Geist durch das Leben gestärkt, in immer neu sich ergänzender Spannkraft. Sie drängt ihn vorwärts aus der Weißgerberwerkstätte seines Vaters in die Schreibertube; sie drückt ihm, dem Getreuen des „Reformministers“ von Wangenheim, die Feder zu großen Umformungsplänen in die Hand; sie bringt ihn auf die Lehrkanzel für „Staatspraxis“ der neuen tübinger Fakultät, die zum Theil auf sein Gutachten hin gegründet wurde; sie läßt ihn als Abgeordneten jene Petition der reutlinger Bürger verfassen, die Gemeindefreiheit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens fordert und die Schreibermiswirthschaft aufdeckte. Die Wahrheit kostet ihn sein Kammermandat und trägt ihm Festungshaft ein, so daß er wie ein gehetztes Wild von Ort zu Ort flieht, schließlich, nach vertrauensvoller Rückkehr, auf dem Hohenasperg gefangen gesetzt wird, dann aber nach Amerika auswandert. Dort reifen die Anlagen dieser unabhängigen Natur. Da lieft er unermüdlch „das beste Werk, das man in diesem neuen Lande über politische Oekonomie lesen kann“, das Leben, und sieht die Entwicklungen, die in Europa Jahrhunderte in Anspruch nehmen, in kürzester Frist sich abspinnen. Hier lernt er im kleinen Wilde den großen Zusammenhang der Stände, indem er die Bauern zur Erhöhung ihrer Rente Fabrikanten heran-

\*) Diese Gedenkrede hat Professor Rudolf von Scala aus Innsbruck am neunundzwanzigsten November auf dem Friedhof zu Ruffstein gehalten.

ziehen sieht. Da kehrt in ihn der weite Sinn ein, den die See giebt, die Gewöhnung des körperlichen und geistigen Auges, in die Ferne zu sehen. Da schüttelt er den Rest von Philisterstaub von sich ab.

Und so wagt er es, ein deutscher Gelehrter, ein handelnder Mensch zu werden, im unerschütterlichen Glauben an die immer klarer werdenden Ziele seines Lebens. Zurückgekehrt nach Deutschland, das ihm im Hintergrund aller Pläne liegt, bringt er, erfüllt mit amerikanischen Erinnerungen, die erste größere deutsche Bahn (Leipzig-Dresden) zu Stande, betreibt andere große Bahnlinsen, gründet die Ausschüsse dafür, begutachtet die Pläne und Enteignungsgesetze, bearbeitet die Presse. Sein „Eisenbahnjournal“ — mit trefflichen Aufsätzen — ist größtentheils von ihm geschrieben. Er plant ein großes encyclopädisches Werk, das als Staatslexikon von Rottke und Welter das Licht der Welt erblickt und eine erstaunliche Anzahl von Aufsätzen listet bringt. In Duzenden von Städten hält er Vorträge; er will die Auswanderung regeln und verfaßt endlich in Paris, oft von zwei Uhr morgens bis sieben Uhr abends mit geringen Unterbrechungen bei der Arbeit, sein „Nationales System der politischen Dekonomie“. Dann wieder kämpft er in seinem „Zollvereinsblatt“ für die wirtschaftliche Einigung des deutschen Volkes.

Wir sehen ihn in Deutschland in Verhandlung mit Hunderten von deutschen Kaufleuten und Technikern, mit den süddeutschen Kammern, dann wieder mit Kubeß und Metternich in Oesterreich, um eine Verbindung zwischen Donau und Oberrhein zu Stande zu bringen, in Frankreich mit Louis Philippe über Einführung des Papiergeldes, mit dem belgischen Minister Nothomb, mit den ungarischen Magnaten, mit denen er über eine Verjüngung Ungarns berathschlagt. Von Kossuth wird er geehrt als der Mann, der die Nationen am Meisten über ihre wahren volkswirtschaftlichen Interessen aufkläre, und in anerkanntester Weise behandeln ihn seine Gegner in England, wo er mit Cobden und Mac Gregor verkehrt. So begrüßt ihn auch sein Heimathland mit dem Ausruf: „Der List ist wieder da, da wird doch wieder ein Bischofen Leben ins Land kommen!“

Aber seine weitgreifenden Pläne stören doch überall die engen Kreise Kleinbürgerlicher Spießer und man klagt: „Seine Erwartungen sind stets überspannt, und da erst die Zukunft ihn widerlegt, so muß man schweigen.“ Die Zukunft aber hat ihm wie selten einem Menschen Recht gegeben. Sein viel verlachtes deutsches Eisenbahnnetz war fünfzehn Jahre später vollendet. Ja noch mehr: seine politischen Voraussagungen haben seine mächtige prophetische Gabe erwiesen: Die Revolution des Jahres 1848 in Ungarn und die Einmischung Rußlands dabei, die Besetzung Egyptens als ein nothwendiges Glied in der englischen Politik, die Nothwendigkeit einer deutschen Vertretung, einer deutschen Flotte, Oesterreich als der treue Allirte des geeinten

Deutschlands! Die Welt glaubte ihm trotz seinen Erfolgen nicht. Sie trug in Deutschland nicht viel dazu bei, ihm jene Lebenslust zu geben, die ihm zu solcher eisernen Thätigkeit nach eigenem Sehnuchtschrei nöthig ist: „Lebensmuth.“

Die Zeitungen nennen seine großen Pläne „verschiedene unpraktische Projekte“, in den Eisenbahnausschüssen spricht man über den „Schwaben, der ohne Beruf ins Land gekommen und offenbar nur oberflächliche Kenntniffe über die Sache besitze“, und was geschehen, ist beileibe nicht sein Verdienst, sondern entstammt dem „ersprießlichen Zusammenwirken des Ausschusses“... Selbst Engländer belehrten ihn über eine Eisenbahnlinie Hannover-Hamburg „eines Besseren“, da gab er in sehr entschiedener Weise seiner Verehrung für Englands vorgeschrittene Kultur und seiner Furcht vor dessen Rathschlägen Ausdruck: er fürchtet die Danaer, „wenn sie Geschenke bringen“!... Und welche albernen Anschulbigungen schwirrten durch die Luft: daß sein ganzes nationales System der politischen Oekonomie aus dem § 483 (!) eines Buches vom Professor Schmittheuner gestohlen sei, daß er Rußland oder auch Oesterreich sich verkauft habe oder daß er im Solde der deutschen Fabrikanten stehe, wie sich Graf Westmoreland ausdrückte. So ward List mitgespielt, „in dessen verschwenderischem Geisteshaushalt die Sorge für sich selbst die letzte Sorge war,“ der, reich von Amerika herübergekommen, im Dienste seiner Gedanken in Deutschland arm geworden war. Nahe genug ging diese Verleumdungssucht dem Gemüthvollen, der in seiner Weichheit und in seinem Reichthum die kleinsten Erlebnisse seiner Tochter mitlebte, vom jähen Tode seines Sohnes in Algier auf das Tiefste erschüttert ward und ergreifende Töne in der Vorrede zu seinem Hauptwerke findet. Die alte Spannkraft schwindet langsam, sein Nervensystem wird untergraben, — auf der Fahrt nach Meran scheidet er hier in Ruffstein, von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt, nicht mehr seiner Sinne mächtig, aus dem Leben.

Schon dieses thatenreiche Leben, das eine Umformung seines Heimathstaates, Verbreitung der Antheilnahme für wichtige Volksangelegenheiten in weitesten Kreisen, klare Erkenntniß der Wichtigkeit der neuen Verkehrsmittel, Hebung des Wohlstandes in nahestehenden Ländern, Bildung eines großen Zollbundes anstrebte, würde ihn in die Reihe hochbedeutender Wirthschaftspolitiker stellen. Um wie viel schwerer fällt hierzu in die Waagschale seine geistige Thätigkeit, deren Früchte zum Theil dauernd in unsere Weltanschauung aufgenommen sind!

„Jene „individualistische“ Anschauung, die den Staat als eine Summe von Einzelwesen, als einen künstlichen Körper, als durch Vertrag entstanden ansieht, nur das Einzelwesen und die Menschheit, dazwischen aber keinen Verband anerkennt, die von Grotius und Spinoza zu Mirabeau und dem jungen Wilhelm von Humboldt reicht, der auch Kant seinen Tribut zollte,



formte das gesammte Weltbild. Adam Smith hatte ihr auf wirthschaftlichem Gebiete eine glänzende Ausgestaltung gegeben, die von seinen Nachfolgern, vor Allem von Jean Baptiste Say, noch in ausgeprägterem Stile des Individualismus verziert wurde. Diese englische „Freihandelslehre“, „ein Artikel, der nur zur Ausfuhr, nicht zur Konsumption bestimmt war“, hatte eine rein mechanische Erklärung aller wirthschaftlichen Vorgänge versucht, psychologische und ethische Erklärungen bei Seite geschoben, jeden Staatseingriff als eine Störung des harmonischen Weltgleichgewichtes betrachtet und die wirthschaftliche Freiheit mit der religiösen und bürgerlichen in eine Linie gestellt. Die geistige Arbeit hat in diesem System der Tauschwerthe keinen Platz, die Produktivität der Arbeit wird auf Geschicklichkeit zurückgeführt, die doch ein Ergebniß tieferliegender Ursachen ist. Was etwa wirthschaftlich von diesem „Nachtwächterstaat“ (um mit Lassalle zu sprechen), der nur Freiheit und Sicherheit verbürgen soll, veranlaßt wird, stört die Natur in ihren Handlungen. Die weite Erde ist als eine Universalrepublik mit ewigem Frieden gedacht, wo Alles sich in herrlichster Weise ausgleicht.

Da setzt das bleibende Verdienst Lists ein, dieser rohen Auffassung der Wirthschaft, die nur überboten wird durch die sozialdemokratisch-materialistische Auffassung vom Weltprozeß als einer Abwicklung rein wirthschaftlicher Nothwendigkeiten, in schärfster Weise ihre Unrichtigkeit nachgewiesen zu haben. In klaren und doch leidenschaftlich vorwärts drängenden Worten, die wie abgeschossene Pfeile dem Ziele zusliegen, bekämpft er diese auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Englands zugeschnittene Lehre, wobei er aus Psychologie, Ethik und Geschichte seine Waffen holt. Nicht eine politische, sondern eine kosmopolitische Oekonomie hat Smith geschaffen, der einen nicht vorhandenen Normalzustand annimmt, während List die jetzigen Zustände zur Grundlage wählt. Zwischen dem Einzelwesen und der Menschheit steht die Nation, die durch tausend Bande der Sprache, der Sitte, des Rechtes, staatlicher Einrichtungen und der Wirthschaft vereinigt ist. Wie Ranke auf geschichtlichem Gebiete die Ueberwindung des extremen Individualismus darstellt und das Leben der Nation als den wirklichen geschichtlichen Prozeß aufsaßt, so hat List auf wirthschaftlichem Gebiete die Bedeutung nationaler und staatlicher Gemeinschaften erwiesen. Ein Vorläufer Wundts, der mit Recht die Ueberwindung des Individualismus als die Aufgabe unseres Zeitalters erklärt, hat List offenbar die Wechselwirkung zwischen ähnlich gearteten, sich zu den selben Zwecken vereinigenden Einzelwesen als Dasjenige aufgefaßt, was einen nationalen Verband über die Summe der Einzelwesen erhebe und ein bedeutend größeres Ergebniß als die Addition liefere. Damit ist die Volkswirthschaft auf eine psychologische Grundlage gestellt. Denn nicht ein „übersinnlicher Nationalgeist“, der, „von innen her in nicht erkennbarer Weise in die

empirisch sich abwickelnden Dinge des Soziallebens eingreift“, sondern Gesamtbewußtsein, Vererbung, psychische Uebertragung und Wechselwirkung, die die Summe der Einzelwirkungen erhöht, liegt hier ganz klar psychologisch zu beschreiben vor.

Regelung der nationalen Erzeugung, die unter Umständen, wenn sie industrielle Erziehung erzielen kann, auch zu Schutzzöllen greift, steckt im Keime in der Anschauung, daß der Einklang der wirtschaftlichen Kräfte einer kleineren Einheit der höhere, ja der erste ethische Zweck ist. Der Einwand, daß ein Schutzsystem einen Eingriff in die Privatrechte bedeutet, erledigt sich durch die Erwägung, daß fremder Handelspolitik noch viel stärkere Eingriffe in die heimathliche Erzeugung möglich sind. Eine Vertiefung der ethischen Seite der Volkswirtschaft, — eine Vertiefung, die allerdings nicht widerspruchsslos angenommen werden kann — ist die Lehre Lists von den produktiven Kräften, die dem System der Tauschwerthe entgegengestellt wurde, — ein System, das insofern das Richtige trifft, als es nicht in der Natur des Einzelwesens, wohl aber in der Natur eines größeren ethischen Ganzen liegt, augenblickliche Güter zu opfern, um sich zukünftige produktive Kräfte zu sichern.

Endlich hat List die reiche Kustammer der Geschichte der Volkswirtschaftslehre erschlossen: welch ein Abgrund zwischen Adam Smith, dem die Hansa nur in obskuren Chroniken ein Leben führt, und List, der in lebensbigster Weise an diesem Bunde zeigt, wie der Grundsatz, „zu kaufen, wo man am Billigsten kauft“, noch nicht das Gedeihen verbürgt! Glänzend hat er an England erwiesen, daß dieses Land selbst in ganz anderer Wirthschaft emporgeblüht sei, als seine Lehrer glauben machen wollten. Und der Methuenvertrag mit Portugal, der Asientovertrag mit Spanien werden ihm Waffen, die siegreich das Gebäude Smiths zertrümmern. Seitdem ist der Volkswirtschaftslehre das reiche Gebiet der Geschichte erschlossen und Beide sind unzertrennbar geworden. So viel heute bereits in unsere Weltanschauung übergegangen ist — das Recht des Staates auf Regelung wirtschaftlicher Verhältnisse, die Bedeutung des Volkes in der Volkswirtschaft, die Schätzung des Volkstheumes, Gemeindefreiheit, die ethische, psychologische und geschichtliche Grundlage der Volkswirtschaftslehre —, so viel kann uns doch noch als Sinnbild der uns heute beschäftigenden Fragen gelten. Ein Zwiespalt geht durch List wie durch uns: auf der einen Seite die stets wachsende Auffassung vom Staat, der heutzutage „die Fülle der nur sozial zu erreichenden Lebenszwecke“ umfaßt, die naturgemäße und nothwendige Zuweisung wichtiger Lebensgebiete an den Staat, — auf der anderen Seite die drohende Bureaucratisirung derjenigen großen und freien Aufgaben, die eine soziale Gemeinschaft — Staat, Stadt, Land — lösen soll, und die nicht gleichen Schritt haltende Ausbildung der jüngeren Schichten Derer, die diese Aufgaben übernehmen . . .

Wenn List die Nation als einen psychologisch bezeichneten Verband erwiesen hat, dessen werthvolle ideale Mitwirkung bei allen wirtschaftlichen Fragen stets nothwendig ist, — erhebt sich da nicht die berechtigte und unabwiesbare Forderung, daß national gemischte Staaten nicht nur in anerkennenswerther Weise für die geistige Ausbildung und das wirtschaftliche Gedeihen der Einzelnen sorgen sollten, nicht blos bei nationalen Kämpfen im Innern, also blos bei Gegensätzen, sich mit ihren Nationen als solchen beschäftigen sollten, sondern von der Nothwendigkeit derartiger sozial-sittlicher Verbände innerhalb ihres Gefüges sich überzeugen lassen, die lebendigste geistige Wechselwirkung gestalten, die „möglichste Gleichheit der vornehmsten geistigen Lebensinteressen“ verwirklichen, den nothwendigen Klassenkampf mildern, den „Auftrieb von unten“ erleichtern und das Pflichtbewußtsein der Völker erst schaffen? Damit wären dem Gesamtstaate zu seinen sonstigen Grundlagen neue, feste Stützen gegeben, — festere, als etwa die historisch-politischen Individualitäten oder akademische Anerkennungen einer deutschen Weltkultur liefern.

Hat endlich List, der unter der Schlassheit des deutschen Volkes bitter zu leiden hatte, sein System mit dem bedeutungsvollen Worte „Energie“ geschlossen, so birgt dies Wort eine laute Mahnung an die Edelsten und Besten unseres Volkes, stark hervorzutreten, sich der tiefinnersten Lebensinteressen anzunehmen und sozialpolitische Pflichten für sich angesichts der großen Aufgaben des kommenden Jahrhunderts anzuerkennen. . . . Und unermüdlische „Energie“, Arbeit, ruft dieses Wort Denen zu, die glauben, im politischen Kampfe lägen alle Volkspflichten beschlossen, statt daß sie in echt nationalem Pflichtbewußtsein zuerst an ihrer eigenen Ausbildung, an der Aufnahme der Gesamtkultur unseres Volkes, arbeiten!

So empfinden wir für ihn, der aus diesem Grabe so vernehmlich zu uns spricht, die wärmste Dankbarkeit. Nicht auslöschen können wir das harte Wort: *sit divus dumne sit vivus*, aber das Andenken wollen wir bewahren, das dem großen Kämpfer zukommt, der mit heißem, reinem Herzen, mit reinen Händen, mit unermüdlisch drängender Arbeitskraft, mit jenem alt-russischen Sinn, der für die Allgemeinheit wirkt und sich selbstlos in den Hintergrund stellt, für das deutsche Volk gestrebt, gesorgt, gedacht hat. Auf tirolischem Boden zur Ruhe gebettet, seiß Du auch in Deiner letzten Ruhestätte von uns geehrt! Lorbeer mit den Farben unseres engeren Heimathlandes sei Dir auf Dein Grab gelegt, — ein Sinnbild Deines grünen Ruhmes auch in unserem Alpenlande, ein Zeichen dafür, daß es auch auf geistigem Gebiete eine „Erhaltung der Kraft“ giebt! Friedrich List — Du lebst!

Rudolf von Scala.



## Wem frommts?

**I**n der Sozialpolitik sterben die Pangloss nicht aus; doch weil sie hier nicht nur Candides zu Hörern haben, sind sie veranlaßt, ihr Sprächlein von der besten der Welten ein Wischen zu substantiiren. Mit Vorliebe — und lange Zeit in großer Sicherheit — haben sie sich auf zwei wissenschaftliche Theorien berufen, sehr ungleich an Werth, doch gleich in Ausdehnung ihrer Herrschaft über die Geister: das malthusische Bevölkerungsprinzip und Darwins Lehre von der Vervollkommenung durch Zuchtwahl und natürliche Auslese.

Die malthusische Lehre findet heute nicht mehr die frühere allgemeine Anerkennung. Das urkomische arithmetische Exempel, von ihrem Urheber zwar allen Ernstes vorgebracht, aber von späteren Bekennern glatt geopfert, gehört, wie zugegeben werden muß, nicht zum Wesen der berühmten Theorie. Man kann grundsätzlich annehmen, die Bevölkerung habe die Tendenz, rascher zuzunehmen als ihre Subsistenzmittel, ohne eine Regelmäßigkeit der beiderseitigen Zunahme nach den malthusischen Proportionen vorauszusetzen. Wie absurd es also auch bei Malthus entwickelt ist, das Prinzip könnte doch richtig sein. Aber die außerordentliche Entfaltung unserer Produktion auf allen Gebieten, nicht zum Wenigsten auf dem Gebiete der Nahrungsmittel, der Ausblick auf den Zuwachs, den die Entdeckung und Entwicklung technischer und chemischer Hilfskräfte eröffnet, machen es allein schon schwer, an die Geltung des Prinzips zu glauben. Eines nur ist zweifellos wahr: daß der Raum der Erde beschränkt ist und daß, wenn die Menschen, gleichviel in welcher Proportion, sich regelmäßig weiter vermehren, der Zeitpunkt einmal eintreten muß, wo dieser Planet für sie zu klein sein wird. Aber für alle Fragen der praktischen Sozialwissenschaft scheinen mir Spekulationen hierüber noch viel, ja schier unendlich viel müßiger zu sein, als es die Erörterungen über die dereinstige Erschöpfung der Kohlenlager für die Industrie sind. Vielleicht haben bis dahin die Menschen erlernt, sich im freien Aether zu bewegen, vielleicht ist dann die Brücke zu anderen Welten gefunden, vielleicht auch ist noch früher die Erde mit Allem, was auf ihr lebt, in die Sonne geflogen. Es ist, auch von einem teleologischen Gesichtspunkte aus, nicht wohl anzunehmen, daß in der Dekonomie der menschlichen Gesellschaft ein Prinzip vorgesehen sein sollte, das heute schon der entfernten Möglichkeit einer Ueberfüllung der Erde vorbeugend entgegenzuwirken bestimmt wäre.

Ueberfüllt erscheinen freilich die Berufsarten, — und Das begünstigt bei Vielen den Glauben, daß es zu viele Menschen gäbe. Es ist nicht unfährlich, wenn dieser Glaube zu Zeiten stärker vorwaltet. Wer ihn hegt, wird leicht unempfindlich gegen menschliches Elend, unbeforgt um Einrichtungen öffentlicher Wohlfahrt, ja, mehr als gleichgiltig für die Erhaltung des Friedens.

Was sich dem oberflächlichen Blicke als eine Ueberfüllung der Berufsarten darstellt, ist in Wirklichkeit der Mangel an hinreichender zahlungsfähiger Kundschaft, um den in den Berufen Thätigen die angemessenen Mittel für ihren Lebensunterhalt zu gewähren. So ist zwar das Proletariat unbeschäftigter Aerzte schon bedauerlich groß; aber wie außerordentlich viel zahlreicher sind die Unbemittelten, denen eine ausgiebigere ärztliche Pflege von Nutzen sein würde. An der ausreichenden Kundschaft gebricht es nur den wenigen Berufskreisen nicht, die ausschließlich oder doch nahezu durch die oberen Klassen beschäftigt sind. Die Ursache, warum sie hier vorhanden ist und sonst fehlt, liegt in den Verhältnissen, auf die ich schon früher an dieser Stelle hingewiesen habe: „Die Masse des Renteneinkommens ist so groß, daß es auch nicht entfernt durch die höheren Lebensansprüche der Rentenempfänger und ihre möglichen Anlagen in Sachgütern absorbiert werden kann.“ (S. den Artikel „Spekulation“ in der „Zukunft“ vom achten Juni 1895.) Hält man sich Das gegenwärtig, so kann man gar nicht zweifeln, daß eine Verringerung der Menschenzahl das Uebel nicht mindern, sondern erschweren würde. Denn wenn auch die Grundrente mit sinkender Population fällt, so giebt es doch die Unzahl der festen Rentenlasten, die dann in unveränderter Höhe von dem Arbeitertrage der geringeren Menschenzahl gekürzt werden, auf dieser also nur mit vermehrter Wucht liegen würden. In unveränderter Höhe, denn wenn wir selbst annehmen wollten, daß die Zahl der Menschen — ganz entgegen zwar dem malthusianischen Rezept — in allen Klassen gleichmäßig geringer werden würde, so vergehen doch mit den Rentenempfängern nicht auch ihre Ansprüche, die ja durch Vererbung übertragen werden. Wohl aber stirbt in jedem Konkurrenten der einen Berufsklasse zugleich ein Konsument so vieler anderen.

Der Verwerthung von Darwins Lehre zu sozial-apologetischen Zwecken sind Büchner\*) und Alexander Tille\*\*) in trefflichen Schriften wirksam entgegengetreten. Gerade im Namen Darwins fordern sie die soziale Reform. Wie kann auch erwartet werden, daß der Vereblung des genus homo die Karikatur einer Zuchtwahl diene, bei der der reiche Krüppel die herrlichste Braut heimführen mag, Tausende aber der schönsten, der kräftigsten, der gesündesten, der intelligentesten Männer und Frauen zum Coelibate verurtheilt sind? Wie kann der Kampf ums Dasein eine jener Vereblung dienende natürliche Auslese bewirken, wenn in diesem Kampfe eine so entscheidende, ja, die oft allentscheidende Rolle Mitteln zufällt, die dem Menschen äußerlich sind? Wohl dürften auch die Neugeborenen ungleich mit diesen Mitteln ausgestattet sein. Da möchte sich die Tüchtigkeit des weniger oder gar nicht damit Begünstigten erst recht entwickeln und stählen im Kampfe. Wenn aber die

\*) Büchner. Darwinismus und Sozialismus.

\*\*) Volksdienst. Von einem Sozialaristokraten.

Ungleichheit so weit geht, daß ein Theil der Menschen mit starker, glänzender Rüstung, der andere nicht nur nackt und bloß geboren wird, sondern mit Fesseln an Händen und Füßen, so mag ja immer noch der ganz ausnehmend Starke einmal die Fesseln zerbrechen und mit Erfolg sich durchringen können; aber die Mehrzahl auch seiner tüchtigen Genossen muß im ungleichen Streite erliegen und gar viel trefflicher Stoff zum Aufbau eines besseren Menschenthumes wird dabei vernichtet. Noch giebt es zwar eine Art von Eigenschaften, die zuweilen den unter ungünstigem Stern Geborenen emporbringen. Er mag sich durchkriechen, durchwinden, durchklaubeln oder durchheucheln. Allein die Fortpflanzung von Eigenschaften, die hierzu dienlich sind, kann gewiß nicht zur Vereblung der Menschheit beitragen.

So ist die soziale Ungleichheit weder als Hemmungsmittel eines über- großen Bevölkerungswachses zu vertheidigen noch — in dem Maße, zu dem sie gebiehet ist — als Förderungsmittel der Vervollkommenung des Menschengeschlechtes zu loben. Nützt sie aber wenigstens der — wenn auch nicht außerlesenen doch — ausgewählten Minderzahl? Giebt es einen Volkstheil, durch dessen größeres Wohlergehen, wenn man diese Dinge im Ganzen nehmen dürfte, die Summe von Noth und Entbehrung der Uebrigen, wenigstens zu einem großen Theile, als vergütet erscheinen könnte? Wem frommts? In dem eben angeführten Sinne habe ich diese Frage hier aufgeworfen. Wem frommt es, daß, als vor so vielen tausend Jahren unsere Vorfahren die Institution des Privateigenthumes entwickelten und damit recht eigentlich sich dem Zustande der Barbarei entwandten, sie nicht auch schon zu der Erkenntniß reif waren, wo und wie diese Institution eingeschränkt werden müsse, wenn nicht mit der Zeit Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage werden solle? Daß sie nicht sahen und nicht sehen konnten, wie auch der Einrichtung, die das Selbstbewußtsein, das Freiheitsgefühl des Individuums weckte und nährte, den Wettstreit anspornte und damit den Fortschritt förderte, wie auch dieser Einrichtung natürliche Grenzen gesetzt sind, hinter denen die gute Wirkung in ihr Gegentheil umschlägt? Wem frommts? Sehr Vielen, wenn man die thörichte Einbildung der Einen und den Neid der Anderen befragt; doch kleiner und kleiner wird die Zahl, sieht man erst selbst näher und schärfer zu. Hier die Vorurtheile zu zerstören und die Wahrheit zu finden, scheint mir eine Aufgabe von großer Bedeutung zu sein, weil nichts die sozialen Gegensätze so sehr verschärft und verbittert wie eben diese Vorurtheile. Sie verschulden das Stemmen gegen die soziale Reform, wie sie zu vielfach persönlicher Auffassung des Gegensatzes verleiten. Der würde also, wie ich glaube, Großes für den sozialen Frieden leisten, dem es gelänge, über die Beziehungen der einzelnen Klassen zu den sozialen Zuständen volle Klarheit zu gewinnen und in eindringlicher Darstellung weithin zu verbreiten. Was ich hier in dieser

Richtung unternehme, erhebt entfernt nicht den Anspruch, eine solche Leistung zu sein. Es ist eine Skizze, die zu entwerfen mich Zweierlei bestimmt: die Hoffnung, das Glück könne es fügen, daß ein mit der nöthigen Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft ausgestatteter Schriftsteller dadurch angeregt werde, sich des großen Gegenstandes anzunehmen, und eine gewisse Verpflichtung, die ich in dem schon citirten Artikel mit den folgenden Worten übernommen habe: „Wie der hier kaum in den rohesten Umrissen angedeutete Zustand bis weit in die Reihen der Besitzenden hinein unerquicklich wird, wie er namentlich in der Sorge für die Existenz der Kinder bedrückend wirkt, keine Ruhe aufkommen läßt und zu nervöser Hast drängt, wie er Nachtheile und Gefahren selbst für Diejenigen bringt, die auf den ersten Anblick davon am Meisten begünstigt erscheinen, ist ein Thema ganz für sich; ich hoffe, es einmal behandeln zu können.“ Es ist in Uebereinstimmung mit diesem Satze, wenn ich die Klassen, die man in ihrer Gesamtheit oft als den vierten Stand bezeichnet, von dieser Betrachtung gänzlich ausscheide. Daß die Situation dieses Standes reformbedürftig ist, wird ja auch, in der Literatur zum Mindesten, nur allenfalls noch von dem stets übereifrigen Schmarogerthum bezweifelt.

Kommen wir deshalb gleich zur Einwirkung jener Verhältnisse auf den Mittelstand. Dabei müssen wir auf eine Definition des Begriffes Mittelstand verzichten. Sie ist thatsächlich nicht zu geben. Schwierig wäre sie schon, wenn wir dabei nur einfach die Vermögens- und Einkommenverhältnisse als maßgebend ansehen dürften. Denn mittlere Vermögens- und Einkommenverhältnisse sind andere in der Stadt als auf dem Lande, andere in der großen als in der kleinen Stadt, und endlich andere in verschiedenen Zeiten. Die Grenze verschiebt sich fortwährend. Aber die Zugehörigkeit zum Mittelstand setzt gar nicht den Besitz eines mittleren Vermögens oder Einkommens voraus. Diesen Umstand sowohl als jene Grenzverschiebung werden wir gut thun, nicht aus den Augen zu verlieren. Wir werden Beider Spuren vielfach begegnen. Auch nach dem Bildungsgrade läßt sich nicht abstufen, was zum Mittelstande gehören mag, noch nach dem Maße der Selbständigkeit der Lebensstellung. Mehr als je geht heute dies Alles in einander über und seltsam mischen sich die Bedingungen aus Herkunft, Einkommen, Bildung und Beruf, die in der allgemeinen Vorstellung den höchst unbestimmten Begriff des Mittelstandes ergeben. An diesem unbestimmten Begriff müssen wir uns genügen lassen. Allein das kurze Ueberdenken der möglichen Kriterien ist nicht zwecklos gewesen. Ueberall ließ uns schon die ungewisse Grenze das Präkäre in der Situation der sozialen Grenzschichten ahnen und manchen Anlaß sozialer Noth konnten wir bereits in der Nicht-Uebereinstimmung von mittlerem Einkommen mit den entsprechenden Stufen von Rang und Bildung vermuthen. Und diese Disförmung tritt häufiger auf mit fortschreitender Entwicklung des früher ge-

schilberten sozialen Zustandes. In mehrfacher Weise wirkt dieser aus der Vereinigung großer Rentenansprüche in den Händen einer Minderzahl erwachsene Zustand auf die Personen des Mittelstandes ein.

Ihr Einkommen wird verkürzt, insofern sie zur Bezahlung dieser Renten beizutragen haben. Ihre Ausgaben werden durch direkte Berührung mit der Klasse der großen Rentenempfänger oder durch eine von diesem Kreise ausgehende und sich fortpflanzende Wirkung vermehrt. Die Kapitalkraft der Großrentner bringt sie an die Spitze großer Betriebe, deren Konkurrenz der Mittelklasse das Dasein erschwert. Der Umstand, daß die großen Rentner ihre Einkommen nicht verbrauchen wollen oder können, bewirkt, daß Waaren und Arbeitskräfte nicht regulär zu verwerthen sind oder ganz überschüssig bleiben. Das Herumkuriren an den so entwickelten sozialen Schäden führt zu Veränderungen und Störungen, von denen Einzelne schwer geschädigt, in manchen Fällen zu Grunde gerichtet werden. Es giebt Angehörige des Mittelstandes, die von der zuerst genannten Konsequenz des gegebenen Zustandes unmittelbar nicht nachtheilig berührt werden. Im Gegentheil: was sie direkt und indirekt zur großen Rentenmasse beisteuern müssen, wird durch ihre eigenen Eingänge an Renten überwogen. Aber dieser Ueberschuß muß ziemlich groß sein, wenn nicht schon die zweite Konsequenz sie in die Reihe der Benachtheiligten versetzen soll. Die Vermehrung der großen Einkommen geht Hand in Hand mit der vermehrten Gütererzeugung. Man braucht durchaus nicht gegen die erhöhten Ausgaben der Reichen zu eifern; die Situation würde sich noch verschlimmern, wenn sie sich dieser Vergrößerung ihres Ausgabenetats enthalten wollten. Dennoch darf die eine nachtheilige Konsequenz für die anderen Klassen nicht übersehen werden, daß deren Ausgaben sich gleichfalls dadurch erhöhen. Wir haben in Deutschland eine rasche Entwicklung innerhalb einer einzigen Generation gesehen und Jedem hat wohl diese Entwicklung Gelegenheit geboten, in seinem eigenen Kreise hierher passende Beobachtungen zu machen. Da mögen in jedem Regiment einzelne Offiziere aus Häusern gewesen sein, deren Reichthum durch Besitz städtischen Terrains, durch Betheiligung an industriellen Unternehmungen, durch Darleihen eines stolzen Namens für Gründungen oder durch glückliche Spekulationen sich verdoppelt und verdreifacht hatte. Auch die Söhne des allerjüngsten Adels sind ja mit vollen Taschen in die Offizierkasinos eingetreten. Wie haben sie die Lebenshaltung des ganzen Standes beeinflusst, — zumal ihre Opulenz ja nicht unvermittelt der Dürftigkeit der ärmsten Kameraden gegenübersteht! Da wirkt — wenn wir von Denen absehen, die, ganz unbekümmert um ihre Mittel, „drauf los“ leben — immer der Eine auf die nächstpotenten Elemente ein, und wenn wir den Offizier mit schmalstem Einkommen, der zugleich der Solideste wäre, befragen könnten, so würde er uns sagen, daß auch er dem



von seinen reichen Genossen ausgehenden Einflüsse sich nicht völlig zu entziehen vermag. Da giebt es gemeinschaftliche Veranstaltungen, Geschenke sind zu geben, wovon er sich nicht ausschließen kann und mag. Ist er verheirathet, so ist die Enthaltung durch Rücksicht auf Frau und Kinder nur häufig noch erschwert. Ähnlich ist es im Beamtenstande. Der hohe Beamte und seine Familie verkehren sozial mit Gesellschaftskreisen, für die sein Jahresgehalt vor zwei Dezzennien schon das Einkommen eines Monats bedeutete, heute vielleicht nur das Einkommen einer Woche bedeuten mag. Ist es denkbar, daß eine solche Veränderung auf sein Budget ohne Einfluß bleiben sollte? Verzichtet er auch darauf, etwa in Einladungen mit Jenen zu wetteifern, so wird er doch einigermaßen nachkommen wollen und sicherlich sind auch in diesen Kreisen die Diners an Gängen reicher, an Ausschmückung luxuriöser geworden, als sie vor zwei Jahrzehnten waren. Und dann die Erziehung der Kinder, die Toilette der Töchter, die, wiewohl bescheiden, doch nicht allzu sehr von der Freundin aus dem Kommerzienrathshause abstechen sollen. Die Bewegung erhöhter Lebenshaltung würde sich durch alle Schichten der Beamtenwelt fortpflanzen, auch wenn diese nicht gleichzeitig einer ähnlichen Einwirkung aus den entsprechenden bürgerlichen Kreisen ausgesetzt wären. Nicht weniger zeigt sich in der kaufmännischen Welt eine Tendenz analogen Ursprunges für Erweiterung der Lebensbedürfnisse. Hier entwickeln sich zum Theil gewaltige Vermögensabstände in der selben Familie, im gleichen Freundeskreise. Es kann nicht fehlen, daß der Verkehr mit den reich Gewordenen die weniger Begüterten zu Ausgaben bestimmt, für die sie sonst keinen Anlaß haben würden. Doch ist auch hier nicht zu vergessen, daß die mehrerzeugten Waaren Konsumenten aus allen Ständen verlangen, daß also mit wachsender Produktivität der Arbeit eine erhöhte Lebenshaltung auch der Mittelklasse zu einer sozialen Nothwendigkeit wird. Das hindert aber nicht, daß diese erhöhte Lebenshaltung eben so zur Erschwerung des Daseins beiträgt wie eine Verrückung des Einkommens; und wohl kommt dabei in Betracht, daß die Arbeitskraft zu so reicher Güterproduktion ausgenutzt werden muß nicht nur für die Erhaltung der Produzenten, sondern auch eben für die volle Deckung der Renten.

Stellen wir uns nun einen Industriellen oder Kaufmann in folgender Situation vor. Er hat aus Hausbesitz, Papieren, Geschäftskapital ein Renteneinkommen, das zusammen mit seinem Geschäftsnutzen hinreicht, ihm eine Lebensführung, wie sie in seiner Klasse durchschnittlich üblich ist, zu gestatten. Er kann dabei auch die nöthigen Rücklagen für seine Kinder machen, ist also ein durchaus behäbiger Mann. Oder denken wir an einen Anderen, der nicht so wohlhabend ist, sich und seinen Angehörigen Vieles von Dem versagen muß, was sonst im gleichen Kreise zu den Anforderungen des Lebens gerechnet wird, der aber doch noch, ohne seinen Haushalt in Unordnung zu bringen,

gerade Dem gerecht werden kann, was nun einmal dazu gehört, wenn man nicht aus seiner Klasse herausfallen will. Einer langsamen Umgestaltung der Verhältnisse vermöchte selbst dieser Kaufmann oder Industrielle noch durch allmähliche Entwicklung seiner Ressourcen zu folgen. Aber die Umgestaltung erfolgt rascher und rascher. Durch die ins Ungemessene wachsenden Mittel der Reichen werden die Erwerbszweige, in denen der Wohlhabende wie der gerade noch in geordneten Umständen Lebende thätig sind, förmlich revolutionirt. Das Einkommen aus dem Geschäft schmälert sich mehr und mehr; das Kapital wird gefährdet. Nicht nur, daß der Wettbewerb mit so mächtigen Konkurrenten schwierig bis zur Unmöglichkeit wird, so wird auch noch durch einen Mißbrauch der Kapitalassoziation — dem freilich Gesetzgebung und Exekutive nicht nothwendig mit verschränkten Armen zusehen müßten — ein früher ungekanntes, hazardöses Element in ihre Branchen gebracht. Wer noch mit äußerster Anstrengung seiner beschränkteren Mittel, mit Einsetzung seiner vollen Thatkraft und Intelligenz es ermöglicht hatte, mitzuschwimmen, wird eines Tages sich einer willkürlich gemachten Preisbewegung gegenüber sehen, zu der er Stellung nehmen muß, will er nicht sein Geschäft stillstehen lassen. Die Preisbewegung vollzieht sich in der Waare, die er fabrizirt oder worin er Handel treibt, oder auch in den Rohmaterialien, die er verwendet. Trusts zum Zwecke von Preistreibereien greifen heute in die einst solidesten Geschäftszweige ein und da wird bald kein Industrieller oder Kaufmann sein, den nicht schon das Treiben dieser Vereinigungen verwirrt, geschädigt, aus dem Gleichgewicht oder gar zu Falle gebracht hätte. Und hier ist noch die Störung oder Schädigung Anderer eine ungewollte, freilich auch nicht gemiedene Nebenwirkung. Nun aber bildet man selbst Trusts, mit der ausgesprochenen Absicht, die Schwächeren zu vernichten; Das ist ein Mißbrauch des Reichthumes, wie er schlimmer kaum gedacht werden kann und für den wohl auch der Gegenschlag nicht ausbleiben wird.

Und doch ist es schwer zu entscheiden, wie sich die Lage des Mittelstandes im Ganzen schlimmer gestalten mag. Wenn die Reichen sich zu dem Unternehmungen drängen oder wenn sie sich — in Zeiten der Depression — ihrer enthalten? Im ersten Fall wird ein Theil der überschüssigen Renten zwar in Produktionsmitteln angelegt, womit dem Mittelstand jene schwere Konkurrenz bereitet wird, aber so doch immerhin zum Kauf von Waaren und Arbeitskraft und nicht unmittelbar zur Vergrößerung der Schuldforderungen verwendet. Im anderen Fall aber vermehrt sich die Menge der Produkte, für die durch einen Preisdruck Unterkunft gesucht werden muß. Ein verhältnißmäßig großer Theil von Produzenten muß die Grenze zulässiger Produktion überschreiten, geräth ins Wirthschaften mit Verlust, und da Das auf die Dauer nicht betrieben werden kann, so werden schließlich Arbeitskräfte außer

Thätigkeit gesetzt. Bei solcher Situation in Gewerbe und Handel ist es kein Wunder, wenn die Söhne häufig lieber nicht den Beruf des Vaters ergreifen und wenn dieser selbst nur darum in selteneren Fällen den Beruf wechselt, weil Das doch in der Praxis sich nicht so leicht vollzieht, wie es nach manchen Theoretikern scheinen möchte. Aber die Wanderungen von Geschäftszweig zu Geschäftszweig, von Berufsart zu Berufsart werden für die Mehrzahl nur von Enttäuschungen gefolgt sein können, weil die gleiche Entwicklung sich überall fühlbar macht und eben durch jene Wanderungen nur um so sicherer von einem Kreise dem anderen mitgetheilt werden.

Unter diesen Umständen mehrt sich in allen Gesellschaftsschichten die Zahl der jungen Männer, die davor zurückschrecken, einen Haushalt zu gründen. Und da wir zu civilisirt und zu hochgeittet sind, um dem Reichen zu gestatten, daß er mehrere Frauen in seinen Harem nehme, so bleibt mit jedem Hagestolz auch immer ein Mädchen mehr von der Ehe ausgeschlossen. Wie die zunehmende Ehelosigkeit gerade der Gebildeteren und Anspruchsvolleren die Sittlichkeit in allen Ständen untergraben muß, will ich nur ganz flüchtig andeuten. Ein Ausmalen kann man sich hier gewiß erlassen, da doch in diesen Dingen Jeder Bescheid weiß. Aber so viel sei unseren ehrwürdigen Sittenwächtern gesagt, wie auch den Laien, die mit ihnen an einem Strang ziehen, daß sie besser das Predigen einstellen und dafür mit Eifer das Uebel an seiner Quelle bekämpfen würden.

Das Elternhaus vermag noch eine Anzahl der ledigen Frauen zu erhalten; aber, wo das Erbtheil nicht groß genug ist, werden auch diese, wenn sie zu Waisen geworden sind, ohne eine Erwerbsthätigkeit nicht bestehen können. Die Zahl der jungen Damen, die, schon bei Lebzeiten des Vaters, genöthigt sind, für den eigenen Unterhalt ganz oder theilweise zu sorgen, nimmt immer mehr zu. Und deshalb kann es nur als Unvernunft und Grausamkeit bezeichnet werden, wenn man der Ausbildung der Frauen für irgend einen Erwerbszweig und ihrer Bethätigung darin Hindernisse in den Weg legen will. Der Frau, die auf die eigene Kraft angewiesen ist — und immer mehr Frauen kommen ja leider in diese Lage —, darf die Nutzbarmachung dieser Kraft für die Erhaltung ihrer Existenz und ihrer Unabhängigkeit in keiner Weise erschwert werden. Wenn man aber weiter geht und die Erwerbsthätigkeit der Frauen als etwas an sich Gutes und Erstrebenswerthes hinstellen will, so scheint mir doch, man mache da aus der Noth eine Tugend. Das Brot, das die Frauen durch ihre Thätigkeit erwerben können, ist zudem verhältnißmäßig meist ein dürftiges. In den akademischen Berufsarten mag es zunächst noch besser sein, da der weibliche Arzt oder Advokat noch eine Seltenheit ist. Aber schon die Lehrerinnen, die Erzieherinnen, das Heer der Konservatoristinnen, — wie gedrückt und wie unsicher ist ihr Erwerb!

Je mehr ihrer werden, desto mehr wird nicht nur die weibliche, sondern auch die männliche Arbeitskraft heruntergeboten. Dieser Umstand kann, wie die Dinge liegen, die einzelne Dame natürlich nicht abhalten, ihre Existenz zu suchen.

So ist die weibliche Erwerbsthätigkeit unter gegebenen sozialen Bedingungen eine Nothwendigkeit; allein der natürliche und der edelste Beruf der Frau bleibt doch der einer Gattin und Mutter, dem sie unter gesünderen sozialen Verhältnissen — als Regel — auch allein zu folgen hätte. Dieser Beruf kann ein Dasein wohl erfüllen und die höchste erreichbare Ausbildung des Verstandes, des Geistes und des Herzens wird dafür nie zu gut sein können. Erziehe man die Töchter nicht zu Puppen, lasse man sie das Leben erkennen, — und sie werden auch als Frauen keine Puppen sein. Die Sorge für eine glückliche Verheirathung der Töchter macht an der Grenze des Mittelstandes nicht Halt; sie sucht auch die Reichsten heim. Werden in anderen Klassen die jungen Männer durch pekuniären Mangel von der Eheschließung zurückgehalten, so bildet in diesen Kreisen oft die zu große Ueppigkeit ein noch stärkeres Hinderniß. Die *jeunesse dorée* erlernt eine ganz eigene Werthschätzung des Ewig-Weiblichen. Für die Ehe betrachtet sie sich zum großen Theil als reif, wenn sie mit ihrer Jugend abgewirthschaftet hat. Dabei sind die Verhältnisse oft keineswegs sicher, wie denn auch häufig die Versorgung der Söhne — wofern sie nicht gerade einer Aktiengesellschaft als Direktoren aufgelegt werden können — den Vätern kaum weniger Kopfzerbrechen macht als die Unterbringung der Töchter. Und dann, wie viele Sorgen muß in so zahlreichen Fällen einem ernstern Vater die Richtung erwecken, die der Sohn einschlägt! Da ist Ausschweifung oder geistige Debe, blödes Eigerlthum. Wäre es nicht besser, Du erfolgreicher Papa, wenn Du beim Abscheiden Deinen Sohn mit etwas weniger Reichtum und dafür mit mehr männlichem Ernste zurücklassen könntest? Ist nicht schließlich ein *petit sucrier* wie Max Lebaudy bedauernswerther als der Aermste der Armen?

Doch nicht nur die Zukunft der Kinder, auch die eigene Existenz schon bereitet Sorgen, selbst in der Klasse der sehr Begüterten. Zu nah sind diese den höchsten Spitzen, zu eng sind sie mit ihnen gesellschaftlich verknüpft, zu fühlbar ist gerade in diesen Regionen die wirthschaftliche Umwälzung, zu lebhaft empfunden die Furcht, überflügelt zu werden und schließlich wohl nicht mehr der ersten Klasse anzugehören. Daher die gewaltsamen Anstrengungen und das Hasten nach dem Gewinn, das auch in die „besten“ Familien so viel Verwirrung und Elend bringt. Es ist bezeichnend, daß seit Decennien die kommerziellen Verlustlisten in jeder Krise Namen von überraschenderem Klange aufweisen. Wenn aber der Reiche sich von jeder geschäftlichen Thätigkeit und Spekulation fern hält, wenn er nichts als Rentner ist, selbst dann kann er durch eine Entwicklung, die einen sinkenden Zinsfuß bei erhöhten Lebens-

ansprüchen mit sich bringt, geschädigt werden, falls er nicht seine Rentnerlaufbahn mit einem sehr großen Ueberschusse begonnen hat. War Das der Fall, so wird er allerdings nur noch durch seine Kinder von jener Entwidlung in Mitleidenschaft gezogen werden. Auf seine Nerven wird jedenfalls weniger eingestürmt und es ist anzunehmen, daß aus den Kreisen der reinen Rentner die Irrenhäuser weniger bevölkert werden. Aber einer anderen Reihe von Gefahren, die eben aus den Zuständen erwachsen, wovon er nur begünstigt zu sein schien, kann er sich so wenig entziehen wie der thätige Reiche. Vor fast fünfzig Jahren schon hat Dickens in seinem Bleak-House diese Gefahren geschildert und seitdem ist häufig, doch niemals wohl mit solcher Kraft, darauf hingewiesen worden. Dickens zeigt uns die Straße, Tom all alone's genannt, wo der arme Joe nächtigt, und sagt: Tom habe seine Rache, selbst die Winde seien seine Boten. „Verily what with tainting, plundering and spoiling, Tom has his revenge.“ Mit diesem prägnanten Sage, der in jedem Worte ganze Gefahrenklassen zusammenfaßt, schließt die Stelle, die von erschütternder Beredsamkeit ist.

Es könnte noch erwähnt werden, was von einer in Thaten sich umsetzenden Unzufriedenheit der unteren Klassen drohen möchte und was in manchen Ländern selbst von einem glücklichen Besieger dieser Klassen zu gewärtigen wäre. Allein ich ziehe vor, hier nur von Dem zu reden, was ist, und nicht von Dem, was etwa in der Zukunft sich ereignen könnte. Man wird bemerken, wie sehr ich auch sonst mich beschränkt habe. Ueberall habe ich auf die so dankbaren Einzelheiten verzichtet. Ich habe nicht versucht, den Luxus und die Exzentrizitäten in den oberen Klassen zu schildern, noch die Konsequenzen zu zeigen, zu denen die Sucht der Nachahmung bei den Anderen führt. Nirgends ist Das voll ausgeführt, was zu einem fertigen, ausgearbeiteten Gemälde gehören würde. Ein Kapitel, und zwar das von den Folgen ungeschickten Herumkurirens, konnte ich sogar nur andeuten; Das ist ein weites Feld, wie Papa Briest sagen würde. Mir war es darum zu thun, einmal, wenn auch nur in den Umrissen, ein Gesamtbild von der Wirkung der sozialen Zustände auf die Gesellschaftsklassen zu zeichnen, das ich doch auch, der Uebersichtlichkeit wegen, in den engen Rahmen eines einzigen Artikels bringen wollte. Ich hoffe, so, wie es ist, wird es schon den Eindruck erwecken, daß thatsächlich alle Klassen der menschlichen Gesellschaft, jede in ihrer Weise, unter jenen Zuständen leiden und daß darum nirgends ein Widerstreben gegen eine ernste, die Wurzel des Uebels erfassende Reform bestehen dürfte. Die Aufgabe, den Eindruck meiner Skizze zu vertiefen, muß ich einem Anderen, dafür besser Ausgerüsteten überlassen.

Frankfurt am Main.

Karl Hecht.



## Zwei Versammlungen.\*)

### I.

#### Im Grauen Bären.

**I**ch möchte nicht etwa behaupten, des vierten Deutschen Historikertages vorzüglichste Bedeutung beruhe in den zwanglosen Zusammenkünften, die vom zehnten bis zum vierzehnten September allabendlich im „Grauen Bären“ zu Innsbruck stattgefunden haben, — mich einer so frivolen Blasphemie schuldig zu machen, davon bin ich weit entfernt. Aber ich behaupte getrost: der Historiker ist, abgesehen von dem hohen Vorzuge seiner eminenten Gelehrsamkeit und von seinen sonstigen wissenschaftlichen Tugenden, schließlich, und namentlich bei Abendlicht betrachtet, auch gewissermaßen Mensch. Und gerade in dieser Zeitschrift, die schon manchen Beitrag zur Charakteristik von hervorragenden Zeitgenossen gebracht hat, darf man wohl einmal die Gelegenheit des innsbrucker Kongresses benutzen, um die Matadore der Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung als „Menschen an sich“ in Worten ohne Bilder zu schildern. Die rein wissenschaftliche Ausbeute des Tages ist ja ohnehin in den Zeitungen von Berufenen und Unberufenen längst nach den verschiedensten Richtungen hin beleuchtet worden.

Ehe ich im eigentlichen, reichlichst zur Verfügung stehenden Stoff untertauche, möchte ich mir eine kleine statistische Abschwelzung erlauben. Gelegentlich der Debatte, die sich während der Berathung der zukünftigen Geschäftsordnung über die Höhe des Beitrages der Kongreßtheilnehmer — wohl zu unterscheiden von den einen jährlichen Beitrag zahlenden Mitgliedern des Verbandes deutscher Historiker! — entwickelt hatte, bezweifelte Alfons Huber aus Wien, ob verhältnißmäßig viele Verbandsglieder in der Lage seien, sämmtliche Historikertage zu besuchen. Diesen fruchtbaren Gedanken aufgreifend, habe ich mit Hilfe siebenstelliger Logarithmen auf Grund der neuesten statistischen Methoden die Präsenzlisten der Tage von Leipzig (1894), Frankfurt a. M. (1895) und Innsbruck (1896) bearbeitet; das Verzeichniß der Theilnehmer am ersten (münchener) Historikertage stand mir leider nicht zur Verfügung, würde aber kaum das Gesamtergebnis merklich beeinflusst haben. Danach sieht es freilich so aus, als ob mein Freund Recht hätte, der in stolzer Schöne derartigen Zusammenkünften fern zu bleiben pflegt, weil die Theilnehmer, unbewußt oder bewußt, ja doch nur die Staffage zu einer von Einzelnen, Wenigen, um ihrer selbst willen in Szene gesetzten Sache bildeten. Nun haben sich in Leipzigs „Kaufmännischem Vereinshause“ 340 Herren in die ausliegende Liste eingezeichnet, während die „Allemannia“ in Frankfurt a. M. und die „Stadtsäle“ Innsbrucks je 119 Historiker aufgenommen haben; Das macht in Summa 578 Kongreßtheilnehmer. Von diesen

\*) Die beiden Versammlungen, von denen hier gesprochen wird, liegen zwar schon eine Weile zurück; dennoch wird der Versuch vielleicht Interesse finden, einmal die Persönlichkeiten in ihrer individuellen Eigenart zu schildern, die in der wissenschaftlichen und religiösen Bewegung heute an hervorragender Stelle wirken.

sind, wenn ich recht gezählt habe, 527 (also etwa  $\frac{12}{13}$ ) nur je einmal vertreten gewesen; 38 Herren haben je zwei Tagen ihre Theilnahme gewidmet (und zwar 23 denen von Leipzig und Frankfurt, 8 denen von Leipzig und Innsbruck und 7 denen von Frankfurt und Innsbruck). Außer diesen giebt es nur 13 Herren: Fritz Arnheim (Berlin), Joseph Hansen (Köln), Karl Th. Feigel (München), Julius Raerst (Gotha), H. Pirenne (Gent), Hans Prutz (Königsberg), Felix Stieve (München), Armin Tille (Bonn), Heinrich Ullmann (Greifswald), Wilhelm Vogt (Nürnberg), Ottokar Weber (Prag), Hans von Zwiabined (Graz) und der gehorsamst Unterzeichnete, die die drei letzten Historikertage sämmtlich besucht haben. Wer sich aber versucht fühlen sollte, diesen Dreizehn vor allen Anderen die „Nache“ zuzuschreiben, Der würde sich gewaltig irren. Denn selbstverständlich spielten manche Geschichtsforscher, die in Innsbruck zum ersten Male auftauchten, ihren Personalien zu Folge eine hervortragendere Rolle als Der ober Jener, den man zum eisernen Bestande des Kongresses rechnen darf (den Unterzeichneten mit eingeschlossen). Dagegen konnte man in Innsbruck so Manchen sehen, der nicht da war; so fehlten Bachmann (Prag) und Pastor (Innsbruck), die damit kluger Weise einer Begegnung aus dem Wege gegangen waren, die recht peinlich hätte werden können. Vor Allem aber weist die innsbrucker Liste den Namen des Mannes nicht auf, der, trotz Felix Nachsahl und Maximilian Venz, zur Zeit und hoffentlich noch auf lange Jahre hinaus unter den deutschen Historikern das Hauptinteresse beansprucht: den Namen Karls Lamprecht. Nicht hatte ihm, wie liebevoll das Gespräch ging, bleiche Furcht, sondern ein hartnäckiger Nackenlatarrh gebieterisch die Schonung seiner kostbaren Stimmittel und damit das Fernbleiben von den Verhandlungen auferlegt. Schon dieser Umstand beweist schlagend, daß die Liste der dreizehn Treuen für die Beurtheilung der Gesamtleistungen des innsbrucker Tages durchaus nicht maßgebend sein kann.

Ferner verließen dieser Zusammenkunft ein besonders charakteristisches Gepräge die gelehrten Patres vom Benediktiner-, Franziskaner- und Augustinerorden; und dennoch muß ich gerade über diese anscheinend freundlichen Herren mit Stillschweigen hinweggehen, weil sie — ich weiß nicht, ob Das ein „Muß“ war — den abendlichen Veranstaltungen ostentativ fern blieben und so die Anknüpfung näherer Bekanntschaft vereitelt haben.

Wir tagten am Fuße der Berge; drum wars kein Wunder, wenn in der Arena und am Biertisch echte Kraglerkostüme vom einfachsten und mitgenommensten Genre bis zu dem eleganten des Herrn Dr. Mahl-Schebl von Alpenburg, k. k. Sektionrathes, auftauchten. Drum wars kein Wunder und wahrhaftig auch nicht zu beklagen, daß das süddeutsche und deutsch-österreichische Element stark überwog. Joseph Hirn, dessen in klassischem Deutsch geschriebenen Vortrag über Innsbrucks historischen Boben (gedruckt in den „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“) man gelesen haben muß, Emil von Ottenthal und der stille Archibiodirektor von Schönherr (Innsbruck), der zutrauliche Archivar August von Jalsch (Klagenfurt), der so herzlich lachende Vuchin von Ebengreuth (Graz), dann mein lieber Freund und Kollege Hanns Schlitter (Wien), den wohlwollende Reporter zum „Archivrath“ und dann sogar zum „Staatsrath“ — fiat applicatio! — avanciren ließen, ferner der zwar in Leipzig amtierende, aber seine schwäbische Heimath im Tonfall nie verleugnende Sieglin, der be-

scheiden abwartende Ottokar Weber (Prag): Das waren ein paar Männer, denen echt süddeutsches Wesen, vor Allem herzzewinnende Freundlichkeit eigen ist. Unter die sympathischsten Erscheinungen dieser Kategorie gehört entschieden der nürnbergger Gymnasialdirektor Wilhelm Vogt. Deutsch vom Scheitel bis zur breiten Sohle ist auch der münzkundige Riggauer, dessen unberechtigte Bescheidenheit daran schuld ist, wenn er weniger bekannt sein sollte. Neben Gemüthlichkeit und Biederkeit war auch das noble Element recht gut repräsentirt. Seine Excellenz der I. und I. Feldmarschalllieutenant und liberale Direktor des wiener Kriegsarchivs Leander von Wezer mit seinem bleichen „Schatten“, dem schneidigen Hauptmann Göl, der badische Kammerherr und Archivdirektor von Weech (Karlsruhe) und der zum Präsidenten wie geschaffene bisherige „Obmann“ Hans von Zweibined-Südenhorst (Graz) stellen ein vierblättriges Aleeblatt von Cavalieren dar, das „Leben und Lebenlassen“ auf sein Panier geschrieben hat. Etwas mehr schon nach rechts, d. h. nach der zugeknöpften Seite hin, gruppiren sich zwei innsbrucker Professoren, der Nationalökonom Freiherr von Myrbach-Rheinfeld (trotz seinem —y— ein Verwandter des großen reichsdeutschen Geschlechtes Derer von Myrbach) und der jugendlichere Freiherr von Schwind; die vollkommenste Reserve beobachtet der Geheime Justizrath Loersch aus Bonn. Als jovialer Militär machte sich der von Wizen sprühende Oberst Gedeon Maretich Freiherr von Riv-Alpon, ein Kenner der tiroler Schlachten von 1809, schnell beliebt. Den „Alten Herrn“, dem man den allzeit fideles Studio sofort ansieht, personifizierte Eduard Heyd: ein Mann, mit dem man sich „ano gevordo“ und ohne lange Präliminarien befreunden kann, offen, treuherzig und frisch. Vorzügliche Talente als Gesellschafter entwickelte er, der heidelberger Kränkung vergessend, am Abend des zwölften Septembers. Bei dieser Gelegenheit eines improvisirten Kommerzes entpuppte sich auch Joseph Hansen, der Archivar der guten Stadt Köln, als Einen, der keinen Späß verbirbt; der traute Umgang mit den rheinischen Jesuiten (notabene: des sechzehnten Jahrhunderts!) hat ihm also nichts anhaben können. In die Gesellschaft von Heyd und Hansen paßt gut noch ein drittes „H“: Karl Theodor Heigel aus München. Er gehört zu den Kerntruppen der historischen Legion — „Triarier“ nennen sie sich scherzweise —, die durch ihr Wesen sämtlichen bisherigen vier Kongressen ihren Charakter aufgeprägt haben. Die Güte, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, ohne jedoch damit viel Worte zu machen: so ist Heigel. Er arbeitet nicht schnell; aber was er macht, ist tabellos. Drum konnte kaum ein Anderer so glücklich und nachdrücklich, wie er es gethan, durch echt nationalen Stolz passende Anregungen zum Vöken gemeinsam anzugreifender Aufgaben geben.

Wenn ich mein Vorhaben einmal von der examinerischen Seite her anfasse, Das heißt: die Herren namhaft mache, denen ich nicht hätte als Examinatoren begegnen mögen, so wäre an erster Stelle Knapp aus Straßburg, an zweiter Felix Stieve aus München zu nennen, obwohl Beide grundverschiedenen Wesens sind. Knapps scharfes Denken hat etwas Imponirendes; aber Das weiß er selber auch, — und Das ist schade. Denn nun ergeht er sich über Dummheiten Anderer mit einem so scharfen Spotte, einer so ägenden Ironie, daß das unglückliche Opfer in seines Nichts durchbohrendem Gefühle einfach zu Boden geschmettert werden muß. Dann läßt er es liegen; denn Knapp kennt kein Er-



barmen. Stiebe kann auch zu Boden strecken; aber er hebt Einen wieder auf. Stiebes Wiß ist ungemein schlagfertig. Darum ist er als Tischredner sehr geschätzt; denn recht tüchtig auf Kosten Anderer lachen zu können, thut Einem wohl. Die Kosten trug in Frankfurt von Zwiabined, Kaltenbrunner in Junsbruck. Ferdinand Kaltenbrunner gehört entschieden zu den germanischsten Erscheinungen unter den modernen Historikern: von mächtigen Brauen beschattete, hellblaue Augen, die heiter-pfiffig blicken und dann wieder Zorn und Sturm verkünden können, ein meist freundliches Gesicht, von dem man nur nicht viel sehen kann, weil es fast ganz in blondem Haupt- und Barthaar versinkt, wallende Locken, mächtiger Vollbart: was Wunder, daß im Scherzen und Kosen auf Kaltenbrunner gern der romantische Name eines durch Fouqués in die Literatur eingeführten Wassergottes angewendet wird? Ein bemerkenswerthes Talent hat er als Obmann des Ortsausschusses entwickelt: bei Nacht und bei Tag auf dem Posten, unermülich; holerisch aufgebracht, wenn seinen vortrefflichen Anordnungen zum Trotz Etwas versehen worden war, aber dann auch sofort wieder besänftigt.

Es giebt auch Germanen westlich von Deutschlands Grenze. Fredericq aus Gent, der in Leipzig die Geusenslieder nicht oft genug zum Besten geben konnte, war diesmal leider nicht erschienen; dafür aber sein sehr angenehmer Spezialkollege Pirenne, dem man den lebhaften Trieb anmerkt, sich möglichst eingehend über deutsche Unterrichtsverhältnisse belehren zu lassen. Seine feine, verbindliche Art macht es ihm nicht schwer, Informationen einzuholen. Weiter nach der Ausländerei hin oder vielmehr mitten in dieser drin treffen wir auf Herrn Blondel aus Paris. Mit auffallendem Gleichmuth ließ er beim Festmahle die Toaste auf Franz Josef und Wilhelm den Zweiten über sich ergehen; wer einmal A gesagt hat, Der muß auch B sagen. Nett aber war es dann und weltmännisch klug von Georg von Below aus Münster, die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen französischen Nachbarn zu lenken. Und dieser bedankte sich für diese Artigkeit durch einen in elegantem Französisch gesprochenen Toast auf „l'amitié de la vérité“ und „l'amitié de la justice“, die er bei den deutschen Historikern angetroffen habe. Zu den Norddeutschen, über die sich weniger sagen läßt, weil sie es lieben, ihre Person möglichst unpersönlich zu gestalten, gehört als einer der nördlichsten der Königsberger Hans Pruz, dessen Heimath wegen ihrer peripherischen Lage kaum je zum Rang einer Kongreßstadt emporsteigen dürfte; so wird Hans Pruz wohl auch fernerhin solenne Toaste ausbringen, ohne selbst solche einzuheimsen. In ihrem ganzen Wesen etwas Gewinnendes haben Kleinschmidt (Heidelberg) und Ulmann (Greifswald). Arthur Kleinschmidt kommt man bald näher; ein tiefes und zartes Gemüth offenbart sich dann vor dem erstaunten Blicke Dessen, der von den weltmännischen Formen auf ein kaltes Herz geschlossen hatte. Auch Heinrich Ulmann kann sehr herzlich sein; jedenfalls trägt er nie, wie es Andere gern zu thun pflegen, den Geheimrath zur Schau.

I awoke one morning and found myself famous, — so konnte Rudolf von Scala von sich sagen, nachdem er seinen geschickten Vortrag über „Individualismus und Sozialismus in der Geschichtschreibung“ am Sonnabend gehalten und am übernächsten Morgen beim Frühstück die glänzenden Besprechungen seines Vortrages in der Kölnischen Zeitung und anderwärts nachgelesen hatte. Eigentlich sollte ich ihm grollen, bitter grollen. Wenn man noch jung und so gut wi-

unbekannt ist und dabei einigen Ehrgeiz besitzt — und ich leugne nicht, daß mir etwas Derartiges im innersten Busen schlummert —, so hat man das überaus lebhafteste Bedürfnis, erstens: einmal gedruckt zu werden; und wenn sich dies heiße Sehnen durch die theure Dissertation mehr, als dem Vater lieb ist, erfüllt hat, zweitens: auf dem oder jenem Spezialgebietchen öffentlich als beachtenswerthe Erscheinung, womöglich als Autorität, aufzutreten. Heute noch überrißelt mich ein hohes Glücksgefühl, wenn ich des Tages und der Stunde — es war am siebenten Juli 1892, gegen vier Uhr nachmittags — gedenke, da Karl Lamprecht mich, den noch nicht einmal gedruckt vorliegenden Autor, im Kolleg als Quelle für einen bestimmten Abschnitt der mittelalterlichen Geschichte anerkennend citirte. Meine Bekannten sahen mich an; ich wurde roth bis über die Ohren. Aber Das war damals nur vor Studenten; diesmal hätte mich vor einem so erlauchten Zuhörerkreise passiren können — und ich saß sozusagen auf dem Präsentirbrett! Ja, wenn —! Professor von Scala, der zu seinem Referate die verschiedensten Anschauungen über die Geschichtschreibung und ihre Grenzen studiren mußte, war durch den seine Universitätsferien in Innsbruck verbringenden Professor Jung aus Prag (einen äußerst gemüthlichen Nordtiroler) auf meine Abhandlung „Weltgeschichte“\*) aufmerksam gemacht worden. Als ich ihn dann in Innsbruck persönlich kennen lernte, hatte er mir davon gesprochen, mich zu citiren, und auf meine vorsichtige Frage: „In welchem Sinne?“ geantwortet: „Natürlich im guten.“ Also sitze ich und harre des seligen Augenblickes, da aus Scalas holdem Munde das erlösende Wort ertönen soll — nix wars. Drum schwieg ich auch bei der Debatte, die sich an seinen Vortrag schloß. Wie hätte ich mir nun das Recht anmaßen dürfen, dort von Lebenserfahrung und Weltanschauung zu reden, wo gereifte Männer wie Schmoller das Wort ergreifen? Aber schade wars doch. . . Schmoller? Also war Berlin vertreten? Ja; und recht gut. Schmoller, der „Herr Geheimrath“, wie er im Buche steht, wenn auch sein stark schwäbelndes Zbion nicht recht zu der vornehmen Gesamterscheinung passen will, und sogar der immer noch rüstige Reizen waren anwesend. Und sie nicht allein. Οι πρσι Σούλα καί Τρσιτογχε haben seit dem Heimgang ihrer Führer allmählich das Grollen fahren lassen, das sich ja im Grunde gegen Niemand anders gerichtet hatte als gegen Lamprecht oder genauer: gegen seine Methode. Nun hat aber Lamprecht im Laufe der letzten Jahre (um mich euphemistisch auszudrücken) keine Niederlage erlitten; darum suchen die klügsten unter seinen Gegnern die Streitart zu begraben und auf Grund gegenseitiger Achtung einen dauernden Waffenstillstand herzustellen. Der als Herausgeber der „Historischen Zeitschrift“ viel vermögende Meinecke (Einer von Denen, die den Klemmer auf der Nase in eine schiefe Ebene bringen, im geeigneten Moment darüber hinweg auf ihr Gegenüber einen scharfen Blick gleiten lassen und auf diese Weise ihr Forschen in ein harmloses Versteckspiel hüllen) hat sich in Innsbruck gewiß davon überzeugt, daß mit den Herren der anderen Richtung leidlich auszukommen ist.

Leipzig.

Hans F. Helmolt.



\*) S. „Zukunft“, vom zweiundzwanzigsten August 1896.

## II.

## Ein modernes Konzil.

Konzile schildern, heißt, Historienbilder malen. Historienbilder müssen Pracht entfalten und Affekte in würdigen Posen darstellen. Das Konzil, das am fünften Oktober in Eisenach tagte, die Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt“, hatte von Beidem nichts. In einem einfachen Saal eine Anzahl — hundert und einige — Männer in der dunkeln Uniform unserer Zeit, dazu einige Frauen, die, vereinzelt wie sie waren, das Ganze nicht farbig zu gestalten vermochten. Ein Ratheder an der einen Schmalseite des Saales, dicht neben der erhöhten Nische, in der ein Tisch die „Herren von der Feder“ vereinigte. Kein Posaunenstoß und kein Heroldsgeschrei, das die Ankunft des höchsten Würdenträgers anzeigte. Nur einfache Eingangsworte und dann ein Vortrag. So verlief der erste und dann der zweite Tag. Am Abend des ersten Tages vereinigte sich die Masse der Theilnehmer „vertraulich“ in einer Art Tabakskollegium. Der zweite Abend fand nur noch den Rest der Versammlung um einen einzigen Tisch und am dritten Tage waren bereits Alle verschwunden, denen das kleine Städtchen zum Zwecke des Konzils zum Quartier gebiet hatte. Keine Bulle war erlassen, keine Beschlüsse waren gefaßt worden. Die Oeffentlichkeit in Gestalt des eisenacher Blättchens hatte von den fremden Gästen Notiz genommen als von einer Versammlung mit unbekannten Zwecken unter christlicher Devise, die „merkwürdiger Weise unter Ausschluß der Oeffentlichkeit“ getagt habe. Und doch hatte der Laie, der zugegen war, den Eindruck der Machtentfaltung.

Und als die Versammlung sich aufgelöst und die Theilnehmer sich im Reich verstreut hatten, blieb ihm als Erinnerung der Eindruck, nicht eines erklärten, geschlossenen und gruppirten Verbandes zu irgend einer bestimmten, abgegrenzten Mission im öffentlichen Leben, aber der Eindruck einer starken Bewegung mit entscheidenden und richtungsgebenden Kräften, einer Eidgenossenschaft, die sich auf ein Ideal eingeschworen hat, auf das ihre Glieder mit verschiedenen Mitteln, aber mit der gleichen Triebkraft hindrängen, der Eindruck, daß die Vereinigung nicht getagt hatte, um sich über einzuschlagende Wege endgiltig zu einigen, sondern um Spannkraft und Elektrizität in Reibung und Austausch zu erhöhen. Und merkwürdig hoben sich im Laufe der Verhandlung aus der eintönigen Farbe einer modernen Versammlung plastische Bilder von sehr starker Eigenthümlichkeit hervor.

Da war in erster Linie der Redakteur der Christlichen Welt, der mit lebendigem Geist, dem sich die Sprache in immer zutreffenden Formen fügt, im Laufe eines Jahres das gesamte geistige Leben in das Gebiet seines Scheinwerfers zieht, D. Martin Rade, eine Erscheinung, die einen Deutschen, der seine Heiligen gern schön und turnierfähig sieht, erfreuen muß. Am ersten Tage hielt Professor Rastan aus Berlin den Vortrag, ein Aopf mit Zügen wie aus Pergament gefaltet. Der Rade sah sich in ein Meer von Wissen gestürzt, in dem seine Bewegungen nur Schwimmversuche blieben. Professor Rastan rechnete ab zwischen vorchristlicher Philosophie, die sich der Keime des werdenden Christenthumes bemächtigt, die ihm ihre Formen geliehen und damit geholfen habe, populär zu werden, und zwischen unserer Zeit, die eine große, ausgebreitete Wissenschaft besitze und das Gebiet der Religion als ein eigenes Reich erkannt habe, in dem man sich nicht mit den Mitteln orientiren könne, mit denen die Wissenschaft forscht.

Der zweite Tag gehörte dem Professor Harnack. Er ist ein großer Mann von ausgesprochener Eleganz und jenem etwas steifen Parquetgang, den man bei ihm mehr so deuten möchte, daß er den großen, ein Bißchen vorgestreckten Kopf, das Werkzeug starker Gedankenarbeit, behutsam tragen müsse. Auf dem Ratheder aber wurde seine Erscheinung belebt, jünger, sie gewann etwas Beherrschendes. Es war, als wenn jede Schranke gehoben wäre und der Geist aus diesem Gehirn sich aufgemacht hätte, um seinen Ring über die ganze Versammlung auszudehnen, sie zu bannen und mit dem Feuer zu vereinigen, das aus ihm sprach. Seine Rede war ein Kunstwerk, seine Ironie fein geschliffen wie ein Floret. Humoristisch wirkte die einzige Geste, deren er sich auf den Höhepunkten seiner Rede bediente. Wenn er schilderte, wie das konservative Organ der kirchlichen Majoritäten, der Reichsbote, über theologische Forschung urtheile: als eine höchst unbequeme und überflüssige Sache, als eine *quantité négligeable*, so schwenkte er die langen vornehmen Hände mit einer Bewegung, als schüttle er Etwas aus dem Fenster, und illustrierte damit die ablehnende Haltung des Reichsboten auf eine sehr dekorative Art. Seine eigentliche Darstellung galt dem heutigen Stande des Protestantismus und zeigte die Richtung seiner Entwicklung bis zur bevorstehenden Verfallung an dem Präzedenzfall der katholischen Kirche auf. Aber unsere Kirche würde eine dürftige Erscheinung bilden neben dem Prachtwerk der katholischen, an dem die Jahrhunderte gebaut haben. Für die Erscheinung des Papstes würden unsere Generalsuperintendenten keinen Ersatz bieten. Die katholische Kirche sei reich an mannichfaltigen Werkzeugen, sie brauche den Kapuziner und den Jesuiten. Die evangelische Kirche dagegen, wenn sie den Gehorsam mehr und mehr zum ausschließlichen, allein seligmachenden Mittel stempeln wollte, würde die trostlose Einförmigkeit als einzig unterscheidende Errungenschaft vor der katholischen voraus haben. Eine neue Hinwendung auf Das, woraus die apostolische Kirche entsprang und wohin später die Reformation vorübergehend zurücklenkte, hat Albrecht Ritschl angebahnt. In der von ihm gewiesenen Richtung müsse man weitergehen, einstweilen ohne vereinigendes Bekenntniß, aber als eine Schaar, die ihre Fahne noch sucht und finden würde; so nur wäre der Verfeinerung der evangelischen Kirche wirklich entgegenzuarbeiten.

Als Harnack geendigt hatte, meldete sich Niemand zur Diskussion. Der Eindruck einer großen Leistung hielt unwillkürlich Zeden zurück. Erst nach Ablauf einer eingeschobenen Pause fand die lebhafteste Anregung, die Harnack gegeben hatte, ihren Wiederhall. Nach einander erschienen auf dem Ratheder der kleine Amerikaner Gregory mit den lebhaftesten schwarzen Augen, um zu sagen, daß ein Bekenntniß sich aus Ansätzen bilde und daß dazu heute schon ein Anfang gemacht werden sollte, damit auch aus den fern Stehenden sich Anhänger zu der Fahne sammeln könnten. Dann kam Professor Erbslisch aus Heidelberg, mit dem federnden Gang, dem ganzen übermüthig kräftigen Bau, dem das Lachen in den Pausen so aus der breiten Brust kam wie die natürliche Aeußerung seiner Lebenskraft. Auf dem Ratheder veranstaltete er ganz allein einen Aufruhr und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um zu beweisen, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt die Resignation das einzige Gebiet zur Betthätigung für den Starken sei, daß keines Menschen Wille im Stande wäre, zu einer Lösung zu helfen. Vielleicht, daß die Zeit der Religion, die von allen Gebieten auf sich selbst zurückgewiesen sei, einmal wieder eine Stellung bringen würde. Jetzt, in der molluskenhaften Formation der Menschheit, wäre darauf keine Aussicht. Im

Gegensatz zu diesem jungen Hoffnungslosen trat Bornemann aus Magdeburg auf, ohne das Relief einer Neckengestalt. Aber über die kleinen Züge mit dem assyrischen Bart herrschten die hastigen rothbraunen Augenlein mit der wachen Lebendigkeit des Vogelauges. Dieser Blick und die tiefe Stimme redeten eine Sprache, die warm und arbeitstreu in die Verhältnisse der Gegenwart eingriff.

Professor von Soden aus Berlin drang auf Formen, aber aus anderen Gründen als Gregory: die Menschheit rekrutire sich im Durchschnitt nicht aus Persönlichkeiten, sondern aus Kummern mit dem Bedürfniß nach festen Linien für die Anlehnung. Nun erschien in kleiner, gebrungener Gestalt, breitschultrig, mit der tiefen, lauten Stimme: Johannes Müller. Die dunkelblauen Augen in dem großen blonden Kopf machen seltsam nachdrücklich den Eindruck der Güte. Er sprach davon, wie überall geistige Macht sich durch Persönlichkeiten übertragen habe, wie auch die evangelische Sache da, wo Persönlichkeiten sie trügen, das Feld behalten müßte und daß eben das Christenthum aus Mollusken und bloßen Kummern Persönlichkeiten schaffe. Es ging eine Wärme und Ueberzeugungskraft von ihm aus, die sich in seinem Leben eigene Wege gesucht und den Theologen vermocht hat, auf das kirchliche Amt zu verzichten und seine Persönlichkeit auf andere Weise für die Sache einzusetzen, in der er lebt. Nach ihm trat Paul Göhre auf, in seiner übersprudelnden Lebenskraft ähnlich wie Trölsch, aber innerhalb der germanischen Wucht, die sich in Weiden darstellt, grundverschieden im Äußeren sowohl als in der Wendung der inneren Spannung, — Göhre, der in seiner Jugend auf die Vorzüge der gebildeten Klassen verzichtet und sich den Fabrikarbeitern zugesellt hatte, um mit den Brüdern zu theilen; der dann im Rauch und Schweiß der Fabrik zu der Ueberzeugung kam, daß er in der Rolle des Bevorzugten, mit geistigen Waffen Gerüsteten, Denen, für deren Befreiung er brannte, mehr nützen könne; der heute wieder sein kirchliches Amt niedergelegt hat, um diesem Ziel ungehemmt seine ganze Kraft geben zu können; der mit den starken Fäusten immer an diesem Felsblock schiebt und auch diesmal die Frage dahin wandte, daß Persönlichkeiten, wie das Christenthum sie zu schaffen vermöchte, nur aus Menschenmaterial geschaffen werden können. Deshalb dürfe bei der Frage nach der Zukunft des Protestantismus die soziale Seite der christlichen Bestrebungen nie vergessen werden: erst die Massen menschenwürdig stellen und dann aus den Menschen christliche Persönlichkeiten machen.

Ein modernes Konzil war es, versammelt, nicht um den Geist zu binden, den Strom in ein festes Bett zu zwingen, sondern, um die Kraft vereinigter Hände loszubinden, Geist und Leben zu entfesseln. Die ganze Strömung, die dort zum Ausbruch kam, trägt das Antlitz der Jugend und die Gewalt der Jugend in sich, durch Feuer und Selbstlosigkeit hinzureißen. Es wehte eine scharfe Lust am ersten und am zweiten Tage und erfrischend wirkte bei der Unmündigkeit, mit der entgegengesetzte Meinungen sich äußerten, die Zuversicht, mit der man auch beim Gegner auf Würdigung rechnete und rechnen konnte. Stark und zukunfts voll trat das verbindende Element hervor, das brüderliche Streben nach christlicher Vereinigung mit Allen, das eben schon als Streben eine Frucht des Christenthumes ist, — des Christenthumes, das lebt und fernerhin leben wird.

Beate Bonus-Feep.



## Selbstanzeigen.

**Bismarck-Jahrbuch.** Dritter Band. Berlin, D. Häring. 1896.

Eben ist der dritte Band des Bismarck-Jahrbuches ausgegeben worden. Ich will die Gelegenheit, die die Gefälligkeit des Herausgebers der „Zukunft“ mir darbietet, benutzen, um die Leser auf dieses Unternehmen neuerdings aufmerksam zu machen, auf dessen Bedeutung schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes ein zum Urtheil besonders berufener Mann (Erich Marcks) in dieser Zeitschrift hingewiesen hat. Das Bismarck-Jahrbuch will in erster Linie die für die Geschichte Bismarcks und seiner Zeit wichtigen Materialien urkundlichen Charakters sammeln und sie, nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Methode bearbeitet, der geschichtlichen Forschung zur Verfügung stellen. Dieser Aufgabe entsprechend, hat das Bismarck-Jahrbuch in den drei ersten Bänden schon eine Fülle von Denkschriften, Berichten und Briefen Bismarcks theils nach den Originalen, theils nach Konzepten letzter Hand gebracht, ferner eine große Zahl von Briefen hervorragender Diplomaten des In- und Auslandes, die ihre amtliche Stellung oder persönliche Freundschaft zu schriftlichem Gedankenaustausch mit Bismarck veranlaßte. Ich erwähne von Korrespondenzen dieser Art nur die Briefe des Ministers Otto von Manteuffel und die Abrechts von Moos, zwei umfangreiche Sammlungen, die im dritten Bande des Jahrbuches zum ersten Male veröffentlicht worden sind. Da die staatlichen Archive sich der Erforschung gerade der für die Gegenwart bedeutsamsten Periode der bismarckischen Ära vielleicht noch auf lange Zeit verschließen, leuchtet die Wichtigkeit der Publikation der im Privatbesitz befindlichen Materialien von selbst ein. Sie bilden auf lange Zeit hinaus die einzige Quelle für die historische Forschung. Alle anderen Abtheilungen des Jahrbuches (Bismarckgebichte, Reden und Aufsätze, Chronik) müssen deshalb an Bedeutung hinter der ersten zurückbleiben. Diese soll denn auch in den folgenden Bänden nach Kräften verstärkt werden; mehr und mehr wird das Jahrbuch zu einem Bismarck-Archiv sich umgestalten. Dazu aber bedarf der Herausgeber der thatkräftigen Unterstützung aller Derer, die sich treue Anhänger des Fürsten Bismarck und der Politik des alten Kurses nennen. Sie kann gewährt werden finanziell durch Subskription auf das Jahrbuch, ideell durch Einsendung von Stücken, die sich zur Veröffentlichung im Bismarck-Jahrbuch eignen. In beiderlei Hinsicht ist eine kräftige Förderung erwünscht; und ich hoffe zuversichtlich, daß sich die Leser der „Zukunft“ diesem Appell nicht entziehen werden.

Ghemniz.

Professor Dr. Forst Kohl.



**Der dramatische Monolog** in der Poetik des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. (Rigmanns Theatergeschichtliche Forschungen, Band XIV.) Hamburg, Leopold Voss. 1896.

Sporn und Zweck dieser Arbeit liegen in der unmittelbaren Gegenwart. Wer die Technik des realistischen Dramas unserer Tage betrachtet, möchte versucht sein, das jede Wort Solas von den Versen, sie würden über kurz oder

lang ausgestorben sein wie die großen Thierformen der Urzeit, auch auf den dramatischen Monolog auszubehnen, — so abhold sind die Modernen dem Selbstgespräch auf der Bühne. Unsere Klassiker hielten es anders. Ihnen war der Monolog ein innerlich berechtigtes und nothwendiges poetisches Kunstmittel, mit dem sie eine ihrer schönsten und stärksten Wirkungen erzielten. Woher die Wandlung kommt, ist bald gesagt: die moderne Monologfeindlichkeit ist eine Gefolgserscheinung des neuzeitlichen Naturalismus, der das Leben auf der Bühne möglichst getreu nach dem der Wirklichkeit gestalten möchte. Aber damit ist wenig gewonnen. Eine Fülle weiterer Fragen schießt auf: Was versagt sich das moderne Drama durch seinen Verzicht auf den Monolog? Was gewinnt es dadurch? Wie ersetzt es den Ausfall? Wie wirkt der Monologmangel auf die Entfaltung und Darstellung der Charaktere, wie auf den Bau der Handlung, wie auf die Szenenführung? Wie verhält sich die künstlerische Illusionsforderung des Theaters dazu? u. s. w. Eine summarische Beantwortung aller dieser Fragen, Das sieht man halb ein, rein „aus der Tiefe des Gemüthes“, ist unmöglich. Die schöpferische Dichtung hat wohl das Recht, sich ohne langes Besinnen neue Formen zu schaffen, wenn sie glaubt, die alten taugten oder genügten ihr nicht mehr; aber die Forschung und Kritik spüre dann erst recht auch den früheren und überkommenen Formen nach, trachte, Alles und Neues aus einander zu verstehen, aus einander zu erklären, an einander zu messen. Und was bei den großen Dramatikern unserer literarischen Blüthezeit so fest und unveräußerlich zu dem innersten Erbgut ihrer poetischen Kunst und Wirkung gehörte, sollte einer eingehenden, umfangreichen Untersuchung wohl werth sein. Ich möchte deshalb die Geschichte des Monologes in dem neueren Drama der Deutschen darstellen und seine Entwicklung über die Hauptstationen, wie sie durch die Werke eines Lessing, Goethe, Schiller und Heinrich von Kleist bezeichnet sind, kritisch verfolgen. Hier gebe ich zunächst die Grundlage des Ganzen: die theoretischen Anschauungen über den dramatischen Monolog in der Poetik des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und eine Untersuchung des Monologes in den Dramen Lessings.

Dr. Friedrich Düsel.



**Spielfinder.** Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Mit dem selben Recht, mit dem ich mich unterfangen habe, eine größere Arbeit zu schreiben, könnte es Jeder thun. Ich habe, Das will ich nur gleich bekennen, nichts vor anderen Menschen voraus, was grade mich zum Schriftsteller prädestiniren sollte. Da ich mich nun aber doch einmal befugt glaubte, einem Publikum Etwas zu sagen, so möchte ich auch über das Wie des Gesagten gern einige Worte hinzufügen. Die Arbeit ist kein Roman, sondern eine einfache Erzählung. Niemals war es mein Wille, etwas Ganzes und Vollkommenes, in Form und Gestalten in sich Abgerundetes, zu schaffen; selbst stilistisch verzichtete ich auf alle herkömmlichen Regeln, um nur das Unmittelbare, Subjektive zu wahren. Auch führte ich absichtlich nicht Alles in gleichem Maße und in gleicher Schärfe aus, weder in Stimmung noch in Perspektive und Technik. Vieles wollte ich nur andeuten, in Vielem nur verwandte Gefühle des Lesers

zum Mitschwingen, nur verwandte Gedanken des Lesers zum Weiterbauen anregen. Wenn ich Das erreicht haben sollte, so genügt es mir. Ich weiß wohl: vor dem strengen Richter, der bei allem Neuen sofort nach den Ahnen und der Legitimität forscht, wird meine Arbeit nicht bestehen. Aber der Leser möge sie nur als Das nehmen, was sie sein soll, als ein Stüdchen rein persönlich geschauter und rein persönlich wiedergegebener Natur. Und er möge sich beim Lesen des Buches der Worte Ibsens erinnern: „Denken umfaßt das Beste, was in uns ist; was zu Papier gebracht wird, taugt nicht viel.“ Georg Hermann.



### Musen Almanach berliner Studenten. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

Im Vorjahre hat sich in Göttingen ein enger Kreis meist adeliger Studenten zu einem Almanach zusammengethan. Wir haben den Plan aufgenommen und auszugestalten versucht. Nicht einem kleinen Kreise dienen wir, sondern einer ganzen Studentenschaft, und der größten in Deutschland. Wenn irgendwo, ist in Berlin der Boden für ein solches Unternehmen. Im Juni haben wir durch Anschlag und Aufruf die berliner Studentenschaft zum Mitarbeiten aufgefordert und legen nun nach fünf Monaten das Resultat in sorgfältiger Auswahl vor. Zum ersten Male tritt hier an die Oeffentlichkeit ein junges Geschlecht aus den Jahren nach dem großen Kriege. Es ist nun herangewachsen und regt seine Kräfte.

J. A.:

Emil Schering.



### Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. Leipzig, L. Staackmann.

Sehr geehrter Herr Harden, Ihre Einladung zu einer Selbstanzeige meines neuen Buches: „Das ewige Licht“ würde ich im Prinzip dankbarst annehmen. Allein ich befürchte, daß nachher vielleicht gar vielbeschäftigte Rezensenten meine Worte nachsprechen könnten, ohne das Buch zu lesen. Ich wünsche aber, daß dieses Werk gelesen werde und daß ich individuelle Meinungen darüber höre. Mit den herkömmlichen Redeweisen dürfte es schwerlich zu kennzeichnen sein; ja, ich traue nicht einmal mir selber zu, diese Schrift, die in einem halb traumhaften Sehen entstanden ist, richtig zu charakterisiren. Das Buch entstand unter dem herben Eindruck der Gegenwart, ich fühlte mich hierin befangen wie unter der Empfindung eines Schmerzes, und ob es gelungen ist, diese Stimmung entsprechend und allgemein verständlich zu gestalten, Das kann nicht ich, Das müssen Andere sagen. Ich könnte höchstens gestehen, was ich will; was ich kann, um Das handelt es sich, — und darüber haben Andere zu entscheiden. Sollte die Kritik jedoch dazu nicht Zeit finden, so ist Das auch ein Urtheil, das man demüthig zu ertragen hat. Es grüßt Sie in aufrichtiger Ergebenheit

Grz.

Peter Rosegger.





## Während der Börsenstille.

Die letzten Landtagsdebatten waren für die Finanzwelt interessant; handelte es sich doch um die obligatorische Anleihe tilgung und die Konversion der Konfols. Miquels Gedanke, daß die Gegenwart ungemessene Schulden auf Rechnung der Zukunft mache, ist nicht allein richtig, sondern zeugt auch von einem sozialen Gefühl. Denn schließlich sind es ja doch die Massen des Volkes, also die Armen, die in hunderterlei Formen und auf hunderterlei Umwegen die ungeheuren Zinsen bezahlen müssen. Und wo, wie in Preußen, wirkliche Aktiva vorhanden bleiben — Domänen, Bergwerke, Eisenbahnen —, die den Couponsdienst einstweilen noch tragen können, da würden diese Fonds im anderen Falle doch weniger streng ausgebeutet werden. Die Eisenbahnen hätten, wie zur Zeit der Privatverwaltung, nicht dem Finanzminister, sondern dem Publikum und der Industrie entgegenzukommen; die fiskalischen Kohlenwerke brauchten mit ihren Eöhlen nicht hinter den Ruhrgehen zurückzubleiben, mit ihren Preisen nicht auf den höchsten Gewinn hinzuarbeiten u. s. w. Doch Miquels Wunsch nach einem großen Ausgleichsfonds würde erst ganz erklärt werden können, wenn nicht immer weitere Anleihen zu den sichersten Erscheinungen unseres Marktes gehörten. Was nützt es aber eigentlich, regelmäßig zu tilgen und regelmäßig wieder zu leihen? Wobei noch zu bedenken ist, daß Leihen theurer als Tilgen zu sein pflegt. Die Franzosen glaubten, als sie die amortisirbare Rente schufen, ebenfalls, etwas sehr Praktisches gethan zu haben; aber sie irrten sich: amortisirt wurde zu pari und in Posten von 200 bis 500 Millionen mußte sehr oft neue Rente ausgegeben werden, die nur zu etwa 97 anzubringen war. England allein hat schon lange aufgehört, neue Konfols zu emittiren, es hat seine Staatsschulden um viele Milliarden reell gekürzt; freilich wird ihm die jährlich vorzunehmende Tilgung unbequem. Zu diesem Zwecke muß doch der Schatzsekretär Konfols an der Börse kaufen, also auch die hohen Kurse zahlen. Unserer Regierung wird es dabei natürlich nicht anders ergehen. So sehr es auch der Sparnatur Miquels entspricht, einen großen Fonds zurückzuhalten: diesmal dürfte wohl noch ein geheimer Grund mitwirken. Will unser Finanzminister an anderer Stelle gefällig sein und für weitreichende Pläne, die man bereits „uferlos“ genannt hat, Baarmittel zur Verfügung halten? Eines ist sicher: wir haben im Verhältniß zu unserem überseeischen Handel nicht genug Kriegsschiffe. In früheren Jahren, als auch unsere Kreditverhältnisse noch nicht so entwickelt waren, bezog Deutschland das Meiste über England; von 1871 bis 1875 betrug allein Hamburgs Einfuhr von dort durchschnittlich 514 Millionen. Seitdem ist aber ein fast beständiger Rückgang zu verzeichnen, während die direkten Waarenbezüge von Amerika, Asien, Australien, Afrika einen mächtigen Aufschwung genommen haben. Zu dieser Entwicklung soll unsere Marine noch keineswegs im richtigen Stärateverhältniß stehen; so lautet die Meinung unserer Exporteure und nicht etwa nur der Kolonialfreunde. Man darf ferner annehmen, daß Herr Miquel sich in gewissem Sinn auch als Wehrminister fühlt. Herr Witte, so hartnäckig er die Goldwährung liebt, kauft doch Gold auch für den Kriegsschatz; mit der Möglichkeit eines Krieges muß auch Miquel rechnen, — und bei uns häuft vielleicht das Klebegefeß eben so ungeheure Summen an. Im Jahre 1893 betrug der Zu-

gang zu den Einnahmen der Invaliden- und Altersversicherung-Anstalten 95 $\frac{3}{4}$  Millionen und der Vermögensbestand erreichte damals die hübsche Höhe von 227 $\frac{1}{4}$  Millionen. Dieses Geld ist in Staatspapieren anzulegen, fließt also den Regierungskassen zu. Im Uebrigen würde beim Ausbruch eines Krieges die erste Erleichterung unseres Marktes natürlich vom Julusthurne ausgehen und der Staat alle Neuanschaffungen an Getreide, Waffen, die Wähe u. s. w. sofort in gelbem Gold bezahlen. Binnen drei Tagen würden die 120 Millionen circuliren und damit wäre das nächste und drückendste Mißtrauen in unserem Wirthschaftswesen rasch gehoben. Diese Erwägung führte zur Häufung unseres Kriegsschatzes; es handelte sich dabei nicht um sofort disponible Summen für unser Heer, sondern um die Barzahlung im größten Stil zur Stärkung von Handel und Wandel.

Man erzählt jetzt, die Regierung habe gleichgiltig auf die Weigerung einzelner Bankleute gesehen, sich ins Börsenregister eintragen zu lassen. Das ist nicht wahr. Bei uns ist Alles, bis zur Perronsperre, durchaus fiskalisch, — und das Börsenregister soll viel einbringen, da die neuen Kommissare Erkleckliches kosten und Post, Telegraph und Telephon ganz sicher in ihren Börseneinnahmen verlieren werden. Unverständlich klingt es, wenn die „Norddeutsche Allgemeine“ versichert, durch die Einrichtung eines Registers habe man vor Allem „Leute ohne Mittel“ von der Speculation zurückhalten wollen. Das Bankgeschäft pflegte auch bisher nicht besonders gern als Kunden „Leute ohne Mittel“ aufzusuchen. Die berliner Börse scheint, so still auch das Geschäft jetzt ist, von dem neuen Gesetz nichts Arges zu befürchten und ihre Erregung gilt eher dem Mißstande, daß heute, drei Wochen vor dem Beginn der „Reform“, die Ausführungsbestimmungen noch nicht bekannt sind. Auch erinnern die Herren in Berlin daran, daß bis zum Krach Wien die einflußreichste Börse des Continentes besaß und überhaupt kein Zeitgeschäft kannte. Natürlich wurden dort die Spieler, die von Tag zu Tag prolongiren mußten, in einem weit schärferen Tempo von den Ereignissen überritten, als wenn sie dreißig Tage Frist zum Abwarten gehabt hätten.

Durch unsere neuen Prospektvorschriften wird Italien mitunter geärgert werden. Von dort gelangen so manche recht gute Anleiheversuche zu uns; aber da es sich dabei nicht immer um eine Million handelt, man doch auch eine Stadt oder Provinz zu keiner künstlichen Erhöhung veranlassen möchte, so ist eine Emission künftig unmöglich. Schwerlich wird sich aber ein Consortium finden, das sich bei einem nur mittleren Gewinn die Aussicht auf eine Ausgabe der Anleihe rauben läßt. Dabei nimmt unser Verkehr mit Italien stetig zu; z. B. erklärt eine große berliner Maschinenbauabrik in ihrem jüngsten Jahresberichte, daß sie an ein Aufgeben der Abtheilung in Venedig nicht denke, trotzdem eine Liquidirung mit schönem Gewinn stattfinden könne.

Wahrscheinlich werden die schweizer Börsen uns künftig zahlreiche Finanzirungen abnehmen; in Basel und Zürich wird von den Beschränkungen des deutschen Effektenverkehrs jedenfalls Manches erhofft. Vielleicht hat damit auch die Cassenbestimmung in der Schweiz zu thun. Baseler Bankverein-Aktien sind über 60 Francs gestiegen, weil dieses Institut sich in St. Gallen fusionirt hat und nun in der Ostschweiz Fuß fassen wird. Von der Bank in St. Gallen hieß es früher oft, sie habe zu viel Geld, auf die dortige Leitung müßte also ein besonderer

Werth gelegt werden. Schweizer Bahnen werden mehr von der einheimischen Spekulation gekauft, der Begriff Publikum ist dabei schwer festzustellen.

Großes Interesse erregt in unseren technischen Kreisen und auch darüber hinaus der Jahresbericht der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft in Berlin. Ueber die Bedeutung dieses Unternehmens mit seinen 6800 Angestellten braucht kein Wort mehr verloren zu werden, wohl aber über die großen Gewinne, die trotz dem großen Preisbruch im ganzen elektrischen Geschäft noch möglich waren. Dabei konnte nicht einmal der Vortheil entscheiden, den die A. E. G. dadurch hat, daß sie Vieles, vor Allem fast ihren ganzen Draht, selbst herstellt. Der Bericht sagt ausdrücklich, daß man sich von öffentlichen Submissionen angesichts des Wettbewerbes fast gänzlich fern gehalten habe. Das Geheimniß der großen Gewinne muß also anderswo liegen, und zwar, wie mir scheint, in den zahlreichen — durch Geldeinlagen verpflichteten — fremden Unternehmungen, denen es nicht mehr gestattet ist, um die Bedingungen zu feilschen oder gar bei anderen Fabriken zu bestellen. Die Macht der A. E. G. zeigt sich auch in Berlin, wo sie es durchgesetzt hat, daß die Straßenbahnen künftig ihren Strom ausschließlich von den berliner Elektrizitätswerken zu nehmen haben. Das ist durchaus zu billigen; nur müßten die Werke auch der Stadt gehören. Auch in dem Konflikt der Großen Pferdebahngesellschaft mit dem Magistrat der Reichshauptstadt spielen Konkurrenzinteressen mit. Wegen den bereits fertigen Vertrag wegen neuer Linien — natürlich auch mit elektrischem Betriebe — regte sich plötzlich ein Widerstand, hinter dem man Siemens & Halske und die A. E. G. zu spüren glaubt. Die Pferdebahngesellschaft hatte sich nämlich mit der „Union“ zusammengethan, die allerdings für elektrische Straßenbahnen den besten Ruf hat. An Siemens & Halske war nicht zu denken, wegen des Hochbahnprojektes dieser Firma, wohl aber an die A. E. G., die aber den Löwenantheil haben wollte; so langte man bei der Union an. Es fragt sich nun, welche Pläne die Genehmigung erhalten werden. Im Uebrigen war es unsichtig genug, daß Siemens & Halske zum Zwecke ihrer Hochbahn nicht etwa wieder Obligationen ausgaben. Man nahm schon die ersten nicht gern, weil zu solchen Emissionen Auszüge aus den Büchern gehören und der Prospekt damals hiervon abgesehen hatte. Nachträglich hat sich dann diese älteste und in ihrem Kredit noch immer gewaltige Elektrizität-Firma die Geschichte der berliner Stadtbahn angesehen, die Stroussberg mit 42 Millionen erbaut hatte und später für die Hälfte an die Stadt abtreten mußte. Und so neigte sich die Firma Siemens endlich einem Bankten-Konsortium von 20 Millionen zu, mit dem sie die Hochbahn ohne Risiko ausführen kann.

Zum Falle Federlin ist bisher keine Aufklärung erfolgt, trotzdem die frankfurter Blätter unter den Depositengläubigern ausdrücklich einen Staatssekretär erwähnten und es doch nur sechs Staatssekretäre giebt. Wie ich inzwischen gehört habe, kommt in den Büchern Federlins der Name Posadowsky nicht vor; der Schatzsekretär hat bisher eine Forderung auch nicht angemeldet. Auf dem Prospekte der 1891er posener Obligationen war Posadowsky als Landeshauptmann unterzeichnet, das Haus Federlin war Emissionstelle und figurirte, wie aus allen Handbüchern zu ersehen ist, neben der Landeshauptkasse und der Kur- und Neumärktischen Ritterschaftlichen Darlehenskasse als ständige Coupons-Einlösungstelle.

## Donna Elvira.

Don Carlos, dem Praetendenten, der sich unentwegt für den rechtmäßigen König von Frankreich, Navarra und Kastilien hält, ist das Töchterlein durchgegangen. Mit einem Maler, einem verheiratheten Manne, der sogar schon recht hübsch große Kinder hat. Höchst romantisch, nicht wahr? Wirklich: alle alten Romantikermittel waren in diesem allerneuesten Drama zu entdecken. Ein Praetendent, dem man sein Gottesgnadenrecht vorenthält; ein holdes Fürstenkind, das in heißer Liebe für einen Künstler erglüht und auf Glanz und Reichthum verzichtet, um dem Trauten anzugehören; das Recht der Leidenschaft, das die Ehefesseln, die unerträglich lastenden, entgeschlossen bricht und sich, ohne nach Sazung und Sitte zu fragen, irgendwo ein stilles Nest baut; der fürstliche Vater, der, wie es der Tradition alter Fürstenhäuser entspricht, die entlaufene Tochter verflucht; und der bürgerliche Vater, der sich nicht lumpen läßt und, ohne gerade durch ähnliche Traditionen dazu gezwungen zu sein, dem malenden Sohn in das neue, wilde Eheglück geschwind auch einen Fluch nachsendet. Daß die Prinzessin Elvira heißt und schwindfüchtig ist, erhöht den Reiz der Geschichte; denn bei dem Namen Elvira muß man an Victor Hugo denken und dabei erwacht wieder die Erinnerung an Ruy Blas, Fernani und Donna Sol; und die Schwindsucht darf man schlechtweg die romantische Krankheit nennen, die Krankheit der hoch hinaufflatternden Seelen, die schöne Leidenschaften durchwühlt und verwüstet haben. Bis hierher ist Alles in bester Ordnung und das Prinzgeßendrama hat ein paar Wochen lang die Puldbinnen sehr angenehm gekitzelt, die in der Konfektion und in Puhgeschäften bedientet sind. Dann aber wurde plötzlich ein furchtbares Wort ausgesprochen, ein Wort aus dem Hausschatz der Medizin, das alle Romantik schnell köpft; es heißt: Hysterie. Schwindsucht geht, Hysterie geht nicht; und die neue Donna Elvira, die ein hysterisches Fräulein von bald dreißig Jahren sein soll, konnte nicht mehr die Heldin eines romantischen Dramas sein. Und nun folgte Schlag auf Schlag und es ging dem Entführer bald noch viel schlimmer als der Entführten. Nicht die große, überwältigende Leidenschaft sollte sein Wollen bestimmt haben, sondern die Sucht, sich mit dem sterbenden Mädchen das Geld des Vaters zu sichern; deshalb behielt er Frau und Kinder ruhig bei sich und schloß den engen Ehewinkel zu einem behaglichem Dreieck. Also kein romantisches Drama, sondern eine kühl und schlau erfonnene Spekulation; Das war zu viel: die Damen, die in der Konfektion und in Puhgeschäften bedientet sind, wollten von der dummen Donna Elvira nun nichts mehr hören, sie warfen in schöner Entrüstung den Lokalanzeiger weg und griffen nach einem spannenden Roman, der ihnen solche Enttäuschung gewiß nicht bereiten würde. Gewiß nicht; denn die Enttäuschung stellt sich immer erst ein, wenn man die Menschen und Dinge scharf, nüchtern und lange betrachtet, — und davor hüten die Ersinner spannender Romane sich, von Ponson du Terrail bis herab zu Herrn Heinz Tobote. Wer weiß, ob man die Spuren der Hysterie und der Spekulation nicht auch in der Gespensterwelt der Romantik finden könnte, wenn man sich die Mühe gäbe, den heldischen Herren und den bräutlich bebenden Mägdlein, die da ihr nächtiges Unwesen treiben, ins geschnitten Antlitz zu leuchten? Früher dachte man an solche Respektlosigkeiten nicht und deshalb konnten in der Zeit der Theologie, der Teleologie und des Dogmas von der unbeschränkten Willensfreiheit die erhabenen und die grotesken Schemen leicht den täuschenden Schein des

Lebens leihen. Jetzt folgt der Täuschung sacht die Enttäuschung; an die Stelle des Dichters tritt erst der Reporter und berichtet allerlei garstige Nebenumstände, die das romantische Nebelland häßlich erhellen, und nach ihm erscheint der Arzt und redet von Hysterie, Suggestion, Perverstität und anderen allumenschlichen Dingen. So wird aus dem wundervollen Romantikerdrama am Ende eine nüchterne und ernüchternde Geschichte von brünstiger Krankheit, Geldgier und Schwindlerberechnung. Man könnte aus diesem sensationellen Fall, der unter den *faits divers* der letzten Wochen eine so große Rolle spielte, eine ganze Aesthetik ableiten; er bezeichnet für Jeden, der sehen gelernt hat, ein wichtiges Kapitel aus der Evolution der Kunst, er zeigt, warum die rosigte Romantik dahinsterben mußte. Wir sehen heute besser als in den Tagen Byrons, Vermontons und Hugos, wir wissen mehr über den Menschen, der uns nicht mehr die Krone einer mythischen Schöpfung, sondern ein entwickelter Vierfüßler ist, und wir sind vom Dualismus mählich zum Monismus vorgebrungen. Deshalb gehts mit der süß berauschenben Romantik nicht mehr, auf der Bühne nicht und erst recht nicht im grellen Leben, und deshalb konnte Donna Elvira als die Prinzessin, die sich beglückend und beglückt zu einem schwärmenden Künstler herniederneigt, nur ein paar Wochen alt werden. Sie ist auch jetzt eine nicht zu verachtende Gestalt und ein Dichter, der klinische Fälle liebt, könnte an ihr seine Freude haben und sie Strindbergs Fräulein Julie gesellen. Ein krankes, willenloses, hysterisches und phthisisches Jüngferchen, dem das Bourbonenblut und die Rächchenregungen schon lange zu schaffen machen, wird von einem starken und schlauen Schwindler, dems um die Millionen mehr als um die lobende Liebe zu thun ist, umgarnt und, mit allen Künsten der Suggestion und Telepathie, aus seinem prächtigen Milieu fortgelockt: ein rechtes Fressen für die Nichtsalsmodernen, die bei der kritischen Zergliederung des Falles mit ihrer erlesenen Wissenschaftlichkeit prunken könnten. Aber mit dem romantischen Glanz und mit dem Recht der romantischen Leidenschaft ist nun vorbei und wir sind aus der lustigen Wolkenswelt auf das feste Land versetzt, das man heute gern das Reich des Realismus nennt. Große und gräßliche Dramen giebt es auch hier; nur merkt der Betrachter bald, daß die Gier des Hungernden in diesem Getriebe noch viel mächtiger ist als die Leidenschaft des Verliebten. Wie aus dem himmelwärts blickenden Künstler, dem eine Märchenprinzessin selig in die Arme sinkt, ein spekulativer Kopf, ein Mann, der in die Welt paßt, wurde und wie das romantische sich in ein kapitalistisches Trauerspiel verwandelte, Das war ein allerliebster Anblick. Am Ende erleben wir noch, daß die Träger der großbourgeoisen Sittlichkeit für Herrn Holz, den Terminspekulanten in Leidenschaften, Partei ergreifen und die fluchenden Väter mit neuen Flügen verfolgen. Einstweilen ist Donna Elvira uns ein Symbol, — das krankhaft leuchtende Symbol der romantischen Mitternachtschönheit, die beim fahlen Grauen des hellen Morgens ins Gipsensterverließ entweichen muß.

\*

\*

\*

Für Herrn Arno Holz, von dessen Nothlage ich in der vorigen Woche hier sprach, sind bis jetzt die folgenden Beträge bei mir eingelaufen: A. B. 20, A. D. 100, S. D. 10, L. G. 150, E. v. b. S. 20, F. S. 3, M. S. 100, E. R. 3, R. R. 10, Leser der Deutschen Zeitung 3, S. L. 50, R. M. 10, R. B. 20, Rechtsanwalt S. 6, Lh. S. 100 Mark. Im Namen des Herrn Holz danke ich den Gebern aufrichtig; darf ich die Bitte daran knüpfen, daß ihre Zahl sich mehren möge? M. S.



Berlin, den 12. Dezember 1896.

## Der Prozeß Tausch.

Die berliner Börse soll am vorigen Montag die kaum noch überraschende Kunde, der Kriminalkommissar von Tausch sei verhaftet worden, mit einem Gefühl des Unbehagens aufgenommen haben, an dem pfliffige Fixer rasch ein Profitchen machen konnten. Die berliner Börse interessirt sich sonst schon lange nicht mehr für politische Vorgänge; Minister kommen und gehen, Monarchenbegegnungen und Tischreden werden in Jubelschören besungen, der Kurs wechselt, — aber die Kurse bleiben von dem verhallenden Lärm fast ausnahmslos unberührt und schwanken nur aufwärts oder abwärts, wenn Herr von Tausch plötzlich den Eisenbahnzug besteigt, Herr von Hansemann heitere oder Herr Barnato bekümmerte Mienen zeigt. Die Zeit, wo eine Reichstagsrede Bismarcks den ganzen Fondsmarkt in Aufruhr brachte, ist längst verschwunden; heute wissen an der Börse die Großen und ahnen die Kleinen, daß kein Barometer und keine Rednerei das Wetter des nächsten Tages mit Sicherheit ankünden kann, und sie haben sich deshalb gewöhnt, nur die Geberden der wichtigen Leute noch ängstlich zu erspähen, die zu ihren eigenen Kreisen gehören. Sollte das Schicksal eines Kriminalkommissars sie jetzt in Bewegung gesetzt haben? Herr von Tausch gehört wohl kaum zu den Großkapitalisten; und da er höchstens Monatslöhne bis zu zweihundert Mark und allenfalls für einen werthvollen Rundschafterdienst einmal einen grauen Schein zu bieten hatte, kann man auch nicht annehmen, daß er in der Haute Banque Vertrauensmänner besaß. Wenn trotzdem ein Gefühl des Unbehagens aufkam, so entsprang es sicher nicht der Trauer über das Mißgeschick eines gleichgiltigen Polizeibeamten, sondern dem Bewußtsein, daß in dem röthlichen Steinpalast von Alt-Moabit sich ein

Vorgang abgespielt hatte, der dem Ansehen, dem baar auszumünzenden Prestige des Deutschen Reiches nicht vortheilhaft sein kann. Für diese Dinge haben die flinken Herren, die in der Burgstraße handeln und wandeln, eine sehr feine Bitterung; sie gleichen an stoisch steifer Tugend nicht immer den Römern, die dafür wieder die trauten Künste des Tippens nicht kannten, aber sie dachten über den Fall Tausch ungefähr wie über den Fall der Ardenten und Ariciner einst die römischen Konsuln, die Livius warnend sagen läßt, die Einbuße, die das schlimme Beginnen dem Ruf und der Vertrauenswürdigkeit Roms bringen könne, werde weit größer sein, als er im ersten Augenblick sich abschätzen lasse. Und kaum war jetzt die Sen- sation verpufft, kaum hatten die Erbärmlichen, auf deren Namen der merk- würdige Prozeß wider Tausch getauft worden war, die verdiente Strafe empfangen, da nistete das Gefühl des Unbehagens sich leise auch in den Hirnen der Leute ein, die den Schritt nicht täglich in die Burgstraße lenken, und in ernstern Gesprächen wurde von ehrlichen Freunden des vaterlän- dischen Wesens die Frage erörtert, ob der große Aufwand, der zu dem kargen Ertrag der Staatsaktion in so seltsamem Mißverhältniß steht, denn auch nöthig und nützlich war . . . Die einzelnen Stadien des an auffälligen Ereignissen reichen Prozesses wird man, wenn erst ein stenographischer Bericht vorliegt, in Ruhe betrachten können; einstweilen wird man der Frage nach der politischen Bedeutung dieses Prozesses die Antwort zu suchen haben, ohne von dem Holzpapierjubiläum, der noch immer durch die Lüfte schwirrt, sich den nüchternen Sinn umnebeln zu lassen.

Vielleicht denkt auch der Mann, dem der hymnische Jubel gilt, dieser Frage nach. Der Freiherr Marschall von Bieberstein hat vier volle Tage in Moabit zugebracht; er hat als Zeuge die Verhandlung beherrscht, lange Reden gehalten und, obgleich nicht bekannt geworden war, daß er als Nebenkläger an die Seite des Staatsanwaltes getreten sei, den anderen Zeugen mehr als einmal Fragen vorgelegt; er hat die Ver- urtheilung eines für Schurkendienste bezahlten Lumpen und eines dummen Jungen durchgesetzt und erreicht, daß der Polizeibeamte, den er für den tückischen Helfer verborgener Feinde zu halten scheint, vorläufig im Unter- suchungsgefängniß unschädlich gemacht wurde. Ob der Staatssekretär im Auswärtigen Amt mit diesem Ergebnis zufrieden ist? Wenn sein getreuer Hammann ihm die ausländischen Zeitungen vorlegt, wird er lesen, daß man die im Prozeß halb oder ganz enthüllten häßlichen Zustände als Zeichen mählicher Zersetzung des Deutschen Reiches deutet und von dieser

einst so gefürchteten Reich mit einer herablassend mitleidigen Theilnahme spricht, die dem Deutschen das Blut in die Wangen treibt. Und wenn er das irre Tauchzen vernimmt, das aus den Niederungen der heimischen Meinungsfabriken zu den lichten Höhen der Wilhelmstraße emporsteigt, wird er vor einer völlig räthselhaften Erscheinung stehen. Welche Fähigkeiten hatten die wackeren Leute, die ihn seit Jahren doch preisen, ihm denn eigentlich zugetraut, daß sie jetzt so erstaunt und begeistert sein können? Ein Mann, der an der Architektur des Prozesses mitgearbeitet hat, die Personalakten jeder auftauchenden Gestalt genau kennt, mit dem Nimbus des hohen Staatsbeamten vor die Schranken tritt und keinen irgendwie beachtenswerthen Gegner, keinen mit den Verhältnissen auch nur oberflächlich vertrauten Befehlshaber findet, würde im Gerichtssaal stets eine dankbare Rolle spielen, selbst wenn er nicht die gute und reinliche Sache für sich hätte. Der Freiherr von Marschall hatte diesmal obendrein die gute Sache für sich: er hatte dumme, ganz und gar unsinnige Lügen abzumehren, die in die Souterrains der Presse geschmuggelt worden waren; und es ist kein in starrer Verzücktheit anzustaunendes Wunder, daß ihm diese leichte Arbeit gelang. Er selbst wird auf seine forensische Leistung gewiß nicht übermäßig stolz sein, sondern nur meinen, daß er, als ein in der Behandlung des Wortes erfahrener Herr, seine Schuldigkeit gethan hat; aber er wird jetzt vielleicht besser als sonst begreifen, warum Bismarck, der über Talente ein oft sehr viel sicheres Urtheil als über Charaktere hat, ihn gern einen in die Politik verschlagenen Staatsanwalt zu nennen pflegte. Wer, wie Herr von Marschall es ohne Zweifel thut und thun muß, in der Prokuratur eine hohe, zu wohlthätigem Wirken berufene Institution erkennt, die an Wichtigkeit und Bedeutung von keinem Staatssekretariat übertroffen wird, kann in der Erinnerung an eine staatsanwaltliche Vergangenheit keinen kränkenden Vorwurf sehen. Ein Staatsanwalt, der sein Amt im ernstesten Geist der Gerechtigkeit versteht und, wo er Strafen beantragen muß, doch immer die Menschlichkeit walten läßt, ist ein der höchsten Achtung würdiger Mann; nur braucht er darum noch kein Politiker zu sein. Die politische Begabung, die wenigstens, die den Anspruch auf eine leitende Stellung im Staatsleben giebt, zeigt sich nicht in der Fähigkeit, rasch fremde Sprachen zu erlernen, geschmeidig sich in die verschiedensten Materien einzuarbeiten und über allerlei verwickelte Fragen in wohlgefügtten Perioden zu reden, sondern in einer nicht erlernbaren Intuition, in dem Vermögen, das vermeintlich Unwägbare mit einem schnell umfassenden Blick zu wägen und aus



der Menge des Möglichen in der entscheidenden Stunde unbeirrt das Nothwendige zu wählen. Im hohen Hügelgelände der Politik führen selten zwei Wege nach Rom; gewöhnlich merkt der Wanderer hier zu spät, daß er im Nebel die rechte Richtung verfehlt hat und an einem Punkt angelangt ist, den er ursprünglich gar nicht erreichen wollte. Es wäre immerhin möglich, daß jetzt schon, da der lauteste Lärm verhallt und das erste Feuer verprasselt ist, Herrn von Marschall diese Erkenntniß dämmert. Er hat den Werth unwägbarer Empfindungen nicht richtig abgeschätzt, als er dem caprivischen Kampf gegen Bismarck seine Hilfe lieh und nicht sah, welche Verwüstungen dieser Kampf in dem kostbarsten Besitz des jungen Reiches anrichten mußte. Er hat aus der Menge des Möglichen nicht das unbedingt Nothwendige gewählt, als er, um für Exporteure und Zwischenhändler vergängliche Erfolge einzuheimisen, die tarifarische Selbständigkeit und den Schutz des Landmannes opferte. In beiden Fällen hat ihn auf seinem gefährvollen Wege das Jauchzen der demokratischen Presse begleitet; dennoch ist er im Innersten selbst vielleicht nicht ganz sicher, ob er zum zweiten Male den selben Weg wandeln würde. Jetzt vernahm er wieder das Jubelgeschrei, das ihn so oft schon umbraust hat, jetzt ertönte es lauter als jemals vorher, denn der Staatssekretär hatte sich, um vor angeblich im Dunkel wühlenden Verleumdungen geschützt zu sein, „in die Oeffentlichkeit geflüchtet“, — und die Oeffentlichkeit ist der wunderthätige Göke der bürgerlichen Demokratie. Doch das wildeste Getöse muß nach und nach wieder ruhigen Erwägungen weichen und außerhalb des Reiches der demokratischen Presse wohnen auch noch Leute, deren Empfinden ein Staatsmann nicht unterschätzen sollte. Diese Leute sehen bekümmert auf das Schauspiel, dessen erster Akt eben beendet ist; sie hatten nicht geglaubt, noch einmal zu erleben, daß Minister des Königs von Preußen „sich flüchten“ müssen, und sie halten nicht viel von der Wahrheit, die in politischen Prozessen festgestellt wird, denn sie erinnern sich, daß in solchen Prozessen, seit den Tagen Robans und seiner berüchtigten Holden, fast nie Nütliches und dauernd als wahr Anerkanntes ans Licht gebracht wurde. Das Volk, das im Wesentlichen aus diesen Leuten besteht, denkt mit Goethes kluger Regentin der Niederlande, „daß Politik selten Treue und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unseren Herzen ausschließt“; deshalb hat es nicht so sehr den Wunsch, die Lauterkeit der Regirenden gerichtlich bescheinigt zu sehen, wie das Bedürfniß, ihre Kraft im schnellen Ueberwinden von Schwierigkeiten zu bewun-

bern, und deshalb wird es nicht ohne leise Bedenken die Gestaltung seiner Geschichte einem Minister anvertrauen, der den großen Apparat einer viertägigen Gerichtsverhandlung braucht, um einen arger Ränke bezichtigten, aber nicht überführten Kriminalkommissar niederzuringen. Der Gedanke, auf diesem Wege ans ersehnte Ziel zu kommen, entsprang der Weltanschauung eines Staatsanwaltes, der an die geheiligte Macht altenmässiger Feststellungen glaubt; ein Politiker hätte vorgezogen, den Kampf auf dem Boden auszufechten, wo über Volksinteressen unter freiem Himmel die Volkheit den Gerichtstag hält.

War dieser Kampf wirklich so furchtbar schwer? Wer während der letzten Wochen die „maßgebenden“ Zeitungen las, mußte glauben, das Auswärtige Amt sei von einer Horde struppiger Wütherriche belagert, die mit Gift, Dolch und Dynamit dem armen Herrn von Marschall und seinen noch ärmeren Leuten ans nackte Leben wollten und deren böses Trachten nun erst glücklich vereitelt sei. Die allerliebste Geschichte gehört in das Marzipanland der Weihnachtsmärchen. Zunächst ist das Auswärtige Amt gar keine politisch selbständige Behörde; daß es sich in der vielgerühmten Oeffentlichkeit einen so breiten Raum erobern konnte, beweist, wie der Sinn der Verfassungszustände allgemach entstellt worden ist. Bismarck pflegte zu sagen: Der Auswärtige Minister des Reiches ist der Kanzler, dessen erster Vortragender Rath den Titel des Staatssekretärs trägt; so lange der Wille des Mächtigen walten durfte, gab es eine Politik der Staatssekretäre nicht: die Herren arbeiteten still und fleißig in ihren Aemtern, sie traten niemals selbständig hervor und persönliche Angriffe richteten sich nur gegen den Grafen Herbert Bismarck, weil er das Verbrechen begangen hatte, als Sohn des Verhafteten geboren zu werden, und weil er sich dennoch dem drängenden Wunsch des Vaters und Lehrers nicht verweigerte, der nach mancher unerfreulichen Erfahrung sich einen zuverlässigen Gehilfen sichern wollte. Es giebt wohl kaum einen Vorwurf, der diesem früheren Staatssekretär erspart blieb; er sollte über jeden Begriff unwissend und unfähig sein, nur dem schändlichsten Nepotismus seinen Posten verdanken, die Untergebenen mit äußerster Roheit behandeln und den Gang zur Herrschaft und zu lichtscheuen Intriguen auf Schritt und Tritt merken lassen. Daß der so Charakterisirte, der abwechselnd wie ein bössartiger Streber oder wie eine komische Figur dargestellt wurde, sich vor diesem Raunen und Schimpfen in die Oeffentlichkeit eines sensationellen Gerichtsverfahrens geflüchtet habe, ist nicht bekannt geworden, wohl aber, daß er in amtlichen Sphären Gegner hatte, die Schlimmeres vermochten

als selbst der dämonische Hintertreppenheld, den die geschäftige Legende aus der berben Gestalt des Kriminalkommissars von Tausch zu machen bemüht war. Es ging auch so; und man sollte meinen, es hätte noch viel leichter gehen müssen, als die neuen Herren in die Wilhelmstraße einzogen und, schon weil sie eben neue Herren waren, überall Zärtlichkeit fanden, wo ihre Vorgänger blind wüthendem Haß begegnet waren. Der Freiherr von Marschall hatte nicht die historische und politische Vorbildung genossen, die Graf Bismarck sich in der Schule des Meisters aneignen durfte, er kannte weder fremde Länder noch fremde Sprachen und einzelnen Botschaftern soll die Gewöhnung an den eifrigen Neuling recht schwer gefallen sein; dennoch wurde der Staatssekretär, der sich mit aner kennenswerthem Fleiß rasch die äußerliche Routine verschaffte, von der Presse, die öffentliche Meinungen macht, vom ersten Tage an niemals unsanft angefaßt. Seit er vollends den unermesslichen Segen der Handelsvertragsbescherung mit starkem Arm in die Scheune schleppen half, ist er der Abgott des Liberalismus geworden, der zwar längst nicht mehr die Volksstimmung, aber noch immer die Presse beherrscht. Man darf, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten: nie ist ein Minister liebevoller gehätschelt und lauter gefeiert worden als Herr von Marschall, nie hat man Jeden, der einen Minister offen und ehrlich anzugreifen wagte, mit so schöner Empörung zum Auswurf der Menschheit gerechnet wie in den sehr seltenen Fällen, wo der Angriff dem Freiherrn von Bieberstein galt. Und der Glanz, der das Olympierhaupt des Staatssekretärs bestrahlte, verflärte mit mildem Leuchten zugleich auch die Hochgestalten seiner Leute: die Herren Holstein, Riederlen, Kanfer, deren Genialität unter Bismarcks harter Faust offenbar nicht zur vollen Entfaltung gekommen war, wurden nun geschwind zu Volkshelden erhöht und gegen die Nichtswürdigen, die so schlichte Größe zu verspotten oder gar zu schmähen wagten, waffnete sich sofort stets der Abscheu der edelsten Schwarzfinkler der Nation. Das war die beneidenswerthe Stellung des Auswärtigen Amtes, — bis zu den dunklen Tagen, wo das Geschrei über die „Nebenregierung“ begann.

Die Richter, der Staatsanwalt und die Herren, die wahrscheinlich im Gerichtssaal weilten, um die Angeklagten zu vertheidigen, brauchen von politischen Vorgängen nichts zu wissen; ihnen entstand deshall auch nicht die Frage, woher dieses Geschrei eigentlich stammt, das Herr Drescher mit zorniger Härte tadelte. Er hätte den Tadel gewiß nicht unterdrückt, wenn er gewußt hätte, wen sein hartes Wort traf; aber

das Bild der Situation hätte sich ihm doch beträchtlich verschoben und er sollte, wenn er den zweiten der gegen Herrn von Tausch eingeleiteten Prozesse vorbereitet, die Mühe nicht scheuen, die alten Jahrgänge des Berliner Tageblattes, der Vossischen, Kölnischen und Frankfurter Zeitung durchzublättern, — von dem Tage an, der dem deutschen Volke den geliebten Leo in seines Kanzlerlebens Blüthe entriß. Dann wird der Oberstaatsanwalt sehen, daß nicht etwa in den paar Blättern, die mitunter die staatsmännische Begabung des Herrn von Marschall schüchtern anzuzweifeln wagten, von der unheimlich-heimlichen Nebenregierung gesprochen wurde, sondern daß dieses „nichtsnußige, frivole Wort“ zum täglichen Bedarf der Zeitungen gehörte, die in Ergebenheit dem Auswärtigen Amt und dessen Leiter dienstbar sind. In diesem dichten Blätterwalde wuchs die Schauerärm von den unerhört schrecklichen Umtrieben, von denen das Dreigestirn Hohenlohe-Boetticher-Marschall beständig bedroht sein sollte; hier wurde zuerst erzählt, Herr von Köller wolle mit Bronsarts Hilfe die Agrarier zum Siege über den Biebersteiner führen, dann, Köller habe Bronsart ein Bein gestellt, und endlich, der General von Hahnke habe den Kriegsminister herausgebissen; hier tobte die Heße gegen die Kabinettschefs und die Adjutanten des Kaisers und hier wurde Herr Miquel der schmähslichsten Zettelungen und der infamsten Gewissenlosigkeiten beschuldigt. Das bedruckte Papier ist vorhanden; und wenn die würdigen Herren, die jetzt die Moraltrumpete blasen, ihre freche Fälscherkunst noch weitertreiben, wird es nöthig sein, sie den eigenen Unrath hinunterzuschlingen zu lassen. Sie haben sich Jahre lang angestellt, als wäre die Wacht am Auswärtigen Amt ein Kampf für die heiligsten Güter der Nation, und spielen mit eiserner Stirn nun die Entrüsteten, weil ein paar Kleine aus der Junst sich erfrecht haben, zur Abwechslung einmal auch Herrn von Marschall so zu behandeln, wie die Großen die Eulenburg, Köller, Bronsart, Lucanus, Hahnke und Miquel zu behandeln pflegten. Daß die Mannen, die sich in diesen Kriegstänzen drehen und die Pausen mit den wüthendsten Schimpfreden gegen Bismarck ausfüllten, zugleich die ergebensten Diener des Auswärtigen Amtes waren, ist auch Leuten aufgefallen, die den Staatsklumpen Lügow und seine Spießgesellen nicht mit der Feuerzange anfassen würden, und sie haben ihr Erstaunen darüber nicht unterdrücken können, daß Herr von Marschall nicht die Gelegenheit suchte und fand, den seiner Wortgewalt doch nicht unzugänglichen Herren Alexander Meyer, Lehnsohn, Stein, Fuhn und Konforten zu sagen: Liebe Mitstreiter, was Ihr von einer mystischen Nebenregierung und

von heimlichen Wühlereien faselt, ist blanker Unsinn; laßt das Zeug endlich weg, sonst kann ich mit Euch nicht mehr verkehren; mich bedroht Niemand, ich brauche Eure emsigen Wickelfraundienste nicht und auch Boetticher geht es den Umständen nach ganz erträglich. Wenn eine solche Aussprache im Lager der gemeinsam Kämpfenden nicht erfolgt ist, — darf man es dann gar so wunderbar finden, daß mählich das Gerücht entstand, das von den Getreuesten des Auswärtigen Amtes angestimmte Geheul über Ränke und Tücken stamme aus den geweihten Wipfeln, wo der badijche Adler horstet?

Der Beweis dafür, daß dieses Gerücht falsch war, konnte vor Gericht natürlich nicht erbracht werden; Herr von Marschall hat es für falsch erklärt und ein Zweifel an seinem Wort wäre selbst dann nicht erlaubt, wenn man annehmen wollte, auch der umsichtigste Chef brauche nicht immer alle „Informationen“ zu kennen, die in den stillen Gemächern des von ihm geleiteten Amtes ertheilt werden. Herr von Marschall hat den Weg des Gerichtsverfahrens gewählt. Da es ihm aber wohl nicht auf einen persönlichen Triumph, sondern auf eine Gesundung der politischen Verhältnisse ankam, wird er die Frage nicht abweisen können, was denn nun eigentlich erreicht worden ist. Zwei Risspiraten der Presse sind bestraft worden und ein besonders schlauer Polizeibeamter sitzt im Untersuchungsgefängniß. Vorher aber wurde festgestellt, daß die politische Polizei in ihrer heutigen Gestalt, mit dem System der geheimnißvollen Vertrauensmänner, deren ehrlosem Treiben unzählige deutsche Arbeiter zum Opfer gefallen sind, völlig unhaltbar geworden ist. Ferner wurde festgestellt, daß in fast allen Ministerien und Reichsämtern auf Preßzeugnisse und Preßverbindungen ein Werth gelegt wird, der den Vorstellungen des Volkes von der unnahbaren Würde hoher Beamten nicht entspricht. Und drittens wurde festgestellt, daß preussische Minister und Staatssekretäre ihre Kollegen, mit denen sie vertraulich arbeiten und verkehren sollen, der niederträchtigsten Machenschaften für fähig halten und daß es regelmäßig erst eines umständlichen Ermittlungsverfahrens bedarf, um von dem schlimmsten Verdacht Männer zu reinigen, die der beschränkte Unterthan nicht mit einem Wörtchen kränken darf, wenn er nicht in Plögensee Rumpfutsch essen und seine Zelle kehren will. Ob diese Feststellungen durch den glorreichsten Sieg über einen Kriminalkommissar aufgewogen werden könnten und ob sie geeignet sind, das Ansehen des Deutschen Reiches zu mehren: darüber wird der Politiker den forensischen Redner Marschall belehren müssen.



## Soziale Pädagogie.

In neuester Zeit mehren sich die Fälle, wo auch Behörden gegenüber der Sozialdemokratie einen Standpunkt vertreten, der von den Freunden der sozialen Reform schon längst empfohlen ist, bisher aber als „staatsgefährlich“ gegolten hatte. Ich denke dabei insbesondere an die Stadtschloß-Angelegenheit in Kolberg, wo der Bürgermeister Kummer den Saal eines unter städtischer Verwaltung stehenden Gebäudes den dortigen Sozialdemokraten zur Abhaltung einer Parteiversammlung eingeräumt hatte, und ferner an das Urtheil des Landgerichtes in Hamburg in dem Prozesse eines aus dem dortigen Kriegervereine wegen sozialdemokratischer Gesinnung ausgestoßenen Mitgliedes, wobei der Klage auf Wiederaufnahme in den Verein mit der Begründung stattgegeben wurde, daß die Sozialdemokratie eine „staatlich anerkannte Partei“ sei und die Zugehörigkeit zu ihr nicht als eine „ehrenrührige Handlung“ angesehen werden könne. Beide Fälle haben in den gesinnungstüchtigen Kreisen eine große moralische Entrüstung erregt, ja in dem ersten Falle hat der Bürgermeister nicht allein von seiner vorgesetzten Dienstbehörde eine Ordnungsstrafe erhalten, sondern es ist ihm sogar durch Spruch des militärischen Ehrengerichtes das Recht zum Tragen der Landwehroffiziersuniform aberkannt worden, während man dem hamburger Gerichte gegenüber bei dessen gesetzlich gesicherter Stellung sich auf bloße papierne Proteste beschränken mußte. Ob unter den erkennenden Richtern sich keine Reserve- oder Landwehroffiziere befunden haben oder ob man ein militärisches Strafverfahren nicht eingeleitet hat, ist nicht bekannt geworden.

In dem Kolberger Falle interessiert zunächst das Eingreifen der Militärbehörde in Verhältnisse, die gar keine militärische Beziehung haben. Sind die militärischen Instanzen berufen, die bürgerlichen Beamten zu Ordnung und ehrbarem Wandel zu erziehen? Gewiß ist ja die höchste Auszeichnung, die einem Beamten zu Theil werden kann, daß er das Recht erhält, eine Offiziersuniform zu tragen; hat man doch einem Staatsminister, der also auf der Stufenleiter des Beamtenthumes nicht mehr höher emporsteigen konnte, die Anerkennung seiner Verdienste dadurch zu gewähren gewußt, daß man ihn zum Secondlieutenant emporhob. Im alten Indien bildete der Kriegerstand nur die zweite Klasse; es ist begreiflich, daß er sich in den seitdem verflossenen dreitausend Jahren des Kulturfortschrittes bis zur ersten emporgearbeitet

hat. Aber wenn auch die militärische Entwicklung des Menschen die höchste ist, so hat man doch bisher noch Bedenken getragen, sie für die einzige zu erklären, der man einen sittlichen Werth beizumessen habe. So lange es aber noch verschiedene Bethätigungsgebiete für den menschlichen Geist giebt, wird man ihnen auch eine gewisse gegenseitige Selbständigkeit insoweit zuerkennen müssen, daß man zu einem Urtheile über die Thätigkeit auf jedem dieser Gebiete in erster Linie Die für berufen hält, die selbst ihr sich gewidmet haben. Wollte man diesen Grundsatz auch auf den Soldatenstand anwenden, so würde man zu dem Ergebniss gelangen, seine Angehörigen zu einem sachmännischen Urtheile nur da für berufen zu halten, wo es sich um militärische Dinge handelt, man würde aber bei aller dem Civilisten gebührenden Bescheidenheit doch die Frage aufwerfen dürfen, ob es nicht Sachen giebt, zu deren Beurtheilung eine nicht militärische Instanz geeigneter ist. Besitzt nun ein Individuum die Doppelnatur, daß es zwar in erster Linie Landwehrehauptmann, daneben aber doch in seinen Mußestunden noch Bürgermeister ist, so würden also in die Beurtheilung seiner Thätigkeit zwei Behörden sich theilen müssen, die militärische und die bürgerliche, und es würden jeder von beiden die Handlungen zur Beurtheilung unterstehen, die er in der betreffenden Eigenschaft vorgenommen hat. Da Herr Kummer die Verfügung über das Stadtschloß wahrscheinlich nicht als Landwehrehauptmann, sondern als Bürgermeister vorgenommen hat, so würde aus dieser allerdings nur theoretisch-bürgerlichen Betrachtung folgen, daß die erwähnte Angelegenheit — wenn man es wagen wollte, sich so unhöflich auszudrücken — die Militärbehörde „gar nichts angeht“. Das ist ein höchst bedenkliches Ergebniss, mit dem sich nur die Sozialdemokratie und die bereits völlig in ihre Schlingen eingefangenen Professoren, Pastoren und sozialreformerischen Ideologen befriedigt erklären können; würde es doch dazu beitragen, die stärkste der natürlichen Autoritäten zu untergraben und so dem Umsturze aller bestehenden Ordnung vorzuarbeiten. Versuchen wir also ernsthaft und eifrig, ob es nicht möglich ist, zu einem anderen Ziele zu gelangen.

Der Soldat, und wenn er auch nur der Landwehr angehört, ist der militärischen Zucht unterstellt, nicht allein in seinem dienstlichen, sondern auch in seinem außerdienstlichen Verhalten. Das ist die Formel, mit der sich die Schwierigkeit löst. Mag ein Mensch, der einen militärischen Rang bekleidet, thun, was er will, es muß immer entweder dienstlich oder außerdienstlich sein, er kann also der militärischen Verantwortung niemals entgehen. Allerdings behauptet man, daß man unter diesem Gesichtspunkte die Thätigkeit des Betreffenden nicht beurtheilen wolle nach fachlich-technischen Rücksichten, insbesondere, ob er ein tüchtiger Jurist, Arzt, Oberlehrer, Bürgermeister u. s. w. sei, sondern nur unter dem Gesichtspunkte der Ehrenhaftigkeit. Dagegen ist gewiß nichts ein-

zuwenden, denn wenn Jemand gestohlen oder betrogen hat, so kann er nicht mehr Mitglied einer Genossenschaft sein, die auf ihre Ehre hält, auch wenn er die entehrende Handlung nicht in der Eigenschaft vorgenommen hat, die seine Zugehörigkeit begründet. Aber was heißt Ehrenhaftigkeit und wann ist gegen sie verstoßen? Das ist die Frage, auf die es ankommt. Würden die militärischen Disziplinarbehörden sich auf solche Fälle beschränken, in denen nach allgemeinem Urtheil eine unehrenhafte Handlung vorliegt, so würde dagegen Niemand Etwas einwenden. Ganz anders aber liegt es, wenn dabei ein mit den bürgerlichen Anschauungen in Gegensatz stehender Maßstab zur Anwendung gelangt, der, wie es bei der Stellung zum Duell zutrifft, noch dazu eine offene Auslehnung gegen das staatliche Gesetz darstellt. Ich will mich mit der Duellfrage hier nicht befassen, sondern mich an den Fall Kummer halten. Hier stützt sich das Eingreifen des militärischen Ehrengerichtes darauf, daß Kummer durch die Ueberlassung des Stadthaussaales zum Zwecke einer sozialdemokratischen Parteiversammlung die Pflichten der Ehre verletzt, also unehrenhaft gehandelt habe. Ob diese Ueberlassung zu billigen oder zu tadeln war, will ich nachher untersuchen; hier handelt es sich nur um die Frage, ob sie unehrenhaft war. Es sollte nun für den gewöhnlichen Menschenverstand außer Zweifel stehen, daß unehrenhaft eine Handlung nur dann sein kann, wenn sie aus einer niedrigen Gesinnung entsprungen ist. Auf die Gesinnung also, auf die Triebfeder, auf die subjektive Seite kommt es allein an. Die selbe Handlung kann auf durchaus verschiedenen Beweggründen beruhen, — und gerade die Beweggründe entscheiden über ihre Ehrenhaftigkeit. Es wäre denkbar, daß Kummer den Sozialdemokraten den Saal überlassen hätte, um deren Stimmen bei einer städtischen Angelegenheit, etwa seiner Wiederwahl, für sein persönliches Interesse zu benutzen; dann hätte er unehrenhaft gehandelt. Aber es ist bisher nicht bestritten, daß sein Beweggrund ein völlig anderer gewesen ist, nämlich die Auffassung, daß, nachdem der Saal anderen politischen Parteien eingeräumt war, es die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit erfordere, ihn auch der Sozialdemokratie nicht vorzuenthalten. Das ist ganz zweifellos ein edles Motiv, das selbst dann noch edel bleibt, wenn man die ihm zu Grunde liegende Auffassung, nach der die Sozialdemokratie mit anderen politischen Parteien gleichzustellen ist, als unrichtig anzusehen hätte. Es ist deshalb nicht darüber weg zu kommen: der einzige Gesichtspunkt, unter dem das Eingreifen der Militärbehörde in die nicht militärische Thätigkeit des Bürgermeisters Kummer sich vertheidigen ließe, die Hereinziehung des Ehrenpunktes, versagt, — und es bleibt ein Uebergriff, den man nur verurtheilen kann. Solche Uebergriffe sind ja leider bei uns etwas ganz Alltägliches. Wie oft wurde der Apparat des militärischen ehrengerichtlichen Verfahrens in Bewegung gesetzt gegen Anhänger der freisinnigen Partei! Ja, ich könnte Fälle



namhaft machen, wo selbst wohlgesinnte Nationalliberale, die aber die im Jahre 1893 eingebrachten Militärforderungen für zu weit gehend erklärten, eine ernste Verwarnung erhielten, mit der Androhung, im Wiederholungsfalle strengere Maßregeln erwarten zu müssen. Da bleibt doch nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder die Militärbehörde stellt sich auf dem Standpunkt des beschränkten Unterthanenverständes und nimmt für sich die Fähigkeit in Anspruch, alle Dinge mit einer dem bürgerlichen Verstande weit überlegenen Weisheit zu beurtheilen — dann steht allerdings nichts mehr im Wege, die Militäranwälter als Schullehrer zu verwenden und pensionirten Offizieren die erledigten Richterstellen zu übertragen —, oder man vertritt den Grundsatz der brutalen Gewalt: „Wir haben die Macht, deshalb gebrauchen wir sie.“ Daß der eine Weg so wenig wie der andere geeignet ist, die Volksthümlichkeit unserer militärischen Einrichtungen zu fördern, daß im Gegentheil auch überzeugte Vertreter der Nothwendigkeit eines starken Heeres unter solchen Umständen sich den Klagen über den „Militarismus“ nicht verschließen können, der die Kulturentwickelung unseres Volkes ernsthaft bedrohe, Das sollte man eigentlich an maßgebender Stelle begreifen.

Ich habe die Entscheidung darüber, ob die Auffassung, von der sich Herr Kummer leiten ließ, als er die Sozialdemokratie mit anderen politischen Parteien grundsätzlich gleich behandelte, als richtig anzuerkennen sei, bisher zurückgestellt und muß jetzt auf diesen Punkt zurückkommen, zumal die Bedeutung des hamburger Richterspruches ja ebenfalls gerade hierauf beruht.

Ueber die Sozialdemokratie, ihr Recht oder Unrecht, ist so viel geschrieben worden, daß es mir überflüssig scheint, diese Literatur zu vermehren. Ich will versuchen, nur eine einzelne und bisher kaum beachtete Seite zu beleuchten, indem ich die Stellung, die der Staat und die Behörden ihr gegenüber einnehmen sollen, nur unter dem Gesichtspunkte der Erziehung betrachte. Daß die Sozialdemokratie, mit dem Maßstabe der Salonhöflichkeit gemessen, noch sehr der Erziehung bedarf, wird kaum Jemand, und wäre er selbst Sozialdemokrat, ernsthaft bestreiten; ja, wenn wir nur die Anforderungen des gewöhnlichen spießbürgerlichen Anstandes stellen, so läßt der Ton, den sie besonders in ihrer Presse anschlägt, recht viel zu wünschen übrig; es ist der Jargon des Gassenjungen, in dem sich selbst ihr vornehmstes Organ, ja dieses am Allermeisten, ausdrückt, und Männer, die selbst am „Vorwärts“ mitarbeiteten, haben mir Dies im privaten Gespräche zugegeben, wie auch der „Sozialistische Akademiker“ energisch dagegen seine Stimme erhoben hat. Aber schließlich ist der Ton und die Ausdrucksweise etwas Außerliches, Nebensächliches, das man sich gefallen lassen könnte bei einem gesunden Kerne; giebt es doch manchen Menschen, der unter seinem bäurischen Aeußeren einen gebiegenen Charakter birgt. Leider kann auch hier die Censur für die Sozial-

demokratie höchstens auf vier bis fünf lauten. Der äußeren Roheit entspricht die innere. Ich will mich zum Belege hierfür gar nicht auf die üblichen Beweismittel beziehen, auf die Stellung zur Religion und Vaterlandsliebe, sondern nur auf den einen Punkt hinweisen, daß nach sozialdemokratischem Glaubensbekenntnisse nur der „Genosse“ edel und gut sein kann, jeder Gegner aber entweder ein Schwachkopf oder ein Schurke ist, — ein Mensch, der sich nur von den niedrigsten Beweggründen leiten läßt. Gewiß sind Wohlthätigkeitsbezeugungen, wie Volksküchen, Kindergärten, Unterstützungsvereine jeder Art, für die Lösung der sozialen Frage von höchst untergeordneter Bedeutung, ja, ich verdanke es der Sozialdemokratie gar nicht, wenn sie sich gegen jede Wohlthätigkeit als solche auflehnt und sie energisch ablehnt, als eine Erniedrigung der Arbeiterklasse. Aber dann sollte sie doch stets die durchaus edle Gesinnung anerkennen, die solchen Unternehmungen fast ausnahmslos zu Grunde liegt. Den Leitern dagegen nichtswürdige Absichten unterzulegen, von „Ferienkolonien“ nur mit höhnischem Spott zu sprechen, Das ist ein Ausfluß der Gemüthsroheit, wie er dieser Partei nun einmal anhaftet.

Das ist insofern überraschend, als kein vorurtheilsfreier Mensch verkennen wird, daß die heutige soziale Bewegung durchaus auf idealer Grundlage erwachsen ist, ja, daß die Sozialdemokratie selbst nicht allein die intellektuelle, sondern auch die sittliche Hebung des Arbeiters sich zur Aufgabe macht. Man denke nur an die Arbeiterbildungsschulen und ferner daran, daß die sozialdemokratischen Blätter streng darauf halten, ihren Anzeigenthail frei von sittlich anstößigen Ankündigungen zu halten. Ich habe wiederholt und auch in diesem Blatte diesen Widerspruch zu erklären versucht aus dem Doppelcharakter der Sozialdemokratie: als Arbeiterpartei ist sie das Organ der Volksseele, die bei uns, trotz manchen Schattenseiten und Fehlern, in ihrem eigentlichen Grunde gesund ist; als revolutionäre Partei dagegen gewährt sie solchen Elementen Aufnahme und zum Theil weitreichenden Einfluß, die nur als Zerfetzungsprodukte der menschlichen Gesellschaft zu betrachten sind.

Was ergibt sich denn nun als Grundsatz, wenn wir uns auf den Boden der Erziehungsfrage stellen? Was soll der Staat und seine Behörden thun, um dem guten Kern zum Siege zu verhelfen und ihn in Stand zu setzen, die häßlichen Schladen abzustößen? Der Pädagoge kennt als Erziehungsmittel Lob und Tadel, Strenge und Milde: Beide müssen angewandt werden; und es ist eine Aufgabe des Tactes und der Erfahrung, das richtige Mischungsverhältniß zu finden. Jedenfalls würde es als Verstoß gegen die Elemente der Pädagogik gelten, einen Zögling wegen der ihm anhaftenden Mängel einfach für einen verworfenen Menschen zu erklären, von dem keine Besserung zu hoffen sei. Gerade umgekehrt wird der verständige Erzieher ihn in seinem Kampfe mit sich selbst dadurch zu kräftigen suchen, daß er ihm freundlich

zurebet, es sei mit seinen Fehlern ja gar nicht so schlimm und er könne immerhin sehr wohl hoffen, sie bald abzulegen. Er wird ihn auch nicht aus dem Kreise der übrigen Schüler ausschließen, sondern umgekehrt durch deren Umgang einen günstigen Einfluß zu üben suchen. Vor Allem aber wird er ihm gewisse leichte Aufgaben stellen, die er zu lösen vermag und deren Lösung seine sittliche Kraft stärkt.

Das Alles gilt auch für die staatliche Behandlung der Sozialdemokratie. Die Zeit, wo man hoffen konnte, sie einfach dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man ihre Anhänger auf eine Proskriptionsliste setzte, sie als Ausgestoßene behandelte und ihnen jeden Antheil an den staatlichen Rechten und staatsbürgerlicher Thätigkeit versagte, ist längst dahin. Sich heute dieses Ziel stellen, heißt, einem Wahngebilde nachjagen. Was uns heute unter diesem Namen entgegentritt, ist nicht mehr die Sozialdemokratie, sondern die Arbeiterpartei, die für die Vertretung ihrer Interessen mindestens das gleiche Recht in Anspruch nehmen darf wie alle übrigen Parteien, ja, vielleicht noch etwas mehr, wenn man berücksichtigt, daß sie verspätet an der Tafel einen Platz erhält und deshalb schon mit einigen Gerichten übergangen ist. Der Staat sollte zu den Sozialdemokraten sagen: „Ihr habt die selben Rechte wie andere Staatsbürger, damit habt Ihr aber auch die selben Pflichten, insbesondere müßt Ihr Euch an den staatlichen Geschäften in nützlicher Weise betheiligen. Ihr dürft Euch nicht auf das bloße Raisonniren beschränken und im Schmollwinkel auf der Bärenhaut liegen, sondern müßt in dem Euch gegebenen Wirkungskreise zeigen, ob Ihr Das, was Andere nach Eurer Meinung schlecht gemacht haben, besser machen könnt.“ Ich hatte einmal in einer Versammlung zu sprechen, die wider Erwarten der Veranstalter in ihrer großen Mehrheit von Sozialdemokraten besucht war und die damit begann, daß man stehend die Arbeitermarfchlaufe sang. Während der Vorsitzende in seiner Angst sofort die Versammlung schließen wollte, bewog ich ihn, Das zu unterlassen, und erklarte den Sängern, daß ich ihnen für ihren schönen Gesang sehr dankbar sei, daß wir aber kein Gesangsverein seien, sondern sehr wichtige Dinge zu besprechen hätten und ich hoffen wolle, daß sie mir eben so ruhig zuhören würden, wie ich ihrem Gesange zugehört hätte. Das schien eine eigenartige, ernüchternde Wirkung auszuüben; man hatte offenbar einen ganz anderen Eindruck des Gesanges erwartet. Die Engländer sind diesen revolutionären Mäuren gegenüber viel weniger nervös, sie behandeln sie mit überlegenem Spott und bekämpfen sie damit wirksamer, als es auf irgend einem anderen Wege möglich ist. In einer Anarchistenversammlung, zu der sich übrigens auch recht viele „Maßbürger“ eingefunden hatten, schilderte der Redner mit den blutigsten Worten, wie die Revolution sich vollziehen werde. „Wir werden kommen um Mitternacht, wenn Alles schläft, aber wir werden furchtbare Rache

nehmen und das Kind in der Wiege nicht verschonen.“ Nach der Mittheilung eines Ohrenzeugen soll es einen geradezu verblüffenden Erfolg gehabt haben, als ein wohlhabender Schlächtermeister mit über dem Bauch verschlungenen Händen ganz trocken bemerkte: „Oh, pray you, come to a proper time!“ Darin steckt eine gesunde Volkspsychologie: innerlich haltlose Phantastereien, die mit einem künstlich gemachten Pathos auftreten, an das ihre Vertreter selbst nicht glauben, darf man nicht ernst nehmen, denn gerade dadurch giebt man ihnen ein Piedestal, auf dem allein sie erst Etwas bedeuten; die vernichtendste Waffe gegen sie ist der Spott und der Humor. „Le ridicule tue“, sagt der Franzose: Das gilt auch in anderen Ländern. Heutzutage denkt die Sozialdemokratie selbst, trotz aller Betonung ihres revolutionären Charakters, nicht entfernt mehr an Das, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauche unter Revolution versteht. Der „große Kladderadatsch“ ist zu einem „allmählichen Hineinwachsen in den Zukunftsstaat“ geworden, dessen Verwirklichung sich noch nicht bestimmen läßt. Da vermeide man es doch, durch Aufwärmen alter Citate aus der Sturm- und Drangperiode die Revolutionstimmung wieder zu beleben. Wenn die sozialdemokratischen Abgeordneten glauben, durch Eigenbleiben bei dem Kaiserthum ihre republikanische Charakterfestigkeit zum Ausdruck bringen zu müssen, oder wenn ein lungenstarker Volksredner auf andere Weise der Majestät zu nahe tritt, so gebe man doch nicht diesen Ungezogenheiten dadurch eine Bedeutung, die sie gar nicht haben, daß man sie als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt. Etwas mehr Gleichmuth und Gleichgiltigkeit, — Das ist das wirksamste Mittel gegen revolutionäre Spielerei.

Aber die jetzt übliche Behandlung der Sozialdemokratie ist nicht allein deshalb verkehrt, weil sie den wirklichen Sozialdemokraten eine ihnen nicht zukommende Bedeutung beimißt, sondern auch, weil die ganz überwältigende Mehrheit Derer, gegen die sie sich richtet, durchaus nicht Sozialdemokraten sind und durch nichts so sehr wie gerade durch solche Behandlung dazu geführt werden können, es zu werden. Man stelle sich nur immer auf den Standpunkt der Wirklichkeit und sage zu ihnen: „Sucht uns doch nicht einzureden, daß Ihr wirkliche Sozialdemokraten seid, Das glaubt Ihr ja selbst nicht; bleibt uns mit dem ganzen Schwindel vom Leibe und behandelt mit uns verständige, praktische Dinge!“ Es müßte gar keine Pädagogik mehr geben, wenn eine solche Erziehung nicht in kürzester Zeit dahin führen sollte, die sogenannte Sozialdemokratie ihres heutigen Ausnahmeharakters zu entkleiden und sie zu einer einfachen Arbeiterpartei zu machen. Die Anwendung dieses Grundsatzes muß dann aber darin bestehen, daß man dem Umstande, ob ein bestimmter Mensch sich zur sozialdemokratischen Partei zählt und bei den Wahlen nicht allein für sie stimmt, sondern auch für ihre Ausbreitung agitatorisch thätig ist, für alle öffentlichen und privaten Lebensver-

hältnisse jede Bedeutung verliert. Daß Staatsbehörden den Fehler privater Arbeitgeber machen, keine Sozialdemokraten in Arbeit nehmen zu wollen, ist nicht allein eine Ungerechtigkeit, weil die Ausgeschlossenen alle ihre staatlichen Verpflichtungen erfüllen und ihre sogenannte Staatseindlichkeit sich gar nicht gegen den Staat als solchen richtet, sondern nur gegen gewisse Einrichtungen, über deren Nützlichkeit völlig freie Kritik gestattet sein sollte, sondern sie ist vor Allem ein pädagogischer Fehler der allerschwersten Art, weil man dadurch das Uebel, das man bekämpfen will, die staatseindliche Gesinnung, gerade hervorruft und daneben in unerhörter Weise die Heuchelei befördert.

Nun wäre ja vielleicht gegen solches Verfahren weniger einzuwenden, wenn die Personen, die in dieser Weise behandelt werden, sich zu allen den Anschauungen bekännen, die von einzelnen ihrer Parteigenossen vertreten werden. Aber hier steckt ein weiterer Fehler, der zugleich pädagogischer und logischer Natur ist. Wenn ich mich einer Partei anschließe, so unterschreibe ich doch damit noch nicht Alles, was einzelne und selbst viele Anhänger dieser Partei aussprechen, eben so wie ich nicht deshalb, weil ich zu einem Volke gehöre, für alle Eigenschaften mancher Volksgenossen verantwortlich gemacht werden kann. Diese Behandlung der Sozialdemokratie hat in der That eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Antisemitismus. Dieser baut auf den Vordersatz, daß gewisse Rasseeigenthümlichkeiten, die uns unangenehm berühren, sich bei vielen, vielleicht bei den meisten Juden finden, den Schluß auf, daß nicht die Individuen, die diesen Fehler zeigen, sondern die Rasse als solche zu verfolgen sei. Das ist unlogisch. Eine Rasse ist ein Begriff, der nur in unserem Denken besteht; reale Existenz haben nur die ihr angehörigen Individuen. Wenn man sagt, die Fehler seien Rasseeigenthümlichkeiten, so heißt Das nur, daß gewisse Menschen, die gewisse gemeinsame anthropologische Merkmale zeigen und die wir deshalb zu dem Begriffe einer Rasse zusammenfassen, zugleich auch gewisse Charaktereigenschaften haben. Aber dann verurtheile ich doch den einzelnen Menschen nur deshalb, weil er die betreffenden Fehler hat, nicht aber, weil er der Rasse angehört, denn Das ist ja nicht seine Schuld, sondern lediglich die Folge meiner Denkooperation. Hätte nun freilich jedes Individuum, das nach seinen anthropologischen Eigenschaften zu der Rasse gehört, zugleich die bemerkten Mängel, so hätte der logische Fehler keine praktische Folgen. Da Das aber nicht zutrifft, sondern es viele Juden giebt, die von jenen Fehlern frei sind, so begeht man ihnen gegenüber zugleich eine große Ungerechtigkeit, die doppelt unverantwortlich ist, weil die gleichen Mängel sich auch bei Nichtjuden finden und bei diesen ungerügt bleiben. Ganz das selbe unlogische und ungerechte Verfahren zeigt sich bei dem geschilderten Vorgehen gegen die Sozialdemokratie. Die Thatfache allein, daß Jemand sich zu ihr bekennt, giebt kein Recht, ihn für Ausschreitungen

und Anschauungen Anderer verantwortlich zu machen, sondern höchstens für die im Parteiprogramme niedergelegten Ziele; selbst Das ist nicht ohne Bedenken angesichts der zweifellosen Thatfache, daß sehr Viele, ja die Mehrzahl, die sich zur Sozialdemokratie bekennen, von dem Programme eine höchst unvollkommene Kenntniß und ein noch geringeres Verständniß dafür besitzen. Wie man deshalb nicht das Judenthum als Rasse angreifen soll, sondern die einzelnen Menschen, bei denen sich gewisse Charaktermängel zeigen, mögen sie Juden oder Nichtjuden sein, oder — noch richtiger — die Geseze und sonstigen Einrichtungen, die es Menschen von diesen Eigenschaften möglich machen, Andere zu schädigen, so bekämpfe man auch nicht die Sozialdemokratie als Partei, sondern die wirthschaftlichen Verhältnisse, die unsere Arbeiter ihr in die Arme treiben, und schließe von der Beschäftigung Niemanden aus wegen seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie, sondern nur, wenn er persönliche Eigenschaften zeigt, die eine solche Maßregel rechtfertigen.

Ist dieser Satz, wie mir scheint, an sich unanfechtbar, so gebe ich zu, daß seine Durchführung beim Soldatenstande und namentlich in den Kriegervereinen besonders schwierig ist. Daß das hamburger Urtheil durchaus Recht hat, wenn es die Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei nicht als „unehrenhaft“ ansieht und deshalb von den Vereinen, die Sozialdemokraten ausschließen wollen, verlangt, daß sie diese Absicht in ihren Statuten aussprechen, kann ja nicht dem geringsten Zweifel unterliegen; aber ob den Kriegervereinen zu empfehlen ist, Dies zu thun, darüber kann man allerdings verschiedener Meinung sein. Will man es rechtfertigen, so kann man sich darauf berufen, daß die Sozialdemokratie nach ausdrücklicher Bestimmung ihres Programmes antimonarchisch sei, daß aber die ganze Einrichtung unseres heutigen Heerwesens ein persönliches Treueverhältniß gegen den Monarchen als obersten Kriegsherrn voraussetze und daß deshalb, auch wenn man Niemandem gestattet, sich auf eine gegentheilige Auffassung zu berufen, um sich seiner Wehrpflicht zu entziehen, dennoch Vereine, die sich gerade die Aufrechterhaltung und Stärkung dieser Anschauungen zum Ziele gesetzt haben, Männer nicht dulden können, die sich nicht zu ihnen bekennen. Logisch ist Das richtig, — aber vielleicht doch nicht pädagogisch. Gewiß: wären die antimonarchischen Elemente in einem Vereine so stark, daß von ihnen eine Beeinflussung der anderen zu befürchten wäre, so müßte man sie entfernen. Aber ist nicht auch der umgekehrte Einfluß denkbar und bei dem ziffernmäßigen Uebergewichte der monarchischen Elemente sogar höchst wahrscheinlich? Es bestreiten, heißt, die monarchische Auffassung für die innerlich schwächere erklären. Immerhin mag nichts dagegen einzuwenden sein, Personen, die ihren antimonarchischen Standpunkt offen vertreten, die ihm etwa gar bei ihrem Auftreten innerhalb des Vereines, z. B. durch Sitzbleiben bei einem auf den Kaiser ausgebrachten

Hoch, einen verletzenden Ausdruck geben sollten, aus dem Vereine auszuschließen; aber Das bedeutet noch nicht entfernt, daß man diese Maßregel auf Alle erstrecken müßte, die sich als Sozialdemokraten bekennen oder gar nur bei Wahlen für deren Kandidaten thätig sind. Daß viele Anhänger dieser Partei ihrem Programme sehr unbefangen gegenüberstehen, habe ich bereits betont; Das trifft aber ganz besonders zu bei der Stellung zur Monarchie. Das deutsche Volk ist „monarchisch bis in die Knochen“; und wie der Satz des Programmes, daß die angestrebte soziale Umgestaltung nothwendig eine republikanische Staatsform bedinge, vielleicht von allen der schwächste und am Wenigsten beweisbare ist, so hat er bisher auch am Wenigsten Eingang gefunden in die Köpfe und Herzen der Arbeiter; ist es doch eine täglich zu beobachtende Thatsache, daß beim öffentlichen Auftreten des Kaisers auch solche Arbeiter sich aus vollem Herzen an dem Hurrahrufen betheiligen, die aus ihrem sozialdemokratischen Glaubensbekenntnisse kein Hehl machen. Daß sie dabei heuchelten, wird gewiß Niemand glauben, denn die Gefahr, sich äußeren Nachtheilen auszusetzen, liegt offenbar durchaus auf der entgegengesetzten Seite.

Ich weiß nicht, ob der Bürgermeister Kummer sich durch die hier vertheilte Auffassung leiten ließ; jedenfalls beruft er sich auf die Forderung der Gerechtigkeit, — und gerade gegen die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Behörden gegenüber der Sozialdemokratie werden von deren Anhängern die schärfsten Angriffe erhoben. Ich bin überzeugt, daß diese Angriffe hinsichtlich des subjektiven Thatbestandes — um mich juristisch auszudrücken — durchaus ungerechtfertigt sind, denn die betreffenden Beamten glauben, ihre Haltung gegenüber der Sozialdemokratie auf deren grundsätzliche Haltung gegenüber der bestehenden Ordnung stützen zu dürfen. Dennoch liegt die objektive Ungerechtigkeit vor, weil man nicht allein die heutige Stellung der Partei unrichtig würdigt, sondern vor Allem aus der formellen Zugehörigkeit eines Menschen zu ihr falsche Schlüsse zieht. Daß aber das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, eine Bitterkeit hervorrufen muß, die im allerhöchsten Grade geeignet ist, die Fäden, die auch den eifrigsten Sozialdemokraten noch immer mit den übrigen Staatsbürgern und dem Staate selbst verknüpfen, zu zerreißen, Das ist eine psychologische Nothwendigkeit. Solche Bitterkeit und Entfremdung zu vermeiden, muß deshalb das wichtigste Ziel sein, — im Interesse der Herbeiführung gesunderer Verhältnisse und der sozialen Erziehung unseres Volkes.

Braunschweig.

W. Kulemann.



## Die Ausbildung des Arztes.

Aus Schwenningers Arzteschule.

### II.

**W**ir haben im vorigen Heft von der Vorbildung des Arztes gesprochen und gehen nun zur Besprechung der Fachausbildung über, die der Entwurf bekanntlich in zwei Abschnitte theilt. Der erste, dem die eigentliche klinische Ausbildung bis zur ärztlichen Prüfung übertragen wird, bleibt, wie bisher, auf fünf Semester beschränkt. Wir dürften wohl kaum in den Verdacht kommen, für überflüssige Verlängerung der Studienzeit zu schwärmen; wir müssen aber hier sofort bemerken: im Sinne des Entwurfes scheint uns Das denn doch zu wenig. Von unserem Standpunkte aus ist es uns dagegen etwas zu viel: wir glauben, auch mit vier Semestern auskommen zu können. Denn: zu reduzieren, durch zweckmäßigste Anordnung bei möglichst hoher Leistung Zeit zu gewinnen, scheint uns die Aufgabe. Wir sehen darin eins der wichtigeren Probleme, die eine Reform zu lösen hat. Immer höher, Niemand wird sich darüber täuschen wollen, steigen die Anforderungen, die das Fortschreiten der Forschung und die Entwicklung des sozialen und wirthschaftlichen Lebens an die Ausbildung des Arztes stellen, und wollte man da verlängern, verlängern und immer wieder verlängern, um den steigenden Ansprüchen gerecht zu werden, man käme nicht mehr über die Lehrzeit hinaus. Es muß also zunächst wieder einmal kräftig zum Sammeln geblasen werden. Es gilt, zu konzentriren, an bestimmten Wendepunkten und unter Umständen, die, wie die heutigen, einer Reform gerade günstig sind, zusammenzufassen und so wieder Raum und Luft für die Anforderungen der Zukunft zu gewinnen. Wir müssen also als unser Ziel betrachten: bei möglichstster Kürze der Ausbildungszeit durch zweckmäßigste Eintheilung und Anordnung möglichst werthvolle Resultate zu erzielen. In diesem Sinne haben wir die Vorbildung geordnet, in diesem Sinne gedenken wir nun die Fachausbildung zu gestalten.

Zunächst einige Worte über das Allgemeine des Betriebes. Die rein theoretischen Vorlesungen über Pathologie, Therapie, Chirurgie u. s. w. schalten wir aus oder legen sie mit den klinischen Kursen zusammen. Die Theorie im Hörsaal, ohne praktische Anwendung, ist doppelt tot, die klinische Praxis ohne Theorie ist Handwerk, keine Kunst. Wer kennt nicht die alte Klage über Mangel an theoretischem Wissen, weil der Studirende zu viel in die Klinik, zu wenig in die theoretischen Vorlesungen geht? Je nun: der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme! Man achte auf den Fingerzeig und fange den Jüngling dadurch, daß man die Vorlesung in die geliebte Klinik legt. Man wird auf solche Weise — um einen vulgären Ausdruck anzuwenden — zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.



Auch den Operation-Kursus scheiden wir aus. Was der Schüler an Operationstechnik zu erlernen hat, Das sollte man ihm nach unserer Meinung, ohne Probiren am Kadaver, in der Klinik beibringen können. Will man aber den Operation-Kursus oder eine entsprechende besondere Übung nicht entbehren, so mag man Das in der anatomischen Vorbildung abmachen, wie wir es neulich schon angedeutet haben. Operation-Lehre ist im Wesen doch nicht Anderes als in höchstem Sinne angewandte Anatomie. Man lasse also, statt zu präpariren, lieber in elementarer Weise operiren. Dabei kann man sich Etwas denken und kontrolirt und erweitert seine anatomischen Kenntnisse, während beim Präpariren die Hand mechanisch arbeitet, der Geist aber langsam und sicher entschlüßt.

Die klinische Arbeit würden wir am Liebsten ungetheilt lassen, Theil-Kliniken also überhaupt nicht kennen, — wohl aber zahlreiche Parallelkurse! Wir würden dadurch das Spezielle abstoßen und dem sonst unvermeidlichen Uebelstande steuern, daß die Ausbildung für Spezialisten zu niedrig, für praktische Aerzte zu hoch gegriffen und unzumuthig gestaltet ist. Da eine so radikale Umgestaltung aber noch für lange ein Ideal bleiben wird, schlagen wir zunächst wenigstens Vereinfachungen vor. Die innere Klinik mag auch die Kinder-, Nasen-, Hals-, Haut-Krankheiten u. s. w. vorstellen, die chirurgische Klinik Zahn-, Augen- und Ohrenkrankheiten mit hineinnehmen. Sollen aber die Augen, in Schonung bestehender Verhältnisse, einstweilen noch gesondert bleiben, so schlagen wir mindestens die Hereinnahme der Ohren vor. Wir müssen um so dringender zu dieser Zusammenfassung rathen, als entgegen-gesetzte, entschieden centrifugale Strömungen sich immer deutlicher bemerkbar machen. Es ist uns nach dieser Richtung charakteristisch, daß die akademischen Vertreter der Ohrenheilkunde, nach Zeitungsberichten, in den letzten Wochen eine Eingabe an den Reichskanzler gemacht haben, in der die Einrichtung einer besonderen Station für Ohrenheilkunde in der Prüfung als dringendes Bedürfniß bezeichnet wird. Wir verstehen die Gründe der Herren recht wohl, müssen aber diesen Vorschlag dennoch bedauern; wir würden seine Annahme als einen weiteren Schritt auf einer durchaus verfehlten, unheilvollen Bahn betrachten. Die akademischen Vertreter der Ohrenheilkunde haben ein weites Feld: sie haben die Pflege ihrer Spezialwissenschaft, die Weiterbildung der approbirten Aerzte, die sich näher für das Fach interessieren, und endlich die Herranbildung des wissenschaftlichen und künstlerischen Nachwuchses in ihrer Spezialität. Für die Elementarausbildung eines praktischen Arztes gehört auch hier zunächst dem Kliniker das Wort. Und da wir die spezielle Station für Ohrenheilkunde mit ihren unvermeidlichen Konsequenzen zum Glück noch nicht in der Prüfungsordnung haben, so möchten wir doch abrathen, hier neue Rechte zu schaffen, die einen weiteren Schritt auf schiefer Ebene bedeuten.

Dagegen müssen wir unser Befremden darüber ausdrücken, daß der Entwurf dem Examinanden freistellen will, „nach seiner Wahl“ von den Spezialkliniken für Nasen-, Hals-, Haut-, Geschlechts- und Ohrenkrankheiten nur eine als Hörer oder Praktikant zu besuchen. Denn wenn man berücksichtigt, daß die genannten Anstalten eben keine eigentlichen Spezialkliniken sind, sondern mehr und mehr das gesammte — auch das zur Elementarausbildung nothwendige — Material an sich ziehen, so daß die an den genannten Organen Erkrankten aus den Hauptkliniken zunehmend verschwinden oder schon ganz verschwunden sind, und wenn man sich nun nicht einfach damit begnügen will, daß die Studirenden auf allen diesen Gebieten unter Umständen nur eine dunkle Vorstellung bekommen, wie man sie über konkrete Dinge aus rein theoretischen Vorlesungen mitzunehmen pflegt: wäre es da nicht logisch nothwendig, die jungen Männer in alle diese Spezialkliniken zu schicken? Und wenn sich nun natürlich herausstellt, daß dazu die Zeit unter keinen Umständen reicht, was ist damit bewiesen? Dann ist bewiesen, daß eben nichts Anderes übrig bleibt, als die betreffenden Kranken in den Hauptkliniken mit vorzustellen. Quod erat demonstrandum. Der Revision-Entwurf hat die Güte gehabt — Entwurf contra Entwurf! —, hier die Beweislast vollständig auf sich zu nehmen. Warum sich also gegen das Einleuchtende und Nothwendige sträuben? Die praktische Durchführung der Sache hat doch gar keine Schwierigkeit. Es ist leicht, die nothwendigen Kranken zu beschaffen. Was aber die Vorstellung in der Klinik anlangt, so brauchen die klinischen Meister nur zu wollen, dann können sie Das auch. Wir sind der Ansicht, daß ein junger Arzt, der eine einigermaßen entsprechende Ausbildung genossen hat, nicht nur die gewöhnlichen chirurgischen Operationen vornehmen, sondern auch Staare stechen, Nasen, Ohren u. s. w. sachgemäß behandeln, mit einem Worte: sich überall zu helfen wissen muß. Kann er Das nicht, dann mag er um Zurückzahlung des Kollegiengeldes einkommen und Schuster, Schneider, Barbier oder sonst etwas Ehrentwerthes werden; zum Arzte hat er kein Talent. Es hieße unter solchen Umständen, die Herren Kliniker beleidigen, wollte man annehmen, daß sie nicht stets die selbst festgesetzten Grenzen der Spezialität beliebig überschreiten und das dabei Nöthige im Kursus ausführen, zeigen und beleuchten können. Wir wiederholen: sie brauchen nur zu wollen, dann können sie es auch, wenn ihnen die Sache zunächst auch etwas ungewohnt und sonderbar vorkommen mag, weil wir bei unserem unglücklichen Spezialisirungsdrang und unserer leidigen Theilungswuth ja glücklich schon so weit gekommen sind, daß sogar große Chirurgen zum Herrn Arzte schicken, wenn ihre Frau Gemahlin oder ihr Töchterchen einmal zufällig Leibschmerzen hat.

Hiernach gehen wir zum Speziellen über und stellen die Frage: wann soll die eigentlich klinische Ausbildung beginnen und wie soll die Einteilung des Arbeitsstoffes sein?

Wir würden abermals den jungen Mann sofort in den Krankenjaal dirigiren. Wir dürfen aber auch jetzt noch nicht. Warum? Die Schule macht noch einen Vorbehalt. Sollte der Entwurf hier vielleicht auf unserer Seite stehen? Wohl kaum. Er schweigt sich einigermaßen über die Sache aus und fordert nur die Festsetzung eines Normalstudienplanes und — bei Androhung von Rechtsnachteilen! — einen geordneten Studiengang. Dagegen sind dem betreffenden, sonst etwas allgemeinen Absätze gerade zehn Worte zur Erläuterung angefügt; und wenn wir diese Worte richtig verstehen, schwebt hier in der That nichts weniger als eine Aenderung des gegenwärtigen Usus vor. Wir müssen also unsere Beweisführung gegen den „Usus“ richten. Der Usus sagt: Du sollst nicht in die eigentliche Klinik gehen, bevor Du nicht — außer der bereits von uns eliminirten reinen Theorie — noch klinische Propädeutik und diagnostische (Perkussion und Auskultation) Kurse zu Dir genommen hast. Gegen die Propädeutik an sich haben wir keineswegs Etwas einzuwenden. Nur fassen wir den Begriff anders auf, als er bisher häufig verstanden wurde. Wir fordern als Propädeutik, daß der angehende Arzt im Anfange des ersten klinischen Semesters in den für ihn einschlägigen klinischen Kursen, und zwar bis zur Fähigkeit, die Wärter und Pfleger vollständig zu vertreten, sich in den niederen Krankendiensten übr. Diese Übung ist sehr wichtig. Der Kliniker wird sie einleiten, überwachen und ihr stets besondere Aufmerksamkeit schenken. In diesem Sinne müssen auch wir Propädeutik verlangen und schicken sie gern der höheren klinischen Ausbildung voran. In Bezug auf die Perkussion- und Auskultationskurse — die Frage spielt in ein prinzipiell sehr wichtiges Gebiet hinein, das eine gesonderte, eingehende Erörterung verlangt — müssen wir an dieser Stelle uns mit wenigen Worten begnügen: Wir unterschätzen die sogenannte exakte Methode nicht; doch glauben wir nicht an ihre alleinseligmachende diagnostische Kraft. Die landläufige, gewohnheitmäßig vorhandene technische Fertigkeit kann leicht auch in der Klinik erworben werden. Will man sie aber schon dahin mitgebracht sehen, so mag man die betreffende Übung in die normale und pathologische Anatomie verlegen. Wir haben das Nöthige bereits bei der Vorbildung näher entwickelt und können die Frage danach als beantwortet betrachten.

Damit sind endlich alle Hindernisse beseitigt. Der junge Mann kann in die klinische Praxis eintreten: unmittelbar nachdem er die ärztliche Vorprüfung abgelegt hat. Den Lehr- und Arbeitsstoff theilen wir ein, wie folgt: 1. Innere Klinik (einschließlich persönlicher Hygiene, Kinder-, Nasen-, Hals-, Haut-Krankheiten u. s. w.); 2. Chirurgische Klinik (einschließlich Augen-, Ohren- und Zahn-Krankheiten); 3. Geburtshilfliche Klinik (einschließlich Frauen-Krankheiten); 4. Psychiatrische Klinik; 5. Öffentliche Hygiene; 6. Gerichtliche Medizin, eventuell ausgewählte einschlägige Kapitel aus der Sozialgesetzgebung (gewerbliches Versicherungswesen u. s. w.)

Nun einige Worte über Stoff und Art des Betriebes. Durch die Ausschaltung der in die Vorbildung gehörenden Disziplinen, durch die Zusammenlegung von Vorlesung und Praxis und endlich durch die Abspaltung des für die Spezialbildung zurückzustellenden Stoffes gewinnen wir nicht nur für eine lückenlosere klinische Ausbildung, einschließlich der als Prüfungsgegenstand neu eingeschalteten Psychiatrie, sondern auch für die anderen Materien Zeit. Auf die Art der klinischen Ausbildung wollen wir hier nicht weiter eingehen; wir haben schon vielfach darüber gesprochen und werden noch öfter davon sprechen müssen. Dagegen dürfen wir nicht unterlassen, über den Betrieb in den übrigen Disziplinen einige Worte anzufügen.

Von dem Psychiater müssen wir die weise Selbstbeschränkung erwarten, die durch die Rücksicht auf das Ziel, die Elementarausbildung des praktischen Arztes, geboten ist. Auch hier soll niemals die scharfe Grenzlinie überschritten werden, die zwischen dem Wissen und Können des psychiatrischen Spezialisten und denen des Arztes zu ziehen ist. Größere pathologisch-anatomische Feinheiten und brillante pathologische Hypothesen gehören also ganz bestimmt nicht herein. Dagegen muß der Schüler eingehend darüber belehrt und praktisch darin geschult werden: wie man mit einem Geisteskranken umzugehen, wie man ihn anzufassen, sich mit ihm zu stellen und ihn zu behandeln hat. Vor Allem aber muß er durchaus so weit gebracht werden, daß er in den gewöhnlichen Fällen einen geistig Kranken von einem Gesunden zu unterscheiden vermag. Das sind die Dinge, die wirklich nothwendig sind, — und an denen es bekanntlich so häufig in beklagenswerther Weise fehlt.

Die öffentliche Hygiene — wir kennen auch eine persönliche, die wir in die innere Klinik verweisen — lassen wir gleichfalls mit der gebotenen Vorsicht gebrauchen. Wir halten es nicht für nöthig, die Studirenden zu Autoritäten auf dem gesammten Jagdgebiete der Bacillogie, mit allen ihren ausgedehnten hypothetischen Gefilden, zu erziehen. Auch wollen wir nicht Bacillenanbieter, Bacillenheger und Bacillentöter züchten. Von dieser Spezies giebt es auch ohne besonderes Zuthun — *generatio aequivoca* scheinbar! — schon genug. Dagegen legen wir um so mehr Gewicht darauf, die angehenden Ärzte mit den Resultaten der einschlägigen Forschungen, mit Positivem und praktisch Brauchbarem, vertraut zu machen und auszurüsten. Und da auch hier natürlich praktisch-theoretisch gearbeitet werden muß, so kann es keinen Schwierigkeiten unterliegen, den jungen Leuten die nöthige Fertigkeit in den „bakteriologischen und diagnostischen Untersuchungsmethoden“ beizubringen, die der Entwurf als Voraussetzung besonders betont.

Die gerichtliche Medizin und die Sozialgesetzgebung werden auf kurze, praktisch verwerthbare Unterweisungen beschränkt. Es handelt sich hier offenbar nur darum, dafür zu sorgen, daß der junge Arzt in gegebenen Fällen

nicht gerade wie ein gewisses Thier am Berge steht. Die Sozialgesetzgebung könnte eventuell auch wegbleiben. Wir haben sie eingesetzt, weil wir an anderer Stelle Zeit gewonnen haben. Dagegen könnten wir entschieden nicht dazu rathen, sie in den bestehenden Lehrgang mit hineinzunehmen. Schon hören wir Stimmen, die auch Nationalökonomie u. s. w. für die Ausbildung des Arztes als nothwendig erklären, und andere Anforderungen werden sich weiter geltend machen. Dem gegenüber ist es gut, sich einstweilen hartnäckig zu zeigen und sich daran zu erinnern, daß man in erster Linie für die ärztliche Ausbildung zu sorgen hat. Man mag sich dabei mit dem Bewußtsein trösten, daß es kein Unglück ist, wenn ein Kollege sich in der Nationalökonomie eine Blöße giebt, daß er dagegen dem ihm anvertrauten Kranken schadet, sich und die ganze Ärzteschaft aber schändet, wenn er in der Praxis sich einen nennenswerthen Kunstfehler zu Schulden kommen läßt.

Nach vier Semestern so gestalteter Fachausbildung, sechs Semestern Gesamtstudienzeit lassen wir die ärztliche Prüfung zu. Sie wird in den vier klinischen Fächern und in der Hygiene abgelegt. Gerichtliche Medizin und Sozialgesetzgebung können eventuell wegbleiben. Eine Besprechung über gerichtliche Medizin schadet jedenfalls nicht. Die klinischen Prüfungen finden sämmtlich nur im Krankensaale statt. Der Examinator hat dabei nicht nur das Wissen und Können, sondern auch die persönliche Qualifikation des Examinanden zum Berufe festzustellen; seinem Auftreten am Krankenbette, seiner Eignung zum Umgange mit dem Kranken, seiner Art, ihn zu untersuchen und ihn zu examiniren, und seiner Gewandtheit im niederen Krankendienste ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In diesem Sinne mag, praktisch und theoretisch und unter steter Berücksichtigung des für die Praxis unmittelbar Brauchbaren, so eingehend wie möglich geprüft werden. Die Dauer der einzelnen Stationen aber soll nicht zu lang bemessen sein. Ausgiebig und dabei kurz; man muß den Examinatoren und den Examinanden, namentlich aber auch den Kranken, nicht zu viel zumuthen. Wir betrachten es als einen Fortschritt nach dieser Richtung, wenn der Entwurf für die einzelnen Prüfungsabschnitte kürzere Dauer in Aussicht nimmt. Dagegen können wir es nicht als eine Verbesserung ansehen, daß die bisher im Krankensaale geprüften Kinderkrankheiten künftig zwar noch klinisch geübt, aber nur theoretisch examinirt werden sollen; und wir müssen es nachdrücklich als sehr bedauerndwerth bezeichnen, daß Ohren-, Hals-, Nasen-, Haut- und Geschlechtskrankheiten in Ausbildung und Prüfung nur theoretisch abgespeist werden. Es scheint uns wirklich kein gutes Omen für die Brauchbarkeit der beabsichtigten Neuordnung zu sein, daß der „Kranke an sich“ des Revisions-Entwurfes zwar theoretisch Ohren-, Nase-, Hals-, Haut und Geschlecht besitzt, daß ihm in praxi aber diese wichtigen Attribute von Amts wegen abgesprochen werden.

Eine Prüfung in normaler und pathologischer Anatomie, in Physiologie und Arzneimittellehre findet nicht mehr statt. Man mag eventuell den Herren Klinikern empfehlen, sich zu überzeugen, ob die nothwendigen Kenntnisse nach diesen Richtungen vorhanden sind, — was übrigens, im Falle des Bestehens der betreffenden Prüfungabschnitte, auch ohnehin natürlich vorausgesetzt werden muß.

Die Ansprüche der Examinatoren seien, wie bei der Vorprüfung, im Wesentlichen und Nothwendigen hoch, im Nebensächlichen mild. Unzeitgemäße Nachsicht ist hier gewiß nicht am Plage. Hohe Anforderungen gehören mit in den Rahmen des ganzen Systems. Da die Prüfung ein Ganzes sein soll, muß sie als Ganzes abgelegt und im Falle des Nichtbestehens stets im Ganzen wiederholt werden; und die Wiederholung — Bedingung: erneute klinische Arbeit! — soll nicht vor Ablauf eines Jahres zulässig sein. Eine zweite Wiederholung — Dispensation eventuell vorbehalten — findet nicht statt. Auch die Resultate der Vorprüfung sollen hier mit in Betracht gezogen werden. Ist demnach die Vorprüfung schon wiederholt und wird die ärztliche Prüfung nicht bestanden — Qualität des Prüflings sicher unter Mittelmaß! —, so muß generell sofort die dauernde Ausschließung erfolgen. Ausnahmen werden in geeigneten Fällen auf Antrag der Examinatoren genehmigt. Eben so sind Kandidaten, die beim Prüfungstermin in mehreren, besonders in den klinischen Haupt-Fächern übereinstimmend ungenügend befunden werden, ohne Nachsicht sofort dauernd auszuschließen. Hier kommen weniger die intellektuellen — Vorprüfung bestanden! — als die moralischen Qualitäten in Frage. Es fehlen: Freude am Beruf, Lust zur Thätigkeit und Nachhaltigkeit in der Arbeit. Bummler und Konforten aber, so liebenswürdig sie sonst auch sein mögen, können wir in unserem ernsten Berufe nicht brauchen. Denen, die unser schönes Studium nicht fesselt, schenken wir die Freiheit: zum Heilkünstler taugten sie nicht. Zartbesaitete Gemüther werden allerdings meinen: Das sind junge Leute; sie werden schon noch erwachen. Möglich! Wir ziehen aber vor, daß sie in einem anderen Beruf erwachen. Man kann nicht den Stand von ungeeigneten Elementen rein erhalten, wenn man schließlich doch wieder Jeden unter irgend einem Vorwande hineinschlüpfen läßt. Wer eine gute, zweckmäßige Ausbildung giebt, kann übrigens auch ruhig strenge Musterung halten. Wer freilich so komplizirt, diffus und mit einem solchen Mißverhältniß zwischen Arbeitsstoff und Zeit erziehen will, wie der Entwurf es andeutet, Der muß als Korrelat natürlich größte Milde walten lassen. Wo die Unklarheit über die eigentlichen Qualitäten des Kandidaten in Folge der verfehlten Anlage des Planes gewissermaßen mit zum System gehört, da muß man natürlich das Wort: „Irrthum vorbehalten!“ zur Devise machen und folgerichtig mit wiederholten Wiederholungen operiren. Die Hebung der Standesmitglieder, die Ausmerzungen minderwerthiger Elemente und andere

gute Dinge kommen dann allerdings in den Motiven und Erörterungen zur Prüfungsordnung vor und nehmen sich da auch recht ansehnlich aus: für die Wirklichkeit aber müssen sie platonische Wünsche bleiben.

Stellen wir nun, kurz recapitulirend, diesen zweifelhaften Resultaten die voraussichtlichen Ergebnisse unserer Vorschläge gegenüber. Wir haben erstens: möglichste Kürze der Ausbildung für besonders thätige, talentvolle und vertrauenswürdige Elemente; sechs Semester! Zweitens: mäßige Verlängerung für weniger begabte oder wenige thätige, aber noch genügende junge Leute; acht, in Ausnahmefällen zehn Semester! Endlich drittens: baldige und unnachsichtliche Ausschließung für den Stand zweifellos nicht begabter, indifferenter oder moralisch wenig versprechender Individuen. Wir glauben, daß diese Resultate nicht nur allen billigen Anforderungen genügen, sondern auch die platonischen Wünsche des Entwurfes nach Möglichkeit in die Wirklichkeit umsetzen werden.

Eine weitere, offiziell vorgeschriebene Verlängerung der Ausbildungszeit giebt es nicht. Wer bei den angegebenen Anforderungen die ärztliche Prüfung bestanden hat, ist approbirter Arzt und berechtigt, die Praxis zu beginnen. Selbstverständlich wird es nur zu begrüßen sein, wenn der angehende Kollege, nach abgelegter Prüfung und vor dem Eintritte in die Berufsthätigkeit, noch eine bemessene Zeit für seine Weiterbildung reservirt. Wer dazu in der Lage ist, wird es ohnehin kaum versäumen. Der aber, dem das Schicksal nicht gleiche Gunst erweist, mag auch so seine Thätigkeit beginnen und soll dem Stande keine Unehre machen. Der Grund ist ja gelegt: die Schule hat ihre Schuldigkeit gethan. Die Weiterbildung — wann wäre sie übrigens beendet? — muß nun der Schule des Lebens und der Initiative des Einzelnen überlassen werden. Der Revision-Entwurf ist nicht der selben Ansicht. Er setzt, abermals mit bemerkenswerthem Mißtrauen den Resultaten des eigenen Lehrplanes gegenüber, auch nach bestandener ärztlicher Prüfung noch einen weiteren Ausbildungsabschnitt fest und schiebt den zweimal — doppelt? — schwer geprüften jungen Mann noch einmal zwangsweise in die Schule: in das sogenannte „praktische Jahr“. Auf dieses praktische Jahr, das alle wunderthätigen und alle schlechten Eigenschaften eines richtigen neuen Geheimmittels besigt, werden von verschiedenen Seiten sehr weitgehende Hoffnungen gesetzt. Wir halten es im Grunde weder für eine neue noch für eine besonders glückliche Idee. Wir zweifeln zunächst an seiner praktischen und sinngemäßen Durchführbarkeit. Denn darin allein liegt eigentlich das Neue dieser merkwürdigen Veranstaltung, daß sie an alle dabei mitwirkenden sachlichen und persönlichen Faktoren ziemlich weitgehende, mit der harten Wirklichkeit vielleicht nicht immer zu vereinende Anforderungen stellt. Aber nehmen wir selbst an, daß die ganze, in Anlage und Voraussetzungen ziemlich kom-

plizierte Sache nach etniger Zeit anstandslos funktioniert und im Effekt schließlich nicht hauptsächlich auf eine ausgiebige Uebung im Schreiben und in dem schwierigen, sehr instruktiven Geschäft der bekannten Räder am Wagen hinausläuft, gehen wir also hier von den günstigsten Voraussetzungen aus, so sind wir doch nur einen Theil unserer Befürchtungen los.

Wir haben noch andere, sehr wesentliche Bedenken. So stehen wir sehr skeptisch dem Schlußstein des Ganzen, der sogenannten Approbations-Kommission, gegenüber, von deren Thätigkeit und Zusammensetzung — sie soll aus einem Kliniker und zwei ärztlichen Standes-Deputirten bestehen — theilweise ganz Großes und Wunderbares erwartet wird. Wir haben Auslassungen von ernstern, sehr sachverständigen Männern vor uns, die angesichts dieser Einrichtung förmlich dithyrambisch werden. Man stellt sich vor, daß in den beiden ärztlichen Standes-Deputirten der ganze Stand an der Aufnahme des neuen Mitgliedes Theil nehmen, über die Würdigkeit des Kandidaten zu Gericht sitzen und dann dem Zuzulassenden in der Approbation die letzte, höchste Weihe erteilen wird: so daß künftig kein Unwürdiger die Schwelle des Tempels mehr wird überschreiten können, der würdig Befundene aber, von der Umstände und des Augenblickes Feierlichkeit überwältigt, geprüft und geläutert, ein besserer Mensch und ein würdiges Glied der ärztlichen Genossenschaft, in die Gefilde der Berufsthätigkeit entschwebt. So ungefähr ließt sich die Sache. Wir glauben, daß sie in Wirklichkeit bedeutend prosaischer aussehen und auf eine Formsache hinauslaufen wird. Auch Quincke, obwohl sonst von durchaus anderen Grundanschauungen ausgehend als wir, nennt in seiner als Kritik des Entwurfes von anderem Standpunkte sehr lesenswerthen Erörterung\*) das Institut der Dreierkommission: „eine rein formale, durchaus überflüssige Instanz“. Wir fürchten: er hat Recht. Nehmen wir aber an, daß diese Instanz den in sie gesetzten Erwartungen ganz oder theilweise entspricht, daß unter ihren Mitgliedern sich Adornaturen befinden, die es ruhig auf sich nehmen, geprüften Ärzten, deren Qualitäten sie nur aus einem Berichte, aus Zeugnissen, allenfalls aus einem kurzen Kolloquium kennen, zeitweise oder für immer die Approbation zu versagen: was würde dann wohl die Folge sein? Wenn solche Zurückweisungen von Leuten, die die ärztliche Prüfung doch zweifellos bestanden haben und die nach einer Studienzzeit von sechs bis sieben Jahren kaum mehr besondere Begeisterung für einen Berufswechsel empfinden werden, sich öfter ereignen, dann dürfte es bald ein Proletariat von geprüften, aber nicht approbirten Ärzten — geprüfte Pfscher! — geben, die den Hüttern der Ordnung und der Wissenschaften noch mehr Kopfschmerz verursachen könnten. Die

\*) Deutsche Medizinische Wochenschrift 1896 Nr. 37.



Reinigung des ärztlichen Standes von ungeeigneten Elementen, die in schönem Glauben von dieser Kommission erwartet wird, dürfte dann ihre bedenkliche Rehrseite haben. Tritt aber diese Reinigung nicht ein, werden also durchschnittlich alle Kandidaten approbirt — was um so wahrscheinlicher ist, als die dauernde Ausschließung Einstimmigkeit der Kommissionmitglieder zur Voraussetzung hat —, so schrumpft die ganze Geschichte zu einer Art idealen Selbstbetruges zusammen. Damit ist der geheimnißvolle Nebel gefallen, der die Einrichtung bisher umgab, und wir sehen jetzt klar, daß nichts Nützliches dahinter steckt. Junge Aerzte, die nach abgelegtem Examen in irgend welcher Eigenschaft noch ein bis zwei Jahre Kliniken besuchen, giebt es schon lange und hat es bereits früher gegeben. Wir haben aber leider nicht wahrnehmen können, daß dieser für Alle, die es irgend machen können, schon fast zur Regel gewordene Usus zur Stärkung und Hebung unserer Wissenschaft und Kunst bemerkbar beigetragen hat. Da es uns folgerichtig auch nicht möglich ist, von der Generalisirung dieses landläufigen Usus etwas Besonderes zu erwarten, so müssen wir leider konstatiren, daß dieses ganze, so hoffnungsvoll begrüßte praktische Jahr, das Haupt- und Schaustück und der Schlußstein der ganzen Reform, uns vor der Einführung schon durch die Erfahrung selbst, die vorzüglichste Lehrmeisterin, vollständig ad absurdum geführt scheint.

Mit solchen Mitteln wird man keine bahnbrechenden Aenderungen erzielen. So lange man den Studirenden mit toter Theorie überfüttert und ihm das Leben nicht in hinreichendem Maße vor Augen führt, so lange man ihm durch Jahre nichts als Bücher, Retorten und Kadaver zeigt und ihn daran mechanisch, leblos am Leblosen, herumhantiren läßt; so lange man ihn hart macht, wo er weich bleiben soll, ihn an den Anblick von Vivisektionen und ähnlichen Dingen gewöhnt, als wollte man nicht einen mitleidenden Nothelfer, sondern etwas ganz Anderes in ihm erziehen; so lange man den doch unvermeidlichen Schnitt zwischen der Ausbildung zum Forscher und der Ausbildung zum Arzte nicht zu machen wagt und also den aus Staub, Moder und Verwesung, zwischen Büchern und Papier doch einmal wirklich auftauchenden Kranken als einen „Fall“, ein wissenschaftliches Versuchsobjekt, betrachten lehrt, an dem weit weniger die möglichst gute und richtige Behandlung als die möglichst scharfe Diagnose interessiert; so lange man bei der klinischen Arbeit die Zusammenhanglosigkeit geradezu zum Prinzip erhebt und den Studirenden einer getrennten Reihe an sich vorzüglicher Spezialitäten überliefert, die in gutem Glauben und nach bestem Wissen doch Alle nur an ihren Spezialgott denken und in dem Kranken der gemeinen Wirklichkeit einen eigentlich durchaus unzulässigen, nicht zum Dasein berechtigten profanen Aggregatzustand erblicken, der durch Subtraktion des nicht hinzugehörenden Uebrigens natürlich sofort auf das einzig denkbare, wissenschaftlich zulässige

und geheiligte Spezialmaß zurückgeführt werden muß —: so lange mag man sich auch nicht wundern, wenn das Produkt den Faktoren entspricht und der so erzogene Arzt von allem Denkbaren ein Stückchen, vom eigentlichen Heilkünstler aber nur zufällig, gewissermaßen aus eigener Bosheit, Etwas besitzt. Wer ganze Ärzte schulen will, muß selbst ein ganzer Meister sein. Wer die moralischen Qualitäten der Standesgenossen heben, wer ihnen eine ideale Auffassung des Berufes beibringen, wer sie zu etwas Höherem erziehen will, als was gerade knapp in der Prüfungs- und Gewerbe-Ordnung steht, wer nicht akademisch gebildete höhere Gewerbetreibende, sondern selbstlose Diener, Tröster und Helfer der Kranken in ihnen heranbilden will: Der darf selbst in der Kunstschule das ärztliche Ideal nie vergessen und nie ermüden, den menschenfreundlichen Beruf von seiner edlen, großen Seite zu zeigen, Der muß am eigenen Beispiel täglich lehren: wie man den Kranken dient, Helfer und Tröster wird! Vor der Thür des Krankensaales muß der Meister den Gelehrten vergessen können, so daß die Begriffe „Fall“ und „Versuchsobjekt“ unerbittlich aus den Räumen verwiesen werden, wo es nur kranke, leidende Mitmenschen giebt. Bei solchem Vorgehen wird es dem noch empfänglichen jungen Manne ohne Weiteres klar werden, was er sich unter den „besonderen Pflichten seines Berufes“ zu denken hat, während es ihm später, wenn er einmal unrichtig erzogen ist, durch alle Paragraphen und Prüfungsordnungen der Welt nicht mehr beigebracht werden kann.

In diesem Sinne haben wir die alten Bahnen verlassen und das Ideal einer Schule wirklicher Ärzte, unserer Ärzteschule, auf die Fahne geschrieben. Da wir aber wissen, daß man nicht mit einem Male zur Verwirklichung der Ideale gelangt, haben wir vorstehende Vorschläge entworfen, die nach unserer Ueberzeugung ohne zu tiefgreifende Veränderungen auf dem Boden des Gegebenen recht wohl durchführbar sind. Doch würde es auch hier — und wo wäre Das anders, wenn es Neuerungen gilt? — nicht ohne Schwierigkeiten abgehen. Wer in einer bestimmten Tradition erzogen und groß geworden ist, Dem wird es nicht leicht, sich einem anderen Glauben zuzuwenden. Wer seinen Beruf lange in einer bestimmten Art und Weise ausgeübt, sich an diese Art gewöhnt und sie liebgewonnen hat, Der wird nicht gern Aenderungen treffen. Ohne solche Opfer in Bezug auf die Tradition, ohne solche Aenderung liebgewordener Gepflogenheiten aber würde es für die hilfs- und die fachwissenschaftlichen Lehrer nicht abgehen. Es müßte Selbstverleugnung geübt werden. Dazu kommt, daß die vorgesehenen Vereinfachungen — die Ausschaltung verschiedener Kurse, die Zusammenlegung von Vorlesung und praktischer Uebung und das Fortfallen einzelner Stationen im Examen — Veränderungen im Hinblick auf Kollegiengelder und Honorare im Gefolge haben. Nun sagt man freilich gern: die Wissenschaft soll nicht nach Brot gehen; und

man hat Recht. Trotzdem wird man sich nicht wundern dürfen, wenn akademische Lehrer nicht gerade begeistert für eine Reform schwärmen, von deren Zweckmäßigkeit sie vielleicht nicht ganz überzeugt sind, die ihren Traditionen zu nahe tritt, die ihnen intellektuelle Opfer auferlegt und die sie obendrein mit ansehnlichen finanziellen Einbußen bedroht. Wäre die beabsichtigte Regelung der Gehaltsfrage der Universitätslehrer — etwa mit genereller Festsetzung eines höheren Minimalgehaltes, mit wachsenden Alterszulagen und mit entsprechend hoher Dotirung größerer Arbeitsleistung und bedeutender wissenschaftlicher Kapazität — schon durchgeführt, so würde die Sache heute viel einfacher liegen. So lange aber Kollegienelder und Honorare sehr wesentliche Bestandtheile des gewohnten Einkommens ausmachen, würde eine Reform, wie die von uns vorgeschlagene, hier nicht willkürlich eingreifen dürfen; in erster Linie würde sie bestehende Rechte zu achten haben. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, in welcher Weise Dies zu geschehen habe oder geschehen könnte. Doch war es unsere Pflicht, an dieser Stelle schon auf die Sachlage hinzuweisen, da wir es nicht für erwünscht und ersprießlich halten, wenn an sich erstrebenswerthe Reformen auf Kosten wohlverworbener Rechte verdienter Männer durchgeführt werden.

---

Die gegenwärtige Ausbildung des Arztes scheint uns dem Thun eines Mannes vergleichbar, der schöne, ganze Gläser in viele einzelne Stücke zerschlägt, die Splitter theilt und abermals theilt, dann seine Gefährten herbeiruft und sie auffordert, sich von den Splintern zu wählen nach ihrem Gefallen, so viele sie wollen, und der dann schließlich, wenn jeder seinen Theil an sich genommen hat — der Eine wenige, der Andere viele, ein Dritter sehr viele, aber Keiner alle zu einem Glase gehörigen Stücke —, den also Bedachten mit ernster Miene zuzuft: Die Gläser gab ich Euch, geht hin und trinkt mir daraus! Der Revisions-Entwurf gedenkt nicht, dieses befremdende Verfahren zu ändern, sondern beabsichtigt, es noch weiter auszubauen. Wir konnten ihm unter diesen Umständen nicht zustimmen und sind nicht in der Lage, ihm ein günstiges Prognostikon zu stellen. Wir halten es für besser, gar nicht, als so zu reformiren. Denn selbst wenn wir unseren Standpunkt verlassen und uns ganz auf denjenigen des Entwurfes stellen, scheint uns dann die Sache in sich durchaus unglücklich gestaltet zu sein. Der klinische Abschnitt, der doch naturgemäß Haupt- und Angelpunkt der ganzen Ausbildung bleiben muß, ist in den Hintergrund geschoben und geradezu stümmerlich behandelt worden. Ohne daß er inhaltlich und stofflich auch nur annähernd vollständig gestaltet würde, wird er mit neuer Arbeit, mit neuen Pflichten und Anforderungen überhäuft, hat überdies noch einen wesentlichen

lichen Theil der Vorbildung zu tragen und wird doch schließlich um keine Stunde Arbeitszeit vermehrt. Dagegen wird die Vorbildung großmüthig um ein Semester verlängert und am Schlusse ein neuer Abschnitt von zwei Semestern angehängt, der doch natürlich nur dann einen gewissen Nutzen versprechen könnte, wenn er auf eine tüchtige, sichere klinische Ausbildung aufgesetzt würde. Wollten wir überhaupt an eine Reform im Sinne des Entwurfes denken, wir würden die Semester der Vorbildung nicht vermehren, die Anatomie und Physiologie aus der ärztlichen Prüfung streichen, der klinischen Ausbildung zwei oder drei Semester zulegen, zwischen Vorprüfung und ärztlicher Prüfung zwei oder drei Kolloquien — keine förmlichen Examina — abhalten, um uns zu überzeugen, ob und wie gearbeitet wird, und würden schließlich auf das praktische Jahr natürlich verzichten. Wenn die Blätter zutreffend berichtet haben, ist in der That in ähnlichem Sinne von einer ärztlichen Körperschaft ein Gutachten abgegeben worden, das zwar die fünf Semester Vorbildung acceptiren, dagegen Anatomie und Physiologie aus der ärztlichen Prüfung streichen, die klinische Ausbildung entsprechend verlängern, das praktische Jahr aber ausschalten will. Wir würden solche im alten Gleise sich bewegenden Maßnahmen von unserem Standpunkte aus für nicht besonders empfehlenswerth und für keine Verbesserung halten, sie wären aber einfach und würden wenigstens keine Verschlimmerung sein.

Wie immer aber, heute oder morgen, die Frage entschieden werden möge, ob unsere Propositionen einige Beachtung finden, ob man Vermittlungsvorschläge acceptirt oder den Entwurf zum Gesetze erhebt: wir haben Grund, in jedem Falle der Zukunft zu vertrauen. Die großen Führer der alten Schule, Männer, die wir als ausgezeichnete Gelehrte und markige, scharf geschnittene Forschertypen bewundern, wenn wir auch die Richtung bedauern, in die Einige von ihnen unsere Kunst geführt haben, sind theils dahin, theils im Begriffe, an das verdiente *otium cum dignitate* zu denken: vorn in der Feldschlacht führen sie nicht mehr! Der Nachwuchs aber ist anders geartet als sie. Die Jüngeren, in einer anderen Welt herangewachsen, stehen den Traditionen der Alten kühler gegenüber. Sie sind Reformtendenzen auch dann nicht feindlich, wenn sie ihnen nicht nahe stehen oder ihre überzeugten Vorkämpfer sind. Auf ihren Schultern wird das Neue sich emporringen.

Von Deutschland ist der Anstoß zu einer Neugestaltung und Wiederezusammenfassung der ärztlichen Kunst ausgegangen. Wir hoffen, daß Deutschland sich nicht den Ruhm aus den Händen winden lassen wird, für eine zeitgemäße Aerzteausbildung auch praktisch der Welt die Wege zu weisen.



## Bilder aus der Irrenanstalt Alt-Scherbitz.

### 1. Ein Sommerfest.

Es war an einem Sonnabend, nachmittags gegen vier Uhr, als wir uns bei freundlichstem Sonnenschein zum Festplatz begaben. Ich mußte daran denken, wie man in früheren Jahrhunderten die armen Irren einkerkerte, während wir zwischen den freundlichen Villenbauten hin durch die prächtigen Parkanlagen schritten, in denen grüne Grastrecken mit Laubpartien wechselten und wo überall von eingelegten Beeten bunter Blumen Schmuck seine Düfte herwehen ließ. Welcher Unterschied in den Zeiten!

Nach einer Weile betraten wir den Hof des Rittergutes Alt-Scherbitz, das zu der Anstalt gehört, und gelangten von ihm aus in den großen Park, der sich vor dem Hause des Direktors, Herrn Sanitätsthates Dr. Päß, ausbreitet und sich mit hellen Wiesenflächen bis zur Elster hinabzieht. Hier sollte heute das Stiftungsfest der Anstalt gefeiert werden.

Es war ein Sonnabend gewählt, denn ein großer Theil der etwa 950 Patienten, die die Anstalt zur Zeit beherbergt, ist auf den Feldern, in den Gärten und Parkanlagen bereits seit frühem Morgen thätig; und es muß schon, wenn einmal, wie heute, rechtchaffen gefeiert werden soll, der Wochentag gewählt werden, der es gestattet, sich nach der veränderten Tagesordnung gehörig auszuschlafen.

Das Festprogramm hatte zwei Haupttheile: von vier Uhr bis abends gegen acht Uhr sollte die Zeit mit Kaffeetrinken, Spielen und Tanz und mit dem Einnehmen des Abendbrotes ausgefüllt werden; der zweite Theil der Festordnung versprach eine Aufführung des „Stiftungsfestes“ von Moser im Festsaal der Anstalt; dann sollte noch ein Tanzvergnügen bis zum Morgen hin folgen.

Von einem langen Buchengang her, der wie ein lebendiger Klosterkreuzgang mit lustig grüner Spitzbogenwölbung die Gartenanlagen gegen die Elsterwiesen hin abschloß, hörten wir Gespräch und gewahrten helle Kleider. Als wir ihn gleich darauf betraten, fanden wir rechts und links von einem mittleren Durchgang zwei lange Tafeln gedeckt, auf deren weißen Linnen eine imposante Reihe von Kuchenbergen zwischen dem blanken Geschirr aufgebaut war. In der Mitte der beiden Tafeln stand ein kleinerer, mit Blumen geschmückter Tisch, der für den Direktor und die Aerzte mit ihren Damen und für einige Gäste gedeckt war. An der Tischreihe zur Rechten hatten auf langen Gartenbänken die Männer Platz gefunden, schwarze, sonntäglich saubere Tuchmützen auf dem Kopf, in blauen Jackets, festlich weißen Halstüchern und in dunkelgrauen Tuchhosen, so weit sie der dritten Verpflegungsklasse angehörten, denn die Patienten der ersten und zweiten, von denen einige gegen den Arztetisch hin saßen, tragen ihre eigene Kleidung. Zur Linken des Arztetisches saßen an langer Tafel die Frauen in ihrer helleren, bunt mannichfaltigen Kleidung. Im kühlen Schatten, gegen die Sonne geschützt, die nur in wenigen hellen Lichtflecken über Geschirr, Tischlinnen, Gesichter und Kleider hinspielte, saß man beisammen und ließ gemach den braunen Trank, der heute ausnahmsweise für Alle die gleiche Festtagsqualität hatte, und die Kuchenberge verschwinden. Und dabei herrschte an der langen Tischreihe von einem Ende des Ganges bis zum anderen eine anständige Gesprächigkeit, die nicht

ein einziges Mal durch irgend einen Erzeß gestört wurde; denn selbstverständlich waren nur Patienten bei einander, deren Zustand es erlaubte, an einer solchen Festlichkeit mit ihren Vergnügungen theilzunehmen. Hinter den Bänken standen die Wärter und Wärterinnen der verschiedenen Abtheilungen und versorgten ihre Patienten aus großen Kannen mit Trank.

Welche interessante Gesellschaft hier vereinigt war! Ihre Standesangehörigkeit! Da waren Adelige, Bürgerliche, Handwerker und Arbeiter, alle mit der selben gehaltenen Fröhlichkeit, wie sie auch draußen auf dem selben Feld, in dem selben Garten neben einander beschäftigt sind, bei einer Arbeit, die hier mit ein wesentlicher Bestandtheil der Heilmethode ist, die stärkt und zerstreut. Und dann ihre verschiedenen Krankheitserscheinungen! Es ist jetzt nicht viel davon wahrzunehmen. Das Ungewöhnliche des festlichen Tages mit seinen verschiedenen Zurichtungen und Vergnügungen bannt und zerstreut, so daß sich auf den ersten, flüchtigen Blick die Festversammlung kaum besonders von einer anderen außerhalb des Anstaltsbezirkes unterscheidet, zumal eben nur eine Auswahl von Patienten anwesend ist. Aber sieht man genauer hin, mit kundigen Augen, so bemerkt man Manieren, gewahrt man Gesichtszüge, die dieser Versammlung ihren eigenthümlichen Charakter geben. Der neuropathische Glanz des Auges, die scharfen Falten von der Nase zu den meist melancholischen Mundwinkeln herab, manche nervöse, eckige, unstete Bewegung und viel anderes Gebahren, das oft dem Laienauge entgeht, zeigen deutlich, daß man es mit Kranken zu thun hat.

Und welche Mannichfaltigkeit innerer Welten war hier bei einander!

Da ist ein Graf. Die ganze Anstalt gehört ihm, mit allen Feldern und Wirtschaftsgebäuden. Würdig und mit einer unverkennbaren Reserve sitzt er auf seinem Platz. Da ist ein Christus, dem aber heute von seinem Gottessohnthum nicht viel anzumerken und der einer der fröhlichsten Festtheilnehmer ist. Da ist der „liebe Gott“, der alle möglichen Geister in seinem Bauch hat, wie der „arme Toms“ im „Adnig Year“. Da sind Patienten, die mehr oder weniger in einer absonderlichen Welt von Illusionen und Halluzinationen leben, Leute mit eingebildeten körperlichen Krankheiten, Hypochonder und Melancholiker. Da ist z. B. ein Patient mit einem schönen, lockigen Christuskopf, der an religiösem Wahnsinn leidet und im Verkehr mit Engeln und Teufeln steht. Er arbeitet mit in den Gärten der Anstalt und wir können mit ihm ein sehr interessantes Gespräch über Rosenzucht oder auch über Literatur führen, denn er ist ein gebildeter Mann. Aber wenn er allein ist, zu Hause, so werden wir ihn mit einem Neuen Testament oder dem Gesangbuch in der Hand finden, das er mit Strichen und Randglossen versehen hat, oder im Gebet, oder wir werden beobachten können, wie er sich heimlich mit Teufeln umherzankt oder sich von Engeln über die Seligkeiten des Jenseits unterrichten läßt. Jetzt aber hören wir von ihm und von den Meisten, die zu Gesprächen überhaupt aufgelegt sind, eine durchaus verständige Unterhaltung: über die Arbeiten, die sie den Tag über verrichten, über ihr Vorleben, das heutige Fest, das mit seinen Veranstaltungen ihre Theilnahme wachruft und sie, mehr oder minder erkennbar, in fröhlicher Stimmung hält.

In das Summen des Gespräches, in das Gellirr des Geschirres mischen sich die Klänge der Musikcapelle, die vorn am Eingange postirt ist und aufspielt, oder ein vierstimmiges Lied, das von den Sangeskundigen unter den Wärtern und Wärterinnen zwischen durch gesungen wird.

Als der Kaffee eingenommen war, stand man auf und zerstreute sich über die Wiesenfläche außerhalb des Buchenganges gegen die Elster zu. Auf der einen Seite vergnügten sich die Frauen mit Reifenspielen, mit Reigentänzen und anderen Spielen, bei denen die hellen sommerlichen Kleider ein freundliches Bild gaben; auf der anderen Seite drängten sich die Männer um eine Lotteriebude oder belustigten sich damit, Ringe über Nägel zu werfen, die in Reihen auf einem Bretterpodium eingeschlagen waren. Cigarren, der Preis für den Gewinner, die von einem der Oberwärter ausgetheilt wurden, erhöhten den Spieleifer. Man spazierte im Grünen hin und her, rauchte, plauderte, scherzte, lachte und trank Bier, das man sich von einem im Gebüsch aufgeschlagenen Buffet holte. Alles hatte so recht das Gepräge eines sommerlichen Volksfestes. Dann spielte die Kapelle auf einem freien Rasenplatz zum Tanz auf. Aerzte, Wärter und Patienten theiligten sich in gleicher Weise und Alles nahm einen Verlauf, der kaum an die Lokalität erinnert hätte, wenn man nicht hier und da die zweckmäßig über den ganzen Platz vertheilten Wärter gesehen hätte, deren Aufgabe es war, in unauffälliger Weise die Ordnung aufrecht zu erhalten und etwa vorkommende Streitigkeiten zu schlichten, die vielleicht einmal ihre Aufmerksamkeit nöthig machten.

Den Tanz beschloß ein sehr erheiterndes Sachkühlen, das viel Theilnahme fand. Danach wurde im Buchengang das Abendbrot eingenommen. Man aß belegte Brote und trank Bier dazu. Das dauerte bis gegen acht Uhr; hierauf ging es in den Theatersaal. Er hat die Ausdehnung eines geräumigen Ballsaales, an den sich noch ein paar kleinere Nebenzimmer, ein Garderoben- und ein Buffetraum anschließen. Mit seinen Malereien und Ornamenten, seinem prächtigen Kronleuchter und seinen hohen Fenstern, die nach der einen Seite einen Blick in den Park, nach der anderen in einen großen Gutsgarten gewähren, ist er ein sehr angenehmer Aufenthalt. Man feiert hier die patriotischen Feste des Jahres, die kirchlichen, das Erntefest und andere besondere Hausfeste, auch werden hier sonntags die Gottesdienste abgehalten. Aber in diesem Augenblick erinnert der Raum, wie sich allmählich seine Sitzreihen vor der hübschen Bühne im Wintergrunde füllen, an diese kirchliche Bestimmung höchstens durch das Harmonium unter der Musikgalerie, auf dem ein Lehrer aus der Umgegend den Choralgesang zu begleiten pflegt. Der kleine Hausaltar und das Kanzelkatheder sind heute in irgend einem Nebenraum untergebracht worden.

Die Aufführung ist für eine Dilettantenvorstellung vortrefflich. Die Aerzte und ihre Damen oder sonstige Verwaltungsmitglieder der Anstalt, wohl auch dieser und jener Patient, führen ihre Rollen mit großem Geschick durch und haben ein sehr interessirtes und dankbares Publikum.

Nach beendigtem Spiel wurden die Sitzreihen so an die Wände des Saales bei Seite geräumt, daß ein freier Raum zum Tanzen blieb. Oben auf der Galerie hatte sich inzwischen die Musik eingefunden, die nun zum Tanz aufzuspielen begann. Vor der Bühne hatten Vorstand und Gäste Platz genommen; auf der einen Langseite des Saales saßen die Männer, auf der anderen die Frauen. Der Tanz, während dessen Dauer Bier und Cigarren verabreicht wurden, begann. Auch hier nahm Alles, wie zuvor draußen im Freien, den besten und geordnetsten Verlauf, und obwohl die Tanzfröhlichkeit und der ungewöhnliche Genuß des Bieres, das durchaus nicht in homöopathischen Portionen, sondern

so weit der verhältnißmäßig ganz respectable Vorrath reichte, ad libitum von den Wärtern, die ja allerdings ihre Patienten kannten, verabfolgt wurde, kamen doch im ganzen weiteren Verlauf bis zwei Uhr in die Nacht hinein keinerlei bemerkbare Störungen des Festverlaufes vor, — und wenn nachher der Eine oder Andere einen kleinen Spitz nach Hause führte, so geschah Dies mit aller Manier.

Als wir uns durch den Nachtfrieden des Parks nach Hause begaben, schimmerten die Sterne über den Willen; und jetzt erst kam uns einmal nach dem ungewöhnlichen Verlauf dieses Tages der Gedanke an die Nachtseite des freundlichen Bildes, das wir heute gesehen hatten, — an die vielen Aermsten, Unglückseligen, die dort hinter den schmucken Mauern in hoffnungsloser Unnachtung oder in der Pein mannichsacher geistiger Qualen leben.

## 2. Der Tag in der Station.

Die Station ist ein kleineres Gebäude; freundlich und einladend, aus bräunlichen Backsteinen im Villenstil gebaut, mit Holzverzierungen geschmückt; sie besteht aus Hochparterre und Oberstock. Im Hochparterre, zu dem eine Treppe, die in eine Veranda mündet, hinaufführt, finden wir einen großen Tagesraum, rechts und links von ihm zwei kleinere Nebenzimmer. Alle diese Räume sind hoch und hell und gut ventilirt. Der Fußboden ist Parquet und auf das Sauberste gehalten. Es schließen sich auf der einen Seite noch zwei Zellenräume an. Im Hintergrunde führt eine Glasflügelthür zu den Schlafräumen, die aus einem großen Wachtraum bestehen, wo immer eine Anzahl von Patienten, deren Zustand es erfordert, zu Bett liegen, und aus einem großen Schlaftaal, der nachts von den übrigen Patienten benutzt wird, die „auf sind“. An den ersten der beiden Räume schließt sich ein Baderaum an. Im ersten Stockwerk sind eine Anzahl kleinerer Räume, die aus Garderobenkammern bestehen oder von Patienten zweiter Klasse bewohnt werden, falls solche in dieser Aufnahmestation untergebracht sind. Etwa zwanzig Mann bilden stets den Bestand dieser Station, zu deren Beobachtung und Abwartung außerdem vier Wärter vorhanden sind. In dem Tagesraum befindet sich außer anderen nothwendigen Möbeln und einem Billard die Mittagstafel. Alles nimmt sich zwischen den sauber gestrichenen Wänden, unter der bemalten Decke, mit den weißen Gardinen an den Fenstern und Glasthüren sehr angenehm aus.

Der Tag beginnt früh, wie er früh endet. Er fängt im Sommer zwischen fünf und sechs an. Um diese Zeit werden die nicht bettlägerigen Patienten geweckt. Sie kleiden sich im Tagesraum an und begeben sich dann in den Bade- und Waschraum, wo sie ihre Morgenwäsche vornehmen. Inzwischen ist draußen der Schwagen vorgefahren, der die Mahlzeiten den Tag über aus der großen Anstaltküche in die einzelnen Stationen und Willen befördert, und hat den Morgenkaffee gebracht. Ein großer Blechkübel steht mitten auf der Tafel, mit Milchkaffee, aus dem man mit zwei Kannen schöpft. Aus einem anderen Blechbehälter werden Semmeln zum Kaffee vertheilt. Ein Klingelsignal ladet zum Niedersitzen ein, wie es nachher die Tafel aufhebt. Um sechs Uhr hat man den Kaffee eingenommen und die Mehrzahl der Patienten erhebt sich in ihren sommerlichen Drillsanzügen, bedeckt sich mit dem Strohhut, zieht draußen in einem Raum unter der Treppe Stiefeln an, bekommt das Frühstücksbrot und begiebt



sich hinaus zur Tagesarbeit in Feld und Garten. Die Uebrigen gehen in ein Nebenzimmer oder helfen den Wärtern beim Reinigen der Räume, bei dem Zurechtmachen der Betten u. s. w. oder draußen bei der Hausarbeit, so weit ihr Gesundheitszustand es zuläßt und sie willens sind, sich mit diesen Arbeiten zu befassen. Müht sich doch sogar ein „Römischer Kaiser“, der aber erst nach seinem Ableben zu dieser Würde gelangen wird, für nicht zu hoch, eigenhändig die schwere Bürste zu führen, mit der die Parquetfußböden gesäubert und geglättet werden. Diese Reinigungsarbeiten währen in der Regel bis gegen halb acht Uhr; zu dieser Zeit empfängt die Station ihren ersten Besuch von dem Oberwärter. Dann wird ein einfaches Frühstück verabreicht. Gegen neun Uhr kommt der zweite Besuch: der Stationarzt, meist mit dem Oberarzt der Anstalt. Jeder Patient wird begrüßt, man erkundigt sich nach seinen Wünschen und seinem Befinden und läßt sich wohl auch in ein Gespräch mit ihm ein. Nach dieser Hauptvisite des Tages — der sich an einem bestimmten Wochentage gegen Mittag noch die des Direktors der Anstalt mit seinem Gefolge von Ärzten anschließt — geht es unter Aufsicht zweier Wärter in den Vorgarten, wo man bei geeignetem Wetter bis gegen Mittag hin promenirt. Um elf Uhr kommen die Arbeiter zur Mittagspause heim, säubern und ruhen sich bis zum Essen, das nach zwölf Uhr eingenommen wird und für die Drittklassigen aus Gemüse, Fleisch und Brot besteht, zu dem ein Trunk Braunbier verabfolgt wird; die Zweitklassigen bekommen Suppe, Gemüse, Braten und Nachtisch, wie sie auch besseren Kaffee und besseres Abendessen einnehmen. Um ein Uhr wandern die Arbeiter wieder mit dem ihnen zugetheilten Wärter zur Arbeit hinaus, während die Uebrigen ihre Siesta halten, bis gegen vier Uhr der Nachmittagskaffee verabreicht wird. Danach spazirt man bis zum Abend im Garten. Wenn gegen sechs Uhr die Arbeiter zurück sind, nimmt man nach einer Ruhepause gegen sieben Uhr die Abendsuppe ein, der Arzt macht seine Abendvisite und gegen neun Uhr liegt Alles in den Betten.

Das ist die einförmige Lebensordnung, nach der hier die Tage hingehen und der alle Patienten ohne Unterschied unterliegen, wenn nicht ihr Zustand so ist, daß ihnen eine größere Freiheit gewährt werden kann. In diesem Fall werden sie in das Villenviertel verlegt, in dem eine freiere Ordnung herrscht, während in der Station selbst Alles, bis auf die Anordnung und Einrichtung der Räume, auf eine stete Ueberwachung und Beobachtung eingerichtet ist.

In letzter Zeit ist vielfach über Roheit der Behandlung in den Irrenanstalten Klage geführt worden. Aber die Sache muß auch ein Bißchen objektiver betrachtet werden, als es oft geschehen ist. Sicher kommen zuweilen Roheiten und Ausschreitungen der Wärter vor, Mißhandlungen und Uebergriffe, — von einem gewissen unangenehmen Unteroffizierten, der sich oft auch gegen Patienten richtet, die dagegen ein gewisses Feingefühl haben, zu geschweigen. Aber im Großen und Ganzen ist Das doch nur Ausnahme. Ein „Anschnauzer“ aber, ein derber Griff ab und zu, wohl auch zuweilen ein Puff oder ein Schlag dürfen Reuten nicht verübelt werden, die es häufig mit renitenten und stumpfen Kranken zu thun haben, denen sie sich oft auf keine andere Weise verständlich machen können und die mitunter geradezu wie ungezogene Jungen behandelt und in Respekt gehalten werden müssen. Im Allgemeinen aber ist die Behandlung eine durchweg humane. Die Wärter unterhalten sich mit den Patienten, je nach ihrem Bildungsstand, so daß

man sich freilich nicht gerade wundern darf, wenn hier und da diese Unterhaltung in einem etwas grobschlächtigen Ton geführt wird, der dann auch wieder sein Verständniß findet; sie suchen den Patienten ihre Wahnideen auszureden, machen ein Spiel mit ihnen oder geben ihnen eine Beschäftigung. Stets muß man auch die Schwierigkeiten eines solchen Wärteramtes bedenken und nicht allzu sehr erstaunt sein, wenn hier manchmal das Gleichgewicht verloren geht. Betrachten wir uns die Patienten. Im Wachtraum stehen Betten, die alle meist mit den Unglücklichsten unter ihnen belegt sind. Der Wärter, dessen Pflicht es ist, sie zu überwachen, muß feste Nerven und ruhiges Blut haben. Da liegt Einer, der trotz allen Arzeneien und Beruhigungsmitteln den lieben langen Tag den Mund nicht zubeißt. Da sind ein paar Paralytiker, die durch ihre Unsauberkeiten zu schaffen machen. Andere wollen aus dem Bett, erweisen sich renitent oder schimpfen auf die unsäglichste Weise den Wärter, der sich wohl auch auf einen gelegentlichen Ueberfall gefaßt machen muß. Und nicht viel besser ist es draußen im Tagesraum. Ein Patient bildet sich z. B. ein, daß er keine Lunge mehr habe, obwohl er in Gesundheit blüht. Er entwickelt Jedem gegenüber die unheimlichsten anatomischen Ansichten, barmt und klagt und belästigt die Ärzte, Wärter und Mitpatienten. Ein Anderer läuft tagein, tagaus immer in der selben Ecke im Kreis herum und schwagt vor sich hin. Wieder ein Anderer lärmt. Einige hocken stumpfsinnig auf den Stühlen umher oder stehen unbeweglich wie Statuen an ihrem bestimmten Platz, den sie jeden Morgen auffuchen und den Tag über nur gezwungen verlassen. Andere wollen nicht essen und müssen mit Gewalt gefüttert werden. Wieder Andere laufen unausgesetzt im Geschwindschritt hin und her. Wenige vermögen sich die Zeit mit einem Gespräch, mit Lecture oder Spiel zu vertreiben oder sich bei den Hausarbeiten zu beschäftigen. Raunenhaftes Betragen ist zu erdulden, Zwistigkeiten sind zu schlichten, tumultuöses Wesen ist zu beschwichtigen. Aber auch der Humor, freilich meist der unfreiwillige, hat hier seine Stätte und mildert bis zu einem gewissen Grade die trüben Eindrücke, die den gesunden Menschen, der sich hier aufzuhalten genöthigt ist, oft bestürmen.

### 3. Ein Patient.

Wir treten in einen der beiden Nebenräume, eine schöne helle Stube, der zwei breite Fenster Licht und Luft zuführen, freie Fenster ohne jedes Gitterwerk, wie denn hier nur die geschlossenen Außenthüren an eine Klausur erinnern. Nach der einen Seite hat man einen Blick auf die sauber gepflasterte Anstaltsstraße und auf ein paar größere Nachbargebäude mit ihren Gärten. Das andere Fenster giebt einen Blick auf den Garten mit seinen Grasrondels, seinen runden Blumenbeeten, seinen Rosen, Gebüsch und Bäumen und auf den Park jenseits seines grün gestrichenen Stadetes.

Einige Patienten sitzen umher, spielen Karten, rauchen. Einer von ihnen hat sich einen Stuhl gegen das Fenster gerückt und starrt, den Kopf aufgestützt, hinaus. Er lacht vor sich hin, nickt und gestikulirt, und es ist, als wenn er Etwas sähe, auf Etwas lauschte; hin und wieder stößt er auch einen Laut aus, der von einem bestimmten Affekt seine Farbe bekommt, oder spricht vor sich hin. Der Mann leidet an Gehörs- und Gesichtshalluzinationen. Paranoia hallucinatoria: so können wir in seinen Akten lesen, die sich im Verwaltungsgebäude

sich hinaus zur Tagesarbeit in Feld und Garten. Die Uebrigen gehen in ein Nebenzimmer oder helfen den Wärtern beim Reinigen der Räume, bei dem Zurechtmachen der Betten u. s. w. oder draußen bei der Hausarbeit, so weit ihr Gesundheitszustand es zuläßt und sie willens sind, sich mit diesen Arbeiten zu befassen. Dünkt sich doch sogar ein „Römischer Kaiser“, der aber erst nach seinem Ableben zu dieser Würde gelangen wird, für nicht zu hoch, eigenhändig die schwere Bürde zu führen, mit der die Parquetfußböden gesäubert und geglättet werden. Diese Reinigungsarbeiten währen in der Regel bis gegen halb acht Uhr; zu dieser Zeit empfängt die Station ihren ersten Besuch von dem Oberwärter. Dann wird ein einfaches Frühstück verabreicht. Gegen neun Uhr kommt der zweite Besuch: der Stationarzt, meist mit dem Oberarzt der Anstalt. Jeder Patient wird begrüßt, man erkundigt sich nach seinen Wünschen und seinem Befinden und läßt sich wohl auch in ein Gespräch mit ihm ein. Nach dieser Hauptvisite des Tages — der sich an einem bestimmten Wochentage gegen Mittag noch die des Direktors der Anstalt mit seinem Gefolge von Ärzten anschließt — geht es unter Aufsicht zweier Wärter in den Vorgarten, wo man bei geeignetem Wetter bis gegen Mittag hin promenirt. Um elf Uhr kommen die Arbeiter zur Mittagspause heim, säubern und ruhen sich bis zum Essen, das nach zwölf Uhr eingenommen wird und für die Drittklassigen aus Gemüse, Fleisch und Brot besteht, zu dem ein Trunt Braunbier verabfolgt wird; die Zweitklassigen bekommen Suppe, Gemüse, Braten und Nachtisch, wie sie auch besseren Kaffee und besseres Abendessen einnehmen. Um ein Uhr wandern die Arbeiter wieder mit dem ihnen zugetheilten Wärter zur Arbeit hinaus, während die Uebrigen ihre Siesta halten, bis gegen vier Uhr der Nachmittagskaffee verabreicht wird. Danach spazirt man bis zum Abend im Garten. Wenn gegen sechs Uhr die Arbeiter zurück sind, nimmt man nach einer Ruhepause gegen sieben Uhr die Abendsuppe ein, der Arzt macht seine Abendvisite und gegen neun Uhr liegt Alles in den Betten.

Das ist die einförmige Lebensordnung, nach der hier die Tage hingehen und der alle Patienten ohne Unterschied unterliegen, wenn nicht ihr Zustand so ist, daß ihnen eine größere Freiheit gewährt werden kann. In diesem Fall werden sie in das Villenviertel verlegt, in dem eine freiere Ordnung herrscht, während in der Station selbst Alles, bis auf die Anordnung und Einrichtung der Räume, auf eine stete Ueberwachung und Beobachtung eingerichtet ist.

In letzter Zeit ist vielfach über Roheit der Behandlung in den Irrenanstalten Klage geführt worden. Aber die Sache muß auch ein Bißchen objektiver betrachtet werden, als es oft geschehen ist. Sicher kommen zuweilen Roheiten und Ausschreitungen der Wärter vor, Mißhandlungen und Uebergriffe, — von einem gewissen unangenehmen Unteroffizierten, der sich oft auch gegen Patienten richtet, die dagegen ein gewisses Feingefühl haben, zu geschweigen. Aber im Großen und Ganzen ist Das doch nur Ausnahme. Ein „Unschнауzer“ aber, ein derber Griff ab und zu, wohl auch zuweilen ein Puff oder ein Schlag dürfen Deuten nicht verübelt werden, die es häufig mit renitenten und stumpfen Kranken zu thun haben, denen sie sich oft auf keine andere Weise verständlich machen können und die mitunter geradezu wie ungezogene Jungen behandelt und in Respekt gehalten werden müssen. Im Allgemeinen aber ist die Behandlung eine durchweg humane. Die Wärter unterhalten sich mit den Patienten, je nach ihrem Bildungsstand, so daß

man sich freilich nicht gerade wundern darf, wenn hier und da diese Unterhaltung in einem etwas grobschlächtigen Ton geführt wird, der dann auch wieder sein Verständniß findet; sie suchen den Patienten ihre Wahnideen auszureden, machen ein Spiel mit ihnen oder geben ihnen eine Beschäftigung. Stets muß man auch die Schwierigkeiten eines solchen Wärteramtes bedenken und nicht allzu sehr erstaunt sein, wenn hier manchmal das Gleichgewicht verloren geht. Betrachten wir uns die Patienten. Im Wachtraum stehen Betten, die alle meist mit den Unglücklichsten unter ihnen belegt sind. Der Wärter, dessen Pflicht es ist, sie zu überwachen, muß feste Nerven und ruhiges Blut haben. Da liegt Einer, der trotz allen Arzeneien und Beruhigungsmitteln den lieben langen Tag den Mund nicht zukommt. Da sind ein paar Paralytiker, die durch ihre Unsauberkeiten zu schaffen machen. Andere wollen aus dem Bett, erweisen sich renitent oder schimpfen auf die unfähigste Weise den Wärter, der sich wohl auch auf einen gelegentlichen Ueberfall gefaßt machen muß. Und nicht viel besser ist es draußen im Tagesraum. Ein Patient bildet sich z. B. ein, daß er keine Zunge mehr habe, obwohl er in Gesundheit blüht. Er entwickelt Jedem gegenüber die unheimlichsten anatomischen Ansichten, barmt und klagt und belästigt die Ärzte, Wärter und Mitpatienten. Ein Anderer läuft tagein, tagaus immer in der selben Ecke im Kreis herum und schwagt vor sich hin. Wieder ein Anderer lärmt. Einige hocken stumpfsinnig auf den Stühlen umher oder stehen unbeweglich wie Statuen an ihrem bestimmten Platz, den sie jeden Morgen aufsuchen und den Tag über nur gezwungen verlassen. Andere wollen nicht essen und müssen mit Gewalt gefüttert werden. Wieder Andere laufen unausgesetzt im Geschwindigkeitsschritt hin und her. Wenige vermögen sich die Zeit mit einem Gespräch, mit Lecture oder Spiel zu vertreiben oder sich bei den Hausarbeiten zu beschäftigen. Saunenhaftes Betragen ist zu erdulden, Zwistigkeiten sind zu schlichten, tumultuöses Wesen ist zu beschwichtigen. Aber auch der Humor, freilich meist der unfreiwillige, hat hier seine Stätte und mildert bis zu einem gewissen Grade die trüben Eindrücke, die den gesunden Menschen, der sich hier aufzuhalten genöthigt ist, oft bestürmen.

### 3. Ein Patient.

Wir treten in einen der beiden Nebenräume, eine schöne helle Stube, der zwei breite Fenster Licht und Luft zuführen, freie Fenster ohne jedes Gitterwerk, wie denn hier nur die geschlossenen Außenthüren an eine Klausur erinnern. Nach der einen Seite hat man einen Blick auf die sauber gepflasterte Anstaltstraße und auf ein paar größere Nachbargebäude mit ihren Gärten. Das andere Fenster giebt einen Blick auf den Garten mit seinen Grasrondels, seinen runden Blumenbeeten, seinen Rosen, Gebüsch und Bäumen und auf den Park jenseits seines grün gestrichenen Stadetes.

Einige Patienten sitzen umher, spielen Karten, rauchen. Einer von ihnen hat sich einen Stuhl gegen das Fenster gerückt und starrt, den Kopf aufgestützt, hinaus. Er lacht vor sich hin, nickt und gestikulirt, und es ist, als wenn er Etwas sähe, auf Etwas lauschte; hin und wieder stößt er auch einen Laut aus, der von einem bestimmten Affekt seine Farbe bekommt, oder spricht vor sich hin. Der Mann leidet an Gehörs- und Gesichtshalluzinationen. Paranoia hallucinatoria: so können wir in seinen Akten lesen, die sich im Verwaltungsgebäude

befinden. Aber Das ist nur so eine offizielle Bezeichnung. Für ihn stellt sich das Alles ganz anders dar. Er verkehrt und lebt in einer wesentlich anderen Welt als wir und ist in ihr heimisch, — in einer Welt, die für ihn ihre vollständige Logik hat; und wenn wir ihn fragen, so erfahren wir, daß er mit Geistern verkehrt. Das stellt sich ihm aber keineswegs so gar plump dar und unsere Gegenargumente versteht er zurückzuweisen. Wir seien ja selbst Geist, sagt er und fügt die Uebersetzung hinzu, daß wir in die Ferne wirken könnten und Fernwirkungen erzeugen. Er mag den Weibern sehr gewogen sein, denn er steht in einem regen Fernverkehr mit den Wärterinnen, die er wohl hin und wieder draußen im Park vorübergehen sieht. Sie unterhalten sich mit ihm aus der Ferne und haben Verkehr mit ihm. Deutlich hört er sie sprechen, sichern und vernimmt ihre Scherzworte. Meilenweit von hier ist seine Heimath; aber Das hindert nicht, daß er mit seinen Angehörigen in stetem Verkehr ist. Und nicht nur ihre Worte dringen bis zu ihm her, auch ein Abbild ihrer Gestalten weiß aus weiter Ferne zu ihm zu gelangen, manchmal auch dieses oder jenes Zeichen. Ja, er vermag wohl das bestimmte Bewußtsein seiner augenblicklichen Umgebung zu verlieren; und eine Empfindung, die wir im gesunden Zustand kaum begreifen, eine geheime, seine Sympathiewirkung, giebt den Dingen um ihn her einen Hauch, einen Duft, eine sonderbare, kaum zu bezeichnende Beschaffenheit, daß in ihm die Illusion entsteht, er befinde sich anderswo, in seiner Heimath, an Orten, wo er vordem war. Ein Luftzug, der ihn streift, ein Duft, der zu ihm herweht, ein Laut, den er vernimmt, eine Farbe, die Form eines Gegenstandes hat für ihn eine ganz besondere Bedeutung und Bedeutsamkeit, er bringt ihr eine ganz andere, feinere Körperempfindung und geistige Ausdeutung entgegen, als es ein gesunder Mensch vermag. Alles zieht er aus der Ferne mit heimlichen Kräften in seine Gegenwart, anstatt es dahin zu projiciren, wohin es gehört, und so läßt er zwei Welten wunderbar in einander gleiten und sich vermischen. Jeder — an und für sich ganz natürliche — Gefühls- und Gesichtseindruck wird ihm zu einer Geisterwahrnehmung, würde vielleicht von ihm, wenn er reflektiren könnte, als das Ende einer langen Reihe von Wirkungen einer fernen Ursache gewerthet werden, die sich allmählich bis zu ihm unter Ueberwindung hundertfachen Widerstandes fortpflanzt. Diese Geisterwahrnehmung aber steigert sich ihm oft bis zur Halluzination, so daß er, wenn die Umgebung nicht allzu störend wird, Gestalten in seiner Nähe wahrnimmt. Aber auch Personen, die sich in seiner Nähe befinden, gewinnen unter Umständen für ihn eine gewisse besondere Bedeutung. Er sieht Gesichtszüge ferner Personen und materialisirt sich, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, innere Bilder dieser fernen Personen in die ihn umgebenden, mit denen er täglich zusammen ist, hinein, in einer Weise, daß er, der diese Transsubstantiation nicht bewußt vollzieht, an Geisterwirkung, an eine Fernwirkung, glaubt. Das Alles aber ist ihm der Ursprung höchst eigenartiger Lust und Peinempfindungen und weckt, ein so einfacher Mensch er auch von Stand Herkunft und Geistesbeschaffenheit ist, heimliche Kräfte und Fähigkeiten in ihm. Ich habe Gelegenheit, ihn ab und zu schreiben zu sehen, und wenn ich hinblickt, was er geschrieben hat, so finde ich vielleicht eine gereimte Strophe, die zwar in einer ungeheuerlichen Orthographie geschrieben ist, sonst aber einen überraschenden korrekten und sinnreichen Aufbau zeigt und auf Kunstinstitute und Gefühls-

gänge hinweist, die ich ihm nicht ohne Weiteres zutrauen konnte. Ober er spricht Worte, die man aus seinem Munde nicht erwarten sollte, denn sie verrathen ein religiöses und sittliches Denken, das man seiner Intelligenz nicht zutrauen möchte.

Seine lichten Augenblicke sind ihm nicht immer angenehm. Er gewahrt dann wohl das Krankhafte seines Zustandes, sieht, daß er sich in einer Umgebung befindet, von der er sich hinwegsehnen muß, und da er doch nicht die Kraft und Energie in sich fühlt, sich seiner Einbildungen zu erwehren, die ihm bereits lieb geworden sind, so sind Das qualvolle Augenblicke für ihn, in denen er sich den Tod wünscht. An Ablenkungen, die ihn im Verein mit den Stillingmitteln, die er bekommt, beruhigen, fehlt es ihm nicht. Er ist im Stande, an den Hausarbeiten theilzunehmen, vermag sich auch wohl für kurze Zeit zu unterhalten und in die Welt, die ihn umgiebt, zu schiden. Freilich hat er dazu bei seinen Mitpatienten, die weniger mit einander als an einander hingleben, wenig Gelegenheit.

#### 4. Ein Gang durch die Anstalt.

Die Anlage der Anstalt ist eine sehr einheitliche und übersichtliche. Von dem Verwaltungsgebäude, in dem wir die Bureau, Konferenzzimmer der Aerzte, Empfangszimmer für Patienten und Besuche, das Laboratorium, die Wohnung des Oberarztes und des Portiers erblicken, ist eine Mittellinie quer durch die ganze Anstalt bis hinüber zu den Gutsgebäuden zu ziehen. Auf der einen Seite befindet sich die Männerabtheilung mit ihren verschiedenen Gebäuden (Aufnahme, Ueberwachung, Pflege, Lazareth, Siechenhaus u. s. w.), auf der anderen die Frauenabtheilung mit entsprechenden Stationen; alle diese Gebäude sind nach dem gleichen Muster aufgeführt. Dann giebt es noch besondere Villenabtheilungen, die sich zu beiden Seiten der Gutsgebäude befinden, auf der einen die Frauen-, auf der anderen die Männervillen. Alles liegt frei und offen in den schönen Gärten; kaum ist irgendwo das Zeichen einer Klausur zu gewahren. Hohe Mauern und vergitterte Fenster, hinter denen sich die Patienten wie Gefangene fühlen könnten, werden wir vergeblich suchen.

In der weiteren Umgebung bemerken wir freundlichen Laubwald, Wiesenland und die weiten Feldebreiten, die zum Gut gehören und auf denen, wie in den Gärten der Anstalt, die Patienten kolonnenweise beschäftigt sind. Sie pflügen, säen, stecken Pflanzen, jäten, hacken, harken, graben, ernten, sind in Werkstätten, auf dem Hof beschäftigt oder schreiben in den Bureau. Ueberall erfreut das Auge Sauberkeit und wohlgeordnetes Getriebe.

Es ist eine ganz eigenartige Welt. Manchem, der hier viele Jahre gelebt hat, ist sie ein Asyl geworden, das ihn nichts entbehren läßt. Er hat seine tägliche Beschäftigung, seine Bedürfnisse werden in einem vernünftigen und möglichen Maße befriedigt, er hat Bewegungsfreiheit und nach den Tagen der Arbeit erfreut von Zeit zu Zeit ein Festtag. Was nur irgend möglich ist, das Elend dieser Kranken zu lindern, wird gethan; es ist eine Musteranstalt, die es mit Recht verdient, daß selbst aus fremden Ländern, ja Erdtheilen, zuweilen Gäste hierherkommen, um ihre Einrichtung kennen und schätzen zu lernen.



## Selbstanzeigen.

**Goethe.** Zwei Bände mit über 300 Abbildungen in und außer dem Text.  
Leipzig, E. A. Seemann, 1895.

Nach zwei Seiten hin möchte meine Goethe-Biographie etwas Neues bieten. Sie will erstens nicht Goethes Leben chronologisch verfolgen oder Essays über Goethe bringen, sondern die Entwicklung des Dichters und Menschen Goethe darstellen; und sie will zweitens durch Citate aus seinen Briefen und Werken so viel wie möglich Goethe selbst zu Wort kommen lassen. Meine Absicht war, eine in gutem und wahren Sinne populär geschriebene Goethe-Biographie zu verfassen; aus dieser Eigenschaft ergiebt sich hoffentlich ihre Existenzberechtigung neben ihren Konkurrenten. Alle unsere zum Theil so vortrefflichen und geistreichen biographischen Arbeiten über Goethe leiden an einem Fehler, den ich neulich irgendwo sehr hübsch in Bezug auf Herman Grimms „Goethe“ mit den kurzen Worten bezeichnet fand: „Mehr Grimm als Goethe.“ Die Verfasser haben immer nur das gelehrte Publikum vor Augen. Jede Seite, ja fast jeder Satz soll etwas Geistreiches, vor Allem aber etwas Neues bringen, damit der Verstand und Geist des Autors glänze und die ersehnte Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt erhalte. So sind denn vortreffliche, geist- und gedankenreiche Essays entstanden, an- und aufregende Kritiken, mit denen der Laie gar nichts anzufangen weiß und nach deren Lecture er eben so klug ist wie zuvor. Wie der Dichter eines Epos, muß der Verfasser eines solchen Werkes, will er wirklich der Lehrer des Volkes werden, hinter dem Werke völlig verschwinden. Er muß die eigene Meinung, und wäre sie auch noch so geistreich, unterdrücken, wenn sie noch Hypothese und nicht wissenschaftlich als berechtigt anerkannt worden ist. Denn der Leser soll stets den Eindruck haben, daß Das, was er liest, der Abschluß der Forschung, nicht eine neue, unabgeklärte, unbewiesene Vermuthung ist, über die zu entscheiden er meist nicht in der Lage sein wird. Sowohl bei der Betrachtung des Lebens wie der Werke des Dichters muß der Biograph Psycholog sein, nicht Kritiker. Er hat gar nicht zu loben oder zu tadeln, sondern die Entwicklung des Dichters und die Entstehung und Weiterbildung der Werke und ihren Zusammenhang mit dem Leben des Dichters objectiv darzustellen; wo es ohne Kritik nicht abgeht, hat er unter den geltenden Meinungen die zu vertreten, mit der er selbst am Meisten übereinstimmt, — und Das muß er in einem Stil thun, der klar und einfach ist und bescheiden, in der Form prunkloser Erzählung, die Person des Autors zurücktreten läßt; Das, was er sagt, muß als das Natürliche, das Selbstverständliche, das Wahre erscheinen. Wenn er so die schwere Kunst der Selbstverleugnung übt, wird vielleicht ein Kritiker spotten über das wenig glänzende Licht, in dem der Autor des Werkes stehe; aber der Autor kann sich trösten: nichts hat ihn mehr als dieses Kritikers Unverständnis gepriesen. Neben der Biographie will mein Buch noch einen zweiten, vom Verfasser seit Jahren gehegten Plan verwirklichen: ein Werk, das ursprünglich, völlig getrennt von der Biographie, als Bilderatlas zu Goethes Leben erscheinen sollte. Neuzere Gründe haben schließlich zu dem Versuche einer Vereinigung beider Pläne in einem Werke geführt. Vor dem Verdachte, daß ich nach berühmten

Mustern ein Bilderbuch für die Schaulust des bildergerierigen Publikums habe schaffen wollen, schüßt mich wohl mein Name; ist doch auch durch Barndes in der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgetragene Abhandlungen über die Goethe-Bildnisse dieses Studium als ein berechtigter Zweig der Goethe-Forschung anerkannt worden. Was dieser Gelehrte in der Einleitung zu seinem Werke über Goethes Bildniß von einem Bilderatlas zu Goethes Leben fordert, hat mir als Ideal vorgeschwebt. Daß dieses Ideal nicht erreicht worden ist, liegt an äußeren Ursachen und an der Form, in die der geplante Atlas sich hat bequemen müssen. Jedenfalls habe ich versucht, die bedeutendsten Bilder von Goethe selbst, von den Goethe-Stätten und die Bilder der Freunde und Gegner Goethes zu beschaffen und dem Werke einzuverleiben. Welche Mühe und Arbeit Das erfordert hat, wird der Kenner wissen; seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen. Von Bildern, die bisher völlig unbekannt oder nur schwer zugänglich waren, seien nur aus dem ersten Bande erwähnt: der merianische Stadtplan von Frankfurt a. M., ergänzt bis 1770; Musil und Geschenke beim Pfeifergericht; Selbstbildniß von Seefaz und Fiebler; Goethes Lehrer Professor Johannes Böhme in Leipzig; die schönstapfische Tafelrunde; der Markt in Leipzig (1712); Karoline Schulze; Herders Geburtshaus; Friederikens Vater; Brief Goethes an Gutschen vom dritten August 1775; Barbara Schultzeß; Plan des alten Weimar (1782); Parkbilder von Weimar von Kraus (1788); Charlotte von Stein nebst Schwester; Posthaus auf dem Brenner, Zeichnung Goethes; Karte von Italien zur Zeit Goethes mit Goethes Reiseroute; Reiffenstein, Antep, Moriz; das Kapitol, Zeichnung Goethes; die Villa Borghese, Zeichnung Goethes.

Dr. Karl Heinemann.



**Poggfred.** Runterbuntes Epos in zwölf Kantussen. Verlag von Schuster & Loeffler. Berlin.

Dies ist ein Epos mit und ohne Held,  
Ihr könnt's von vorne lesen und von hinten,  
Auch aus der Mitte, wenn es Euch gefällt, —  
Ja, wo Ihr wollt, ich mache nirgends Finten.  
Klaubt Euch ein Verslein aus der Strophenwelt!  
So sucht ein Kind im Buchen nach Korinthen:  
Ob sie Euch schmecken, kümmert mich fürwahr nicht;  
So lest denn mit Geduld! Meintwegen gar nicht.

Altona.

Barou Detley Liliencron.



**Die Struwewelliese,** lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder.  
Hamburg. G. Frischs. Vierzigste Auflage.

Als ich vor Jahresfrist von einem meiner Patienten angeregt wurde, einen „Struwelpeter für Mädchen“ zu schreiben, da begeisterte mich diese Idee um so mehr, als ich selbst Vater zweier kleinen Mädels bin; und was ich schrieb, habe ich eigentlich nur für meine Kinder geschrieben. Nachdem jedoch fast gegen meinen



Wunsch die kleine Arbeit in weite Kreise hineingedrungen war, kam natürlich die Kritik, die bekanntlich keine zarten Rücksichten kennt, und legte mir nahe, die Suppe, die ich mir eingebracht hatte, auch auszuessen. Das muß und will ich nun thun, — und ich nehme alle Kräfte zusammen, um die so verschiedenartigen Urtheile zu verdauen. Fasse ich diese Urtheile zu einem Resultat zusammen, so kann ich sagen: es giebt manche Erwachsene, die das Buch tadeln, aber es giebt nur wenige Kinder, die an der „Strumwelliese“ keine Freude haben. Und nur für Kinder schrieb ich die „Riese“.

Altona.

Dr. J. Vötje.



**Hotel Buchholz, Ausstellung-Erlebnisse der Frau Wilhelmine Buchholz.**  
Berlin. Verlag von Freund & Jodel.

Als meine verehrte Freundin mir ihre Absicht kundthat, gelegentlich der Berliner Gewerbe-Ausstellung die Feder zu ergreifen, verfehlte ich nicht, meine Bedenken freimüthig zu äußern. Da ich vom Jahre 1867 an mit den meisten Weltausstellungen als Berichterstatter vertraut geworden bin, konnte ich ihr leicht darlegen, wie der sogenannte friebliche Wettstreit auf industriellem Gebiete sich überlebt habe und wie die Ausstellungen zu Neßvergnügungen heruntergekommen seien, die sich in Ungeheuerlichkeiten überbieten, um zahlende Fremde herbeizuziehen. „Aber doch man nicht in Berlin!“ entgegnete siegesbewußt meine Freundin. „So was ist noch nie dagewesen. Allein schon blos der treptower Park. Wer hat denn jemals eine Ausstellung ganz im Grünen erlebt? Kein Mensch.“ Gegenbeweise waren nutzlos und Frau Wilhelmine schrieb . . . von ihrem Standpunkte aus, „für mittlere Familien“. Und vielleicht hatte sie Recht. So wie sie schauten Viele die Ausstellung an und solches Schauen konnte sich zu einem zunehmenden Zeitbilbe gestalten, wenn es gelang, das rechte Kolorit für die seltsame Mischung aus Großem und Kleinem, Geschmack und Ungeschmack, Wissenschaft und Gaukelwerk, Uebertreibung und Unzulänglichkeit zu finden, zu der die Völker der Erde durch das wüste Hammerplakat nach Treptow entboten wurden. Mit Naivetät allein war es nicht gethan; es mußte sich Ironie hinzugesellen. Ueber die nöthige Naivetät verfügt Frau Wilhelmine; und da ihr gastfreies Heim in der Landsbergerstraße zu einem wahren Hotel mit allen seinen Unzuträglichkeiten ausartet, fehlt es nicht an Personen, deren Ansichten sich mit den Gefühlen der Buchholz nicht vertragen. Aus diesen Gegensätzen entwickeln sich naturgemäß Ironie und Humor, der ja nichts weiter ist als die Auflösung der Dissonanzen des Lebens in fröhliche Gemüthserregung. So ist der Grundton, auf den das Hotel Buchholz gestimmt wurde. Was die Einzelheiten anbelangt, wird dem Einen gefallen, was dem Anderen weniger zusagt, — und umgekehrt; denn die Kunst, es Allen recht zu machen, hat selbst die Buchholz nicht gefunden, so überzeugt sie auch von der absoluten Richtigkeit ihrer Meinungen ist. Manchem aber wird das Hotel Buchholz als Erinnerung an den Sommer 1896 willkommen sein: verlassen doch in der Erinnerung die trüben Tage, während die Stunden des Sonnenscheines noch in fernem Gedanken ihre Heiterkeit bewahren.

Julius Etinde.



## Der Streik in Hamburg.

Der Staatsminister von Boetticher ist ein edler Mann; und wenn er, ohne Kohlenruß an den Händen, in einem ruhig durchwärmten Saale und von einem behaglich gepolsterten Sessel aus über den Streik an der Saar die sittlich entrüsteten Worte spricht: „Ein ungerechtfertigter und unüberlegter Zustand ist mir noch nicht vorgekommen“, so sollte man fast annehmen, daß derartige gewaltige Zwischenfälle alle Tage einzutreten pflegen.“ Das sagte ich in der „Zukunft“ vom einundzwanzigsten Januar 1893; und am dritten Dezember 1896 erklärte der selbe Staatssekretär: „Wenn es je eine Arbeitseinstellung gegeben hat, die nach objektiver Beurtheilung der Verhältnisse unbegründet war, so ist es der jetzige hamburger Streik.“ Diese beide Proben sind einander recht ähnlich. Herr von Boetticher ergreift Partei in einem Augenblicke, wo nicht allein der ersehnte Ausgleich der Streitenden noch nicht bewirkt ist, sondern der Kampf sogar unmittelbar vor der gefährlichsten Verschärfung steht. Ist Das klug gehandelt? Nicht die mindeste Veranlassung zu einer so plötzlichen Parteinahme lag vor. Herr Paasche hatte, als Enthusiast für das besitzende Bürgerthum, begonnen, Herr Viebknecht, als Fanatiker der schweligen Faust, hatte die Debatte fortgeführt; sie mochten, eben so wie später Herr von Stumm, ruhig reden: die Regierung konnte über den Parteien bleiben und schweigen. Herr von Boetticher — der diese Streikfrage so genau kennt, daß ihn bei seiner Preisdarlegung die Sozialdemokraten unterbrechen und auf das Uebersetzen der vier wichtigsten Worte („in besonders günstigen Jahren“) aufmerksam machen konnten — hat mit seiner Rede die Sache nicht gefördert: arme Leute werden, wenn sie sich unvermuthet ganz verlassen sehen, gewöhnlich nicht gedemüthigt, sondern nur noch mehr gereizt.

Damit soll aber hier noch keineswegs ausschließlich zu Gunsten der Streitenden gesprochen sein. Die Sympathien aller fühlenden Menschen gehören natürlich den Schaaren der Darbenden und die Sorge, wie man dem Massenelend abhelfen kann, ist heute wichtiger als alle Ausfälle in der Handelsbilanz; etwas nüchterner klingt dabei aber die Frage nach der Berechtigung der Arbeiterforderungen. Während nämlich die englischen Organisationen genau nach dem Geschäftsgange der Jahre ihre Lohnforderungen stellen, benutzen die hamburger Genossen bereits die erste bessere Periode zu neuen Ansprüchen. Gegenüber diesen Wünschen verweisen nun die Rheber auf die Reihe der vorhergegangenen schlechten Jahre, die doch von den Unternehmern allein getragen werden mußten, natürlich auch auf die furchtbare Cholerazeit. Die ersten guten Zeiten sollten vor allen Dingen zur Ansammlung von Reserven dienen. Die Arbeiter betonen dagegen, daß ihre Lohnbesserung ja sofort im Konsum fühlbar werde, daß diese Besserung kaum fünf Pfennige auf die Tonne ausmache, also die Rentabilität der Schifffahrt schwerlich beeinträchtigen könne und daß die Rheber gewohnt seien, Mehrkosten auf den Kaufmannsstand abzuwälzen, der ja auch höhere Frachten ankandslos zahle. Wie ich höre, haben denn auch die ablehnenden Unternehmer durchaus nicht die ganze hamburger Börse für sich, obgleich der angebotene Vorschlag eines Schiedsgerichtes von vier Arbeitern und nur einem Arbeitgeber offenbar etwas Ungerechtes enthielt. Allein der Ton macht die Musik; und die Worte, die das Nein der zum größten Theil reichen Herren begleiteten, zeugten von einem

Selbstbewußtsein, das, mild ausgedrückt, altmöbisch ist. England, als die hohe Schule der Industrie- und Arbeiterentwicklung, zeigt doch deutlich, um wie viel besser eine annähernde Gleichberechtigung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern wirkt als die frühere Oberherrschaft der Unternehmer. Verzeichnet doch das dortige Department of Labour von den Lockouts und Disputes den größten Theil stets als erfolgreich geregelt und nur einen Rest als ungenügend ausgeglichen. Es sei hier gleich hinzugefügt, daß das Handwörterbuch der Staatswissenschaften den sozialen Frieden als durch diese Koalitionen noch bei Weitem nicht hergestellt erklärt, daß aber ein genauer Kenner englischer Verhältnisse, Lujo Brentano, wiederholt ausgesprochen hat, die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern gestalteten sich auf diesem Wege immer günstiger. Die achtzig Beispiele guter Löhne, die von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt A. G. gezahlt werden, vermag man auch nur fern von Hamburg mit Andacht zu genießen. Und wenn selbst 500 Schauerleute über 2000 Mark im Jahr verdienen, so sollen doch 6500 Mann durchschnittlich nur zwischen 800 und 1200 Mark haben. Allseitig anerkannt wird die schwere Arbeit, die auch geübt sein will und in größter Hitze und Kälte, in Wind und Regen geleistet werden muß. Die Leute werden von ihren Führern über die pekuniären Erfolge der hamburger Schifffahrt sehr gut unterrichtet und sie glauben den ziffernmäßigen Belegen, die ihnen diese Führer zeigen, natürlich mehr als den Beteuerungen des Herrn von Boetticher, „daß Hunderttausende, Millionen von deutschen Arbeitern sich danach sehnen, die heutigen hamburger Lebensbedingungen zu erreichen.“

Aber selbst wenn man sich ganz in die einstige Obergewalt der Arbeitgeber hineinsetzt und es begreiflich findet, daß sie diesen Streit als einen Kampf ansehen, der doch einmal ausgefochten werden muß, bleiben noch immer Zweifel übrig. Ein Beispiel mag genügen. Nicht die Rheeder, sondern die Zwischenmeister nehmen die Schauerleute in Arbeit; diese ehrlichen Makler sind dabei sehr reich geworden und Einzelne verdienen, wie mir von Kaufleuten geschrieben wird, zwischen 50 000 und 80 000 Mark im Jahr. Wenigstens diese Zwischenmeister hätten also von ihrem großen Nutzen Etwas opfern können; und sie hätten es vielleicht auch gethan, — ohne das Machtwort der Rheeder und ersten Schiffsmakler, mit denen die Zwischenmeister es nicht verderben wollen. In den Köpfen jener Großen spukt wohl der Wunsch, bei dieser Gelegenheit die Sozialdemokratie zu zerschmettern. Die bremser Handelsherren bewahren doch auch ihren Stolz und es hat ihrem Ansehen gewiß nicht geschadet, daß sie den bei ihnen ausgebrochenen Strike schnell beigelegt haben. Jetzt haben zumeist Bremen und Kopenhagen den Nutzen der hamburger Geschäftsstockung. Ist es dafür eine Entschädigung, wenn Herr von Stumm den hamburger Rheedern sagt, sie hätten sich um die Allgemeinheit wohlverdient gemacht? Bilde ich einen internationalen Schienenring, so daß die Allgemeinheit — oder der preussische Staat — weder bei mir noch im Auslande anders als nach den von mir diktierten Preisen kaufen kann, so mache ich mich wohlverdient, heiße ich aber Tom Mann und erzähle den Arbeitern, daß sie sämtlich Brüder seien, so bin ich ein hegerischer Agitator.

Die Folgen des Strikes können für die Hansestadt selbst sehr ernst werden, trotz der bisher ruhigen Haltung der Arbeiter. Freilich ist die Stockung für die Kaufleute in dieser Jahreszeit nicht ganz so kostspielig wie sonst, da bei Frostwetter weder gelöscht noch geladen werden könnte. Doch müssen seit der Niederlegung

der Arbeit für viele Firmen schon ganz außerordentliche Verluste entstanden sein. Am Meisten leidet der Export, dann alle Expediture und auch die Firmen, die die Schiffe ausrüsten. Man kann sich denken, was es allein bei dem heutigen Gelbstande heißt, Waaren nicht verschicken zu können, sondern sie überwintern lassen zu müssen oder sie per Bahn, statt per Schiff, zu expediren. Wird der Strike nicht bald beendet, so geht zunächst der Weihnachtverkehr verloren und Einnahmen fallen aus, mit denen viele dortige Geschäfte für das ganze Jahr zu rechnen haben. Gerade für den Weihnachtmarkt sind Hunderttausende von Kisten und Säcken mit Apfelsinen, Rosinen und anderen leicht verderblichen Waaren bestimmt, ferner Spielwaaren und fancy goods. Das Alles hat nach dem Fest beinahe nur noch den halben Werth und die Besteller nehmen überhaupt nichts mehr davon ab. Für den Ueberseehandel treten fast überall Verluste wegen zu später Lieferung ein, auch werden wohl alle Getreidekontrakte zu hohen Preisen annullirt. Schon jetzt soll es bei Ertheilung von Aufträgen mit den Anweisungen schwierig geworden sein, wohin die eingetroffenen Waaren zu expediren sind; Süddeutschland wird für transatlantische Sendungen meist für hamburger Rechnung auf Antwerpen angewiesen, englische und selbst die fremden Häfen der Ostsee gewinnen die sonstigen Provisionen der Elbestadt; später, nach der Beendigung des Strike, werden aber die Schiffe nach wie vor ihren altgewohnten Häfen — schon wegen der günstigen Frachtbedingungen — sicherlich gern wieder aufsuchen.

In der jetzt herrschenden allgemeinen Verlegenheit finden einzelne Branchen noch ihren Nutzen, besonders Häuser, die die Schiffe mit Proviant versehen und die nun, da die Schiffe länger liegen bleiben, neue Mundvorräthe verkaufen können. Auch soll der Ertrag der hamburger Schifffahrtsgesellschaften in letzter Zeit so günstig gewesen sein, daß eine vorübergehende Störung leicht getragen werden könne; dabei wird allerdings der neueste Tonnengelberlaß des Herrn Cleveland noch nicht berücksichtigt. Sehr wichtig ist die Frage, ob die Rheeder jetzt, nachdem sie jede Verhandlung abgelehnt haben, bei ihren Verträgen force majeure geltend machen können. In den Juristentreisen Hamburgs soll man ziemlich allgemein der Ansicht sein, daß nach Ablehnung des Vermittelungsverfuches der rechtliche Standpunkt nach dieser Richtung in keiner Weise verändert sei, daß aber der Strike in seinen Folgen überhaupt nicht als höhere Gewalt geltend gemacht werden könne.

Was endlich die Behauptung betrifft, englische Rheeder hätten den Strike angezettelt, so glaubt daran natürlich kein ernsthafter Mensch. Eine Firma schreibt mir: „Der reine . . . , zu behaupten, englische Rheeder seien theilhaftig; diese Herren haben nur Schaden und keinen Nutzen, denn es liegen mehr englische Dampfer unausgeladen hier als deutsche.“ Ein großes hamburger Exporthaus, das mir zugleich erklärt, selbst in gewissen kaufmännischen Kreisen stehe man theilweise den Forderungen der Arbeiter nicht unsympathisch gegenüber, ist fest davon überzeugt, daß sich die englischen Rheeder in dieser Beziehung mit ihren hamburger Konkurrenten durchaus solidarisch fühlen, da sie sehr gut wissen, daß, wenn die Arbeiter an der Elbe ihren Willen durchsetzen, die Engländer nachher die Nachenschläge davon haben werden. Ein dritter Geschäftsmann erinnert mich an die vielen Strikes in den londoner Docks. Ist es da Jemand eingefallen, den Bewohnern einer anderen Hafenstadt die Schuld aufzubürden? Den reichen Engländern schadet eine falsche Beschuldigung nur wenig, in Deutschland aber führt sie wieder einmal zur Verwirrung, wo Klarheit sehr nöthig wäre. Pluto.

## Notizbuch.

Zwei lange Wintermonate waren fast schon verstrichen und in Berlin war noch immer kein neues Genie entdeckt worden. Das konnte unmöglich so weitergehen; denn in Berlin muß in jedem Winter mindestens ein neues Genie entdeckt werden: so will es die Ordnung, so ist es das Recht. Weil nun unter den Schreibenden beim besten Willen gerade nichts Passendes zu erblicken war und auf dem Gebiet der Malerei seit den fernem Tagen, wo der ungeheure Herr Munch aus der Taufe gehoben wurde, eine überwältigend geniale Persönlichkeit sich den Spähern nicht mehr enthüllen wollte, benutzte man flink die Gelegenheit, die ein seines Talent den lungernden Elektoren bot, um nach mehrjähriger Pause wieder einmal einen Maler zum Geniekönig der Saison zu krönen. Der Erwählte heißt Melchior Vechter; und seine Werke waren vier Wochen lang bei Gurlitt in der Leipzigerstraße ausgestellt. Während dieser Zeit konnte man über den jungen Künstler die lieblichsten Lobsprüche lesen, die zu ersinnen sind; zu seiner Ehre vereinten die Ältesten sich froh den Jüngsten und sogar Herr Ludwig Pietzsch, der schlimme Kunstverderber, neigte vor dem neuen König schmunzelnd das Hauptköpfchen. Ich verstehe von der sogenannten bildenden Kunst noch viel weniger als der Professor Pietzsch, denn ich habe mich nie ernstlich damit beschäftigt und mir fehlt die Fülle der Vergleichsmöglichkeiten, ohne die eine sachverständige Kritik nicht entstehen kann. Aber ich glaube, daß ich Kunst eben so stark und tief zu empfinden vermag wie andere Laien; und da Bilder doch schließlich nicht nur für den kleinen Kreis der Sachverständigen gemalt werden, bitte ich um die Erlaubniß, rasch ein paar anspruchslöse Worte über die Eindrücke sagen zu dürfen, die ich von Melchior Vechter empfangen habe. Er ist eine ungewöhnliche Erscheinung, ein Künstler von subtilen Geschmack und sicherem Können. Seine Farbe ist fast immer reizvoll, auch da, wo sie wunderbarlich wirkt, wie die Vision eines Mannes, der eine gefärbte Brille trägt, und die Technik seiner sauberen Glasmalerei scheint aus ernstem Studium der besten Muster erworben. Diese besten — und einzelne weniger gute — Muster spürt man allzu deutlich leider auch in seinen Bildern: Erinnerungen an Böcklin, Klinger, Puvis, Etard, an die englischen Praeraphaeliten und die französischen Symbolisten werden wach; in einer entzückenden Landschaft steht ein aus dem jüngsten Gallien stammender Orpheus; und Musen oder andere Nycthemädchen sehen aus, als kehreten sie eben von einem Tennisplatz in Brighton zurück. Die reiche Ernte elfjähriger Schaffens, die der junge Westfale jetzt zur Schau stellt, macht nicht den Eindruck des organisch Gewachsenen; es ist ein effektißch gewonnener Schatz, von dem einzelne Theile auf der Weiter literarischer und musikalischer Erinnerungen erhascht wurden. Nietzsche, Wagner und Chopin wurden bemüht; und wo der Anreger nicht ausdrücklich genannt ist, vermag man ihn doch zu wittern. Die fremdartigen Elemente, namentlich die literarischen, erleichtern dem Laien den Genuß der Kunst des Herrn Vechter, aber sie zwingen auch zu der Frage, ob man schon berechtigt ist, von einem neuen Genie zu reden. Im Kunstgewerblichen, wo man mit der Erneuerung des von anderen Erbachten aus kommen kann, ist Herr Vechter ein Meister; die Dedelzeichnung für einen Wäschekatalog, die Malereien für Pergamenteinbände und das Ex Libris-Zeichen lassen beinahe vermuthen, daß hier die wahren Wurzeln der Kraft dieses merkwürdigen Künstlers ruhen. Wo er selbständig, als ein frei Schaffender, gestalten muß

hat er einstweilen meistens noch die Phantasie der Anderen und zwischen den Bildern will das Bild einer ganzen, einheitlichen Persönlichkeit dem Betrachter nicht entstehen. Es geht ihm wie mit dem neuen Märchen drama des Herrn Hauptmann, das freilich zu ungleich schärferem Widerspruch reizt: er steht vor Stückwerk, dem leider das geistige Band fehlt, vor kostbaren Juwelen, die aus den Reichskleinodien des poetischen Besitzes, aus Mythos, Sage, Dichtung und Philosophie mit feder Hand entwendet wurden und die unter den flinken Fingern der Errasser sich nun zu einer Einheit nicht fügen wollen. Herr Lechter resumirt, wie Herr Hauptmann in seiner neuesten Mummerei, eine ganze Epoche, die im Grunde nichts Rechtes zu sagen hat und die, um in jedem Augenblick nur ja auf der Höhe der Mode zu bleiben, vom grellsten Naturalismus schnell zum dunkelsten Mystizismus den Pfad zu ertasten sucht. Gefunden Sinnen duften diese mystischen Rosen nicht, die ehrfurchtlose Künstelei der Zuriichtung ärgert sie und die Kluft zwischen Vermögen und Wollen wird ihnen unangenehm fühlbar. Aber die angenehm und fein begabten Herren, die aus jeder Zeitstimmung und jeder Mode heraus Künstlerwerkchen zu Stande bringen können, gewinnen sich leicht den Beifall eines zerstreuten, blasirten und müden Geschlechtes und zu ihrer Ehre vereinen die Ältesten sich froh dann den Jüngsten. Nur sollte man die Folgen so rascher Berühmtheit weislich bedenken. Ringsum reden sich Vergroße auf; und damit sie, die Genie Könige einer Saison, vor der Ueberspannung der Kräfte bewahrt bleiben und durch das böse Wettspiel solcher Ueberspannung nicht neues Unheil und noch ärgere Verwirrung des Geschmades anrichten, durste über Malerei hier vielleicht auch ein ungelehrter Betrachter ein paar Worte sagen, der von der sogenannten bildenden Kunst nicht mehr als ein anderer leidlich gebildeter Laie versteht.

\* \* \*

Zimmerhin zeigt das Beispiel des Herrn Melchior Lechter, was ein feines Talent erreichen kann, wenn es in sorgenloser Ruhe sich regen darf. Die Möglichkeit solcher ruhigen Arbeit sollte der Aufruf, der im letzten Novemberheft der „Zukunft“ erschien, Herr Arno Holz schaffen. Bis zum sechsten Dezember sind, außer den vor acht Tagen aufgezählten, folgende Beiträge bei mir eingelaufen: E. M. 60, Sezession von 1896 (Berlin) 5, A. Landvogt 50, Ungenannt in Spremberg 20, Dr. Laelle 100, R. Piper 5, Leipziger Auguren-Kolleg 100, E. G. 20, Frau M. Bock 4, H. P. 50, E. Wertheim (Hamburg) 100, Deggenborn 3, E. L. 3. In Sachen L. contra M. 50, Karl Münster 20, Hans Rm. 20, Ungenannt 7, D. R. 3, M. R. 300, E. Richtenstein 11, F. Stod 6, A. S. 10, L. S. 10, X. 9, B. 5, von Einem, der jede Mark ansehen muß, 1, A. Fahr 20 Mark. Allen Gebern danke ich im Namen des Herrn Holz herzlich; wenn die Bemühungen nicht erlahmen, wird es möglich sein, dem bedrängten Dichter ein paar tausend Mark zur Verfügung zu stellen, die ihm ein Jahr lang sorgenlose Arbeit gestatten.

\* \* \*

Im vorigen Jahre hat ich hier: Wer zu Weihnachten ein gutes Buch richtig empfehlen kann, möge es den Lesern der „Zukunft“ melden. Die Bitte hat damals eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, ich wiederhole sie deshalb jetzt und nenne zunächst selbst ein paar Bücher, die mir empfehlenswerth scheinen: Treitschkes „Deutsche Kämpfe, Neue Folge“; Grimms „Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte“; Schaeffles „Bau und Leben des sozialen Körpers“; Lamprechts „Deutsche Geschichte“; Büchtoles „Gottfried Keller“; „Buddhas Neben“ von R. G.



Neumann; Fontanes „Zerrungen, Wirrungen“, „Eiffi Briefe“ und „Die Bogenpauke; Heyjes „Räthsel des Lebens“; Roseggers „Ewiges Licht“. Auch um die Empfehlung hübscher und nützlicher Kinderbücher bin ich gebeten worden; ich habe mich bei Lehrern und Lehrerinnen erkundigt und nenne, was mir als brauchbar bezeichnet wurde. Für Kinder bis zu acht Jahren: „Der Ball der Thiere“; Struwwelpeter; Struwwelliese; Pleichs Bilderbücher. Vom achten bis zum zwölften Jahr: Andersens und Bechsteins Märchen; Robinson; Federstrumpf; Müllers „Räbezähl“; Schwabs deutsche Volks- und Heldensagen; die Bücher der denkwürdigsten Entdeckungen und Erfindungen; die Schriften der Sphri, Gumpert und Wilbermuth. Vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahr für Knaben: die Bücher von Hoecker, Sobeltz, Wagner; das frisch geschriebene Kriegsbuch „Aus großer Zeit“; Taneras „Radet der Kronprinzen“; das „Vogelmärchen“ von Baldamus; Bröhles Rheinlandsagen; Wallaces „Ben Hur“; und den „David Copperfield“; für Mädchen: die Jugendschriften von Charlotte Niese, Emmy von Rhoden und Brigitte Augusti; Storms „Zimmensee“; Engelmanns Bearbeitungen alter Epen; Desfers Aesthetische Briefe. Diese Liste soll, da das Bedürfnis nach guter Jugenlectüre sehr stark und die Auswahl sehr schwer zu sein scheint, mit der Hilfe der Leser vervollständigt werden.

\* \*

Aus dem kommenden Kolportageroman: „Zwölf Uhr schlug mit dumpfem Dröhnen die Glocke der altherwürdigen Marienkirche, als vom Alexanderplatz her zwei Männer hastig näher kamen. Ihr leise gemurmelter Gespräch war nicht zu verstehen. Beim trüben Schein einer Straßenlaterne sah der Beobachter aber, wie die tiefschwarzen Augen des Einen in unheimlichem Glanze funkelten, während der Andere scheu einerschürfte, als sollte er unter einer furchtbaren Last bald zusammenbrechen. Doch unerbittlich ergriff den Wankenden die eiserne Faust des Begleiters und schleifte ihn vorwärts. Vor einer Destille machten sie Halt; noch einmal schien es, als wollte der Schwächere die Gefolgschaft verlassen, aber noch einmal gewann der dämonische Einfluß des Unheimlichen die Oberhand. In einer dunklen Ecke des von Fuseldünsten geschwängerten Raumes nahm das Paar Platz. Der Kleinere, dessen aristokratische Züge deutlich eine vornehme Abkunft verriethen, griff in die Tasche und holte einen zerknitterten Zettel hervor. „Hier“, hauchte er, „ist der Bericht, Herr Kriminalkommissor!“ Wie die Krallen eines Raubvogels legte die nervige Hand des Angeredeten sich um den offenbar höchst kostbaren Fexen Papier. Dann entfaltete er ihn hinter dem Hauptblatt des Lokalanzeigers und überschlug mit gierigem Blick den Inhalt. „Stimmt!“ sagte er in seinen tiefen Kehllauten, während ein boshaftes Grinsen seinen häßlichen Mund noch mehr verzerrte. „Und die Unterschrift?“ Das Wort klang drohend und der Kleinere erbehte in jäher Angst. Dann saßte er sich und flüsterte: „Vorschriftmäßig gefälscht.“ Ein kurzes, heiseres Lachen kam aus der breiten Brust des Stämmigen, der, wie ein geübtes Auge jetzt merken konnte, sich durch einen falschen Bart unkenntlich zu machen versucht hatte. „Zamos“, brummte er, „aber wo bleibt unser dritter Mann? He, Wirthin, ein neues Seidel!“ ... Lange noch saßen die Geheimnißvollen bei Bier und Schnaps und die Miene des Stämmigen wurde immer siegesgewisser. Wir aber müssen leider das Paar, von dem wir noch viel zu erzählen haben werden, jetzt verlassen und uns in das Palais des Staatsministers von Truchseß verfügen, wo in der selben mitternächtigen Stunde (Fortsetzung folgt.)“



Berlin, den 19. Dezember 1896.

## Der Kriminalkommissar.

Herr Landgerichtsdirektor Rösler, der Vorsitzende im Prozeß Tausch, hat einem kleinen Priester des großen Bel zu Babel, als das Herrlein sich gar zu ungenirt auf den Standpunkt journalistischer Geschäftemacherei stellte, in schöner Empörung zugerufen: „Die Art und Weise, wie man mit der Ehre anderer Menschen umspringt, ist ein zuverlässiger Maßstab für das eigene Ehrgefühl; und ein Mensch, der selbst vor sich Achtung hat, hat auch Achtung vor Anderer Ehre.“ Das war ein gutes Wort, eins von den ganz wenigen guten Worten, die während des betrübenden Viertagewerkes gesprochen wurden, und es verdient gerade von Denen besondere Anerkennung, die gegen die Leitung des Prozesses sehr ernste Bedenken vorzubringen haben. Leider scheint die eindringliche Mahnung ins Leere verhallt zu sein; wenigstens sind in dem Jubelgetreisch, mit dem die Presse der bürgerlichen Demokratie noch immer die geniale Großthat des Herrn von Marschall feiert, deutlich schon wieder die Stimmen der Verleumder zu hören, die seelenvergnügt ihr altes Gewerbe weitertreiben. Während die politischen Gegner des vergötterten Staatssekretärs, die Leute also, die finden, daß seine Betheiligung an den internationalen, den handelspolitischen und kolonialen Anlässen dem Deutschen Reich keinerlei Vortheile gebracht hat, sein Vorgehen in ausnahmslos anständigem Ton besprochen und in aller Ruhe nur angedeutet haben, daß sein Verhalten der preussischen Tradition nicht entspricht und, gewiß wider seinen Willen, geeignet ist, die Achtung vor den Institutionen des Reiches und des größten Bundesstaates zu mindern, sind die Anbeter des Triumphators von Moabit mit Waffen und Wurf-



geschossen auf dem Kampfplatz erschienen, die in den Kriegen gesitteter Völker verpönt sein sollten. Das Siegerbewußtsein pflegt sonst zur Milde zu stimmen: vielleicht verräth die ruchlose Frechheit, die in dem Gebahren der Infirmen jetzt wieder offenbar wird, daß diese Mannen noch nicht ganz sicher sind, die Frucht des Sieges auch pflücken zu können. Sie begnügen sich nicht damit, ihren Abgott mit Lorbeer zu kränzen und zu seiner Ehre Ruhmchoräle durch die Gassen zu heulen, — nein: sie beschuldigen die Gegner des streitbaren Giganten auch der niedrigsten Gemeinheit. Eine fabelhafte agrarisch-höfische Kamarilla soll durch den Prozeß Tausch entlarvt und gebrandmarkt worden sein; Fürst Bismarck und sein ältester Sohn, die Beide von der ganzen Schmutzgeschichte wahrscheinlich noch weniger wissen als irgend ein anderer unbetheiligter Privatmann, sollen vor unheimlich furchtbaren Enthüllungen des verhafteten Kriminalkommissars zu zittern haben; und Jeder, der jemals seiner Liebe zu der prachtvollen Menschengestalt Ottos des Einzigen Ausdruck gegeben oder gar gewagt hat, die Unermeßlichkeit der Herren Boetticher, Marschall, Holstein, Riederlen, Kaiser mit schändem Zweifel anzutasten, wird mit Herrn von Lützow, dem elenden Polizeispion, Lügner und Fälscher, auf eine Stufe gestellt. Der Sinn dieses ehrlosen Treibens ist nicht mißzuverstehen: man will die Meinung verbreiten, die unsauberen Intriguen, für die zunächst Herr von Tausch verantwortlich gemacht werden soll, gingen von Friedrichsruh, von Schönhausen und von den längst verhaßten Personen aus, die mit einem dieser Orte — oder mit beiden — durch gesellschaftliche Beziehungen verbunden sind. Wenn Alles wahr wäre, was jetzt in Tauschs Sündenregister geschrieben wird, so wäre die Last seiner Verbrechen noch immer nicht annähernd dem Gewicht dieser Niederträchtigkeiten gleich, die wir nun seit acht Jahren erleben und die das sittliche Gefühl des Herrn von Marschall, so weit man von außen erkennen kann, nicht in Wallung bringen; denn in seinem Preßbureau empfangen die Edlen, die so nichtswürdige Lügen verhökern, die berühmten „Informationen“ und er drückt ihnen im Reichstage die treue Männerhand. Damit ist keine Billigung ihres Gewerbes ausgesprochen, — gewiß nicht; aber ein hoher Reichsbeamter hat doch wohl die Pflicht, in der Wahl seiner journalistischen Vertrauensmänner noch viel vorsichtiger zu sein als ein Kriminalkommissar, und der Staatssekretär sollte einsehen, daß er diese Gesellschaft erst abschütteln muß, ehe er hoffen darf, eine Reinigung der publizistischen Sitten im Deutschen Reich bewirken zu können. E

kann am Ende doch nicht der Meinung sein, daß nur die Gewaltigen, die in den Reichsämbtern des Auswärtigen und des Inneren thronen, durch ein Tabu-Gebot geschützt sind, und er schmälert selbst das Ansehen, das seinem Amt gebührt, wenn er in seiner Nähe Menschen duldet, die den Schöpfer des Reiches, den ragenden Träger des werthvollsten Theiles der Reichsgeschichte, täglich mit Rothklumpen bewerfen. Er hat stets die Möglichkeit, diese Menschen zu sehen und ihnen selbst zu sagen oder durch seinen hurtigen Hamann sagen zu lassen: Ihr seid auf ganz falscher Fährte; es ist völlig ausgeschlossen, daß Fürst Bismarck mit den schmierigen Geschichten, die in dem Prozeß besprochen wurden, irgend welche Gemeinschaft hat; wenn Ihr solche Behauptungen verbreitet, schädigt ihr das Prestige des Reiches, das Bismarck geschaffen und zwanzig Jahre lang verwaltet hat, und ich muß, da ich das Reichsinteresse zu wahren habe, jeden Verkehr mit Euch abbrechen. Kein Anzeichen spricht dafür, daß im Lager der gemeinsam Kämpfenden eine solche Aussprache erfolgt ist; und es ist als ein wahres Unglück für den Freiherrn von Marschall zu betrachten, daß er von Leuten umringt und gefeiert wird, die, weil ihre eigene Ehre defekt und fleckig ist, auch vor Anderer Ehre keine Achtung haben.

Es ist leider nicht das einzige Unglück, das ihn betroffen hat. Er hat die Autorität hoher und höchster Behörden schlimmer geschädigt, als selbst der fanatischste Umsturzmann es vermocht hätte, und bewirkt, daß in der ausländischen Presse, die fast ausnahmslos für den gekränkten Staatssekretär eintritt, der Glaube an eine weit vorgeschrittene Fäulniß des deutschen Reichskörpers entstehen mußte. Die Wiedergabe der meisten Urtheile verbietet das Strafgesetz; die mildeste Kritik lautet: *Le procès jette un triste jour sur les moeurs publiques de l'Allemagne*. Darf man sich etwa darüber wundern? Ein Minister erklärt, er sei fünf Jahre lang schutzlos den schmähslichsten Zettelungen ausgeliefert gewesen und habe, um Rettung zu finden, „sich in die Öffentlichkeit flüchten“ müssen; und die diesem Minister dienstbaren Blätter behaupten, ein Beamter der politischen Polizei habe auf Schleichwegen die ihm und seinen „Hintermännern“ unbequemen Minister zu stürzen vermocht. Was würden wir sagen, wenn aus einem anderen monarchischen Lande ähnliche Enthüllungen kämen? Der Klageruf des Herrn von Marschall richtet sich nicht nur gegen Herrn von Tausch, sondern gegen sehr viel höher stehende Beamte: gegen Herrn von Richtigofen, der als ein untadelhafter, selbständiger und vornehmer Mann galt, und gegen die beiden Herren, die während

der fünf kritischen Jahre Minister des Innern waren. Herr von Nicht-hofen ist leider tot; Graf Botho zu Eulenburg und Herr von Koller aber werden kaum gesonnen sein, sich in der Marschallpresse täglich als Begünstigter eines unwürdigen Treibens vorführen zu lassen. Es muß festgestellt werden, ob Herr von Marschall, der ja preussischer Minister ist, seine Beschwerde vor die berufenen Instanzen gebracht hat. Der Weg, den er dabei zu wandeln hatte, war ihm von der Tradition vorgeschrieben: er mußte die Sache ohne Säumen vor das Staatsministerium bringen und, wenn ihm sein Recht da verweigert wurde, von dem Monarchen, der ihn ernannt hatte, die Entlassung erbitten. Dieses Verfahren entspricht konstitutionellen Zuständen; und es ist nur ein neues Zeichen der insamen Verlogenheit unserer bürgerlich demokratischen Presse, daß sie, die sich sonst so eifrig für die Hüterin der Verfassung ausgiebt, nicht mit einem Laut auf die Nothwendigkeit hingewiesen hat, diesen Weg zu beschreiten.

Hat der Weg, den der von dieser Horde gehätschelte Herr wählen zu müssen glaubte, nun ans Ziel geführt? Jeder unbefangene Beurtheiler, der die private Faulheit nicht mit öffentlichen Meinungen deckt, wird, wenn er das über die Verhandlungen vorliegende Berichtmaterial gründlich geprüft hat, zu einer verneinenden Antwort kommen. Eine Beruhigung ist nicht eingetreten und das Bild der politischen Gewalten, die vereint und einig regiren sollten, ist verworrener als jemals vorher. Im Volk hört man vielfach die Ansicht aussprechen, die schmutzige Wäsche werde schnell bei Seite geschafft und dem allgemeinen Unmuth ein Sündenbock geschlachtet werden; und wenn der hamburger Strife erst vorüber ist und die Sozialdemokratie sich auf den ungemein dankbaren Stoff stürzt, werden wir wohl noch andere Weisen vernehmen. Ein Politiker hätte dieses Ergebnis vorausgesehen; nur ein in forensischer Gewöhnung aufgewachsener Herr konnte kurzfristig von einem sensationellen Prozeß wohlthätige Wirkungen hoffen. Der einzige Zweck eines Strafprozesses ist, die Schuld oder Unschuld der Angeklagten zu ermitteln und über die Schuldigen die vom Gesetz vorgeschriebene Strafe zu verhängen; jede darüber hinausgehende Absicht m. den knappen Rahmen des Prozesses sprengen und die Justiz da zur dienend-Magd erniedern, wo sie Herrin sein sollte. Niemals darf der — vom Obstaatsanwalt Drescher neulich offen ausgesprochene — Wunsch, über politische Vorgänge Klarheit zu schaffen, ein gerichtliches Verfahren beherrschen und niemals kann diesem Wunsch in einem solchen Verfahren Erfüllung werden. Wer über politische Dinge zu Gericht sitzen will, muß "

diesen Dingen so vertraut sein, wie man es nur in langewährender Beschäftigung werden kann und wie es von den Mitgliedern einer Strafkammer nicht zu fordern ist. Der Mangel an intimer Vertrautheit mit politischen und journalistischen Verhältnissen ist in dem neuesten Falle besonders fühlbar geworden und es ist deshalb nicht wunderbar, daß der Ertrag des geräuschvoll begonnenen Werkes nun so winzig ist. Oder ist es etwa ein Erfolg, dessen Herr von Marschall sich freuen kann, daß alle möglichen und unmöglichen Personen als Tauschs Hintermänner bezeichnet werden und daß jeder neue Tag auch neue Enthüllungen über angebliche Schandthaten des Kriminalkommissars bringt? An Verleumdungen kann der Staatssekretär, der selbst über Verleumder klagt, keine Freude haben und eben so wenig kann es ihm angenehm ins Ohr klingen, wenn ein Beamter verbrecherischer Thaten bezichtigt wird, von denen der zehnte Theil genügen würde, um nicht ihn nur, nein, um auch die Regierung, die ihn fast zwanzig Jahre geduldet und mit Orden geschmückt hat, unter Schmach und Schande zu begraben. Ersprießliches ist bisher weder in noch nach dem Prozeßlärm zu Tage gefördert worden, — und sogar die Schuld des Herrn von Tausch ist einstweilen durchaus noch nicht festgestellt. Das offen auszusprechen, ist keine dankbare und keine populäre Aufgabe; aber ein ernster Publizist hat nicht spürend dankbare und populäre Stoffe zu suchen und aus einer erregten Stimmung billige Effekte zu ziehen: seine Aufgabe ist, nach bestem Wissen und Gewissen der Wahrheit zu dienen, und er hat die schwere Pflicht, die Wahrheit, die ihm nach ehrlicher Prüfung wahr scheint, auch da zu bekennen, wo er sicher ist, auf den gethürmten Wall rasch entstandener Vorurtheile zu stoßen und gegen eine suggestive Macht kämpfen zu müssen, die ein Einzelner kaum zu überwinden vermag. Der Mann, der jetzt im moabiter Untersuchungsgefängniß sitzt, mag schuldig sein und soll dann streng nach dem Gesetz gerichtet werden; vorläufig ist er ein Angeklagter, nicht ein Verurtheilter, und es ist ein erbärmliches Beginnen, ihn, während er mehrlos in seiner Zelle weilt, ohne Ermatten zu beschimpfen und mit Beschuldigungen hervorzutreten, die nur feiger Vubensinn so lange zurückhalten konnte, bis dem Verhafteten das Bischen Macht, das er je besaß, für immer genommen war. Dieses Beginnen ist besonders hart zu verurtheilen, weil Herr von Tausch vor ein Schwurgericht gestellt werden soll und also das Ressentiment, das gegen ihn erregt wird, leicht viel stärker empfinden kann als ein Angeklagter, der von gelehrten Richtern den Urtheilsspruch empfängt. Soll

der traurige und beschämende Vorgang, der den Bergmann Schroeder ins Zuchthaus gebracht hat, sich noch einmal wiederholen? Oder ist ein Polizeibeamter, den der Freiherr von Marschall für schuldig hält, sofort vogelfrei? Die Memmen, die jetzt den Mund so voll nehmen und den erhöhten Lesern vorschwäzen, sie hätten, mit dem Scharfblick, der zu ihrem hehren Beruf gehört, den Kommissar längst durchschaut, sollten von den Abnehmern ihrer Ramschwaare ernstlich gefragt werden, warum sie denn nicht früher das Gehege ihrer Raffzähne geöffnet haben. Und die Behörden, die für die Thätigkeit der politischen Polizei die Verantwortung tragen, hätten alle Ursache, dem schändlichen Treiben endlich entgegenzutreten, wenn sie den letzten Rest ihrer Autorität retten wollen. In dem Verfahren gegen Tausch darf nicht das Allgeringste versäumt, nicht die kleinste Unklarheit gelassen, nicht der leiseste Schein einer Ueberhastung oder eines fremden Hegeinflusses geduldet werden; sonst wird das böse Gerücht, ein unbequemer Mann, der „zu viel weiß“, sei beseitigt worden, nie wieder auszurotten sein. Sollten die hohen Herren, die im Deutschen Reich und in Preußen die Staatsraison zu vertreten haben, aber gar nicht empfinden, welche schlimmen Verheerungen schon jetzt im öffentlichen Bewußtsein durch die neuesten Vorgänge angerichtet worden sind, so müssen wir Anderen im beschränkten Unterthanenverstande mindestens doch der Menschenpflicht denken. Auch ein Kriminalkommissar ist ein Mensch und darf fordern, nach seinen Thaten, nicht nach albernen Märchen und nach dem Haß, der das entartete System mit Recht trifft, gerichtet zu werden. Herr von Tausch mußte den ersten Prozeß unter den ungünstigsten Umständen bestehen, die zu ersinnen sind: er, der eigentlich Angeklagte, stand als Zeuge vor Gericht und erfuhr erst im Laufe der Verhandlung, welcher Schändlichkeiten er beschuldigt wurde; er hatte keinen Vertheidiger und sah sich der ungeheuren Suggestion gegenüber, die das schon vorher feststehende Urtheil eines der höchsten Reichsbeamten auf alle an der Rechtsfindung beteiligten Personen wirkte; er war, sicherlich nach dem Willen und Befehl der ihm vorgesetzten Behörden, in allerlei dunkle Geschichten verwickelt, wollte, um die Herren, die ihm die Aufträge gegeben hatten nicht zu kompromittiren, offenbar nach Möglichkeit Rücksicht üben und mußte nun plötzlich merken, daß diese dunklen Geschichten, die er nicht gesucht, in die er nur als Beauftragter sich eingemischt hatte, als Verdachtsmomente gegen seine persönliche Lauterkeit ausgelegt wurden. Wenn man diese ungewöhnlichen Umstände erwägt und verweilend die einzelnen

Stadien des Prozesses betrachtet, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß auf dem von dem Freiherrn von Marschall freiwillig gewählten Wege noch nicht einmal die Schuld des Mannes festgestellt worden ist, den der Staatssekretär seit fünf vollen Jahren für den Schuldigen hält.

Der Leiter des Auswärtigen Amtes, der sich während der Verhandlung einer neidenswerthen Freiheit im Reden und Fragen erfreuen durfte, hat nicht verborgen, warum und seit wann er den Kriminalkommissar für den Schuldigen hält. In den Maientagen des Caprivismus wurden in der Saale-Zeitung Artikel veröffentlicht, in denen die neuen Herren der Wilhelmstraße „mit persönlichen Spigen“ angegriffen wurden. Nun sollte man als Regirter meinen, solchen Artikeln gegenüber sei jeder Regirung die Haltung gewiesen: sie wird stets am Besten thun, wenn sie die Dinge ignoriert, so weit nicht unwahre und gröblich herabwürdigende Thatsachen behauptet werden, aber sie kann auch Anklage erheben, den verantwortlichen Redakteur der Zeitung haftbar machen und durch den Zeugnißzwang die Person des Verfassers zu ermitteln suchen. Schon der zuletzt bezeichnete Nebenweg ist nicht ganz unbedenklich, denn gerade die Regierung, die selbst stets eifernd verlangt, daß die Verantwortung da gesucht wird, wo sie zu finden ist, und deren Vertreter ärgerlich werden, sobald einem Geheimen Rath aufgebürdet wird, was in letzter Linie der Minister zu verantworten hat, sollte auch in journalistischen Fragen die Verantwortlichkeitssphäre achten und sich begnügen, für strafbare Handlungen den Mann zu bestrafen, der diese Handlungen erst möglich und wirksam gemacht hat. Die Herren von Caprivi und Marschall, die schon damals offenbar auf Preßäußerungen den übertriebenen Werth legten, der ihnen dann so verhängnißvoll geworden ist, wählten aber einen noch viel seltsameren Weg: sie beauftragten die politische Polizei, den Verfasser zu ermitteln. Da die beiden Herren nicht zu den Naiven gehören, wußten sie, was sie thaten: sie forderten, man möge durch Bestechung, Bedrohung oder Arglist einen Verräther oder einen Dummkopf zum Sprechen bringen, damit sie endlich den Namen des Fabrikanten der persönlichen Spigen erfahren; in solcher Thätigkeit bestand ein wesentlicher Theil des Dienstes, für den Herr von Tauch gedungen war, — und man muß die Leute wirklich bewundern, die jetzt die Person des Kommissars zu verdammen und das System zu verherrlichen wagen. Damals blieben die Ermittlungsversuche ohne Erfolg; Tauchs Agenten brachten nichts Brauchbares heraus. Darüber sollte Herr von Marschall eigentlich nicht erstaunt sein, denn er hat, nach dem von ihm revidirten Stenogramm, als

Zeuge gesagt: „Die ganze Geschichte mit diesen Vertrauensmännern, die recht zweifelhafter Natur sind und die nun beauftragt werden, die Urheber von Presartikeln zu ermitteln, flößt mir kein Vertrauen ein, denn ich behaupte, diese Leute übernehmen eine Aufgabe, die sie nicht lösen können.“ Auch im Jahre 1891 wurde die bedenkliche Aufgabe nicht gelöst; wohl aber geschah, immer nach der Schilderung des Herrn von Marschall, etwas sehr Merkwürdiges. Ein Herr Fritz Brentano, Redakteur der Saale-Zeitung, schrieb an Herrn von Caprivi einen Brief, worin er sich erbot, den Namen des Artikelschreibers zu nennen, — wie man annehmen darf, gegen eine angemessen hohe „Entschädigung“. Und dieses läßliche Anerbieten wurde von dem zweiten Kanzler des Deutschen Reiches nicht etwa, wie man erwarten sollte, mit hartem Wort rundweg abgelehnt, nein: der preussische General von Caprivi beauftragte seinen Adjutanten, den später geadelten preussischen Hauptmann Ebmeyer, mit Herrn Brentano persönlich zu verhandeln, und in dieser Verhandlung — die aus öffentlich noch nicht aufgeklärten Gründen nicht zum Ziel führte — erfuhr der Hauptmann, „daß alle diese Skandalartikel von einem Beamten der politischen Polizei herrührten.“ So sagt der Zeuge Freiherr von Marschall; er hat sich wahrscheinlich nur versprochen, denn er weiß ja ganz genau, daß nicht ein Beamter, sondern, was einen recht beträchtlichen Unterschied macht, ein geheimer Agent der politischen Polizei die Artikel geschrieben hat: der berühmte Herr Normann-Schumann. Von diesem Punkt an wird die Darstellung des Zeugen Marschall etwas lückenhaft; man erfährt nicht, warum der ehrenvolle Handel nicht zum Abschluß kam, obwohl auf beiden Seiten doch der beste Wille dazu vorhanden war, und es wird auch nicht gesagt, ob nicht ein ganz bestimmter Verdacht, ein in der Wilhelmstraße zäh festgehaltener Verdacht gegen einen klugen General, zu dem mindestens merkwürdigen Unternehmen geführt hatte; vielleicht wäre die Fährte zu erwidern, wenn man vernommen hätte, ob Herr Ebmeyer allein oder in Begleitung eines diplomatischeren Herrn zu dem süßen Stelldichein mit Herrn Fritz Brentano ging, — mit dem aus der Art geschlagenen Romantikerjüngling, der die Geheimnisse seiner Zeitung blankes Geld an den höchsten Beamten des Deutschen Reiches verschachern wollte. Wir müssen uns mit den Mittheilungen des Herrn von Marschall bescheiden. Danach wurde der Brief Brentanos — den Namen des Gesuchten natürlich erst nennen wollte, wenn er d

Weld in der Tasche hätte — der politischen Polizei zur weiteren Err

telung übergeben. Ein paar Tage später kam aber von dem biederem Herrn Brentano, der sich an die Korrespondenz mit einem leidhaftigen Reichskanzler wohl schon gewöhnt hatte, an Caprivi ein neues Schreiben, „worin er sich in bitterster Weise beklagte: man habe ihn der geheimen Polizei verrathen, denn gerade der Herr, den er angezeigt habe, sei mit seinem an Herrn von Caprivi gerichteten Brief in Halle bei ihm gewesen, habe ihm die schwersten Vorwürfe gemacht, daß er ihn verrathen habe, und es sei später so weit gekommen, daß er aus dem Dienste der Saale-Zeitung entfernt wurde.“ Mit diesem Klageruf ging Herr von Marshall zu Herrn von Mauderode, dem inzwischen verstorbenen Chef der politischen Polizei, der, wenn er heute noch lebte, im Falle Tausch wohl ein gewichtiges Wort mitsprechen würde, und vernahm da, die Andeutungen Brentanos könnten „sich nur auf Normann-Schumann beziehen. Aber es erfolgte nichts. Und von jenem Augenblick an hat das Auswärtige Amt die Beziehungen zur politischen Polizei abgebrochen.“

Das ist ein sonderbares Bekenntniß. Sonst pflegt ein Kanzler, Minister oder Staatssekretär, wenn er Ursache zu haben glaubt, mit Beamten unzufrieden zu sein, die nach dem Tschin viel niedriger rangiren, nicht die Beziehungen zu diesen Beamten abzubrechen, sondern den Weg der Beschwerde zu beschreiten, damit, wie Herr von Marshall in einem früheren Prozeß etwas unvorsichtig sagte, „Remedur geschaffen wird“. Das Gefühl, das die Herren des neuen Sturzes von diesem gebahnten Pfade fernhielt, entsprang wohl dem Bewußtsein, daß sie ihre eigenartigen Privatgeschäfte mit Herrn Brentano nicht vor das Staatsministerium bringen durften, wo einzelne Herren vielleicht gefunden hätten, solche Manöver seien mit der Würde der Hüter des Rechtes und des Reiches kaum zu vereinen. „Es erfolgte also nichts.“ In dem grollenden Gemüth des Herrn von Marshall aber haben die Vorgänge offenbar diese Form angenommen: Normann, der Verfasser der Skandalartikel, war Tauschs Agent, Normann wurde von Tausch mit den Ermittlungen beauftragt, — folglich war Normann das Werkzeug Tauschs, folglich hat der Kommissar seinen Agenten zu den Skandalartikeln angestiftet und die Herren der Wilhelmstraße um die ersuchte Enthüllung des Thäters gebracht. Sehr glaubwürdig klingt diese Kunde nicht. Hätte Tausch, wenn er selbst der intellektuelle Urheber der verfolgten Artikel war, Brentanos Brief gerade Herrn Normann, seinem Spießgesellen, gegeben und ihn mit diesem Brief nach Halle geschickt? Wäre er nicht lieber selbst nach Halle gefahren,



hätte da, ohne von dem Brief eine Sterbenssilbe zu sagen, ganz in der Stille die Sache in Ordnung gebracht und zu Hause dann den wackeren Normann zur Vorsicht gemahnt? Da die nicht ganz makellosen Personalakten des hallischen Redakteurs ihm zugänglich waren, konnte er wohl ein Mittel finden, das diesen Herrn zum Schweigen oder zum schnellen Abschied vom Saalestrande bestimmt hätte. In dem ganzen Prozeß wurde bei der Beurtheilung des Kriminalkommissars mit einem Maß von Dummheit gerechnet, wie es schwerlich von einem Manne zu gewärtigen ist, den Rhythosen und Mauderode für die kniffligsten Missionen verwandten und der im Kriegsministerium und im Generalstab sehr hoch geschätzt worden sein soll. Gibt es nicht eine viel einfachere Lösung des bangen Räthsels, das Herrn von Marschall seit fünf Jahren bedrückt? Der Staatssekretär sagte, als er über seine Beziehungen zur Presse befragt wurde, es sei „mit den Staatsinteressen nicht vereinbar“, den Vertretern von Zeitungen, die „unliebsame Artikel“ veröffentlichen, die Thür zu weisen; er steht also auf dem Standpunkt, wichtigen Korrespondenten seien, auch wenn sie sonst „unliebsam“ schreiben, die berühmten Informationen nicht vorzu-enthalten. Warum soll Herr von Tausch diese Diplomatenansicht nicht getheilt haben? Auch er brauchte journalistische Vertrauensmänner und auch er konnte sich zu dem erhabenen Grundsatz bekennen, sich um ihre sonstige Thätigkeit nicht zu kümmern, wenn sie nur für seine Zwecke verwendbar waren; und ihre Verwendbarkeit stieg ja gerade mit ihrer Redlichkeit; zahme Zeilenschreiber finden bei den Kollegen nicht so leicht Vertrauen wie kühne Draufgänger, die scheinbar ganz unabhängig sind und den Mächtigen mit „persönlichen Spizen“ auf den excellenten Leib rücken. Viel wahrscheinlicher als der zornige Glaube des Herrn von Marschall ist die Annahme, Tausch habe in Normann gar nicht den Verfasser der argen Artikel geahnt, er habe ihm, dem pfliffigsten seiner Spione, ahnungslos die Ermittlung übertragen, — und ein Zufall, auf den sich eine lustige politische Posse bauen ließe, habe es nun gefügt, daß der Spizenfabrikant und der Spizkel, der ihn entdecken sollte, sich in der selben Person vereinten und daß der Verfolger so den Verfolgten in Sicherheit bringen konnte. Vielleicht hätte das eigenthümliche Abenteuer, dessen Enthüllung den ritterlichen Caprivismus nun mit verspätetem Nachglanz beleuchtet, sich so ganz harmlos aufgeklärt, wenn der Freiherr von Marschall, wie er selbst erzählt, seit dem Normannenkampf sich nicht geweigert hätte, den Kommissar zu empfangen, der den dringenden Wunsch hatte, „ihm die Sachlage,

wie sie wirklich ist, klarzulegen“. Aus dem während der Hauptverhandlung vorgebrachten Beweismaterial ist ein bestimmtes Verschulden der politischen Polizei und des Herrn von Tausch mit irgend welcher Sicherheit jedenfalls nicht zu entnehmen; denn auch der schlimme Normann-Schumann wurde prompt aus dem Spionendienst entlassen, als seine Saalesünden ruckbar wurden, — und an seine Stelle trat irgend ein anderer Ehrenmann.

Doch in der verbüfterten Brust des Freiherrn von Bieberstein regte sich rasch nun die kaum entschlummerte staatsanwaltliche Seele und der Procurator wuchs dem Diplomaten bald über den Kopf. Man muß gerecht sein und zugeben, daß für den Politiker die Umstände nicht gerade günstig waren: Graf Eulenburg und Herr von Koller, die beiden Minister, an die zunächst eine Beschwerde zu richten gewesen wäre, standen nicht in einem besonders herzlichen Verhältniß zu den Insassen des Caprivihofes. Aber hatte auch diesen Stand der Dinge etwa Herr von Tausch verschuldet und durfte man glauben, preußische Minister könnten sich bei der Untersuchung schwerer Vergehen im Amt von Neigungen und Abneigungen leiten lassen? Auch die Bemühungen des Kriminalisten Marschall haben ja erst nach fünf Jahren zu einem Erfolge geführt, der vorläufig noch bestritten ist, und die Ermittlung der vollen Wahrheit wird jetzt sehr schwer sein, da Richthofen und Mauderode, die alle in Betracht kommenden Vorgänge genau gekannt haben müssen, nicht mehr am Leben sind und der mythische Normann, wie es scheint, nicht rechtzeitig mit dem wünschenswerthen Eifer gesucht worden ist. Aber Herr von Marschall ist seiner Sache seit fünf Jahren gewiß: er hielt Tausch für einen tüchtigen Ränkeschmied, er hatte nun einmal die Antipathie, er suchte seinem Gefühl nur noch die bündigen Beweise, — und wer sucht, sagt der Spruch, wird auch finden. Der Kriminalkommissar soll in seinen Äußerungen über die Helden der nachbismärkischen Zeit sehr unvorsichtig gewesen sein — auch dieses Gerücht spricht nicht für seine Schuld, denn hinterlistige Wühler pflegen sich äußerlich korrekt zu benehmen und die Zunge zu hüten — und das Bedürfniß, vor seinen journalistischen Freunden den unterrichteten, allwissenden Mann zu spielen, soll ihn mitunter zur Verbreitung von allerlei unklugen und boshaften Klatschgeschichten verleitet haben. Daß er den Herren, die jeden amtlichen Verkehr mit ihm abgebrochen und ihn zur bête noire gemacht hatten, nicht allzu freundlich gesinnt war und sich vielleicht gar, wenn sie Ärger hatten, vergnügt die Hände rieb, ist leicht zu begreifen; und daß ein Dienst, wie er ihn zu versehen

hatte, auf die Dauer jedes sittliche Gefühl lockern und einfließen muß, dürfen die Leute, die ihm diesen Dienst angewiesen hatten, ihm am Wenigsten zum Vorwurf machen. Er hatte beständig „sekrete“ und „delikate“ Aufträge auszuführen und mußte, um sich auf der Höhe solcher Wünsche zu halten, Mittel anwenden, die vor dem Gebot der Moral wohl nur selten bestehen konnten; er war gezwungen, mit feilem Gefindel täglich auf vertrautem Fuß zu verkehren, und mußte auch von den Vorgesetzten volles Vertrauen fordern, weil er mit oft mindestens bedenklichen Mitteln ja dem von ihnen erstrebten Ziel näher zu kommen suchte. . . Ist ein solches Verhältniß auf strenge Sittlichkeit begründet und kann es gerecht sein, dem Partner, den man selbst zu kleinen oder großen, aber niemals feinen Kunststückchen erzogen und benutzt hat und der in dieser Schule die subtile Unterscheidung zwischen Gut und Böse nach und nach verlernen mußte, plötzlich die Karten aus der Hand zu schlagen und ihm herrisch zuzuheischen: Ihr Spiel entspricht nicht der saubersten Sittensagung?

Ein starker Glaube wirkt schnell eine starke Suggestion und diese Wirkung stellt sich dann natürlich besonders schnell ein, wenn den Befenner des Glaubens die Glorie des hohen Staatsbeamten umstrahlt; sie ist auch in dem gegen Herrn von Tausch gerichteten Verfahren sehr mächtig gewesen. Da man, bei der Berruchtheit unserer offiziösen Presse, auf die nichts würdigsten Denunziationen gefaßt sein muß, ist es nöthig, sogar das Ueberflüssige noch ausdrücklich zu sagen; deshalb erkläre ich — und ich glaube, bewiesen zu haben, daß ich mich vor Herren nicht fürchte, deren Macht größer ist als die eines Landgerichtsdirektors —, daß mir keinen Augenblick der Gedanke gekommen ist, der Vorsitzende des Gerichtshofes könne absichtlich oder auch nur wissenschaftlich Etwas versäumt oder versehen haben. Ich bin auch nicht legitimirt, über die äußeren Erscheinungen des Prozesses ein maßgebendes Urtheil zu fällen und zu entscheiden, ob den Zeugen der Raum stets gleichmäßig zugemessen war, ob das Gericht sich nicht mit neuem, noch nicht gesichtetem Beweismaterial überrumpeln ließ und ob nicht an mehr als einer Stelle die dem Verfahren gesetzten Grenzen überschritten wurden. Nur als ein Laie, der sich zu unterrichten bemüht war, kann ich über diese Dinge reden, — als Einer, der die Wahrheit redlich sucht und aufrichtig bedauern würde, wenn er dennoch irren sollte. In aller Bescheidenheit muß ich aber gestehen, daß man aus dem Bericht, den das Auswärtige Amt öffentlich hat, ungewöhnliche Eindrücke gewinnt. Es ist ungewöhnlich,

daß ein Zeuge dem anderen Fragen vorlegen darf; es ist ungewöhnlich, daß ein Vertheidiger ein Protokoll, das er unter vier Augen mit seinem Klienten aufgenommen hat, verliest und daß dieses Protokoll den gestern der frechsten Lügen überführten Angeklagten mit einem Schlage zu einem völlig glaubwürdigen Ankläger macht; und es gewiß auch ungewöhnlich, daß ein Zeuge in langen Reden seine Ansichten und Grundsätze nach Wunsch und Willkür entwickeln darf, einem anderen aber vom Vorsitzenden zugerufen wird, er möge seine „Ansichten aus dem Spiele lassen“ und sich auf die Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen beschränken. Diese und ähnliche Erscheinungen werden durch die Suggestion, die der felsenfeste Glaube des Staatssekretärs offenbar auf den Gerichtshof übte, und durch die Unkenntniß politischer und journalistischer Verhältnisse allenfalls erklärt und beweisen nur, daß für diese komplizirte Angelegenheit der Gerichtssaal nicht das geeignete Forum war, wenn man mehr erreichen wollte als die Bestrafung der beiden höchst uninteressanten Angeklagten. An einem Punkt aber versagt mein Begriffsvermögen: ich kann nicht verstehen, wie Herr von Rügow von heute auf morgen plötzlich zum klassischen Zeugen werden und wie sein „Geständniß“ den Vorsitzenden dazu bringen konnte, den früheren Gang der Beweisaufnahme ganz zu vergessen.

Erst durch dieses Geständniß wurde Herr von Tausch ernstlich belastet und seine Schuld wäre besiegelt, wenn der Inhalt des Geständnisses als wahr erwiesen werden könnte; einstweilen klingt auch hier die Kunde im höchsten Grade unwahrscheinlich. Während der Verhandlungen über die Reform des Militärstrafprozesses erschien in den Münchener Neuesten Nachrichten ein aus Berlin datirtes Telegramm, worin über Vorgänge in einer Sitzung des preussischen Staatsministeriums Mittheilungen gemacht wurden. Das Telegramm konnte nur von einem Eingeweihten ausgegangen sein, von einem Freunde oder von einem Feinde des Reformplanes. Der eifrigste Freund war Herr von Bronsart, der entschiedenste Befehder Herr von Koller; und da die Indiskretion dem Kriegsminister Verlegenheiten bereiten mußte, hielt man ziemlich allgemein das Ministerium des Inneren für den Ursprungsort. Nun hat Herr von Marschall mit außerordentlicher Hartnäckigkeit unter dem Zeugeneid behauptet, Tausch habe als Erster den Verdacht gegen Koller bei Herrn von Bronsart erregt; mit dieser häufig wiederholten Behauptung ist aber die eidliche Aussage des Oberstleutnants Gaede aus dem Kriegsministerium schwer zu vereinen, der erklärt hat, Tausch habe nur die Nachricht

eines Agenten gebracht, im Literarischen Bureau des Ministeriums des Inneren solle man den Ursprung der „Lancirung“ kennen, und der mit allem Nachdruck hinzugefügt hat, ein bestimmter Verdacht gegen die Herren aus diesem Bureau habe niemals bestanden. Es ist ganz und gar nicht erwiesen, daß der Kriminalkommissar Herrn von Köller verdächtigt hat; und diese Verdächtigung wird auch durch den wiederholten Hinweis des klagenden Staatssekretärs auf die Thatfache nicht glaubhafter, daß Tausch den Minister des Inneren von seiner Arbeit im Dienst des Kriegsministeriums nicht in Kenntniß gesetzt habe. Erstens war solche Berichterstattung nicht seines Amtes, zweitens konnte es ihm natürlich nicht angenehm sein, seinem höchsten Vorgesetzten zu sagen, daß er für ein Ermittlungsverfahren geworben war, dessen Spitze sich leicht gegen diesen Vorgesetzten kehren konnte, und drittens wurde er gleich nach dem ersten Auftrage von Köller mit ganz der selben Weisung versehen: beide Gegner wählten Herrn von Tausch für die heikle Aufgabe, dem Inspirator oder dem Verfasser der gefährlichen Depesche nachzuforschen. Ueber die politischen Zustände, die solche Dinge ermöglichen, ist kein Wort zu verlieren; der Kommissar aber, der ja nicht wissen konnte, wie die Sache ausgehen würde, erwies sich nur als eine schlaue Polizeinatur, da er nach beiden Seiten Versprechungen gab und sich in beiden Lagern recht genau umsah. Jetzt trat Herr von Lühow, der geheime Agent, auf den Plan: er meldete, Herr Kutusch aus dem Literarischen Bureau könne Auskunft geben und werde, gegen ein Honorar von fünfzig Mark, das Räthsel rasch lösen. Tausch schickte das Geld und erhielt nach einigen Mahnungen eine mit dem Namen Kutusch unterzeichnete Quittung, die er selbst nicht für echt hielt, auf deren zweifelhaften Werth er den Präreferenten des Kriegsministeriums sofort aufmerksam machte und die, nach dem Zeugniß des Herrn Gaede, auch dort nicht einen Augenblick für echt gehalten wurde. Warum die Frage nicht zur gerichtlichen Entscheidung gebracht wurde? Aus den selben Gründen, die im Falle Normann die Herren der Wilhelmstraße von dem Beschwerdeweg ferngehalten haben mochten: man hatte sich in Gäßchen locken lassen, wo man nicht gern bei grellem Tageslicht betroffen wird, und war nun wohl froh, mit fünfzig Mark Stille und nächtiges Dunkel erkaufte zu haben. In dieses Dunkel hat der von brennender Sehnsucht nach Wahrheit übermannte Herr von Lühow hineingeleuchtet. Er, der am Tage vorher mit beinahe großartiger Schamlosigkeit behauptet hatte, die Unterschrift stamme von Kutusch, und der

sich nicht entblödete, dem Manne, dessen ehrlichen Namen er gefälscht und entehrt hatte, Auge in Auge diese Behauptung mit einer Fülle glaubwürdig klingender Details zu wiederholen, gab nun die Fälschung zu, ließ aber in einem Schriftsatz, den sein Anwalt verlesen durfte, erklären, er habe, als armes Opfer, nur nach der Weisung des Kriminalkommissars gehandelt, Tausch habe ihn zu der Fälschung angestiftet, er sei völlig in Tauschs Gewalt gewesen und habe ihm auf den Pfad des Verbrechens folgen müssen. Und diese Erklärung wurde von dem Gerichtshof für wahr gehalten, von ihren Beschuldigungen sollte Tausch sich reinigen, — und als er jagte, sie sei „von A bis Z unwahr“, rief der Vorsitzende ihm zu: „Was könnte den Angeklagten Lügow veranlassen, gegen Sie Etwas zu sagen, das unwahr ist und möglicher Weise für Sie unangenehme Folgen haben könnte, während er sich bewußt ist, daß es ihm nichts nützen, sondern nur schaden kann, indem es ihn sittlich in einem sehr ungünstigen Lichte zeigt?“ Ähnlich hat Herr Landgerichtsdirektor Rösler sich dann noch mehrmals ausgesprochen, — und an diesem Punkt versagt der schlichte Laienverstand. Was Lügow zu seinem „Geständniß“ veranlassen konnte? Er mußte längst gemerkt haben, daß der in die Defektheit geflüchtete Staatssekretär es viel mehr auf Tausch als auf ihn abgesehen hatte und daß unter dem Eindruck der suggestiven Macht die Stimmung für den Kriminalkommissar immer ungünstiger geworden war; er fühlte, daß er sofort eine gleichgiltige, vielleicht gar eine bemeidenswerthe Persönlichkeit werden würde, wenn er Tausch als den Hauptschuldigen hinzustellen vermöchte, er haschte nach diesem letzten Rettungsseil, das ihn vor dem Zuchthause bewahren konnte, — und er wird, wie es scheint, sein Ziel erreichen. Welches sittliche Vorurtheil hätte ihn, den Verbrecher aus verlорener Ehre, noch hemmen können? Herr Rösler hätte bedenken sollen, daß von seinem guten Wort auch die Umkehrung gilt und daß ein Mensch, der, wie Lügow, die Achtung vor dem eigenen Selbst längst eingebüßt hat, auch Anderer Ehre nicht mehr zu achten vermag.

. . . Aber das Geständniß des Herrn von Lügow ist, mit Allem, was sich daran geknüpft hat, politisch und kriminalpsychologisch zu wichtig, als daß es vor ermüdeten Lesern hastig abgethan werden dürfte. Es wird nöthig sein, länger bei diesem menschlichen Dokument zu verweilen und es den übrigen Erscheinungen dieses seltsamsten unter den sensationellen Prozessen der letzten Jahre zu gesellen; vielleicht werden dabei einige der schlimmsten Uebelstände deutlich erkennbar, die im politischen und im

einem eleganten und korrekten Schriftsteller für Mädchenpensionate, mit Mühe zurechtgestutzt. Aber sogar einen Gelehrten und Philosophen wollte man aus dem Dichter machen: aus Will Shakespeare, über dessen wenig Latein und weniger Griechisch gelehrte Zeitgenossen die Nase rümpften, der sich über Schulmeister und Philosophen des Oesteren weidlich lustig gemacht hat! Das war allerdings ein schweres Stück Arbeit angesichts der mehrfachen sprachlichen, historischen, kulturhistorischen, geographischen und sonstigen Schnitzer und Versehen, die in den Dichtungen mit unterlaufen. Aber geschickte Interpretirkünste wissen auch Vergleichen zu glätten. Neuerdings ist sogar die „Küste von Böhmen“ durchaus befriedigend erklärt worden.

Dem modernen Philister imponirt namentlich die klassische Bildung Shakespeares. Er weiß oder bedenkt ja nicht, daß in jenen Zeiten des Humanismus jeder ältere Zögling einer einfachen Lateinschule mehr von griechischer Mythologie wußte als heutzutage die meisten Studirten; daß der „Nemeische Löwe“, der „Hyrtanische Tiger“, die „Verzweifelte Hecuba“ und Aehnliches landläufige, allgemein verständliche Schlagworte waren, daß Ovids Metamorphosen, Vergils Aeneis und Plutarchs Lebensbeschreibungen (in guten englischen Uebersetzungen jedem Engländer zugänglich) damals noch zu den gelesensten Unterhaltungsbüchern gehörten, daß platonische Ideen, durch italienische Philosophen und Dichter vermittelt, bei englischen Schriftstellern jener Zeit gang und gäbe waren. Er bedenkt nicht, daß unser Schiller, ebenfalls ohne tiefere „klassische Schulbildung“, doch noch etwas tiefer in den Geist des klassischen Alterthumes eingedrungen ist. Und nun die Philosophie des „Speerschüttlers“! Wer seine Dichtungen unbefangen beurtheilt, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß unter allen großen Dichtern gerade dieser am Wenigsten Neigung zur Metaphysik hatte. Dennoch, — wie viel ist nicht von deutschen Philosophen in den Hamlet hineinphilosophirt worden!

Wir leben in einer Periode des Dilettantismus. Jeder liest seinen Shakespeare auf seine Weise und so Manche fühlen sich gedrungen, ihre Auffassung dem Publikum mitzutheilen. Der Theologe prüft die Bibelfestigkeit des Dichters, der Jurist zieht ihn vor das Forum der Rechtswissenschaft, der Naturforscher untersucht seine zoologischen, botanischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Da die Examinatoren die entsprechende Bildung sich durch mühsames methodisches Studium angeeignet haben, sind sie geneigt, auch bei unserem Dichter das Selbe vorauszusetzen. Aber jeder simple Bauer, jeder Küster, jeder Gerichtsschreiber könnte sie eines Besseren belehren. Mit welcher spielenden Leichtigkeit ein Genie sich ohne methodisches Studium Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit und menschlichen Wissens erwirbt, dafür giebt doch unser Goethe ein Beispiel, das allen Gebildeten bekannt sein sollte.

In Shakespeares Heinrich dem Fünften wird uns auch gezeigt, wie der geniale Prinz Heinz, den wir vorher als Bummel und Müßiggänger in Tavernen mit Falstaff und Genossen kennen gelernt haben, sich als weisen Regenten und Staatsmann entpuppt:

Nie ward so schnell ein Bögling noch gebildet;  
 Nie hat noch Vesserung mit einer Fluth  
 So raschen Stromes Fehler weggeschwemmt

— — — — —  
 Hört ihn nur über Gottesgelahrtheit reden,  
 Und, ganz Bewunderung, werdet Ihr den Wunsch  
 Im Innern thun, der König wär' Prälat;  
 Hört ihn verhandeln über Staatsgeschäfte,  
 So glaubt Ihr, daß er einzig Das studirt;  
 Horcht auf sein Kriegsgespräch, und grause Schlachten  
 Vernehm't Ihr vorgetragen in Musik.  
 Bringt ihn auf einen Fall der Politik,  
 Er wird desselben gord'schen Knoten lösen  
 Vertraulich, wie sein Knieband — — —

Aber solche Erwägungen über den Unterschied genialer und schulmäßig erworbener Bildung liegen dem modernen Professor und dem modernen Dilettanten fern. Ihnen erscheint der „Speerschüttler“ also folgerichtig nicht nur als ein tadelloser, eleganter Gentleman, sondern auch als ein Mann mit universalem Wissen, gebiegener klassischer Bildung, als ein Philosoph, ein Staatsmann, ein gelernter Jurist, als ein ausgebildeter Naturforscher. In unserer Zeit, wo Theologie, Philosophie, Philologie in den Hintergrund der geistigen Interessen gedrängt sind, Rechts- und Staatswissenschaften und Naturwissenschaften dagegen im Vordergrunde stehen, in dieser Zeit wird natürlich auch in Shakespeare mehr Jurisprudenz und Naturwissenschaft hineingelesen.

Jedem denkenden Laien muß es nun auffallen, daß zu diesem künstlich zurechtgemachten Idealbilde das Wenige, was wir von dem historischen William Shakespeare, dem Schauspieler, wissen, nicht recht stimmt. Pharisäische, aristokratische, philisterhafte Vorurtheile gegen den Sohn des Schlächters und Viehhändlers, den „Wilddieb“, den Komödianten, machen sich dabei auch geltend. Dann kommen mehrere, für den Laien, der Alles vom modernen Standpunkt aus beurtheilt, befremdliche (für den Historiker leicht zu erklärende) Umstände: daß der Name Shakespeare inkonsequent geschrieben wird, daß die erhaltenen Namensunterschriften kriglich und ungeschickt aussehen, daß keine Manuskripte überliefert sind, daß der Schauspieler William Shakespeare von den Zeitgenossen doch, wie es scheint, nicht sehr beachtet wurde, daß über sein Leben wenig bekannt geworden ist. In gutgemeintem Eifer haben sich die Shakespeare-Gelehrten bemüht, die Neugier moderner Leser zu befriedigen, die dürftige Biographie Shakespeares durch mehr oder weniger gewagte Annahmen zu ver-



vollständigen. Sie haben den festen, aber kleinen Kern von Thatfachen in einen solchen Dunstkreis von Hypothesen eingehüllt, daß dem Laien, wenn er z. B. Elzes Biographie oder auch die neueste von Brandes liest, die ganze Persönlichkeit Shakespeares immer nebelhafter wird. Dazu kommen die Zweifel an der Echtheit einzelner Dramen. Shakespeares Autorschaft ist bei den meisten Stücken ja sehr gut und mehrfach bezeugt, bei einigen aber weniger gut; und noch andere, die ihm früher zugeschrieben wurden, rühren ohne Zweifel gar nicht oder doch nur zum Theil von ihm her. Jugenddramen Shakespeares wurden zuerst ohne seinen Namen veröffentlicht, dagegen wurde später sein Name oder wurden wenigstens die Initialen gemißbraucht, um inferioren Theaterstücken als Aushängeschild zu dienen. Beide Thatfachen bieten für den Kenner der damaligen literarischen Zustände wiederum nichts Erstaunliches oder Außergewöhnliches, während der Laie, der an moderne Theater- und Preßverhältnisse denkt, dadurch stutzig wird. Dieser obsture Mensch, dieser rohe Patron, Sohn eines Schlächters, Komödiant, Wilddieb, Bucherer, Spekulant, Trunkenbold soll jene großartigen Dichtungen verfaßt haben, die von tiefster und edelster philosophischer Bildung, von juristischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen so durchtränkt sind! Nimmermehr, der Verfasser muß ein Gentleman gewesen sein, ein Jurist, ein Philosoph, ein Naturforscher! Wer anders kann es gewesen sein als — ?

Man sieht: die Bacon-Theorie hat sich, von leicht zu begreifenden Laien-Irrthümern ausgehend, mit psychologischer — man möchte beinahe sagen: logischer — Folgerichtigkeit entwickelt. Alles paßt wunderschön — scheinbar. Gerade der denkende Laie, der mehr juristische und naturwissenschaftliche als literar- und kulturhistorische Kenntnisse hat, wird fast mit Nothwendigkeit auf diesen Irrweg verlockt. Und es ist gewiß kein Zufall, daß unter den Baconianern Naturforscher, oder wenigstens Herren mit vorwiegend naturwissenschaftlicher Bildung, neben Juristen in erster Reihe stehen. Nur in einer Ära der Naturwissenschaften konnte die Bacon-Hypothese gedeihen. Die versuchte Entthronung Shakespeares ist der symbolische Ausdruck für eine Wandlung im modernen Geistesleben, die sich jetzt vollzieht und zum Theil schon vollzogen hat: die Verdrängung der Poesie durch die „exakte“ Wissenschaft. Es zeigt sich darin, daß der heutigen Generation das Verständniß poetischen Schaffens mehr und mehr schwindet, — ähnlich wie in der Alexandrinerzeit. Freilich werden Dichter und Dichtungen auch jetzt noch mit Eifer studirt, eben so wie von den Alexandrinern; aber der klügelnde Verstand, der jetzt statt der Phantasie herrscht, verliert sich dabei in abstruse Spitzfindigkeiten. Es ist eine charakteristische Uebereinstimmung, daß man schon anfängt, Shakespeares lebenswarme Dichtungen allegorisch zu deuten (Edwin Bormann), ähnlich wie alexandrinische Sophisten ihren Schulwitz an Homer übten.

Wenn Edwin Vormann im Hamlet ein Compendium der Medizin und Hygiene findet, in dem z. B. „die wahre und die unechte Kosmetik“ durch Ophelia und Klaudius, die Athletik durch Laertes und Gertrud vertreten wird (Shakespeare-Geheimniß S. 53), so hat dieser . . . Deutungsversuch immerhin Methode. Vormann kann sich mit einem gewissen Recht auf das Vorbild eines berühmten Naturforschers berufen, der Goethes Faust auch in naturwissenschaftlichem Sinne auslegte. Ein anderer hervorragender Naturforscher, Professor W. Preyer, hat in der „Zukunft“ und in der Deutschen Revue die Bacon-Theorie gleichfalls sehr subtil verfochten. Da neuerdings auch die homerische Frage von einem „exakten“ Forscher, Carus Sterne (Ernst Krause) in Angriff genommen worden ist, so darf man vielleicht erwarten, daß allmählich die ganze Literaturgeschichte „naturwissenschaftlich“ bearbeitet wird. Bei dieser Methode sind noch sehr interessante Entdeckungen zu erwarten, z. B. daß Goethes Wilhelm Meister in Wirklichkeit ein Handbuch der Geologie und von Leopold von Buch verfaßt ist, oder daß Schillers Wallenstein eine dramatische Abhandlung über Astronomie und Astrologie ist, die in Wirklichkeit von Immanuel Kant herrührt. Daß Lessing ein elender Plagiator ist, wurde ja schon vor einiger Zeit, ebenfalls von einem Naturforscher, nachgewiesen.

Der Bacon-Bacillus ist bekanntlich aus Nordamerika, dem Vaterland des Humbug und der Spirits, importirt worden, — also auch ein Symptom des „Amerikanismus“. In den Vereinigten Staaten waren allerdings die Bedingungen für die Ausbildung der Bacon-Hypothese noch erheblich günstiger als in Deutschland, dank dem etwas wilden und ungeordneten Zustand der dortigen allgemeinen Bildung, dank der Herrschaft des Puritanismus, Snobismus und des Temperenzlerthums in dortigen „gebildeten“ Kreisen. An allerlei Schwindel, Humbug, Mystifikation, Reklamekunststücke ist man dort doch noch mehr gewöhnt als anderswo; daher stammt ein bekannter Charakterzug des Nordamerikaners: überall Humbug und Schwindel zu wittern. Einem amerikanischen Gentleman mußte nun der Komödiant Will Shakespeare, der Schlächtersohn, der Ferkelman, natürlich sehr vulgär, unsympathisch und verdächtiger scheinen, — um wie viel mehr einer amerikanischen „Lady“. So war es denn begreiflich, daß Miß Delia Bacon, die wahrscheinlich auch nur einen „Familien-Shakespeare“ gelesen hatte, in den fünfziger Jahren auf den genialen Gedanken kam, ihr vermeintlicher Urahn wäre der eigentliche Dichter Shakespeare, — um so begreiflicher, als die unglückliche Dame bald danach im Irreninn starb. In Irrenanstalten sind noch viel genialere und kühnere Qui pro quos entdeckt worden. Es war auch begreiflich, daß amerikanische Juristen, die den „Wilddieb“ von vorn herein als ein verdächtiges Subjekt ansahen, den genialen Gedanken mit Begeisterung aufnahmen und mit echter Yankee-Rabulistik weiter ausbildeten. Nach Deutschland kam die Bacon-Theorie

einige Zeit nach den Spirits und gedieh auf dem so gut vorbereiteten Boden natürlich wunderschön, fast so schön wie die Spirits, die allerdings noch etwas interessanter waren. Eigentlich salonsfähig wurde sie aber erst, nachdem ein Graf, dem der plebejische Dichter und Komödiant natürlich auch höchst fatal war, sie in die feinen Zirkel eingeführt hatte. Besondere Originalität kann man den deutschen Baconianern im Allgemeinen nicht nachsagen. Sie haben sich meist damit begnügt, die Gedanken ihrer amerikanischen Vorläufer zu reproduzieren oder weiter auszubilden. Nur der leipziger Dichter und „Naturforscher“ Edwin Vornmann hat allerdings durch seine „parabolische“ Auslegung der Shakespeare-Dramen die . . . Genialität aller Amerikaner noch überboten. Aber auch die Idee der allegorischen Deutung ist nicht neu; Vornmann kann sich auf Vorläufer wie Hermann, Varnstorff u. A. berufen. Nachdem einmal Bacon zum Verfasser der Dramen gemacht war, mußten diese auch allegorisch gedeutet werden, denn Bacon hatte ja der parabolischen oder allegorischen Dichtungsgattung einen Extraplaß unter den übrigen angewiesen und dadurch für jeden Vorurtheilslosen eben bewiesen, daß er für echte Poesie wenig Verständniß hatte.

Die Hypothesensucht ist sozusagen eine Kinderkrankheit der Gelehrten; bei Dilettanten tritt sie, je später, um so heftiger auf. Leicht wird eine Hypothese zur fixen Idee. Es ist aber leichter, eine Hypothese aufzustellen, als sie zu beweisen. Ehrliche Baconianer werden mit stiller Betrübniß bemerkt haben, daß die historischen Zeugnisse und Thatsachen ihrem Lieblingsgedanken durchaus nicht günstig sind. Aber wer von einer fixen Idee beherrscht wird, sieht eben Alles im Licht dieser Idee. Dabei kommen den Baconianern ihr „wissenschaftlicher“ Skeptizismus, ihre Phantasie und ihr Mangel an Sachkenntniß zu Hilfe. Alle Zeugen, die für Shakespeares Dichterruhm aussagen, von Francis Meres bis auf Ben Jonson und John Milton, werden entweder als Dupirte oder als Schwindler hingestellt, eben so wie die ersten Herausgeber von Shakespeares Werken, seine „Kollegen und Freunde“, die Schauspieler John Heminge und Condell.

Der Name „William Shakespeare“ auf dem Titelblatt der Ausgaben oder unter den Widmungen wird einfach als Pseudonym aufgefaßt, obwohl es auch in jenen Zeiten nicht üblich war, daß Jemand den Namen einer lebenden (noch dazu in London wohlbekannten) Person als Pseudonym wählte. Die offenbaren Hinweise auf den Namen des Dichters, seine Herkunft aus Stratford, seinen Schauspielerberuf, die in den Gedichten und Dramen sich finden\*), werden ignoriert; dagegen ganz unbedeutende Uebereinstimmungen

\*) B. B. in den Sonetten (Nr. 135, 136) die Spielerei mit dem eigenen Vornamen „Will“; im Vorspiel zur Widerspenstigen Zähmung die Erwähnung der kleinen Orte Burton-on-the-Heath und Wilmecote in der Nähe von

zwischen den Lebensverhältnissen Lord Bacon's und dem Inhalt der Dramen zur Stütze der Hypothesen verwandt. In Heinrich dem Vierten kommt einmal ein Kellner mit dem nicht ungewöhnlichen Vornamen Francis vor, — höchst bedeutsam! Das Wort „bacon“, „Speck“, wird einige Male gebraucht, gewöhnlich in Verbindung mit Schimpfwörtern, einmal, um einen Wortwitz daran zu knüpfen, — noch bedeutsamer! In Heinrich dem Achten wird dargestellt, wie ein hochstehender Staatsmann, Kardinal Wolsey, gestürzt wird; auch Lord Bacon ist — notabene etwa zehn Jahre nach der Abfassung dieses Dramas — gestürzt worden; und — merkwürdig — eben so wie bei Wolsey „kommt kein Wort des Großen über seine Lippen“. Der Ort St. Albans wird mehrfach in den Historien erwähnt — natürlich überall im Anschluß an die Chronik, die als Quelle diente —, Lord Bacon hat zeitweilig in der Nähe von St. Albans gewohnt und ist später sogar zum Viscount St. Albans ernannt worden: für die Baconianer ist Das schon beinahe ein Beweis. Bacon hat einmal von einem Goldschmied Sympson in der Lombard-Straße Geld geliehen und wäre deshalb beinahe ins Schulgefängniß gekommen: der „Kaufmann von Venedig“, Antonio — höchst merkwürdig, denn Francis Bacon's Bruder hieß auch Anthony! — hat von dem Juden Shylock — merkwürdige Namensähnlichkeit mit Sympson! — Geld geliehen und kommt wirklich ins Schulgefängniß; und noch viel merkwürdiger: Venedig erinnert an die Lombardei und die Lombard-Straße. Das ist nun allerdings erst im Jahre 1598 passiert und in diesem Jahre war das Schauspiel vom Kaufmann von Venedig nach Francis Meres' Zeugniß nicht bloß schon verfaßt, sondern sogar schon aufgeführt, aber solche kleinen Anachronismen stören die Baconianer nicht. Daß der Schauspieler Shakespeare keine Selbstbiographie oder keine Memoiren hinterlassen hat, gilt den Baconianern als Beweis für seine Unbildung und geistige Inferiorität. Daß Bacon ebenfalls keine Spur von Memoiren oder Selbstbiographie hinterlassen hat, „ist charakteristisch dafür, daß er zu schweigen verstand, und zeigt, welche höchste Bescheidenheit ihn erfüllte“ (C. Bormann, Shakespeare-Gehheimniß, S. 320). Hätte Bacon in seinen Schriften den Namen Shakespeares auch nur einmal erwähnt, so wäre dieser Umstand natürlich von den Baconianern sofort für ihre Hypothese ausbeutet worden. Da er ihn aber nicht erwähnt (wozu er in seinen philosophischen, naturwissenschaftlichen, histo-

Stratford-on-Avon; in der ersten Szene der Lustigen Weiber die Anspielung auf das Wappen des Friedensrichters Lucy und zugleich auf den Wilddiebstahl; in mehreren Dramen seltenere Personennamen, die mit Namen von stratford'schen Familien übereinstimmen: Bardolph, Fluellen, Page, Ford, Evans, Peto; in den Sonetten 110. und 111. und an vielen anderen Stellen Hindeutung auf den Schauspielerberuf des Dichters.

rischen Schriften auch kaum Veranlassung hatte), so erscheint dieses „tiefe Schweigen“ ebenfalls höchst verdächtig (Vormann, S. 4). Eine solche Art der Argumentation zeigt, daß die Hypothese schon zur fixen Idee geworden ist.

Natürlich sind Bacon's Schriften auch angelegentlich nach Anklängen an Shakespeares Dichtungen durchsucht worden. Jeder Philologe und Literaturhistoriker weiß, wie leicht solche Aehnlichkeiten zu irrigen Schlüssen verleiten. Nach der Methode, die unsere Baconianer anwenden, kann man mit Leichtigkeit beweisen, daß Lessing oder Kant Schillers Dramen verfaßt hat. Wer die englische Literatur jener Zeit kennt, wer Sidney, Spencer, Lyly, Marlowe, Greene, Peele, Lodge, Rhy, Nash und andere Dichter und Schriftsteller jener Zeit wirklich gelesen hat, Der weiß auch, daß manche Ausdrücke, Wendungen, Vergleiche, die den Leser von Shakespeares Dichtungen zunächst als echt und spezifisch shakespeareisch anmuthen, Gemeingut der Sprache jener Zeit waren. So lassen sich denn natürlich auch einige, obwohl verhältnißmäßig sehr wenige und unbedeutende Uebereinstimmungen zwischen Shakespeare und Bacon nachweisen. Aber die Baconianer halten sogar für bedeutsam, daß Bacon, wie Shakespeare, die Grußformeln „Good morrow“ und „Bon Jour“ oder das Wort „Amen“ kannte. (Vormann S. 273, 276.)

Wer sich nur etwas auf Stileigenthümlichkeiten versteht, muß einsehen, daß Shakespeares und Bacon's Stil sehr von einander abweichen. Die ganze Anschauungs- und Darstellungsweise des temperamentvollen, warmherzigen, phantasiereichen, oft barocken Dichters ist von der des kühlen, nüchternen, logisch scharfen, stets korrekten Gelehrten grundverschieden. Ein Kaleidoskop und ein Fernrohr können eine oberflächliche, äußerliche Aehnlichkeit mit einander haben. Man kann in Beide hineinschauen, man kann in Beiden vielleicht Sterne und Sterngruppen sehen; aber damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Ein Kaleidoskop kann nie als Fernrohr gebraucht werden, ein Fernrohr nie als Kaleidoskop dienen. Nur Kinder und Thoren können Beides mit einander verwechseln. Dichterische und gelehrte Begabung schließen einander ja nicht unbedingt aus. Jeder Gelehrte, der etwas Selbständiges leistet, muß ein ziemliches Quantum Phantasie besitzen; jeder einigermaßen hervorragende Dichter muß sehr viel Verstand haben. Aber Verstand und Phantasie sind bei Beiden von sehr verschiedener Qualität. Die Geschichte zeigt daher auch, daß bedeutende Gelehrte nie als Dichter mehr als Mittelmäßiges geschaffen haben, wie umgekehrt große Dichter, selbst Goethe, nie die Wissenschaft erheblich gefördert haben, wenn sie auch gelegentlich geistreiche und scharfsinnige Gedanken äußerten. Daß Bacon, der vielbeschäftigte Jurist, Parlamentarier, Diplomat, Verwaltungsbeamte, in einem nicht sehr langen Leben neben seinen Geschäften noch Zeit und Muße fand zu ausgedehnten, tiefgehenden und vielseitigen Studien, historischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Forschungen, Das zeugt von einer geistigen

Kraft und Leistungsfähigkeit, die an sich schon weit über das Durchschnittsmaß eines Menschen hinausgeht. Daß der selbe Mensch aber, außerdem, nur zu seinem Vergnügen, noch sechsunddreißig Dramen — und was für Dramen! —, drei epische Gedichte und hundertundfünfzig Sonette gedichtet haben soll, ist psychologisch und physiologisch so gut wie unmöglich. Die Vielseitigkeit und Geisteskraft eines Aristoteles, eines Julius Caesar, eines Leibniz, Voltaire oder Goethe würde im Vergleich mit einem solchen Genie-Monstrum zur Unbedeutendheit zusammenschrumpfen.

Was der Bacon-Theorie in den Augen des Philisters noch einen besonderen Reiz verleiht, ist die mystisch-kabbalistische Atmosphäre, der Schleier des Geheimnisses, in den ihre Anhänger, zunächst nothgedrungen, sie hüllen mußten. Nothgedrungen, denn das „tiefe Schweigen“, das bei den Zeitgenossen über den „Dichter“ Bacon herrschte, sein eigenes „Verheimlichen“ seines Dichterruhmes („although I profess not to be a poet“ erklärt Bacon einmal ausdrücklich in einem Briefe), ist ja nur aus einem tiefen, staatsgefährlichen Geheimniß zu erklären. Wäre es bekannt geworden, so wäre Bacon „schleunigt hingerichtet“ worden. Jetzt wird die Sache erst wirklich interessant. Den Philister überläuft ein wonniges Gruseln. Bacon-Shakespeare ein verkappter Revolutionär, Verschwörung, Geheimbund, Kryptogramm, Lösung eines lange verborgenen Räthfels! Beinahe so interessant wie ein Kolportageroman, wie der Mann mit der eisernen Maske oder ein Kaspar Hauser. Die Baconianer bedenken allerdings wohl nicht, daß sie mit dieser Annahme der „Verheimlichung“ der Autorschaft und der Vorschreibung eines „Strohmannes“ in so gefährlicher Angelegenheit ihren Helden Bacon zu einem erbärmlichen und nichtswürdigen Feigling, den „Strohmann“ Shakespeare aber zum Helden stempeln. Natürlich ist die „Staatsgefährlichkeit“ der shakespeareischen Dramen und die ganze Geheimnißkrämerei eine wüste Ausgeburt der Phantasie. Nirgends wird bei Shakespeare etwa der Tyrannenmord entschuldigt, wie z. B. in Schillers Tell, der Ton ist in den Dramen stets durchaus loyal; öfters wird der Königin Elisabeth mit mehr oder minder deutlichen Anspielungen gehuldigt, später auch gelegentlich Jakob dem Ersten; bisweilen wird allerdings freimüthig auf Schäden im Staatswesen oder im Hofleben hingewiesen, aber in viel maßvollerer Weise, als es in anderen Dramen jener Zeit geschah. Die Shakespeare-Dramen wurden unbeanstandet aufgeführt und gedruckt, Shakespeare, der auf dem Titelblatt regelmäßig genannte Verfasser, und seine Truppe standen bei der Königin Elisabeth und bei Jakob in Gunst, wie aus den Aufführungen am Hofe, aus der Wappenverleihung, aus dem Patent Jakobs hervorgeht, — trotz Alledem soll Bacon, der „wirkliche Dichter“, sein Anrecht auf seine Geistesprodukte nicht geltend gemacht haben, auch nachdem Shakespeare 1616 in Stratford eines natürlichen Todes gestorben war!

Und er soll seinen Helfershelfern und Mitverschwoenen, den Schauspielern Heminge und Gondell, gestattet haben, den Text in so nachlässiger Weise der Mit- und Nachwelt zu überliefern, von Druckfehlern und Mißverständnissen wimmelnb, wie sie es in der That gethan haben?

Bei der inneren Unwahrscheinlichkeit dieser mythischen Stellvertretung, bei dem vollständigen Mangel an äußeren Zeugnissen — denn das sogenannte Northumberland-Manuskript wird doch selbst von Baconianern jetzt wohl nicht mehr als solches aufgefaßt — versiel man sehr bald darauf, in Shakespeares Dichtungen nach einer Geheimschrift zu suchen, die den wahren Autor enthüllen sollte: zuerst kam Ignatius Donnelly in den Vereinigten Staaten auf diesen Einfall, dann Mrs. Henry Pott in England, endlich der Professor der Physiologie W. Preyer in Deutschland. Donnelly's famoscs Kryptogramm ist von Schipper in seiner ersten Schrift über den Bacon-Humbag so gründlich abgethan worden, daß wohl nicht mehr nöthig ist, davon zu sprechen. Die Baconianer selbst sprechen nicht mehr gern davon. Auch über Preyers Chiffre-Enthüllungen ist am Besten nicht viel zu sagen. Es geht ja nicht wohl an, sie einfach als scherzhafte Mystifikationen oder Taschenspieler-Kunststücke zu behandeln, wozu man zunächst geneigt ist. Offenbar nimmt Professor Preyer selbst die Sache durchaus ernst. Ich will nicht auf den merkwürdigen Umstand eingehen, daß die eine von Preyer „entdeckte“ Bacon-Chiffre in reinstem Neuhochdeutsch lautet: „F. Bacon schrieb Montaignes Werk“, obwohl die Kenntniß und Anwendung unserer jetzigen Sprache bei einem englischen Schriftsteller um 1600 doch mindestens sehr verwunderlich wäre. Auch das seltsam ungrammatikalische und kaum verständliche Englisch der anderen Chiffre will ich nicht betonen; bei Chiffren, wie bei den Aussprüchen von Spirits, nimmt man es ja damit nicht so genau. Aber es läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß aus einer größeren Anzahl von Buchstaben und Worten durch geschicktes Auswählen, Kombiniren und Permutiren stets sich ein Wort oder ein kleiner Satz zusammenstellen läßt, der einen nothdürftigen Sinn giebt. Nur ein kleines, zufällig gefundenes Beispiel: Schillers Spazirgang rührt in Wirklichkeit von Goethe her. Beweis: die gleich im ersten Verse durch Alliteration und Reim markirte, in den höchstbetonten Silben zu Tage tretende Chiffre:

Sey mir Ge Grüßt, mein Verg, mit dem rÖTHlich  
strahlEnd En GipsEl.

Vielleicht regt dieser kleine Fund Preyer und seine Anhänger auch zu neuen Schiller-Forschungen an.

Niel.

Professor Dr. G. Sarrazin.



## Lombroso's Verbrecher.

**F**ür achtzehn Jahren, wenn ich nicht irre, erschien der erste Band des „Uomo delinquente“ von Lombroso. Hatte sich der Verfasser auch durch andere Schriften bereits einen rühmlichen Platz in der Wissenschaft erobert, so datirt doch erst von diesem Ereigniß sein Weltruf. Das äußerlich unscheinbare Werk behandelte auf kaum vierzehn Bogen ohne besonders glänzende Beredsamkeit einen antipathischen und wenig interessirenden Gegenstand. Und doch bewirkten die Originalität der Gedanken, die überzeugende Sprache und eine ungeahnte Erweiterung des wissenschaftlichen Ausblickes auf gänzlich unbekanntes Neuland oder doch in langer Abkehr vergessene und jetzt mit einem Schlage wiedergewonnene Gebiete eine vollständige Umwälzung des Strafrechtes. Zunächst schien es, als sollte der Tadel das Lob ersticken: die Gegner waren zahlreicher als die Anhänger. Noch jede Wahrheit, die in die Welt kam, hat sich gefallen lassen müssen, als unebenbürtig gescholten zu werden; doch: tempo è galant-uomo, die Zeit ist der Entzifferer, der den Adel der Geburt entscheidet. Lombroso ließ sich durch Angriffe so wenig wie durch Spott beirren und als echter Positivist die Thatfachen selbst für sich sprechen. Das Publikum schimpfte, kaufte aber, las und interessirte sich für die neuen Gedanken, eine Auflage konnte die andere ablösen und jede spätere Auflage brachte, verändert und bereichert, neue Lehren, neue Anwendungen und neue Schlüsse. So wurden aus dem ersten Bändchen allmählich drei starke Bände, jeder allein nahezu vom vierfachen Umfang, und heute gilt das Buch, das in alle civilisirten Sprachen übersetzt worden ist, als das Standard-Werk der Criminalanthropologie. In dem eben erschienenen dritten Bande erklärt Lombroso seine Studien über das Verbrechen und dessen Ursachen für abgeschlossen. Der so außerordentlich begabte Mann verfügt noch über genügende Spannkraft und Frische, um auch jedes andere Arbeitsfeld mit Aussicht auf Erfolg betreten zu können. Immerhin, — mag auch das Wissenschaftsgebiet, in dem er schwerlich irgend Etwas von Belang unaufgeklärt zurückgelassen hat, erschöpft genannt werden: man wird sich eines Gefühles der Wehmuth kaum erwehren können, wenn der Meister einer neuen Wissenschaft gewissermaßen von ihr Abschied nimmt. Seinen Mitkämpfern bleibt für alle Fälle das Vorbild des Führers auf dem Wege, dessen Richtung er unverrückbar bestimmt hat. Lombroso's Persönlichkeit ist der typische Ausdruck des Gelehrten unserer Zeit, der nur den Pflichten seiner Wissenschaft und seiner Familie lebt. Trotz seinen Jahren und seinen glänzenden Erfolgen ist er der Klippe der Ehrsucht, an der so manche Begabung schiffbrüchig wird, entronnen. Während Mittelmäßigkeiten jeden Schlages mit Orden, Würden und Auszeichnungen prunken, begnügt er sich mit seiner Professur, die ihm erlaubt, lehrend inmitten der Jugend zu stehen



und das heilige Feuer der Wissenschaft selbstlos zu bewahren. Für äußere Ehren ist er nicht empfänglich und er hat auch niemals nach jener wohlfeilen Popularität gehascht, die den Herolden von Tagesmeinungen als Fußsteg zum Aufstieg dient. Lombroso hat, dem Grundfasse der großen Denker getreu, stets für die Sache der Wahrheit, nicht von der Sache der Wahrheit gelebt.

Es ist schwer, innerhalb der hier gesteckten Grenzen der Inhaltsfälle seines dritten Bandes gerecht zu werden. Er weist klar und scharf die Einwendungen unkritischer und böswilliger Gegner zurück, die sich damit genug thun, noch heute die zum Gemeinplatz gewordene Fälschung zu wiederholen, Lombroso sehe nichts Anderes am Verbrecher als die physischen Anomalien, die Sündenloren oder was sonst, und er finde nur in Erblichkeit und Atavismus die Verbrechensursachen. Vom Anbeginn an hat die kriminalistische Schule in Italien — und mit der größten Entschiedenheit ihr geistiges Haupt — die drei großen Ströme bezeichnet, die in das weite Sammelbecken verbrecherischer Entartung münden: den physischen, den anthropologischen und den sozialen Faktor. Den einen dieser Faktoren herauszuheben und vorzugsweise zu analysiren, war nicht nur das Recht des Gelehrten, der seine Aufgabe sich frei da wählt, wohin ihn seine Individualität zieht, sondern eine durch die geistige Arbeitstheilung herbeigeführte Nothwendigkeit, da keine umfangreiche Synthese ohne vorgängige Spezialisirung möglich ist und auch kein Seitenweg unabgesucht bleiben darf, wenn der Hauptweg der Wissenschaft mit Erfolg eingehalten werden soll. So hat Lombroso zwar mit unermüdlichem Eifer die anthropologischen Zusammenhänge untersucht, damit aber keineswegs die Wichtigkeit anderer Zusammenhänge übersehen oder je geleugnet; und er hat gerade in diesem letzten Bande das physische und soziale Element zum Gegenstande seiner Betrachtungen gemacht.

Der erste Abschnitt behandelt Witterung, klimatische und geologische Einflüsse, Rasse und Civilisation, Volksernährung und Alkoholismus, Bevölkerungsdichtigkeit und Geburten, Unterricht, Erziehung, Religion, Beruf, Gefängnißwesen, kurz Alles, was irgend die Kriminalität vermehrt oder verringert, — ein ungeheures Thatfachenmaterial, das mit der Geduld eines Darwin aus statistischen Nachweisen und Einzelbeobachtungen gesammelt ist. Der zweite Abschnitt giebt, in einer knappen Zusammenfassung von Prophylaxis und Therapie des Verbrechens, einen Ueberblick über die sozialen Einrichtungen, Gewohnheiten und Vorurtheile. Das Auge des Forschers streift von Polizei und Presse, Rechtsschutz für Arme und Volksreferendum, Patrimonialgericht und Jury, von der Auswanderungsorganisation bis zu Anstalten der Kinderpflege Alles, was an sozialen Thaten, Gutes und Uebles, geschehen oder noch zu erwarten ist. Das große Problem des Strafrechtes tritt in seiner überragenden Bedeutung für unsere Zeit hervor, nicht minder da, wo sich die Ans-

sicht in eine bessere Zukunft durch die erfolgreichen Bemühungen der Wissenschaft bereits geöffnet hat, als da, wo gleichgiltiges Beharren und Feigheit bisher über den Fortschritt triumphirt haben. Hier widerlegt Lombroso die Männer, die ihm einen Gang zu aprioristischer Einseitigkeit und absoluten Regeln nachgesagt haben, so sehr durch die Unparteilichkeit seines Urtheils, daß seine Methode, die selben Thatfachen in ihrer relativ verschiedenen Wirkung zu zeigen, je nachdem sie einander stützen, schwächen oder aufheben, beinahe als verwirrend getadelt werden könnte, wenn der aufmerksame Leser nicht vielmehr in solcher Selbstbeschränkung auf die Relativität gerade den Vorzug objektiver Wissenschaftlichkeit vor scheinbar unfehlbaren Aussprüchen *ex cathedra* anerkennen müßte. Der dritte und letzte Abschnitt fügt durch eine eben so neue wie interessante Theorie den Schlußstein in das Lehrgebäude der anthropologisch-kriminalistischen Schule und bahnt die Versöhnung mit jenen Monopolisten der Moral an, die nicht müde werden, der deterministischen Doktrin vom Standpunkte der Willensfreiheit aus Unsiittlichkeit vorzuwerfen. Lombroso zieht die Geschichte zu Rathe und findet, daß das Verbrechen zwar zu jeder Zeit existirte, doch keineswegs immer die selben Sozialschädlichkeiten entwickelte. Verbrecherische Triebe und Gewohnheiten haben historisch hier und da selbst sozial fördernd gewirkt. Diese Erfahrung findet ihre theoretische Bekräftigung in der Anwendung der Selektionlehre auf die Körperfunktionen, da nur diejenigen Organe sich dauernd erhalten, die irgendwie der Erhaltung der Art dienen, während die anderen atrophisch werden und verkümmern. Das Verbrechen hat ständig zugenommen, wenn auch nicht intensiv, so doch sicherlich extensiv. Sollte darin kein Gesetz zum Ausdruck kommen? Krieg und Sklaverei sind sicherlich für unser heutiges Bewußtsein Verbrechen, — und doch hat der Krieg im Kindheitszustande der Civilisation die Völker vorwärts gespornt und erzogen; die Frohnarbeit des Sklaven allein hat ermöglicht, daß alle höheren Aufgaben der Kultur von der herrschenden Klasse gelöst werden konnten. Die behördlich reglementirte Prostitution ist das Sicherheitventil gegen die Gefahren eines zügellosen Geschlechtstriebes geworden, der die Gesellschaft durch schreckliche Unthaten verheeren würde. Lüge, Korruption und politische Verstellungskünste haben von je her auf diplomatischem Felde den Interessen der Völker genügt, ohne doch in dieser nützlichen Rolle etwas Anderes zu sein als Das, was sonst ihre moralische Verwerflichkeit ausmacht. Für wie bedingt und flüchtig diese vortheilhaften Funktionmöglichkeiten des Verbrechens im Einzelnen angesehen werden könnten, sie genügen Lombroso immerhin zu der Generalisirung, daß es einen Weg geben müsse, um die verbrecherische Anlage allgemein sozial nutzbar zu machen, — zum Vortheil sowohl Derer, die heute Verbrechen begehen, als auch Derer, die heute unter Verbrechen leiden. Es handelt sich darum, bewußt und plan-

mäßig das Selbe herbeizuführen, was der Zusammenhang der Dinge in gewissen Fällen von selbst bewirkt hat: eine gesellschaftliche Symbiose von Gut und Böse, etwa wie die naturwissenschaftliche Symbiose das Zusammenhausen zweier Lebewesen ist, die mit einander besser gedeihen als jedes für sich. Die Frage ist, wie kann Das geschehen? Natürlich muß man von einer gewissen Gruppe von Gewohnheitsverbrechern absehen, an deren angeborener Disposition, wie an einem Granitblock, alle soziale Fürsorge unwirksam zerfällt; dagegen bietet das Gros der Gelegenheitverbrecher — der criminaloidi, nach dem von Lombroso geschaffenen Kunstausdruck — ein günstiges Versuchsfeld. Wie glücklich würden gefährvolle Unternehmungen zum Nutzen der Allgemeinheit, Krieg, Kolonisation und der Kampf mit der Natur in unwirthlichen Klimaten, jenen Ueberschuß von physischer Energie ableiten, der, zurückgedrängt, den Rahmen der bürgerlichen Alltäglichkeit in verbrecherischer Weise sprengt! Rist und Verschlagenheit ließen sich dem Polizeidienst zuführen, Sinnlichkeit dem Gewerbe der Prostitution. Ja, manchem gemüthlich Reizbaren, manchem Perversten und Halbverrückten würde die Menschheit vielleicht Werke von Werth verdanken, — mindestens würden wir vor ihren verbrecherischen Ausbrüchen und Thaten sicherer sein, wenn ihnen der Ausweg geöffnet würde, sich ihrer Zwangsvorstellungen in literarischer oder anderer künstlerischer Arbeit zu entledigen. Diese Andeutungen mögen genügen. Der Gedanke ist kühn, wie alle Konzeptionen Lombrosos, aber er bedeutet den Ausgangspunkt eines Weges, der herzhast beschritten werden muß, wenn wir, über das alte, unzulängliche Vergeltungsstrafrecht hinaus, das letzte Ziel aller Kriminalwissenschaft erreichen wollen: die möglichste Sicherung der Gesellschaft vor dem Verbrechen.

Rom.

Scipio Sighele.



## Deutsches Papstthum.

**D**reihundertdreißig Jahre sind seit dem Tode des Holländers verfloßen, der unter dem Namen Hadrian der Sechste als letzter Nichtitaliener auf dem päpstlichen Thron saß. Seitdem sind die Hoffnungen auf die Wahl eines deutschen Papstes nie so stark gewesen wie während der Zeit, wo der Cardinal Hohenlohe in der Villa d'Este in Tiboli residierte. So Mancher seiner Landsleute, der hier in den mit Federigo Zucharis Fresken geschmückten Zimmern sein Gast war, trug sich mit der Hoffnung, den für die jammervollen Zustände Italiens so nothwendigen Frieden mit der Kirche hergestellt und die für die deutschen Verhältnisse so unheilvolle Herrschaft des Centrums gebrochen zu sehen, wenn nur erst Hohenlohes Stirn die dreifache Krone schmückte. Ein deutscher Papst widerlegte die Fabel von der Unterdrückung

des deutschen Katholizismus schon durch seine bloße Existenz und beraubte durch die Stellung, die er der italienischen Monarchie gegenüber einnehmen mußte, das Centrum des gesammten Phrasenmaterials, mit dem die ultramontane Wählerchaft von ihren Führern in Pflicht und Gehorsam gehalten wird. Ein italienischer Papst ist vor Allem ein weltlicher Fürst, dem das Königthum sein irdisches Besizthum vorenthält; denn für den Südländer giebt es keine reine Idee ohne äußere Form: die abstrakte Herrschaft über die Weltkirche kommt in sehr realen Aeußerlichkeiten zur Anschauung und eine davon ist der Anspruch auf die Herrschaft über die Stadt der Städte und ihr Gebiet, eine Herrschaft, die durch ununterbrochene Succession bis sehr lange vor die Zeit hinaufreicht, wo von der Dynastie Savoyen zuerst die Rede war; denn die bloße leibliche Continuität der Geschlechtseinheit ist nach diesen Anschauungen an Bedeutung nicht zu vergleichen mit jener höheren Erbllichkeit, die einen Papst nach dem anderen aus der unter Einwirkung des Heiligen Geistes stattfindenden Wahl hervorgehen läßt. Ein deutscher Papst dagegen braucht kein äußeres Merkmal seiner Herrschaft, sondern kann sich mit der geistigen Allgewalt über die Kirche als über eine geistige Macht genug sein lassen; er kann seinen Frieden mit dem Königthum machen und dadurch der größte Wohltäter Italiens werden. Aber gerade deshalb wäre Cardinal Hohenlohe wohl niemals als Papst aus einem Konklave hervorgegangen.

Ist der Katholizismus schon an und für sich eine Kirche, die sich jedem Volksthum anbequemt und in den verschiedenen Nationen ein ganz verschiedenes Aussehen zeigt, so ist das Papstthum geradezu ein rein italienisches Institut geworden. Harmlose Beurtheiler haben sich oft genug gewundert, warum der Papst der angeblich unbequemen Lage in Rom nicht dadurch ein Ende machte, daß er eins der ihm im Auslande angebotenen Asyls aufsuchte; wie Pius der Neunte in Wahrheit dachte, sieht man aus den Worten, die er an den Herzog von Nignano kurz vor der Einnahme Roms durch die Italiener richtete: „Die Leute rathen mir, abzureisen; aber ich glaube, daß ich, auch wenn mir die Piemontesen die weltliche Gewalt nehmen, deshalb doch nicht weniger gut schlafen werde.“

Unzählige Male ist den Ultramontanen Deutschlands vorgeworfen worden, daß sie sich lieber einer auswärtigen, Deutschland völlig fremden Macht unterwerfen und ihr unterwürfig bleiben als den leitenden Kräften des nationalen Lebens fügen wollen. Sie wissen auch sehr wohl, daß das religiöse Leben ihrer Gefolgschaft nichts mit den Anschauungen italienischer Katholiken zu thun hat; aber der Haß — nicht so sehr gegen Preußen wie — gegen die politische Ordnung, die jede partikularistische Eitelkeit und jeden partikularistischen Troß auf die Dauer mit Nothwendigkeit brechen muß, läßt sie gern den Vorwand des Glaubenseifers ergreifen, um sich dem italienischen Fürsten ge-

hofsam zu zeigen, der den Lebendigen, leider durch den Parlamentarismus korrumpirten und gefälschten Kräften des italienischen Volkslebens gegenüber das uralte lateinische Formelwesen repräsentirt, das Roms Anfänge regirt, sich dann vor der zunehmenden Bildung zurückgezogen, aber nie zu existiren aufgehört, das Christenthum angenommen und sich schließlich seiner äußeren Formen so siegreich bemächtigt hat, daß der Unkundige nicht gewahr wird, wie vielfach neben seinem Pomp und den Weihrauchdüften seiner glänzenden Ceremonien etwas ganz Anderes in Italien einherläuft: die einfache Frömmigkeit jammervoll schlecht bezahlter und von Papstthum und Regierung gleich schlecht behandelter Geistlichen. Von den hohen Kirchenfürsten, die ganz andere als seelsorgerische Gedanken und Pläne hegen, gründlich verachtet, von der zuchtlosen, in radikalen Phrasen und elendem Zeitungsgeschwätz aufgehenden Jugend so vielfach verhöhnt, daß ein Geistlicher zum Beispiel nur ein ihm genau bekanntes Hotel aufzusuchen wagt, haben sie sich auch das letzte Mittel, das ihnen geblieben war, um in den Gemeinden äußerlich Ansehen und Einfluß zu behaupten, nehmen lassen müssen: früher verwalteten sie die frommen, mit ihren Kirchen verbundenen Stiftungen selbst, und zwar unentgeltlich; seit ihnen der Staat diese Verwaltung genommen hat, läßt er sie durch bezahlte Beamte — natürlich meist Advokaten — aus.

Solche Priester haben im Grunde eben so wenig mit dem Papstthum gemein wie die deutsche katholische Pfarrgeistlichkeit: unter einander sind sie so gründlich verschieden wie eben der Italiener vom Deutschen. In dem Augenblicke, wo das Papstthum den Anspruch auf weltliche Macht und die Weltherrschaft aufgiebt, müssen sich Nationalkirchen bilden. Davor zittert das Papstthum, Das sucht es mit allen Mitteln dadurch zu verhindern, daß die Bande kirchlicher Disziplin über das nichtitalienische katholische Volk immer straffer angezogen werden, und die Verblendung der deutschen Ultramontanen, die auf diese Weise ihr partikularistisches Muthchen gründlich kühlen können, kommt den Bestrebungen der italienischen hohenpriesterlichen Herrschaft darin wirksam zu Hilfe.

Der Cardinal Hippolyt von Este soll auf die Erbauung der Villa d'Este und die Anlage ihres Gartens drei Millionen Scudi (fünfzehn Millionen Francs) verwandt haben: einen Palast wie den Hippolyts kann heutzutage kein Privatmann mehr bewohnen und in Stand halten; man begnügt sich damit, einen kleinen Theil der Räume in leidlicher Ordnung zu erhalten. Der Mann, der in dem immer mehr verwildernden Parke zwischen melancholischen Cypressen den Blick auf die Campagna, bis zur fernen Peterskuppel, schweifen ließ, dürfte der Letzte gewesen sein, mit dessen Namen man den Gedanken eines deutschen Papstthumes überhaupt in Verbindung gebracht hat.

F. Eysenhardt



## Militärnotizbuch.

**D**ie Offiziere der deutschen Armee dürfen bekanntlich nur mit Erlaubniß ihrer Vorgesetzten literarische Arbeiten veröffentlichen und können sich über militärische Tagesfragen in der Presse nicht frei und unabhängig aussprechen; sie würden sich gelegentlich auch wohl vor die Frage gestellt sehen, entweder ihre wahre Ansicht rückhaltlos mitzutheilen und damit Anstoß zu erregen oder gegen ihre Ueberzeugung zu schreiben, um sich Brot und äußere Ehren zu sichern. Alle Maßnahmen der Heeresverwaltung finden also unter den aktiven Offizieren nur Vertheidiger in der Tagespresse, ein absprechendes Urtheil kann nur im vertrauten Kreise angedeutet werden. Darum giebt es aber auch heute kaum Militärschriftsteller von Belang für Tagesfragen; man beschäftigt sich als Soldat mit der Kriegsgeschichte und allenfalls mit dem Schießdienst und einzelnen taktischen Erwägungen. Man erinnere sich der Errichtung der vierten Bataillone während der Aera Caprivi! Was damals schon heimlich geflüstert wurde, Das wird jetzt offen ausgesprochen: die neue Einrichtung erweist sich als der Besserung bedürftig, ähnlich dem grauen Mantel, der auch nach zweijähriger Dienstzeit gemischt gereinigt werden muß.

Der graue Mantel bringt mich auf die Bekleidungsfrage. Wir sollten neben einem Gala- und Parade-Anzug, der für den militärischen Prunk, für die Romantik und für die Tradition des Soldatenstandes bestehen bleiben mag, noch einen Feld-Anzug haben — eine Zoppe oder Ritenka von grau-brauner Farbe —, einen Dienstanzug und eine Bewaffnung, die uns im Gelände nicht so auffällig machen, wie die jetzigen blinkenden Uniformen, Ausrüstungsstücke und Waffen es thun. Im Feuergefecht sucht man bekanntlich vor feindlichen Augen Deckung, aber wir tragen blinkende Stahlscheiben und Schärpen und auf dem Gefechtsfelde erscheinen rotze Husaren und Schwabronen von Schimmelreitern. Das behindert den Rundschaftdienst und verursacht gegenüber den neuesten Handfeuerwaffen große und unnütze Verluste im einleitenden Schützengesecht, ehe es zur letzten Durchföhrung des Angriffes kommt. Die unpraktischen schilffarbigen Helmüberzüge genügen nicht und die bereits als nothwendig erkannte Abhilfe muß nicht mit so kleinen Mitteln versucht werden, sondern sie muß durchgreifend stattfinden.

Es ist keine Indiskretion, wenn gesagt wird, daß unsere Gewehrläufe (M. 88) sich leicht abnutzen; jeder verständige Unteroffizier wird darauf bei der Reinigung u. s. w. Rücksicht nehmen. Es würde sich empfehlen, für jeden Infanteristen zwei Gewehre zu halten, das eine für den täglichen Dienst, das andere für den Kriegsfall, und mit diesem zweiten Gewehr dürfte der Mann nur etwa dreißig Schuß pro Jahr abgeben, um sein Gewehr kennen zu lernen, ohne es abzunützen.

Es ist gut, den größten Werth auf das kriegsmäßige Schießen zu legen. Das bisherige Einzel-Prüfungsschießen, das für den einen Compagnie-Chef den Rothén Adler-Orden brachte, dem anderen mit dem „Bezirksoffizier“ drohte und ganzen Compagnien äußere Ehrenabzeichen verliehen hat, sollte aber nicht in jedem Jahre stattfinden; nicht Jeder ist in Streberzeiten starker Versuchung gewachsen. Der Schießdienst wurde auch früher in der Armee intensiv betrieben; die jetzt stattfindende hohe und eigenartige Prämierung eines einzelnen Dienstzweiges ist bei dem so hoch entwickelten Eifer, der in der Truppe herrscht, wohl kaum nöthig.

In Kriegszeiten mögen derartige Belohnungen stattfinden; ob sie aber in Friedenszeiten in solcher Ausdehnung heilsam sind, erscheint doch fraglich.

Seit einigen Jahren haben auch in der deutschen Armee mehrfach Zusammenziehungen von drei bis vier Armeecorps während der Herbstübungen stattgefunden und diese großen Truppenkörper haben gegen einander Feldmanöver ausgeführt. Wenn ich nicht irre, sind solche Uebungen zuerst in der russischen Armee eingeführt worden, während in der deutschen früher nur die Corpsmanöver bekannt waren. Die Frage nach dem Nutzen dieser Uebungen im größten Stil wird in Offizierkreisen oft und lebhaft erwogen und dabei bemerkt, daß den Armeeführern wohl auch durch das „Kriegsspiel“ die nöthige Schulung im Erwägen und Befehlen gegeben werden könnte, während manches Gute und Nothwendige bei diesen Massenübungen, bei denen bekanntlich falsche Befehlsbilder kaum zu vermeiden sind, nicht bei der Truppe, so wie es erlernt wurde, zur Anwendung kommt, und daß im Besonderen die Entscheidungen der Schießrichter oft befremdlich und beeinflusst erscheinen, — vermuthlich, weil auch eine Rücksichtnahme auf die Personen der Führer nicht ausgeschlossen ist. Als einen Vorzug muß man es dagegen bezeichnen, daß bei diesen Uebungen das Nachrichtenwesen der Kavallerie gefördert wird; Das kann freilich durch kein „Kriegsspiel“ ersetzt werden.

In Anbetracht der zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen, die in der Armee in letzter Zeit geplant und durchgeführt werden, möchte ich die Aufmerksamkeit der Heeresverwaltung auch auf die Stellung der Stabs-Hautboisten und der Musik-Dirigenten der Regimentsmusiken gelenkt wissen. Es dürfte sich empfehlen, diesen Militärs mit einer Uniform von feinerem Tuch den Offizier-Rang zu verleihen — ähnlich wie eine besondere Stellung den Zahlmeistern zugebilligt ist — und sie aus dem Unteroffiziercorps aufrücken zu lassen, wenn sie auf der Hochschule für Musik eine künstlerische Vorbildung genossen und sich in jeder Beziehung für die Stelle eines Stabs-Hautboisten als hervorragend geeignet erwiesen haben. Ein Nachtheil für die Armee erscheint ausgeschlossen, aber viele verdiente Männer, die über den Bildungsgrad von Unteroffizieren hinausgewachsen sind, könnten hoch erfreut werden.

Die Allerhöchste Willensmeinung, daß jeder Charge die ihr gebührende Selbständigkeit und Allen die Freude am Dienst zu erhalten sei, sollte peinlichst berücksichtigt werden. Feldbienstübungen, Manöver, taktische Uebungritte, selbst Kriegsspiele können nun freilich leicht zu Reibungen Anlaß geben. Es ist bekannt, daß gerade unsere höchsten und begabtesten Generale bei solchen Gelegenheiten am Wohlwollendsten auftreten; sie suchen ihre Untergebenen in sachlicher Weise zu überzeugen und gewinnen damit deren Herzen. Aber es giebt leider doch mitunter noch Kritiken, bei denen alte und verdiente Offiziere, die in Treu und Eifer erglühen, in Gegenwart ihrer jungen Untergebenen kränkend behandelt werden. Welch guter Kern steckt aber doch in dem Offiziercorps! Die Autorität des Vorgesetzten bleibt selbst in diesem Falle unberührt. Ich erachte eine solche verlegende Kritik gleich einer Mißhandlung durch die Vorgesetzten und meine, sie müßte, wie diese, bestraft werden.

Die Umgestaltung der bisherigen vierten Halbbataillone in Vollbataillone

bedeutet einen freudig zu begrüßenden Fortschritt in der Heeresorganisation; doch wird Dies nicht die letzte Umgestaltung bleiben, denn bisher gab es in der Armee keine Regimenter mit zwei und Brigaden mit vier Bataillonen; die Formation des Regiments zu drei Bataillonen ist eine altbewährte. Es ist doch genugsam bekannt, daß im Kriege überaus häufig Detachirungen einzelner Compagnien oder eines Bataillons stattfinden müssen, — was bleibt dann aber von einem nur aus zwei Bataillonen bestehenden Regimente übrig?

Es giebt vermuthlich keinen Offizier der Infanterie, dem die Bedeutung der im § 214 des ersten Theiles des Exerzir-Reglements enthaltenen Bestimmungen betreffs der Gefechts-Entwickelungen, im Besonderen der Veränderung der Marsch-Richtung und der Front, unbekannt oder unklar wäre; aber bei der praktischen Durchführung dieser Uebungen im Gelände zeigen sich doch zu häufig verschiedenartige Auffassungen und Ausführungen und es würde sich mithin eine Erweiterung des knappen Textes empfehlen.

Ein Wort über die Verjüngung des Offiziercorps und über die Qualifikationberichte. Ich meine, diese Berichte sollten nicht geheim gehalten werden, sondern der Einblick in sie sollte frei sein, namentlich die höheren Offiziere sollten sogar offiziell erfahren, wie über sie gedacht wird. Bisher kam es häufig vor, daß ein Offizier annahm, sich den frohesten Erwartungen für seine Zukunft hingeben zu dürfen, und dann plötzlich mit dem Todesurtheil überrascht wurde. Wie viele Kränkungen und unnütze Härten hat Das schon zur Folge gehabt, — und wie leicht könnte hier Wandlung eintreten! Sicherlich muß die Armee von Führern frei bleiben, die den strengen Anforderungen des Dienstes nach irgend einer Richtung hin nicht mehr völlig genügen; geistige und zugleich körperliche Frische ist im Offizierstande nöthiger als in jedem anderen Berufe und diese Rücksicht bedingt für Viele ein verhältnißmäßig frühes Scheiden aus dem Dienst. Ueber die Rüstigkeit und Brauchbarkeit ist aber das Alter allein nicht maßgebend; ein Mann ist so alt, wie er sich fühlt und fährt, eine Frau ist so alt, wie sie aussieht. Da Irren menschlich ist, so kann es auch bei dem Urtheil eines Vorgesetzten über die Leistungen eines Offiziers vorkommen und das eigene Urtheil über diese Leistungen wird meistens ein zu hohes sein. Das sicherste Urtheil über den Werth eines Führers haben seine Untergebenen, denn sie kennen ihn am Besten, ihr Vertrauen ist immer das werthvollste Zeugniß. Die Gnade des Kriegsherrn sucht bekanntlich die Bitterkeit des Abschieds dadurch zu lindern, daß er zu einem freiwilligen gemacht wird; aber schon ehe es so weit kommt, sollte der Kommandirende General schonend das richtige Wort finden. Gerade diesem höchstgestellten und an entscheidender Stelle stehenden Offizier sind Herz und Gemüth nöthig, — sie lassen sich recht wohl mit energischem und schneidigem Handeln vereinigen; freilich kann es auch an solchen Stellen manchmal Menschen geben, die die ihnen eigene Roheit für charaktervolle Festigkeit ausgeben möchten.

Die Armee ist der Stolz unseres Volkes, sie besitzt ein Offiziercorps, das sich zu einer edlen Blüthe entwickelt hat und das sich von keinem anderen Staate aus dem Stegreif nachbilden läßt; mit Berücksichtigung dieser Umstände dürfte es erlaubt sein, an besserungsfähigen Einzelheiten Kritik zu üben.

Halle a. S.

Oberst j. D. Adalbert Boyen.



## Der Große Meyer.

Vor einiger Zeit hat Karl Lamprecht dem ersten Bande der im Rahmen der „Staatsengeschichten“ von Perthes erschienenen „Geschichte Rußlands“ von Brückner eine interessante „Ausprache“ vorausgeschickt, worin er die An- und Absichten entwickelt, die seit dem Beginne dieses nunmehr siebenzigjährigen Unternehmens für seine Richtung maßgebend gewesen seien und fernerhin maßgebend sein sollen. Er vergleicht darin die Sammlung von Heeren-Ukert poetisch mit einem mittelalterlichen Dome, an dem schon mehrere Generationen, jede in ihrem Stil, gebaut hätten. Ausdrücklich verwahrt er sie vor dem Vorwurfe, daß an ihr „Gelehrte in der Art spezialistisch eingeschulter Industriearbeiter nach Schablonen“ geschaffen hätten oder schufen. Ich weiß wohl, welche Unternehmungen Lamprecht mit diesen Worten treffen will. Aber ich kenne auch einen Fall, wo aus dem Tadel ein Ruhm wird, wo der verächtliche Ausdruck „moderne Myriobibliothek“ dem Werke zum Ehrentitel erwächst: ich meine „Meyers Konversations-Lexikon“. An ihm arbeiten Gelehrte nach einem festgefügtten Plane; denn hier wird allein mit gebundener Marschrouten das Ziel erreicht. Dazu gehört eine nicht geringe Entfagung der Mitarbeiter: Namenlosigkeit wird hier zum Postulat.

Anonymität und Anonymität ist nicht immer das Selbe. Wenn ich namenlose Anklagen und Beschwerden finde, in denen unter den schärfsten Ausdrücken auf gewisse Uebelstände unseres öffentlichen Kleinlebens schonungslos hingewiesen wird, so kann ich ein starkes Mißbehagen nicht los werden, weil dort, wo Jemand coram publico an den Pranger gestellt wird, der Angreifer unbedingt offen Farbe hätte bekennen sollen. Etwas anders steht schon um die Namenlosigkeit bei nicht polemischen Aufsätzen belehrenden Inhaltes, obwohl ich mich auch hierin nicht auf den Standpunkt meines hochverehrten Lehrers Friedrich Naßel zu stellen vermag, der die Anonymität beinahe als Bedingung für Wirkung in die Weite fordert. Ein Versteckenspielen lasse ich mir nur gefallen, wo es so nothwendig ist wie bei Meyers Lexikon. Denn hier handelt es sich für den Leser nicht darum, zu erfahren, welche Meinung diese oder jene Autorität über diesen oder jenen Theil ihres Spezialgebietes habe, sondern lediglich darum, das heute allgemein geltende Wissen über Dies und Das kennen zu lernen. Hier soll und muß also jede persönliche Regung und Neigung möglichst — so weit es eben menschenmöglich ist — hintangehalten und unterdrückt werden; hier suche ich einen farb- und parteilosen Niedererschlag des Wissens der Gegenwart. Deshalb ist es vielleicht nicht bloß aner kennenswerthe Bescheidenheit, sondern weise berechnete Absicht, wenn der Name des langjährigen Chefredakteurs, der am Ende einen eigenen Artikel verdient hätte, ungenannt bleibt; obgleich die Gelegenheit sich zu nennen, insofern recht verführerisch war, als zufällig der Erfinder ein Gewehrsystems, dessen Ausführung nicht zu umgehen war, den selben Namen trägt. Die Leitung des Unternehmens hat sich aber mit Recht davor geschämt auf die Macht, die sie unbestreitbar in hohem Grade besitzt, besonders aufpassen zu machen. Jrgend ein lebenswürdiger Schwerenöthiger hat einmal Meyers Lexikon als die achte Großmacht bezeichnet. Wenn Das wahr ist, so ist

Herrscher kein Anderer als der Chefredakteur. Diesem Manne ist eine Gewalt gegeben, die, genau gesehen, etwas Ueberwältigendes hat. Verfasser von Artikeln ist er zwar keineswegs — woher sollte dazu die Zeit kommen? —; aber Alles vereinigt sich doch schließlich in seiner Hand. Darum gerade war es, so meine ich, klug, unerkannt und ungenannt im Hintergrunde zu thronen.

Arbeitsheilung, dieses Kriterium fortgeschrittenster Civilisation, ist beim „Großen Meyer“ dennoch freilich bis ins Kleinste durchgeführt. Die strengste Einhaltung peinlichster Ordnung, die erst aus der Arbeitstheilung die segensreiche Arbeitsvereinigung erstehen läßt, ist sein besonderes Kennzeichen. Zu thun giebt's da genug. Die Kontrolle der unzähligen Verweisungen, die orthographische Uebereinstimmung der Kartenlegenden mit dem Wortlaute der Artikel, zu denen sie gehören, das richtige Maß im Illustriren —: Das sind Dinge, über die sich ganze Doktorabhandlungen schreiben ließen. Betrachten wir nur einmal den an dritter Stelle genannten Faktor; die Bilderangelegenheit, etwas genauer. Auf gut Glück wähle ich dazu die Tafel „Tiefseefauna“ des zwölften Bandes. Wie kommt solch ein Prachtstück zu Stande? Genügt es etwa — wie vielleicht der Laie denken und wie es hier und da, nur nicht im Bibliographischen Institut, vorkommen mag —, einem bekannten Künstler, der auf diesem Gebiete notorisch Sonderkenntnisse aufweist, den Auftrag zu geben: Malen Sie uns einmal ein Blatt, worauf dieser Krebs, jener Fisch, diese Koralle, jene Schnecke recht hübsch deutlich und in anmuthvoller Gruppierung zu sehen ist? Das wäre eine merkwürdige Methode, um zum rechten Ziele zu gelangen! Vielmehr geht man hierbei etwa so zu Werke. Ist es in Rücksicht auf die anderen Unterabtheilungen des Artikels und auf andere Artikel wünschenswerth, gerade diesem Theile der Meeresfauna Abbildungen beizugeben? Wie viele und welche? Wie groß sollen sie sein? Genügt Wiedergabe in Holzschnitt oder ist eine Chromotafel nöthig? Eine einfache oder eine Doppel-Beilage? Soll dies Bild nur des Publikums Schaulust befriedigen oder selbst verwöhnten und künstlerischen Ansprüchen genügen? Woher sind die Vorlagen zu beschaffen (vom Verfasser des Textes zu beziehen, käuflich zu erwerben oder aus Bibliotheken zu entleihen)? Könnten durch die Reproduktion Urheberrechte verletzt werden? Wenn Das für Deutschland nicht zu befürchten ist: könnten etwa bei Uebersetzung in fremde Sprachen oder bei Verwerthung der Reproduktionen in fremden Ländern Bestimmungen der Berner Uebereinkunft in Frage kommen? Sind Verkleinerungen oder Vergrößerungen nöthig oder angebracht? Wird die Tafel mit der Unterschrift gedruckt oder erhält sie ein Deckblatt? Entspricht ihr Kennwort dem des Artikels, dem sie beigegeben wird? Solche und ähnliche Fragen sind bei einer Illustration zu erledigen, — der Leser wird begreifen, daß es keine Kleinigkeit ist, ein Verikon zu Stande zu bringen, das allen Ansprüchen (auch denen des Rechtes) genügt.

Erfüllt Meyers Verikon wirklich alle Ansprüche? Ich glaube: ja. Im „Magazin für Literatur“ hat Herr Otto Ernst neulich eine „Kritik“ über Kritiken veröffentlicht, die zum Theil recht beherzigenswerthe Anregungen und Warnungen enthält, obwohl er mit seinem Menetekel in der Hauptsache nur die Kritiker von Dichtungen treffen will. Hier habe ich weniger den berufsmäßigen Kritiker der „schneidigen“ Sorte im Auge, sondern mehr noch den von Ernst weniger beachteten berufsmäßigen Lobhübler. Ohne Zweifel verdirbt immerwährendes

Rezensiren Leben, der nicht ein Bißchen Rückgrat hat. Kommen nun einem solchen „Beurtheiler“, der nachgerade zu den Mollusken zu zählen sein würde, Werke unter die Hand, deren Inhalt über seinen engen Horizont weit hinausgeht, deren Neuheres in recht bestechendem Gewand erscheint, deren Anlage eine „Fortsetzung folgt“ verheißt, dann schmilzt das Eis in hellen Tropfen vom kalten Kritikafterherzen herab und die Lobhymne ist fertig. Nun, zu diesen Leuten möchte ich um keinen Preis gehören; schon deshalb nicht, weil ihr Urtheil dem Unternehmen und seiner Redaktion wenig nützen kann. Uebertreibungen, wie „lückenlose Vollständigkeit“ und Aehnliches, richten sich von selbst. Wissen denn diese Herren gar nicht, daß Meyers Lexikon in seiner jetzigen Gestalt nicht nur dem Alter, sondern auch seinem Umfange nach eine Verjüngung ist? Man pflegt es als den „Großen Meyer“ zu bezeichnen; wer die erste Auflage kennt, wird dann von einem „Ganzgroßen Meyer“ reden müssen. Müßelos ließen sich daraus Beispiele dafür sammeln, daß lückenlose Vollständigkeit durchaus nicht die Absicht und das Ziel der heutigen Form ist. Man kann nicht zweien Herren dienen. Jedermann kennt die unbestreitbaren Vorzüge, die Meyers Lexikon in technischer Hinsicht aufweist. Die Technik beherrscht das moderne Leben, drum lasse ich mir gern von diesem Vorzug imponiren, wenn ich auch von diesen Dingen nicht viel verstehe. Und ich bescheide mich in meiner Eigenschaft als Historiker, obwohl ich hier und da Etwas aus meinem Lieblingsgebiete vermisste; denn wohin sollte es führen, wenn alle Dinge in dem Lexikon besprochen würden, über die man überhaupt Etwas weiß? Da muß der feine Takt entscheiden. Ein Monstrum von einem Nachschlagewerke würde seinen Beruf verfehlen. Die Losung des Bibliographischen Instituts lautet: *sempré avanti!* Dahinten lassen, was den Interessen der Mitwelt ferner liegt, ausmerzen, was dem Tage entrückt ist! Raum für das Neue! Unter diesem Zeichen allein kann der Sieg errungen werden. Wir haben seit Kurzem ein Bürgerliches Gesetzbuch: wie viele neue Artikel wird wohl dieses Werk nach sich ziehen! Mag ich drum als Historiker noch so sehr bedauern, daß, um einmal das Festzunageln, Geschichtschreiber wie Franz Martin Pelzel, Hieronymus Pez, selbst Bernhard Pez (dessen „Thesaurus“ heute mit 250 Mark bezahlt wird, also immerhin noch einen gewissen Werth beanspruchen darf) nicht berücksichtigt werden konnten, — als billig denkender Benutzer, der dem Nachschlagewerke so manche andere wichtige Kunde verdankt, muß ich mir sagen: Sonderwünsche dürfen nicht laut werden. Muß man doch anerkennen, daß selbst an Artikeln, deren Wortlaut man für feststehend halten sollte, immer von Neuem geändert und gebessert wird. Man vergleiche die vierte mit der fünften Auflage in den Artikeln: Vorking, Niccio, Richard, Richelieu, Ricimer, Rienzi, Riesengebirge, Riga u. s. w. Und nun erst jene Stichworte, die von dem Wechsel der Tage berührt werden! Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie grundstürzend oft die Korrekturen ausfallen, gebe ich auf der nächsten Seite ein willkürlich herausgegriffenes, von der Redaktion gütigst zur Verfügung gestelltes Blatt aus dem Mannskripte zum vierzehnten Bande in Hochätzung, auf die Hälfte verkleinert, wieder; der Inhalt gehört zum Artikel „Rußland“ und betrifft die russische Kriegsflotte.

Wenn neue Artikel über Begriffe auftauchen, die die Mitwelt erst geschaffen hat (z. B. Riefelsfelder), so ist Das nicht verwunderlich; interessant aber ist die Beobachtung, daß selbst längst Vergangenes nicht übersehen wird, wenn es der Auf-



üblichen studentischen Gebrauch: „... ia seis Panier!“ Die charakteristischen Ordenszeichen der Benediktiner, Franziskaner u. s. w. verdienen Erwähnung, weil ihre Kenntniß heute noch von Werth ist). Das erklärt sich eben so leicht, wie bei langer Dauer des Erscheinens Unregelmäßigkeiten in der Orthographie (Henschen — Henschen; Papebroch — Papebroet) ohne Weiteres entschuldbar sind. Irrthum ist menschlich; und die Redaktion des Lexikons ist die letzte, die eine in anständiger Form vorgebrachte Belehrung und Berichtigung hochmüthig verschmähte. Auch ist zuzugeben, daß die Auswahl des Stoffes, der ja an allen Enden beschränkt werden muß, um das Gefäß nicht überlaufen zu lassen, mitunter zur Aeußerung abweichender Meinungen herausfordert. Gerade lebenden Personen gegenüber ist aber äußerste Vorsicht geboten und man thut recht gut daran, lieber allzu kritisch zu sein als allzu liebenswürdig, — Anpassungen und Aufnahmen gegenüber, die natürlich in Massen alltäglich herbeigeplattert kommen.

Leipzig.

Hans F. Helmolt.



## Walpurgisnachtstraum

oder

### Marshall's und der öffentlichen Meinung goldene Hochzeit.

Oberstaatsanwalt.

Heute schwelge ich einmal  
In Haupt- und Staatsaktionen,  
Hab' jedoch, wird es fatal,  
Gewisse Instruktionen.

Landgerichtsdirektor.

Jeden Zeugen frag' ich aus  
Und weiß ihn gut zu fassen,  
Kann auch, bring' ich nichts heraus,  
Es Andern überlassen.

Marshall Oberon.

Neu verbinden will ich mich  
Der öffentlichen Meinung.  
Was mich peinigt fürchterlich,  
Das bring' ich zur Erscheinung.

Gutgesinnte.

Tröstend springen wir hinzu  
Als Deine Eideshelfer,  
Nichtend gegen Friedrichsruh  
Ein wüthendes Gebelfer.

Titania, die öffentliche.

Stets ergeben bleib' ich Dir  
Und Deinem Dienst erbötig,  
Doch Du hast's, Das glaube mir,  
Nach andrer Seite nöthig.

Marshall Oberon.

Gatten, die sich vertragen wollen,  
Vernens von uns Beiden!  
Anonymitäten sollen  
Fortan uns nimmer scheiden.

Zeitungsausschnitt.

Wenn die Schere mich ergreift,  
Ergreift mich auch die Schranze;  
Dann erst werd' ich eine Last  
Und stärker als das Ganze.

Durchlaucht.

Ah, ich wurde interviewt!  
Was ist Das, Bruder Wiener  
Glaube mir, nicht weh es thut  
So sagt mein Kammerdiener

Philii.

Interview'n ist eine Kunst,  
Dazu gehören Zweie.  
Mehr versteh' ich — mit Vergunst! —  
Doch nicht davon als Laie.

Kammerdiener.

Wenn man zwischen Gummischuh  
Und Paletot gefragt wird,  
Heißt man es ein Interview,  
Falls hinterher geklagt wird.

Hammann.

Excellenz, erlauben Sie,  
Dies scheint mir eine „Falle“!  
Dieses Wort's Diplomatie  
Verstehn im Amt wir Alle.

Zeugenorchester (Fortissimo)  
Fischer frage nur und Stein!  
Die Frage wird sich lohnen.  
Keiner freilich räumt was ein, —  
Und nennt's Informationen.

Gaede.

Mit Verlaub, nicht ungestüm!  
Es giebt noch etwas Drittes:  
Manchmal schreib' ich anonym,  
Der arme Tausch, der litt es.

Hoenig.

Schreibt man sich die Finger ab,  
So wird Dies nicht viel taugen:  
Wenn ich nichts zu schreiben hab';  
Hab' ich doch was zum Saugen.

Kölnische Windfahne.

Rastlos war ich stets im Drehn,  
Dem Erdenstaub enthoben.  
Wenn noch unten nichts will wehn,  
Kommt mir schon Wind von oben.

Die Post.

Wannaus Osten kommt der Wind,  
Das spüre ich am Westen.  
Früher dreh' ich mich geschwind  
Als Du im fernen Westen.

Volkszeitung.

Mögt Ihr Snarren in dem Wehn  
Aus Westen oder Osten;  
Lernt von mir das Stillestehn, —  
Ihr braucht nur einzurosten.

Levysohn.

Meine Fahne fliegt im Kreis,  
Wer kann so schön rotiren!  
Weil man, ohne daß ichs weiß,  
Sie gut versteht zu schmieren.

Gingold-Staert.

Ohne mich, den höchsten Knopf,  
Der schmähsch abgefallen,  
Bist ein Rumpf Du ohne Kopf,  
Ein Kater ohne Krallen.

Vorwärts.

Nie erhielt mein Material  
Ich aus dem Fach der Kenner;  
Darum sag' ich noch einmal:  
„Heraus die Hintermänner!“

von Lügow.

„Hintermänner!“ hör' ich schrein;  
Es ist fürwahr zum Lachen.  
Nur die Frage werf' ich ein,  
Wie Die Geschäfte machen?

Leckert.

Grün bin ich, doch grüner noch  
Die Redakteure waren;  
Grün der Wagen, der ins Loch  
Mich hat hierher gefahren.

Lucanus.

Hinterm Reiter auf dem Pferd  
Darf ich die Zeit erpassen,  
Um als Hintermann zur Erd'  
Näh stürzen ihn zu lassen.

Orchester (Pianissimo).

Wolkenzug und Nebelflor  
Senkt wieder sich hernieder,  
Vordermänner treten vor  
Und schaun so tren und bieder.

Palingenius.



## Selbstanzeigen.

**Dyre Rein, eine Geschichte aus Urgroßvaters Hause.** Leipzig, G. J. Göschen's Verlag.

Mein Buch schildert ein Interieur jener guten alten Zeit, da die Post nur einmal in der Woche kam und Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone und Zeitungen die Lüfte noch nicht mit ihrem Schwall von Neuigkeiten, ihrer Nerven erregenden Unruhe füllten. In jener Zeit ereignete sich so wenig, kaum der fünfhundertste Theil von Dem, was jetzt vierundzwanzig Stunden lang die Gemüther in Bewegung setzt. Dafür aber war ein Ereigniß auch Etwas. Ein Mord, ein Verbrechen schrie über das ganze Land, ohne schon in der nächsten Stunde durch eine neue Sensation überholt zu werden. Man hatte Zeit, sich in einen Eindruck zu vertiefen, ihn zu erwägen, darüber zu grübeln.

Gar Mancher von der jüngeren Generation — bei uns oben im Norden — erinnert sich, von einer älteren Dame gehört zu haben, die, wie man sagte, ohne eigentlich krank zu sein, stets das Bett hütete und nie mehr aus ihren vier Wänden herauskame: ein geheimnißvolles Etwas umgab ihre Person, es bildete sich eine Art Legende um sie. Die Kinder lauschten vor der Thür der Tante, spähten und forschten. . . . Eine Liebesgeschichte in ihrer Jugend, hieß es, die sie nie überwinden könne. Der Lebensmuth war gebrochen worden in einem Jugendsturm! Sie konnte liebenswürdig sein, oft sogar aufs Höchste interessirt, wenn sie hin und wieder einmal Besuch empfing. Aber ihre Kraft, sich am wirklichen Leben zu theilnehmen, war vernichtet. Sie verfolgte das Leben nur in der Phantasie, wie ein Schauspiel mit wechselnden Schatten.

In jenen Zeiten konnte man sich nicht, ohne sich zu erniedrigen, dem Lebensheruf widmen, zu dem man Lust und Fähigkeiten verspürte. Und das Oberhaupt der Familie Orning, ein geborener Künstler, war durch das Leben und durch die Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse zu einem einflußreichen Bezirksrichter mit großen Einkünften in einem entlegenen Landbistritz geworden. Hier lebt er nach Kräften sein eigenes, unabhängiges Leben in Kampf und Frieden mit seiner willensstarken, energischen Gattin. Und hier wachsen seine vier Töchter in einer Umgebung auf, die ihnen gar kleinliche, trostlose Zukunftsaussichten eröffnet. Und in diesem Milieu spielt die Handlung. Die jungen Mädchen mit ihren Familienillusionen im Blut kämpfen für die Sache ihrer Herzen auf engem Raum. Und in diese Familie tritt dann der Held ein, der neue Affessor des Bezirksrichters, Dyre Aagesen Rein — eine wunderliche, räthselhafte Erscheinung, der sein eigenes, mythisches Leben draußen in der freien Natur auf der Jagd auf weiten Wanderungen führt. Schroff und rücksichtslos ist dieser Mann und beugt nicht den Sitten und Gewohnheiten des Hauses. Und im Verkehr mit den jungen Damen wirkt er zugleich abstoßend und anziehend. Mit dem Moment seiner Ankunft erhält die Erzählung, die das Interieur im Hause des Bezirksrichters festhielt, wie während des ruhigen alltäglichen Lebens vor uns entrollt, Flug und Spannung. Das Verhältniß zwischen ihm und der jüngsten Tochter, Dyre,

entwickelt sich zu jener tiefen, schicksalschweren Liebe, die mit einer Katastrophe endet: Merete wird lebenslänglich bettlägerig, während sich um ihn die Sage bildet, daß man ihn noch bis in späte Zeiten „als Schatten im Mondschein über den Bergsee dahingleiten sah.“

„Dyre Rein“ ist eine modern-psychologische Erzählung, in das Milieu einer vergangenen Zeit verlegt.

Paris, im Dezember 1896.

Jonas Lie.



### Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst. Berlin. Karl Dunder.

Der Grundgedanke, der sich durch meine Erörterungen zieht, wird klar erkennbar sein: für jede wahrhaft große Kunst ist das Zusammenwirken von Künstlern und Volk nothwendig. Der Künstler soll sich zur größten, freiesten Individualität hindurchbringen, er soll aber im Volke wurzeln, wie der kraftvolle Baum im Erdbreich; er soll mit dem Denken und Fühlen seines Volkes innig vertraut sein.. Das Volk wird dann seine eigenen Ideen und Gefühle, geläutert, verklärt und von einer eigenartigen, großen Persönlichkeit gemodelt, wiedererkennen und freudig begrüßen. So sind die zwei ersten Forderungen für eine wahre, blühende Kunst der Zukunft gegeben: Individualität und Volksthümlichkeit. Der Drang danach äußert sich in unserem Jahrhundert auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Denkens stärker, eigenartiger, bewußter als in jeder uns bekannten früheren Epoche der Weltgeschichte. Darum sagt man auch mit Recht, daß wir in einem bürgerlich-freiheitlichen Jahrhundert stehen, das man wohl als den Beginn einer neuen Weltkulturepoche bezeichnen möchte. In der Studie „Das weibliche Jahrhundert“ versuche ich, eine zeitgemäße Darstellung des Fraueneinflusses auf wichtige Gebiete unseres modernen Geisteslebens zu geben. Der vorurtheilslose Leser wird eine ungesunde Verschiebung der modernen Kulturverhältnisse anerkennen müssen.

Weimar.

Siegmar Schulze.



### Gedichte. Hannover. Schmorl & von Seefeld Nachf. . .

Was mir in buntem Wechsel bot die Zeit,  
Das klang gar oft auf meiner Feier wieder  
Und strömte dann — in hartem Widerstreit,  
In hellem Jubellaut — in meine Nieder;  
Und bring' ich heute diesen Wegstrauß dar,  
So wird man drin von meinem Leben lesen:  
Wie es wohl einst des Irrthums Spielball war  
Und rauher Stürme Widerspiel gewesen.

Drum ist auch doppelt schwer für mich der Gang,  
Den ungestraft kein „Sterblicher“ beschritten;  
Und, ohne Anrecht auf der Mitwelt Dank,  
Fehlt mir die Form, um Huld und Günst zu bitten.



Doch wie ich furchtlos vor dem hellen Licht  
Des Tags enthüllt mein Trachten und mein Dichten,  
So stell ich mich auch furchtlos dem Gericht:  
Ich hab's gewagt! Man mag gerecht nun richten!

Hannover.

Friedrich Lewes.



**Jeli, der Hirt.** Eine Erzählung von Giovanni Verga. Einzige vom Verfasser genehmigte Uebersetzung. Mit 24 Original-Zeichnungen von Arnaldo Ferraguti. Verlag von Emil W. Engel in Wien.

Dieses Werkchen ist durchaus typisch für Verga's Art. Der Dichter berichtet da über Lust und Leid eines sizilianischen Hirtenknaben. Er schildert in der schlichten Rede- und Denkweise der Bauern seiner Heimath, lebendig und kraftvoll, das Leben in den Bergen und auf den Dörfern Siziliens. Er gewährt uns dabei einen interessanten Einblick in die primitive Psyche dieser leidenschaftlichen und doch resignirten Naturmenschen. In dieser meisterlichen Schilderung sind Romantik und Verismus im guten Sinne mit einander harmonisch verknüpft. Arnaldo Ferraguti, einer der ursprünglichsten und gemüthvollsten Maler Italiens, hat für diese — von mir veranstaltete — deutsche Ausgabe prächtige und charakteristische Skizzen entworfen.

Wien.

Otto Eichenhitz.



**Frau Villy als Jungfrau, Gattin und Mutter.** Karl Dunder, Berlin.

Es hat mich versucht, ein Weihnachtbuch zu schreiben. Wir Alle haben Etwas erlebt, worin wir die großen Jahresfeste in uns lebendig werden fühlten, — sie brachten uns den Sinn ihres Wesens oder sie veragten ihn uns; und Beides klang, mit diesen Feiern verknüpft, lange in uns nach. Wenn ich Töchter hätte und sie wären fünfzehn, sechzehn Jahre alt, würde ich ihnen in dieser Form einen Einblick ins Leben geben. Damit meine ich nicht, daß alle Mütter mit diesem Buche thun sollten, was ich gethan hätte. Alle Mütter sind nicht wie ich, — und ich bin nicht wie alle Mütter. So ist denn dieses Buch da, ohne einen besonderen Zweck, und mehr ein Selbstgespräch der Erinnerung, wie man es an einem Festmorgen, beim Läuten der Frühglocken, mit sich selber hält. Und statt des einen Festes wurden es drei, die sich einstellten: die öden Pfingsten des jungen Mädchens, über das kein Wehen des ewigen Inhaltes kommt, die Ostern mit der Auferstehung des Lebens vom Tode, und Weihnachten, wo das kleine Heilandchen geboren ist, zu dem jedes erste Kind seiner Mutter eintreten muß. Es gab Zeiten, die mit dem Ueberirdischen anfangen und das Irdische darin auffangen, — heutzutage müssen wir uns bequemen, mit den Voraussetzungen des Irdischen anzufangen und zu sehen, wie wir dann weiter kommen.

München.

Laura Marholm.



## Das Loewe-Kartell.

**W**ährend der Strife in Hamburg seinem traurigen Ende entgegenging und Herr von Boetticher, als ob er, den naive Leute noch immer für den Träger der sozialen Reform halten, ein Mandat dazu erhalten hätte, im Reichstage bündig erklärte: Wenn die Schauerleute ihre Arbeit wieder aufnehmen, so werden die Rheber mit sich reden lassen, — während sich in den Schichten der Mühsälligen und Beladenen also ein Verzweiflungskampf zwischen Hunger und Ehrgefühl abspielte, hat sich auch unter einigen Mächtigen der Finanz und Industrie ein denkwürdiger Vorgang vollzogen. Es ist die Fusion — oder das Kartell —, das die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft jetzt mit der Gesellschaft Ludwig Loewe verbindet. Als Napoleon nach Rußland zog, that er Das, nach einem Eherzworte Tolstois, weil er glaubte, noch nicht Ruhm genug zu haben; als Emil Rathenau zu Isidor Loewe ging, that er diesen Schritt vielleicht nur, weil ihm, trotz der neuen Finanzmacht in Zürich, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft noch nicht dominirend genug vorkam. Was die Tagespresse bisher über dieses Ereigniß brachte, erscheint theils unrichtig, theilt thörichter, als selbst die Schnellschreiberei durchaus nöthig macht.

Zunächst ist es nicht wahr, daß die Sache allgemein überrascht hat. Seit Monaten hat sich vor den Augen der elektrotechnischen Konkurrenz das auffallende Schauspiel vollzogen, daß, wo die Union in Berlin eine Offerte eingereicht hatte, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ausblieb oder sich gar zurückzog und daß umgekehrt die Union gleich ritterlich gegen die A. E. G. verfuhr. Daraus folgerte jeder Gescheite in dieser Branche, in der es Dumme heute wohl überhaupt nicht mehr giebt, es müsse da ein geheimes Abkommen bestehen. Die Gesellschaft Loewe ist nämlich elektrotechnisch besonders wichtig wegen der mit ihr liierten Union, die mit Hilfe des amerikanischen Systems von Thompson Houston in Straßenbahnen Hervorragendes leistet, und kapitalistisch wiederum wird die Union bedeutsam durch die mit 30 Millionen vorgefehene Deutsche Gesellschaft für Elektrische Unternehmungen, in der fast alle berliner Großbanken, die Deutsche Bank als Finanzier der A. E. G. natürlich ausgenommen, sich zum ersten Male zusammengefunden haben. Ich glaube nun nicht, daß der Grund der Fusion in der Nähe von Wünschen nach Kapitalerweiterung zu suchen ist; die technischen Direktoren, die diese Ansicht äußern, wissen doch wohl nicht, wie leicht es erste Institute haben, für alle nur möglichen Spezialgeschäfts Konförtien und Unterkonförtien zu bilden. Nach meiner Auffassung mußte vielmehr eine gütliche Vereinbarung hauptsächlich deshalb erfolgen, weil sich — nicht die Etablissements, sondern — die Banken im engen Raume stießen. Wie heute die Verhältnisse liegen, werden nämlich Kaufmann und Bankier, Händler und Gelbbeher immer gebundener. Eine noch so große Kohlenfirma in Köln darf etwa nach Bremen keine Kohlen verkaufen, weil dort nicht ihr Bezirk ist; auch respektiren die Banken die mit ihnen verbündeten Werke oder Fabriken so sehr, daß ihr Kredit für die Konkurrenz nicht zu haben ist. So ist es gekommen, daß die Diskontogesellschaft nicht die Eisenindustrie an sich fördert, sondern vielleicht nur die Dortmunder Union, daß die Darmstädter Bank als Gründerin eines großen Fahrradetaillissements ganz gewiß anderen Fabrikanten auf diesem Gebiet nicht helfen wird u. s. w. Ob dieser Zustand schließlich nicht zu neuen Miß-

ständen führt? Sehr wahrscheinlich; einstweilen aber gestehen z. B. die Kohlenfirmen offen ein, daß sie wohl an der glänzenden Konjunktur nicht entfernt so viel wie sonst verdienen, daß aber die Zechen Recht gehabt hätten, sich endlich durch ein wirksames Syndikat zu Herren ihrer eigenen Produktion zu machen.

Wir werden nun gleich sehen, was das Alles mit unserer neuesten Fusion zu thun hat. Als die Deutsche Gesellschaft für Elektrische Unternehmungen gegründet wurde, hinter der die Union, hinter der wieder Loewe stand, wollte man wegen des dreißig Millionen betragenden Kapitals recht klug sein und war dann unklug genug, die meisten Großbanken, ferner Häuser wie Bleichröder, Born & Basse u. s. w. bei einem einzigen Unternehmen zu vereinigen. Die Folge war, daß zahlreiche Beleuchtungen, Kraftübertragungen, Transportgeschäfte nur der Union zufallen konnten. Denn wo zu diesen Zwecken eines jener bedeutenden Geldinstitute von seinen älteren oder neueren Geschäftsfreunden um Kredit angesprochen wurde, war immer nur ein Mitgehen für eine Weile möglich. Wurde die Sache so ernst, daß eine Gründung nothwendig war, dann zogen sich die Herren unter Beziehung auf ihre Zugehörigkeit zu der großen Gesellschaft rasch zurück. Es war also, ohne daß die Banken eigentlich die Absicht der Techniker erkannt hatten, ein höchst unbequemer Ring geschaffen worden, — unbequem für die mächtigen Financiers der Union, die ja auch neben Loewe noch ein Geschäft führen, und unbequem für die A. E. G., die manches mühsam Angebahnte wieder fallen lassen mußte, weil die Konsorten mit Kreditgebern verbunden waren, die nur die Union kennen wollten. Auch die Union hat wohl die Klauen des Löwen gefühlt, sowohl in der Rivalität der A. E. G. als an der ablehnenden Haltung der Deutschen Bank, die in technischen Dingen eine übergroße Macht hat, schon weil ihr Leiter, Herr Siemens, darin eine nicht gewöhnliche Erfahrung besitzt.

In die finanziellen Bedingungen des Kartells läßt sich nicht hineinsehen, so hartnäckig auch die genaueste Kenntniß behauptet wird. Die starke Fundirung der A. E. G. liegt weniger in ihren Reserven als in dem Umstande, daß sie in der Stille an den Anlagen Alles herunter schreibt. Die Konsequenzen der neuen Vereinigung dürften zunächst mehr im Auslande fühlbar werden, wo es sich um Konzessionen, viel Kapital und weniger um den billigsten Preis als um die richtigste Diplomatie handelt. In Deutschland aber, wo meist für dritte Rechnung gebaut wird, wo die Gesellschaften gewöhnlich nur die Unternehmer, aber nicht die Eigenthümer sind, könnte eine Einhaltung des Kartells nur wenig nützen. Erstens würde die A. E. G. sich nicht gern von ihrer Neigung trennen, bald 25 Prozent theurer, bald 25 Prozent billiger als ihre Mitbieter zu sein, und dann hat bisher die Union meines Wissens überhaupt noch bei keiner städtischen Centrale mitsubmittirt. Schließlich sind aber noch die Städte da, die sich von keinem Privatübereinkommen verwirren lassen, sondern in diesem Falle andere Bewerber heranziehen würden. Nur durch die Städte ist die entschlossen niederbietende Konkurrenz der elektrischen Unternehmungen groß geworden, während die blinden Stadtverordneten immer behaupten wollen es sei umgekehrt. In Wirklichkeit würde kein technischer Direktor mit den bekannt starken Mitteln öffentlich gegen Konkurrenten oder Gegner selbst in den Magistrat vorzugehen wagen, wäre er dabei nicht von vorn herein eines Theiles der öffentlichen Meinung sicher. Die Strömung geht heute nicht allein für den Billigsten sondern auch gegen den Begünstigten, und Einer muß doch der Begünstigte sein

So ist man in den Kommunalverwaltungen, um sich vor Verleumdung zu schützen, zur schlimmsten Preisdrückerei gekommen und häufig haben Die gerade, die dem Gemeinwesen eine wirklich große Leistung liefern, direkt wenig Nutzen davon, — wenn sie auch mitunter auf Umwegen immer noch recht hübsche Profite einsäckeln.

Falsch ist die Behauptung, daß die A. E.-G. die Union wegen ihrer Fertigkeit in Straßenbahnen herangezogen habe. Die Union hat freilich bewunderte Patente für Straßenbahnen und Starkstrom; aber wie Breslau, Dortmund und andere Städte zeigen, hat die A. E.-G. auch auf diesem Gebiete sehr Gutes geleistet. Ferner ist ganz ernsthaft zu lesen, daß die A. E.-G. es auf Loewe wegen des Baues von großen Dampfmaschinen abgesehen habe, da sie sich bisher im Inlande auf die Görlitzer Maschinenbauanstalt angewiesen sah. Der Fremde müßte, wenn er Das liest, glauben, das Deutsche Reich, mit Augsburg, Chemnitz, Stuttgart-Berg, habe Mangel an großen Fabriken für Dampfmaschinen. Loewe, der ja für die Union überhaupt fabrizirt, hat freilich schon wiederholt große Dampfmaschinen gebaut, sie waren aber stets zu theuer. Eine Wiederaufnahme dieser Fabrikation wäre natürlich nicht schwer, da ja die Anlagen dazu vorhanden sind. Höchst wichtig wird aber für die A. E.-G. die enge Verbindung der Union mit der großen Elektrizität-Gesellschaft von Wank in Budapest sein. Das ist ein altes, sehr geschickt geleitetes Unternehmen, das auch in Oesterreich ausreichend vertreten ist. Ob dadurch auch der Helios in Wien mit kartellirt wird, eine Gesellschaft, die in Holland gute Geschäfte macht und sich am Nordostkanal kräftig erholen konnte, ist noch nicht zu ersehen. Der Helios hat übrigens jetzt vor dem Patentamte seine Klage wegen des Drehstrompatentes verloren. Die Revision ist aber bereits angemeldet.

Neben technischen und finanziellen Rücksichten kommen für solche Fusionen oft auch rein menschliche Ursachen in Betracht. Man muß nur nicht glauben, daß die Leiter großer Industrien ganz rechnerisch und nicht im Mindesten leidenschaftlich vorgehen. Kein Aufsichtsrath fühlt sich immer stark genug, einem begabten und besonders glücklichen Direktor mäßigend entgegenzutreten. Es giebt bei uns solche Männer, auf die schon lange die Macht der A. E.-G. wie das rothe Tuch gewirkt hat; in welchem Grade jetzt der Ehrgeiz dieser Herren angespornt wird, müßte sich bald zeigen. Wären die Zeiten schlecht, so würde ich auf ein langjames Ankaufen kleinerer elektrischer Gesellschaften durch irgend ein großes Etablissement rathen, aber dafür sind heute die betreffenden Aktien schon zu theuer. Immerhin könnte sich noch eine Verschmelzung zweier so großen Etablissements ereignen, daß den Trägern der eben vollzogenen Fusion die Augen übergehen. Und damit würde die gesammte deutsche Elektrotechnik in Wege geleitet werden, die man noch vor Kurzem nicht ahnte. Wie das Großkapital längst wieder die Assoziation aufgesucht hat, so schickt sich hier auch die technische Macht an, zur Gruppenmacht vorzuschießen. In Amerika ist diese Entwicklung schon bis zur völligen Einigung der elektrotechnischen Werke gediehen. Aber was kam dabei heraus? Die Dividenden stiegen, die Erfindungen gingen zurück. Und der wissenschaftliche Werth dieses ganzen Gebietes ist auch in Deutschland durch den Egoismus des geschäftlichen Wettbewerbes emporgetrieben worden. Da aber der pekuniäre Nutzen allein nicht entscheidend ist, so darf man diese erste große Fusion in einer verhältnißmäßig noch jungen Branche auch als wichtig und bedeutsam ansehen. Pluto.



## Bücherliste.

**D**ie Bitte, die Leser der „Zukunft“ möchten auch diesmal zu Weihnachten Bücher empfehlen, die sie für lesenswerth halten, hat Gehör gefunden. Von Bilderwerken wurden empfohlen: die Boedlin- und Venbach-Mappen, das neue Klinger-Werk, Jordans „Adolf Menzel“, Dürers „Offenbarung Johannis“: aus dem leichteren Genre: Andersens illustriertes Märchen „Prinzessin und Schweinehirt“, „Unser Bismarck“ von Allers und Hans Kraemer, Webefinds „Hänselken“, „Des Fürsten Bismarck Ruhesitz Friedrichsruh“. Für die Jugend wurden nachträglich noch genannt: „Frühlingszeit“ von Bertha von Suttner, Henders neue Ausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ von den Brüdern Grimm und die in dem selben Verlage erschienene Ausgabe von „Tausend und eine Nacht“; „Des sächsischen Knaben Wunderhorn“; Handes „Perlen der Bühne“; „Sprechende Thiere“; Kloebeckens „Lambert Habewart“. Für Erwachsene: Treitschkes „Deutsche Geschichte“; Freytags Gesammelte Werke; Vagarbes „Deutsche Schriften“; die Gesamt-Ausgabe der Werke Niebischs und die Biographie, die uns Frau Elisabeth Förster-Niebisch gegeben hat; Gottfried Kellers Werke, insbesondere die „Leute von Seldwyla“ und „Sieben Legenden“; Brahms „Karl Stauffer“; Rosseggers „Walbvogel“ und „Wirth an der Maier“; Langbehns „Rembrandt als Erzieher“; Tilles „Volksdienst“; Hansjakobs „Wilde Kirichen“; Wilhelm Raabes Gesammelte Erzählungen; Bleibtreus „Heroica“ und „Dios irae“; Schönaich-Carolaths „Heiland der Thiere“; Hans Hoffmanns „Bogener Geschichten“; Karl Busses „Träume“; Albertis „Rose von Hilbesheim“; Emil Marriots „Geistlicher Tod“ und, besonders nachdrücklich, „Seine Gottheit“; Wildenbruchs „Edles Blut“ und „Kinderthränen“; Boffens „Blonde Kathrein“; Björnsons „Ueber unsere Kraft“ und „Der König“; Ibsens neues Drama „John Gabriel Borkmann“; „Das Buch der Zeit“ von Arno Holz; „Das Buch der Frauen“ von Laura Marholm; „Mutterlieder“ von Mia Holm; „Shakespeare“ von Georg Brandes; Dmptebas „Sylvestor von Geyer“; Darwins „Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren“; Hæckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und „Monismus“; Bret Hartes „Argonauten-Geschichten“; das Bismarck-Album und die Bismarck-Gebichte des Kladderadatsch und Kohls Bismarck-Jahrbuch; „Geschichte der französischen Literatur“ von Eduard Engel; Mansens „In Nacht und Eis“; Poschingers „Bismarck und der Bundesrath“; die Memoiren von Barras; der ganz allerliebste, ausgelassen-lustige Aeolsharfen-Almanach; Leistikows „Auf der Schwelle“; Sombarts „Socialismus im neunzehnten Jahrhundert“; „Der Rangirbahnhof“ und „Das Recht der Mutter“ von Helene Böhlaus; eine neue „Geschichte der Weltliteratur“ von Julius Hart; Wischers „Auch Einer“; Hebbels „Tagebücher“ und „Briefwechsel“; Schopenhauers „Neue Paralipomena“; Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels und der Oper“; Hopfens „Robert Leichfuß“ und „Hotel Köpf“; „Professor Hieronymus“ von Am Skram. Fünf Brieffschreiber sind so unvorsichtig, Hardens „Literatur und Thea“ zu empfehlen; ich darf ihre Meinung nicht unterdrücken, kann mich dem Ur aber nicht anschließen, denn in den neuen Bänden von Treitschke, Grimm, G. meister und Brandes werden den Lesern sehr viel werthvollere Essays-Sammlungen geboten. So: nun mag Jeder für den Gabentisch wählen, was dem Geschmack und dem Bildungsbedürfnis des zu Beschenkenden am Besten entspricht.



Berlin, den 26. Dezember 1896.

## Die Hintertreppe.

Ein stattliches, vornehm verputztes, mit bunten Bildern im nürnbergisch-berlinischen Stil anmuthig geschmücktes Haus, in dem jeder Komfort der Neuzeit zu finden ist: Luftheizung, elektrisches Licht, Gasherd, Fahrstuhl und andere schöne, nützliche und bequeme Sachen. Es wohnt sich behaglich in solchem Hause; und wer an hellen Sommertagen von der Loggia, die fein getönte Ziergewächse umranken, den Blick in die Runde schweifen läßt, auf das wirre Gesträuch der Telephondrähte, die stille Gast der Radfahrer und das summende Säusen der Akkumulatorenbahnen, Der kann wirklich wähnen, er stehe hier auf der stolzesten Höhe der Zeit, die ihre wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften vereinigt habe, um das Heim und das Leben ihrer glücklichen Söhne wundervoll auszustatten. Dann streift das Auge wohl auch den Seiteneingang, die engere Gnadenpforte der Kleinen Leute. Born ist nur den Herrschaften der Eintritt erlaubt, den hehren Vertretern von Besitz und Bildung, die gute Röcke tragen und deren Korrektheit der Schmutz der Straße nicht angetastet hat; sie klettern die breiten, niedrigen Treppenstufen hinauf, finden auf jedem Absatz ein Ruheplätzchen, machen ihre Visite oder ihr Geschäftchen und wandern, wenn Alles sauber oder auch unsauber erledigt ist, gemächlich dann wieder weiter; zu allen wichtigen Lebensfunktionen der modernen Gesellschaft führt der Weg über die Vordertreppe: dem Pfarrer, der zur Kindtaufe schreitet, dem Freier, der ein Herz, einen Leib oder eine Mitgift sucht, den Kunden, Käufern und Spekulanten, die verdienen und verdienen lassen wollen, und den Leichenträgern begegnen wir hier, — und sogar den Steuerboten läßt der in der Furcht des

Fiskus auferzogene Portier ehrerbietig den Aufgang für Herrschaften benutzen. Von hinten wird die Maschine gespeist; der Bäckerjunge, der Fleischerbursche, die Zeitungsfrau, der Milchmann und der Briefträger sind hier tägliche Gäste und der hastige Verkehr der Dienstboten, der Kutscher, Lakaien und Mädchen, huscht schattenhaft durch die trübe Dämmerung, die selten ein fahler Lichtstrahl erhellte; da wird getuschelt, getratscht und geklatscht, da wird die schmutzige Wäsche der Herrschaft umständlich ausgespreitet, — und da ist von dem berühmten Komfort der Neuzeit nicht viel zu merken. Der Bäckerjunge leuchtet mit dem Hundewagen heran, der Schlächter hat blaurothe Finger und Blutflecke auf der einst schneeigen Blouse, selbst Bolle hat sich noch nicht zu den Akkumulatoren bekehrt und kein Rad ersetzt die müden Beine der Zeitungsfrau und des Briefträgers. Die Wissenschaft und die Technik sind für das Vorderhaus; hinten mag die Sitte verschollener Zeiten hübsch weiter herrschen. Natürlich entspricht solcher Sitte auch in der geistigen Sphäre dann eine Dunkelheit, die von modernem Glühlicht so verschieden ist wie ein Staatsanwalt von einem Politiker; eben so natürlich ist aber, daß aus dem helleren Herrschaftsgebäude mitunter sich doch ein Ton und ein Schimmer in das Hinterhaus verirrt, daß von den beiden Welten, die sich beständig an einander reiben, die eine mit ihrem Bewußtsein die andere allgemach färbt und daß aus solcher Reibung und Färbung endlich ein Gemisch entsteht, das so unbestimmbar und so unnützlich ist wie ein politischer Staatsanwalt. Auf der modernen Hintertreppe findet man nicht einen dumpfen Kinderglauben, der in der tröstenden Vorstellung eines persönlichen Gottes lebt und, in der Furcht vor dem richtenden und rächenden Walten dieses hochthronenden Gottes, Missethat, üble Nachrede und rasches Vorurtheil gewissenhaft meidet, sondern die versteinerten Reste eines Aberglaubens, der aus religiösen und märchenhaften Erinnerungen, aus dem Nachhall wüster Kolportageromane und schlechter Zeitungen zusammengesetzt ist und den modische Zweifelsucht, die Skepsis aus einem Fünzigpennigbazar, zerbeißt und durchlöchert hat. Hier stoßen wir auf die strenge Scheidung von Guten und Bösen, hier wird dem Menschen die Menschlichkeit genommen und er wird zum Engel verklärt oder zum Teufel geschwärzt, hier entstehen die geschwindesten Suggestionen, flackern die hitzigsten Erregungen auf, hier wird, weil der Aberglaube härter ist als der stärkste, brünstigste Glaube, über den Nächsten das schnellste und schlimmste Urtheil gefällt. Dünne Feste mit bunten Umschlägen gehen von Hand zu Hand und nähren das hungrige

Reffentiment; nicht mehr von indischen Bürgern, von der Blutrache heldenmüthiger Korfen und vom leidvollen Leben der schwarzen Slaven am rothen Fluß wird in diesen Groschenheften erzählt, sondern von Scharfrichtern, Falschmünzern, Bankdieben und Kommunisten; statt der geheimnißvollen Opiate und der blitzenden krummen Säbel wird als Mordmittel jetzt die Schrotflinte, die Höllemaschine, das Dynamit, mindestens aber Pistole und Feder gewählt und von den alten Requisiten ist eigentlich nur noch die gewaltsame Deflorirung irgend eines bildschönen und virginisch keuschen Mädchens beliebt, nach deren Vollziehung der Engel der Unschuld weinend von dannen fliegen und im nächsten Heft die Fortsetzung folgen kann. Im Innersten aber ist diese Kolportagewelt seit den Tagen Sues, Ponsons und Hadländers unverändert geblieben und nur ihr äußerer Aufputz hat sich mit der Mode gewandelt; noch immer gleicht diese Welt einem Schachbrett, wo, auf hellen und dunklen Feldern, die Weißen und die Schwarzen einander gegenüberstehen, noch immer kennt man Nuancen, Komplizirtheiten, Differenzirungen — und wie die abscheulichen Fremdwörter sonst heißen mögen — hier nicht: Ganggute und Gangböse, Engel und Teufel, regen sich bis zum letzten Wank hier in unerbittlichem Kampf und eine weise Vorsehung sorgt pünktlich dafür, daß am Ende, nach manchem Ungemach, mancher Niederlage und Noth, den Gangguten doch immer der Sieg sicher ist. Sieg und Seligkeit werden nicht mehr, wie einst, im fernen Jenseits verliehen, in einem erträumten Himmelreich, an das die Leser des Lokal-Anzeigers schon längst nicht mehr glauben: hienieden fällt die Entscheidung, die das Laster streng straft und die Tugend reichlich belohnt, und der Rechtsstaat mit dem ragenden Sitz der Gerechtigkeit wird, wenn die Zeit nur erfüllt ist, flink zum irdischen Paradies. Denn die alte Metaphysik ist mit den rissigen Stufen, dem morschen Geländer und der Staubschicht von der Hintertreppe verschwunden, auch hier wird jetzt fleißig gefehrt, gemischt und gebürstet, aus der Helle des Vorderhauses sind neue Ideen herübergebrungen, neue Anschauungen und Bedürfnisse, und der Binsenbesen des Rationalismus hat die Blätterreste hinweggelegt, auf denen des schlichten Kinderglaubens ehrwürdige Zeichen mühsam noch zu entziffern waren. Die theologische Vorstellung, die dem Blinden die sichere Krücke bot, ist in den Maschinenhäusern moderner Großstädte ent wurzelt und ängstlich tastet die Menschheit, die aus Maschinentheilen, aus lebenden Rädern und Schrauben, besteht, sich an einer dumpfsinnigen Sehnsucht nach teleologischen Wundern zurecht:



sie hat den Gott lange verloren und den Menschen noch nicht gefunden und in dem trostlosen Dunkel zucken ihr nur die irren Flämmchen des Aberglaubens von Zeit zu Zeit auf. So ungefähr sieht es in den Hinterhäusern aus; und wer von der Loggia des stattlichen Gebäudes den Blick in die Runde schweifen läßt, wird, wenn sein Auge den Seiteneingang streift, vielleicht doch dem Zweifel begegnen, ob die stolze Höhe der Zeit von der modernen Gesellschaft schon erreicht worden ist.

Der Zweifel wäre nicht unberechtigt; denn auch im Vorderhause ist es, trotz Luftheizung, Fahrstuhl und elektrischem Licht, um die Modernität oft noch recht übel bestellt. Während die vorn Wohnenden den kleinen Reuten ihren alten Glauben durchlöchern haben, hat die Weltanschauung der Hintertreppe das wache Bewußtsein der Herrschaften mählich gefärbt. Der Firniß hat der Berührung und Reibung zwar widerstanden, aber durch die dünne Decke leuchten die grellen Farben der Kolportagewelt aufdringlich schon wieder hervor. Das ist leicht zu begreifen: zwei Welten, die sich beständig an einander reiben, müssen nach und nach auf einander wirken und, wenn sie einander auch kaum kennen und nur ganz selten erkennen, im Grunde doch eine Gemeinsamkeit dunklen Empfindens gewinnen. Die alte Erfahrung wird auch in Zeiten fortschreitender Differenzierung bestätigt; der Einzelne mag sich verfeinern, unter dem Einfluß wachsender Civilisation und der sie schützend begleitenden Arbeitstheilung sich bestimmten Beschäftigungen, Funktionen und Ideentreisen schmiegsamer anpassen: die Psychologie der Masse, der ganz, halb oder gar nicht gebildeten, wird davon kaum berührt, — und das Massenempfinden scheint sich immer in melodramatischen Vorstellungen bewegen zu müssen. Deshalb ist die gewaltigste Wirkung auf die Masseninstinkte nie den Feinsten beschieden gewesen, nie den weitblickenden Sehern und den reifsten Söhnen einer Epoche, die an Wissen und philosophischem Sinn die Mitlebenden überragten, sondern den im Streben Stärksten, mit dem härtesten Willen zur Macht Ausgerüsteten, den großen Hypnotisuren vom Stamme Chlodomachs und Hildebrands, Bonapartes und Bismarcks, in denen selbst etwas Massiges lebt und die dadurch die Masse zu zwingen vermögen. Und deshalb sehen wir, daß heute, wo die Schichten eines Volkes mehr als jemals vorher geschieden sind, die selben alten Instinkte, die der moderner Stolz längst eingeurnt wähnte, sich überall gleich wieder regen, so ein Massengefühl aufgerüttelt wird. Es ist die Rache und der Triumph der Hintertreppe, daß diese Instinkte auch durch den Eingang |

Herrschaften schlüpfen und sich heimlich in den Hirnen und Herzen der hochmögenden Menschen einnisten durften, die so felsenfest glauben, mit den wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der Zeit ihr Heim und ihr Leben wunderbar ausgestattet zu haben. Hinten mochten solche Regungen allensfalls haufen, denn da klingelt der Bäckerjunge und der Milchmann und von dem Großbetrieb und den übrigen Errungenschaften des Jahrhunderts ist beinahe gar nichts zu merken; vorn aber, wo Alles nach dem neuesten Stil eingerichtet ist, wo die geladenen Gäste mit blödem Blick unverständlich auf modische Bilder glohen, mit plumpen Fingern Köppings köstliche Gläser umklammern und wo in der fröhlich-seligen Weihnacht sogar ein mondänes Jesuskindlein elektrisch angestrahlt wird, — vorn darf solcher veraltete Gespensterspuk nicht länger geduldet werden. Doch die zornigen Wallungen des Einzelnen helfen nicht: die moderne Gesellschaft heischt feste Organisation . . . und jede Organisation, Espinas hat es schon in den sociétés animales beobachtet, ist auf die Pflicht der Unterordnung aufgebaut. Der Einzelne wehrt sich wohl eine Weile, am Ende aber muß er dem Drängen der Vielzuvielen weichen und das Massenempfinden tobt ungehemmt dann die Hintertreppe hinauf und hinab. Das zeigt sich häufig genug in den Kunstfasernen, die von den Mäusen verlassen und von den Massen gestürmt worden sind: über die Hintertreppe kletterte jüngst erst Herr von Wildenbruch in die deutsche Geschichte und holte aus der finstersten Mottenecke der Kumpelkammer eine Kaiserkarikatur hervor, die der gaffenden Menge wie ein künstlerisch gegliedertes Historien-gemälde erschien. Das zeigt sich täglich in der Politik: die Urtheile, die wir seit sieben Jahren über Bismarck hören, beweisen es eben so deutlich wie die schnaubende Demokratenwuth, die in jedem Finanzminister den tückischen Erfinder neuer Steuern sieht, und das Geheul, das die Enthüllung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages neulich empfing, hat selbst die Zweifler belehrt, daß unser politisches Leben sich noch immer zwischen der Kinderstube und der Hintertreppe bewegt. Ein Gebiet aber giebt es, das der eigentliche Tummelplatz aller rückständigen Instinkte geworden ist: das finstere Reich der Strafrechtspflege. Den ciceronischen Spruch: Omnia sunt incerta, dum a jure discessum est, kann man heute schon in sein Gegentheil umkehren: Sobald eine Sache vor den Richter kommt, wird Alles ungewiß, Alles schwankend, — das Menschengefühl, das Unterscheidungsvermögen und das moderne Bewußtsein. Jeder sensationelle Prozeß bringt uns die selbe Erfahrung;

die Rolportagerwelt taucht, mit ihren Schrecken, ihren rothigen Engeln und pechschwarzen Teufeln, schnell aus dem Dunkel, es ist, als hätten die dumpfigsten Hinterhäuser ihre Insassen ausgespien, und Suggestionen entstehen, deren Ursprung der rückwärts tastende Sinn kaum noch zu ermitteln vermag. Nicht das Publikum nur, das Recht sucht und die Sünde gegen sein Rechtsbewußtsein geföhnt sehen will, ist an dieser Verwirrung schuldig; auch ein Theil der Richter lebt in Vorstellungen, die aus der Verbrecherromantik, aus einem unklaren Bedürfniß nach dem Walten einer weisen Teleologie und vielleicht aus dem Gefühl eigener Menschenschwachheit erwachsen sind, und man wird, um forschend in die Psyche dieser achtbaren Männer vorzudringen, den Weg über die Hintertreppe nicht scheuen dürfen. Sie wohnen fast sämmtlich im Vorderhause und sind von den modernen Errungenschaften nicht abgeschnitten; sie wissen, daß eine neue Physiologie, Psychologie und Soziologie entstanden ist, haben von Wundt, Forel, Flechsig und Ferri gehört, lauschen aufmerksam wissenschaftlichen Vorträgen über Gegenstände aus anderen Disziplinen und gründen Vereine, um zwischen den Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens und dem Recht wieder den Faden zu finden. Wenn sie aber, im schwarzen Talar, sich auf den Richterstuhl niederlassen, verschwindet, wie mit einem Zauberschlag, Alles, was sie sonst gelernt und getrieben haben, der grüne Tischbezug lastet wie ein schwerer Sargdeckel auf den fargen Früchten moderner Erkenntniß, die unendlichen Komplizirtheiten der Menschennatur versinken in nächtliche Schatten und das Gespensterheer der Ganzguten und Ganzbösen füllt rasch den engen Raum. Dann wird die schwebende Hitze noch schlimmer, die von der Ausdünstung schwigender, erregter Menschen geschwängerte Luft verdickt sich und wird gewitterhaft schwül, eine müde Gier nach dem erquickenden Ausbruch des Unwetters ergreift die vom Warten, Suchen und Wühlen Ermatteten, — und Jeder jauchzt, wenn endlich der erste zackige Blitz das Dunkel erhellte. Mag der Strahl auch vereinzelt bleiben, mag er für Sekunden nur ein winziges Eckchen beleuchten und ringsum bald wieder Finsterniß herrschen: man hat doch einen Lichtschein gesehen und darf hoffen, sich aus der Wirrniss herauswinden zu können. . . Ueber die Macht der Suggestion im Gerichtssaal ließen sich dicke Bücher schreiben, die den Beweis bringen würden, daß der Inhalt der Strafprozeßberichte nicht selten den Anforderungen der Groschenhefte entspricht und daß zu manchen äußerlich prunkvollen Kriminalpalästen nur eine schmale, von Staub und vergilbten Papier-

setzen beschmutzte Hintertreppe führt. Vielleicht fühlen die Richter von der hier flüchtig geschilderten Art sich in der Robe als die Exponenten des Massenempfindens, vielleicht sind sie gewöhnt, mehr das Verbrechen als den verbrecherischen Menschen zu betrachten, — oder ihnen ist eine Aufgabe gestellt, die kein Sterblicher in ein paar Stunden bewältigen kann: sicher ist, daß ihr Verhalten recht häufig den Zweifel nährt, ob die bürgerliche Gesellschaft am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts sich wirklich schon auf jedem Gebiet die Einrichtungen geschaffen hat, die den Bedürfnissen ihres gesteigerten Selbstbewußtseins angepaßt sind.

\*       \*       \*

An einem dunklen Dezemberfreitag suchte in Moabit neulich der zackige Blißstrahl jäh hernieder und aus der Tiefe des Massenempfindens heraus riefen die Richter: Licht, der Himmelsmoßthat sei Dank, — endlich Licht! Lange genug hatte man in der Finsterniß geharrt, schon in den dritten Tag schleppte sich mühsälig die Verhandlung und kein Schimmer wies noch aus dem dichten Gestrüpp den Weg. Zwei arme Schächter saßen auf der Anklagebank, zwei ganz und gar uninteressante Gefellen, die, wo sie ein paar Mark erschnoberten, schnell ein sensationelles Geschichtchen oder ein Entrefilet unterzubringen suchten; die Ehre der Verfolgung konnte dem traurigen Paar nur von allzu empfindlichen Machthabern gewährt werden, die Cromwells weises Wort ganz vergessen hatten, daß eine Regierung nicht zu bestehen verdient, wenn sie nicht einmal einen Papierschuß aushalten kann. Hatten sich um diese Beiden wirklich der greise Kanzler, ein Staatssekretär und ein Fähnlein Geheimer Räte als Zeugen bemüht? Das klang unglaublich und schien dennoch Wahrheit zu sein. Zwar: die beiden Staatsanwälte, die vereint die Architektur des Prozesses vorbereitet hatten, der eine, der schon Minister ist, und der andere, der einstweilen noch nicht die auswärtige Politik leitet, ahnten wohl, daß es Ueberaschungen geben werde; Herr von Marschall hatte, als er die Grundmauern der Beweisaufnahme thürmte und Zeugen vernahm, Herrn Drescher auf die Wahrscheinlichkeit solcher überraschenden Zwischenfälle aufmerksam gemacht und ihm genau sogar den Punkt bezeichnet, wo der Prozeß eine neue Wendung nehmen werde. Aber die Richter wußten, wie man annehmen muß, von diesen heßsichtigen Ahnungen nichts und ihr suchender Sinn tappte im

dicken Nebel umher und ihre Unruhe wuchs, als sie einen langen und doch nicht in allen Stücken ganz klaren Vortrag über die verworrene Geschichte des Breslauer Jarentoasties zu hören bekamen und ihnen — ein in Moabit noch nicht erlebter Vorgang! — von einer wirklichen Excellenz bündige Aufschlüsse über die Nothwendigkeiten gegeben wurden, die den Verkehr der Regierung mit der Presse angeblich bestimmen. Das war sehr interessant und lehrreich, aber für den konkreten Fall, der hier zu verhandeln war, ließ es sich im Grunde auch nicht verwerthen. Eine scheue Unsicherheit, wie sie leicht aus dem Gefühl entsteht, in unbekanntem Gelände manövriren zu müssen, war in den Fragen des Vorsitzenden und in der Stimmung des Publikums lange schon fühlbar gewesen und fast wars, als ginge ein leiser Seufzer der Erlösung durch den Saal, da man endlich auf einer Seite wenigstens festen Boden spürte. Immer deutlicher bedrängte der Freiherr von Marschall, der sieghaft herrschend im Vordergrund der Tribunalsszene stand, mit einem offenbar eingewurzeltten Verdacht einen wichtigen Zeugen, — und dieser Zeuge war — unerhört! — ein Beamter der geheimen Polizei, Einer von Denen also, deren Glaubwürdigkeit sonst kein Gerichtshof auch nur mit einem Wörtchen antasten läßt. Hier mußte, hier oder nirgends, das Geheimniß lauern, dessen Enthüllung die Räthselwelt dieses Prozesses erst lichten könnte. Ein von einem Minister schönder Thaten verdächtigter Kriminalkommissar: selbst im Pitaval hatte man selten so Gruseliges gelesen und die in der Schreckenschule der Kolportage geübte Phantasie begrüßte froh den willkommenen Fund. Vor vierundvierzig Jahren hatte der Polizeirath Stieber die Kosten des kölnen Kommunistenprozesses bestritten, diesmal, dachte man, würde Tausch die Beche zu zahlen haben; er würde zwar leider nicht gefaßt und bestraft werden können, aber von seiner amtlichen Thätigkeit konnte er Abschied nehmen und für ein paar Wochen waren alle Stammtische überreichlich mit Stoff versorgt. Langsam hob sich das Drama aus einer schwerfälligen Exposition so zum ersten Höhepunkt: zu der Entdeckung, daß die Quittung, die Herr von Lügow, der Polizeispion, seinem Meister vorgelegt hatte, falsch gefälscht worden war. Die Spannung stieg mit der Hitze und es entstand eine Stimmung wie in Lourdes wenn in der Grotte von frommen Wallern die Wunder erwartet werden Und als endlich, nach dumpf drohenden Donnereschlägen, der Blitz niederfuhr, als, nach einer Pause, wie kein Virtuose der Inszenirung sie wirksamer ersinnen könnte, Herr von Lügow seiner gepreßten Seele in einem umfangreichen Geständniß Luft machte, — da wich der letzte

Nest nüchternen Besinnung und Alles gab sich, Richter und Publikum, der ungeheuren, erleuchtenden Suggestion des Augenblickes willenlos hin.

Wer mit kühlem Kopf den Bericht über diese Vorgänge liest und prüfend wieder liest, kann sie sich nicht erklären und fragt wohl, ob von allen Juristen, die dem Geständniß andächtig lauschten, denn keinem der zürnende Warnerruf des Kollegen Cicero ins Ohr klang: *Justitiae nulla est capitalior pestis quam eorum, qui tunc, cum maxime fallunt, id agunt, ut boni viri videantur* . . . Solchem späten Betrachteter geht es wie einem Menschen, der ein berühmtes Effektstück lange nach seinem Siegeszug über die Bretter aus dem Buch kennen lernt und nun nicht begreifen kann, was daran die Menge einst gar so entzückte; der bunte Reiz der Dekorationen fehlt, die erhöhte Wirkung, die von lebendigen, in Fleisch und Bein über die Bühne wandelnden Gestalten ausgeht, und, ganz besonders, der hypnotische Zwang, der in einer erregten, zu Lust und Leid aufgepeitschten Menge schnell auch den Widerstrebenden sich unterjocht. Genau so ist es mit den Berichten, auch mit den gründlichsten, über forensische Trauerspiele und Tragikomödien; denn im Gerichtssaal hat an großen Tagen das Milieu und die Atmosphäre keine geringere Bedeutung als im Theater. Alte, an jeden Kniff und Pfiff gewöhnte Vertheidiger, die unter dem Barrett grau oder kahl geworden sind, pflegen gern zu erzählen, daß selbst die sorgfältigste Vorbereitung sie niemals vor jähen Ueberraschungen schützt und daß sich nachher, wenn Alles vorüber ist, der Ursprung der überraschenden Wendung sehr selten feststellen läßt: ein unerwartetes Wort wird gesprochen, — und das Verhör biegt in eine veränderte Richtung ab; in irgend einem bisher verborgenen Winkel flimmert ein Flämmchen auf, — und bald steht der ganze Aktentrost in hellen Flammen und der kunstvoll oder künstlich gefügte Bau der Anklage und der Rechtfertigungschriften sinkt in Asche dahin. Es ist klar, daß solche Erscheinungen da besonders häufig sind, wo das eigentliche Gebiet der Strafrechtspflege verlassen und die Justiz in den Dienst der Politik, also der Macht, gezwungen wird; da versagt die Alltagsroutine, das in Paragraphenkünsten gedrückte Urtheil wird von fremden Erwägungen leicht beirrt und den vor einer Gabelung des Weges Zaudernden kann der trübste Lichtschimmer dann Leuchte und Leitstern werden. Damit hängt es zusammen, daß kaum ein politischer Prozeß vorübergeht, der nicht ein quälendes Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit interläßt und an den sich nicht allerlei unerfreuliche Erörterungen üpfen; Jeden beherrscht, oft ihm selbst unbewußt, die dunkle Empfindung,

hier möchten vielleicht Zufälligkeiten, Ueberrumpelungen und Wallungen ins Spiel gekommen sein, die vor einer nüchternen Prüfung nicht Stand halten könnten. Daß solche Erörterungen sich diesmal nur schüchtern und vereinzelt hervorwagten, hat seinen guten Grund: das Ergebniß des Prozesses führte ans Ziel der Wünsche und stillte den Heißhunger nach Kolportagekost; eine im Finsternen wühlende Verschwörerschaar, unter der Führung der verhassten Polizeibehme, und ein treu blickender Mann und Minister, der im hellsten Licht der Deffentlichkeit mit harter Hand das Gespinnst der Tücke zerriß: mehr konnte auch der Anspruchsvollste, nach Sensationen Lüfternste nicht verlangen. Noch andere Regungen kamen hinzu. Es wäre doch wundervoll, wenn man einem Einzelnen, einem untergeordneten Beamten, die Schuld an allen Widerwärtigkeiten aufbürden könnte, die in den letzten Jahren den Händlerfrieden, das hehre Heiligthum den Bourgeoisie, mit schrillum Getöse durchbrachen. Wer will in der festlichen Stunde, die solche Aussichteröffnet, sich dem Verdacht aussetzen, er halte es mit den Verschwörern, wer wird nicht geschäftig eilen, zu dem geschichteten Haufen, auf dem der Gerichtete verbrannt werden soll, noch ein neues Scheit herbeizuschleppen? Als der Holzstoß dann hoch genug war, hatte der Haß rasch die dürrn Reisigbündel ringsum entzündet; denn die bürgerliche Gesellschaft haßt insgeheim grimmig die Organe, die sie zu ihrer Sicherheit braucht, die der Welt des Handelns und Wandelns aber kostbare Kräfte entziehen und Mauern errichten, dieser Haß bricht mit wüthendem Gebell jedesmal hervor, wenn von Soldaten und Polizisten die Rede ist, und die Wonne wächst ins Tropische, so oft die Möglichkeit winkt, einen schlanken Lieutenant oder einen argen Polizeimann auf langsamem Feuer braten zu können. . . Dieses Gewölk von Erwägungen, Gefühlen, Instinkten und Wünschen denke man sich in die dicke Luftschicht eines überheizten Gerichtssaales versetzt, — und das dem späten Betrachter zuerst Unbegreifliche wird gleich begreiflicher scheinen und man wird verstehen, warum Richter und Publikum mit zähem Eifer an der einmal gefundenen Spur festhalten mußten. Da war ja der Schuldige, da war der Mann, den der Argwohn des vornehmsten Zeugen von der ersten Minute an verdächtig gemacht hatte und auf den nun von allen Seiten das Verhängniß hereinbrach. Er hatte, jetzt war es sonnenklar, aus dem sicheren Versteck Minister gestürzt, an geheimnißvollen Fäden den Willen des Monarchen gelenkt und dem Reich Unheil gestiftet. Nun hatte das rächende Schicksal selbst ihn unbarmherzig zu Boden geschmettert; das Opfer lag und die Raben konnten niedersteigen. Dem Sputzgeist der Hintertreppe war ein schönerer Triumph niemals beschieden gewesen

Ob den fünf Richtern, als sie sich von dem heißen Viertagewerk erholt und den Bannkreis der suggestiven Mächte verlassen hatten, über manchen Punkt der Beweisaufnahme nicht selbst ein Zweifel entstanden und ob das Vertrauen in die Sicherheit ihrer Seelendiagnose nicht ein Bißchen erschüttert ist? Vielleicht fehlt den von Altenarbeit Belasteten die Muffe, abgethanen Prozessen noch lange nachzudenken, vielleicht sind sie, als gläubige Leser der Vossischen Zeitung, überzeugt, daß sie sich Ruhmestränze verdient und dem Vaterlande einen unermesslichen Dienst geleistet haben. In keinem Falle kann gegen sie sich ein gerechter Vorwurf kehren; sie haben nach bestem Wissen und Gewissen unter schwierigen Umständen ihre Pflicht gethan und es ist nicht ihre Schuld, daß sie vor eine Aufgabe gestellt waren, an der auch der Stärkste erlahmen mußte. Sie wären als Berufene und Auserwählte zu bewundern, wenn sie sich der dunstigen Atmosphäre des Gerichtssaales zu entziehen vermocht hätten, aber sie sind, weil dieses Schwerste ihnen nicht gelang, sicher nicht zu verdammen. Sie gingen mit dem Massenempfinden; und der von ihnen entschiedene Prozeß wäre, auch wenn er nicht in ein Menschenschicksal eingegriffen und das Ansehen wichtiger Behörden in Frage gestellt hätte, ungewöhnlich interessant, da er an einem weithin sichtbaren Symptom Gefahren zeigt, die dem Leben der Völker mitunter verhängnißvoll wurden und deren Nahe Beachtung verdient. In reiner Luft sind Massenerregungen ohne großen Gegenstand nicht möglich; und die Luft muß schon sehr verdickt und verdorben sein, ehe die Suggestion solcher Erregungen auch gelehrte Leute ergreifen kann.

\* \* \*

Erfahrene Verbrecher, die in der Kunst der Menschenenerkenntniß manchen Pfarrer und Psychologen belehren könnten, wissen, daß ein im geeigneten Augenblick abgelegtes Geständniß, auch wenn es da oder dort später als unhaltbar erkannt wird, auf die Richter fast immer günstig wirkt, weil es ihnen einen Theil der Mühe weiteren Forschens abnimmt und die Genugthuung giebt, daß sie von einer verhärteten Seele klug die Rinde gelockert haben. Herr von Lügow hatte noch keine Gerichtspraxis erworben, als er sich auf die Bank der Angeklagten setzen mußte; aber er war in einem wechselvollen Leben durch so viele Erniedrigungen geschritten und hatte so oft die Schande gestreift, daß seinem Sinn die Romantik und die Schlaueit des Verbrechers nicht völlig fremd ge-



blieben sein kann. Ein bei den Kameraden und bei seinen Leuten beliebter Offizier, der dahin gelangt, im Spionendienst die Berufsgenossen auszuspähen, unsaubere Journalistengeschäfte zu treiben und mit Lug und Trug sein Leben zu fristen, muß im Innersten längst alle besseren Triebe vernichtet und jede feinere Empfindung mit der Wurzel ausgejätet haben. Wenn ein solcher Mann ein Geständniß ablegt, sollte der kühl wägende Richter zunächst fragen, ob dem Geständigen selbst nicht daraus ein Vortheil erwächst. Dieser Vortheil war hier mit Händen zu greifen: Herr von Lügow war, als über die Fälschung der Unterschrift des Herrn Rukutsch kein Zweifel mehr bestehen konnte, ein unrettbar verlorener Mann, er wurde nach seinem Geständniß dann sofort säktinglicher angefaßt und wird, wie es scheint, mit einer milden Strafe ohne Verlust der Ehrenrechte davonkommen. Klang seine Aussage nun wenigstens wahrscheinlich, so wahrscheinlich, daß sie die Erinnerung an frühere freche Lügen auslöschen konnte? Diese Aussage gipfelt, wie wir neulich sahen, in der Behauptung, Herr von Tausch habe ihn zu der Fälschung förmlich gezwungen. Zu welchem Zweck? Der Kriminalkommissar, der vom Kriegsminister einen höchst „sekreten“ und „delikatsten“ Auftrag erhalten hatte, brauchte über einen Betrag von fünfzig Mark sicherlich keine Quittung vorzulegen; der beste Beweis dafür ist, daß im Kriegsministerium nicht der leiseste Verdacht entstand, als er selbst Zweifel an der Echtheit der Quittung aussprach. Er brauchte überhaupt die ganze Rukutschgeschichte nicht, um den Zweck, der ihn angeblich gelockt haben soll, zu erreichen; er konnte sich damit begnügen, seine Meldung zu machen, ohne seinen Agenten und dessen Gewährsmann zu nennen, und die unausbleibliche Entwicklung der Dinge in sicherer Ruhe abwarten. Statt so zu handeln, soll er die Fälschung verlangt haben, — noch dazu in einer Zeit, wo die Untersuchung gegen Rukutsch und Genossen schon eingeleitet war und die Sache jeden Tag herauskommen konnte. Diese Angabe kann trotzdem wahr sein; aber man wird nicht behaupten können, daß sie gerade wahrscheinlich klingt. Und der Schein der Wahrheit wird fast völlig schwinden, wenn man sich erinnert, daß vorher festgestellt worden war: in den selben Novembertagen, deren Datum die Quittung trägt, hat Lügow sich an Rukutsch herangedrängt und versucht, ihm unterm Vorwande ein Honorar zu zahlen, über das dann natürlich eine Quittung ausgestellt werden mußte. Deutet dieser Versuch ein Komplott, dessen Anstifter Tausch war, oder auf Lügows Absicht, Tausch zu täuschen? In ruhiger Stimmung hätte kein Richter die Bri-

dieses Geständnisses betreten; jetzt aber wirkte die Suggestion, und als Tausch Briefe Lützows vorlegte, die ihn bis zum bündigsten Gegenbeweis in diesem Punkt völlig entlasten mußten, stellte sich unverzüglich die hilfreiche Suggestivfrage ein, ob diese Briefe nicht etwa „bestellte Arbeit“ seien. So stark war die Zwangsvorstellung, daß die einfachsten Dinge geschwind zu schlimmen Verdachtsmomenten anwuchsen. Keinem Beamten, der je mit Journalisten niederer Ordnung zu thun gehabt hat, ist unbekannt, wie sehr er sich diese immer nach Stoffen haschenden Leute verpflichtet, wenn er ihnen, ehe sie in andere Blätter kommt, eine Nachricht giebt, aus der sie eine Notiz oder ein Artikelchen schmieden, ohne große Mühe ihre Einnahmen mehren und den Ruf eines Informirten erwerben können. Das hat, wie mancher Minister, Geheimrath und Gemeindevorsteher, auch Herr von Tausch für seinen Lützow gethan: er hat ihm aus Köln eine „Information“ über eine Landesverrathssache geschickt, ihm erlaubt, die Findigkeit des Kriminalkommissars „ein Wischen herauszustreichen“, und als vorsichtiger Mann die — eigentlich überflüssige — Warnung hinzugefügt, den Ursprung der Nachricht geheim zu halten. Solche Vorgänge spielen sich ungefähr täglich zwischen Beamten und Journalisten ab und den Hauptvortheil heimst stets der Holzpapiermann ein, der ein paar Mark verdient und den Redaktionen beweist, daß er gute Verbindungen hat. Man muß nun sehen, welche Spur diese unbeträchtliche Angelegenheit in der Verhandlung und sogar im Urtheil hinterlassen hat; dann erst wird man erkennen, mit welchem Maß von Sachkenntniß selbst gewissenhafte Richter an das fremde Gebiet politischer Prozesse herantreten müssen; dann aber wird man auch merken, wie schlau Herr von Lützow für sein Geständniß Stunde und Stimmung errechnet hatte.

Unter dem Eindruck dieser überhigten Stimmung standen natürlich auch die Zeugen, die am letzten Verhandlungstage vernommen wurden. Sie wären werth, in einem besonderen Kapitel behandelt zu werden. Friedrich Hebbel schrieb einmal in sein Tagebuch: „Indem ich eben im Neuen Vitaval die Gräuengeschichte vom Magister Tinius lese, drängt sich mir eine Betrachtung auf, die der Kriminalist, wie mir scheint, kaum genug beherzigen kann. Wie viel hängt bei solchen Prozessen von den Zeugenaussagen ab, — und bei den Zeugenaussagen wie viel von genauer Ermittlung und Feststellung solcher Dinge, über die vielleicht kein Mensch in Wahrheit etwas Bestimmtes anzugeben vermag. Wenn ich zum Beispiel über eine einzige der vielen Personen, mit

denen ich auf meiner letzten Reise zusammenkam, ja, über einen meiner intimsten Freunde angeben sollte, zu welcher Zeit an einem gewissen Tage ich ihn gesehen habe, wie er bekleidet gewesen sei, und Ähnliches mehr, — ich würde unfähig sein, es zu thun. Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“ Von solchen Skrupeln und Zweifeln dürfen Zeugen, die vor modernen Gerichten erscheinen sollen, sich nicht plagen lassen; sie machen sich selbst verdächtig, wenn sie in ihren Angaben allzu unsicher sind, und gewinnen Vertrauen und Beifall, wenn sie möglichst Vieles möglichst genau zu berichten wissen. Die Zeugen, die im Prozeß Tausch auftraten, haben Vertrauen und Beifall redlich verdient; sie waren fast nie um eine Antwort verlegen und einige, an deren Spitze Herr von Marschall stand, wußten sogar weit zurückliegende Gespräche in direkter Rede wiederzugeben. Da ist's nur natürlich, daß ihre Glaubwürdigkeit nicht mit einem Ton angetastet wurde und manchmal wahre Wunder wirkte. Als Graf Philipp zu Eulenburg, der Botschafter, der dem Kriminalkommissar von Tausch einen Orden verschafft, ihm zu der Verleihung in einem beinahe herzlichen Brief Glück gewünscht und vor Gericht dann ausgesagt hat, der Kommissar habe „in seinem Leben eine so wenig hervorragende Rolle gespielt“, daß er sich der ersten Begegnung mit ihm gar nicht mehr entsinnen könne, — als dieser interessante Zeuge vernommen war, meinte der Vorsitzende, er habe danach „keine Veranlassung, den Zeugen von Tausch noch zu hören“. Ein nicht minder merkwürdiges Ergebnis brachte die Vernehmung des Herrn Arthur Leysohn. Dieser freundliche Herr leitet seit manchem Jahr das Berliner Tageblatt, den Liebling des Auswärtigen Amtes; er hat im Oktober mit Tausch ein Gespräch gehabt, an dessen Einzelheiten er sich „nicht mehr vollständig erinnern“ kann, weil es sich auf eine Sache bezog, die ihm damals „sehr untergeordnet schien“, von dem er einen Satz aber doch treulich im Gedächtniß bewahrt hat, — den entscheidenden: Leckert, der Sünder, sei in den Marschallhallen empfangen worden. Nun ergiebt sich die folgende Lage der Dinge: Herr Leysohn will von der politischen Polizei nichts wissen, hält es aber mit seiner Pflicht als Fabrikant öffentlicher Meinungen für vereinb prompt am nächsten Morgen mitzutheilen, was er von einem ihm besonders angenehmen Beamten der politischen Polizei in einem flüchtigen Gespräch lauscht hat; als die so gewonnene Weisheit, mit der Prägnanz und Würde die den Journalisten ziert, niedergeschrieben, gesetzt und gedruckt ist, hat der Schreiber sich auf einen bestimmten Wortlaut festgelegt, den, auch wenn er ni

haarscharf der Wahrheit entspräche, die retroaktive Suggestion ihm für Wahrheit ausgeben würde und von dem er fortan nicht mehr wanken und weichen wird. Das ist begreiflich. Herr von Tausch aber, der doch als ein Schlaupopf gilt, soll einem Manne, dessen gute Beziehungen zum Auswärtigen Amt er ganz genau kennen mußte, Dinge gesagt haben, die den Freiherrn von Marschall nur noch mehr gegen ihn erbittern konnten, und er soll mit sehenden Augen wissentlich einen Meineid geschworen haben, den ein argloses Kind leicht vermeiden konnte. Das ist unbegreiflich. Aber giebt es in gewissen Erregungsstadien überhaupt noch Unbegreifliches? Das Gespenst des schwörenden Stieber, den Karl Marx einst so zornig verhöhnte, war durch den Saal geschritten; der Meineidsverdacht war einmal geweckt und gewachsen, — er mußte früher oder später Bestätigung finden, nachdem durch die „Tradition eines verächtlichen Polizeiagenten“, wie Stieber in Köln von seinem Lützow sagte, für unheimliche Enthüllungen und Melodramenreize die rechte Stimmung geschaffen war. Man möchte mit Hebbel den Himmel fragen, auf welchem Fundament mitunter die menschliche Gerechtigkeitspflege ruht; aber auch die andere Frage wäre erlaubt, ob diese Staatsaktion, die uns in Ministerpalästen Wörter wie „Falle“, „Maske“, „Schiebung“ erhörten ließ, von der Welt der bunten Groschenhefte wirklich so weit entfernt ist.

\*                      \*

Während der kölnen Kommunistenverhandlung schrieb Hindelken ängstlich: „Die ganze Existenz der politischen Polizei hängt von der Entscheidung dieses Prozesses ab!“ Diesmal scheint die Entscheidung schon gefallen zu sein; in der Deffentlichkeit, die eine legitime Großmacht geworden ist, seit Minister bei ihr flüchtend Schutz suchen, stellt man sich wenigstens, als seien über Herrn von Tausch die Akten geschlossen und als müsse mit der Person zugleich das System zerbrochen werden. Wir wollen geduldig warten und in dem Prozeß einstweilen das werthvolle Symptom einer wichtigen Zeitstimmung bewundern. Ob es gerecht ist, den Pakt, den eine Regierung mit ihren geheimen Schergen schweigend geschlossen hat und der diesen Spürhunden der auf den Staatsjagdgründen Gebietenden naturgemäß eine fast unumschränkte Vertrauensstellung einräumen muß, ohne warnenden Anruf plötzlich zu brechen, ob die politischen Polizisten, denen der Zweck, einen Zeitung-

Fiskus auferzogene Portier ehrerbietig den Ausgang für Herrschaften benutzen. Von hinten wird die Maschine gespeist; der Bäckerjunge, der Fleischerbursche, die Zeitungsfrau, der Milchmann und der Briefträger sind hier tägliche Gäste und der hastige Verkehr der Diensthboten, der Kutscher, Lakaien und Mädchen, huscht schattenhaft durch die trübe Dämmerung, die selten ein fahler Lichtstrahl erhellt; da wird getuschelt, getratscht und geklatscht, da wird die schmutzige Wäsche der Herrschaft umständlich ausgespreitet, — und da ist von dem berühmten Komfort der Neuzeit nicht viel zu merken. Der Bäckerjunge leucht mit dem Hundewagen heran, der Schlächter hat blaurothe Finger und Blutflecke auf der einst schneeigen Blouse, selbst Bolle hat sich noch nicht zu den Akkumulatoren bekehrt und kein Rad ersetzt die müden Beine der Zeitungsfrau und des Briefträgers. Die Wissenschaft und die Technik sind für das Vorderhaus; hinten mag die Sitte verschollener Zeiten hübsch weiter herrschen. Natürlich entspricht solcher Sitte auch in der geistigen Sphäre dann eine Dunkelheit, die von modernem Glänlicht so verschieden ist wie ein Staatsanwalt von einem Politiker; eben so natürlich ist aber, daß aus dem helleren Herrschaftsgebäude mitunter sich doch ein Ton und ein Schimmer in das Hinterhaus verirrt, daß von den beiden Welten, die sich beständig an einander reiben, die eine mit ihrem Bewußtsein die andere allgemach färbt und daß aus solcher Reibung und Färbung endlich ein Gemisch entsteht, das so unbestimmbar und so unnützlich ist wie ein politischer Staatsanwalt. Auf der modernen Hintertreppe findet man nicht einen dumpfen Kinderglauben, der in der tröstenden Vorstellung eines persönlichen Gottes lebt und, in der Furcht vor dem richtenden und rächenden Walten dieses hoch thronenden Gottes, Missethat, üble Nachrede und rasches Vorurtheil gewissenhaft meidet, sondern die versteinerten Reste eines Aberglaubens, der aus religiösen und märchenhaften Erinnerungen, aus dem Nachhall wüster Kolportageromane und schlechter Zeitungen zusammengefest ist und den modische Zweifelsucht, die Skepsis aus einem Fünzigpfennigbazar, zerbeißt und durchlöchert hat. Hier stoßen wir auf die strenge Scheidung von Guten und Bösen, hier wird dem Menschen die Menschlichkeit genommen und er wird zum Engel verklärt oder zum Teufel geschwärzt, hier entstehen die geschwindesten Suggestionen, flackern die hitzigsten Erregungen auf, hier wird, weil der Aberglaube härter ist als der stärkste, brünstigste Glaube, über den Nächsten das schnellste und schlimmste Urtheil gefällt. Dünne Feste mit bunten Umschlägen gehen von Hand zu Hand und nähren das hungrige

Ressentiment; nicht mehr von indischen Bürgern, von der Blutrache heldenmüthiger Korfen und vom leidvollen Leben der schwarzen Sklaven am rothen Fluß wird in diesen Groschenheften erzählt, sondern von Scharfrichtern, Falschmünzern, Bankdieben und Kommunisten; statt der geheimnißvollen Opiate und der blitzenden krummen Säbel wird als Mordmittel jetzt die Schrotflinte, die Höllemaschine, das Dynamit, mindestens aber Pistole und Feder gewählt und von den alten Requisiten ist eigentlich nur noch die gewaltsame Desflorirung irgend eines bildschönen und virginisch keuschen Mädchens beliebt, nach deren Vollziehung der Engel der Unschuld weinend von dannen fliegen und im nächsten Heft die Fortsetzung folgen kann. Im Innersten aber ist diese Kolportagewelt seit den Tagen Sues, Ponsons und Hadländers unverändert geblieben und nur ihr äußerer Aufputz hat sich mit der Mode gewandelt; noch immer gleicht diese Welt einem Schachbrett, wo, auf hellen und dunklen Feldern, die Weißen und die Schwarzen einander gegenüberstehen, noch immer kennt man Nuancen, Komplizirtheiten, Differenzirungen — und wie die abscheulichen Fremdwörter sonst heißen mögen — hier nicht: Ganzgute und Ganzböse, Engel und Teufel, regen sich bis zum letzten Wank hier in unerbittlichem Kampf und eine weise Vorsehung sorgt pünktlich dafür, daß am Ende, nach manchem Ungemach, mancher Niederlage und Noth, den Ganzguten doch immer der Sieg sicher ist. Sieg und Seligkeit werden nicht mehr, wie einst, im fernen Jenseits verliehen, in einem erträumten Himmelreich, an das die Leser des Lokal-Anzeigers schon längst nicht mehr glauben: hienieden fällt die Entscheidung, die das Laster streng straft und die Tugend reichlich belohnt, und der Rechtsstaat mit dem ragenden Sitz der Gerechtigkeit wird, wenn die Zeit nur erfüllt ist, flink zum irdischen Paradies. Denn die alte Metaphysik ist mit den rissigen Stufen, dem morschen Geländer und der Staubschicht von der Hintertreppe verschwunden, auch hier wird jetzt fleißig gelehrt, gewischt und gebürstet, aus der Helle des Vorderhauses sind neue Ideen herübergedrungen, neue Anschauungen und Bedürfnisse, und der Vinsenbesen des Rationalismus hat die Blätterreste hinweggelegt, auf denen des schlichten Kinderglaubens ehrwürdige Zeichen mühsam noch zu entziffern waren. Die theologische Vorstellung, die dem Blinden die sichere Krücke bot, ist in den Maschinenhäusern moderner Großstädte entwurzelt und ängstlich tastet die Menschheit, die aus Maschinentheilen, aus lebenden Rädern und Schrauben, besteht, sich an einer dumpfsinnigen Sehnsucht nach teleologischen Wundern zurecht:

die Dauer ohne Religion aushalten? Daß es der Einzelne während eines halben und vielleicht auch während eines ganzen Lebens kann, darf als zugestanden gelten. Aber ob das menschliche Geschlecht als solches das Selbe kann, ist keineswegs gewiß. Daraus, daß Einzelne religionlos sein können, ist nämlich durchaus nicht zu schließen, daß die Gesamtheit es kann, denn erst dann, wenn die Religionlosigkeit zur Massenerscheinung wird, wirkt sie auf den Lebensprozeß der großen Gemeinschaft ein.

Stoedter hat einmal gesagt: Der Unglaube ist eine dünne Eisbede, über die der Einzelne relativ gefahrlos hinweggleitet, auf der aber ein ganzes Volk einbricht. Selbst Diejenigen, welche unter „Unglauben“ nicht genau Das verstehen, was Stoedter darunter versteht, werden zugeben, daß die heutige Religionsfrage von ihm gut formuliert wurde. Es fragt sich, ob Menschen, wenn sie in Menge keine Religion haben, noch die innere Spannkraft und seelische Elastizität besitzen, ohne die sie ihre Gemeinschaftspflichten nicht erfüllen können. Es fragt sich, ob Religion ein nothwendiger Saft im Sozialkörper ist, ob sie Blut ist oder Wasser. Diese Frage darf nicht mit schnellem Enthusiasmus von dem Gläubigen mit „Ja“ beantwortet werden, so nahe eine solche Behandlungsweise auch dem glaubenden Herzen liegen mag; denn nicht der Umstand, daß mir der Glaube persönlich nöthig ist, entscheidet über seine Nothwendigkeit für die Gesamtheit. Es könnte ja sein, daß es bei mir zufällige, persönliche Momente sind, warum er für mich Blut ist.

Giebt es allgemein gültige Gründe für die Nothwendigkeit des Glaubens?

Mit geschichtlichen Beweisen läßt sich zwar die Angelegenheit nicht uninteressant beleuchten, aber sie allein entscheiden nicht. Es ist wahr, daß zahlreiche Völker gestorben sind, als ihr Glaube starb, und daß die Israeliten lebendig geblieben sind, als ihr Glaube die Jahrtausende überdauerte. Es ist wahr, daß man sich die zähe Lebenskraft Israels kaum aus nur körperlichen Eigenthümlichkeiten erklären, daß man aber das Geistesleben der Israeliten ohne ihre Religion gar nicht verstehen kann, denn über zwei Jahrtausende war ihr Denken religiös geformt. Aus diesem merkwürdigsten Beispiel der Völkergeschichte wird bewiesen, daß die israelitische Religion eine volkerhaltende Kraft ersten Grades war, es läßt sich aber nicht der Rückschluß auf jede andere Religion machen; denn um die bleibenden Völker herum liegen die Leichen der gestorbenen Völker, die doch auch Religionen hatten. Wäre Rom erhalten worden, wenn seine Religion geblieben wäre? Man braucht nur so zu fragen, um zu fühlen, wie anders die Dinge bei den Römern liegen als bei den Juden. Roms Religion konnte nicht erhaltend wirken, denn sie war dazu in sich selbst viel zu wandelbar und ungesiegt. Es fehlt ihr diejenige gesicherte Grundlage, die in der Sprache des Glaubens „Offenbarung“ heißt. Sie war nur Tradition und Mythologie, sie war nicht ei-

heitlich, nicht streng geschlossen, nicht knochenhaft genug. Eine solche Religion mußte zerfließen, sie war Wasser.

Wie nun liegen die Dinge im deutschen Volke? Da sich die Völker keine beliebigen Religionen machen können, so heißt die Frage: Wird das Christenthum für die Erhaltung unseres Volksthumes wesentlich sein? Bietet es einen Gedankenkreis von der Geschlossenheit und Dauerhaftigkeit, die lebenserhaltend wirkt? Es ist nicht ganz leicht, gerade in Deutschland, in dem Lande des dreißigjährigen Krieges, die volkerhaltende Macht des Christenthumes zu preisen. Sicher ist, daß der Streit der Dogmatiker für unser Volk sehr verhängnißvoll gewesen ist. Aber wenn wir nicht am dreißigjährigen Krieg zu Grunde gegangen sind, so war der Saft des Lebens die wahre Religion, die unter aller Theologie lag: jener zähe, getroste Glaube, mit dem sich unsere Väter langsam wieder in die Höhe gewunden haben. Es waren nicht die jetzt so oft einseitig hervorgehobenen ökonomischen Verhältnisse, die das deutsche Volk wieder ein Volk werden ließen, sondern es war die innerliche Kraft treuer und durch ihr Gottvertrauen gefestigter Geschlechter.

Ist es nun möglich, diese Kraft uns zu erhalten? Ist es möglich, — oder ruiniert der moderne Kulturfortschritt den Glauben mit Nothwendigkeit? Mit diesem Gesichtspunkte verlassen wir das historische und treten in das psychologische Gebiet ein.

Der Kulturfortschritt bringt eine wesentliche Aenderung alles Kirchenthumes mit sich. Er stört die Abgeschlossenheit der verschiedenen konfessionellen Landestheile, bringt Christen und Nichtchristen in immer engere Berührung, macht die Masse der Bevölkerung kritischer und selbständiger und wirft eine Fülle nicht-religiösen Bildungstoffes in die Menge. Wer also seine Hoffnungen auf Dauerhaftigkeit des Christenthumes auf den starken patriarchalischen Einfluß kirchlicher Organe gründen möchte, Der wird sich wohl irren. Die kirchliche Organisation selbst ist in ihrem Bestande davon abhängig, ob das Christenthum der Einzelnen sich als psychologische Nothwendigkeit erweisen wird.

Warum braucht die einzelne Seele Religion? Kurz gesagt: wegen der menschlichen Unvollkommenheit! Weil unsere theoretische Erkenntniß unzureichend ist, brauchen wir ein Weltbild, das über das Wissen hinausgeht, weil unser Handeln unvollkommen ist, brauchen wir ein sittliches Vorbild, das nicht erst mühsam konstruirt werden muß, und weil unser bester Eifer keine vollkommenen Zustände schaffen kann, brauchen wir ein Hoffnungsland ohne Mängel. Ohne religiöse Ergänzung würde der Mensch verzweifeln in seiner Halbheit und Unfertigkeit. Nicht jeder Einzelne empfindet die Unvollkommenheiten tief genug, um durch sie religiös gestimmt zu werden; wenn aber einmal die Mehrzahl unseres Volkes sie nicht mehr empfinden sollte, so würde eben diese Unempfindsamkeit eine unheilbare Krankheit sein.



Es war das Gebiet der Erkenntniß, auf dem der Kampf begann. Das Wissen gewann durch die Fortschritte der exakten Methode ein Kraftgefühl, daß es zur Bildung eines Weltbildes sich für genügend hielt: Wissen ist Macht! Wissen ersetzt den Glauben! Bald werden wir Alles wissen! Wenn wir Alles wissen, brauchen wir keinen Gott mehr! Es beruht noch heute auf der Annahme von der fast unbegrenzten Macht des Wissens, wenn man aus theoretischen Gründen die Religion ablehnt. Man denkt, in einer einheitlichen wissenschaftlichen Weltauffassung Ersatz zu finden. Dieser Ueberschätzung des wissenschaftlichen Könnens gegenüber muß der Satz festgehalten werden, daß die Summe des Unbekannten in der Welt durch alle Fortschritte des Wissens nicht geringer geworden ist. Der Prozentsatz der Dunkelheiten blieb bei der Erweiterung der Kenntnisse sich mindestens gleich, — und damit blieb das psychologische Bedürfnis nach Ausfüllung des Dunkels das gleiche.

Denken wir an die zahllosen Erkenntnisse der Naturwissenschaften, so bringt jede neue Erkenntniß ein neues Räthsel. Die entferntesten Himmelskörper werden photographirt; ist damit die Welt weniger unheimlich geworden in ihrer unsaßbaren Größe? Die Röntgenstrahlen lassen durch Holz und Fleisch hindurchschauen; fallen aber nicht in ihrem Licht sehr viele, einst scheinbar feststehende Begriffe? Was ist der Stoff? Was ist die Kraft? Was ist das Licht? Was ist das Leben? Wir haben hundertmal mehr Kenntnisse als die Hirten am Euphrat, aber wir haben keine größere Weltkenntniß als sie.

Oder denken wir an die historische Wissenschaft. Es ist fabelhaft, mit welchem Bienenfleiß in ihr gearbeitet wird. Die Vergangenheit muß sich wecken lassen, und wenn sie in Pyramiden schlief. Noch nie war eine solche Fülle geschichtlicher Kenntnisse vorhanden wie in unseren Tagen, aber auch noch nie war das Gebiet, das man „Geschichte“ nennt, so groß und die Aufgabe des Historikers so unerreichbar schwer wie eben jetzt. Die Frage: Was macht eigentlich den geschichtlichen Fortschritt? ist noch immer eine dunkle Frage. Je mehr man weiß, desto mehr wird zweifelhaft. Der allgemeine Fluß der Dinge läßt den Einzelnen, der an seinem Rande sitzt, kaum zu ruhiger Besinnung kommen. Aus allem Suchen und Forschen heraus quält er sich noch immer mit dem alten Seufzer: Was ist Wahrheit?

Mit anderen Worten: das Wissen kann die Formen der Religionen stark beeinflussen, es kann aber den Glauben an sich nicht verkürzen, denn es kann das Gebiet des Unbekannten relativ nicht einengen. Kein Wissenfortschritt wird darum der Religion an sich gefährlich sein.

Ähnlich steht es mit den sittlichen und praktischen Unvollkommenheit der Menschen. Sie bleiben gleich groß, trotz allen Fortschritten. Alle Pädagogik hat den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit im Menschen nicht verringert, denn wo sie die Wirklichkeit hob, hob sie auch das Ideal; r

alle Sozialpolitik hat das Jammerthal nicht zum Paradies gemacht, denn wo sie neue Hilfen brachte, da weckte sie auch neue Wünsche. Die Menschen mögen machen, was sie wollen: sie werden die alten Voraussetzungen des Glaubens nicht beseitigen.

Hat man aber Dieses erkannt, so wird man zur Religion kein blos negatives Verhalten haben können. Man wird sich darauf einrichten müssen, daß die selben Ursachen auch in Zukunft die selben Wirkungen haben werden wie in der Vergangenheit, und deshalb wird man sich nicht das vergebliche Ziel stecken, die Religion zu töten, sondern das aussichtvollere Ziel, sie in rechte Bahnen zu leiten.

Der Gläubige hält mit einer Art Naturnothwendigkeit seine eigene religiöse Auffassung für die einzig richtige und heilsame. Das liegt im Wesen des religiösen Lebens und läßt sich nicht ändern. Darum kann man den Katholischen und Evangelischen, den Lutherischen und Reformirten, den Orthodoxen und Liberalen, den Kirchlichen und Dissidenten nur das Eine sagen, daß sie treu ihren Glauben pflegen sollen, um dadurch den Glauben überhaupt zu klären und zu heben. In diesem Sinn bekenne auch ich mich zu einer ganz bestimmten Form des Glaubens und erhoffe von ihr die Kraft, die nur ein einheitlicher und lebensfähiger Glaube haben kann.

Wie aber sollen sich die Tausende verhalten, die nicht durch bestimmte religiöse Traditionen gebunden sind? Von ihrer Entwicklung hängt der Fortschritt des Glaubens mindestens so sehr ab wie von dem Thun und Lassen der Gläubigen. Für sie möchte ich darum noch ein kurzes Wort schreiben:

Nicht der Glaube ist der beste, der dem Menschen am Wenigsten zumuthet. Soll ein Glaube erhaltende und innerlich stärkende Macht sein, so muß er etwas Schweres und Tiefes haben. Blut und nicht Wasser, Das soll heißen: Herzblut und nicht bloße Allermeltwahrheiten! Nicht der Glaube ist der beste, der der Klügste ist, denn dieser wird am Meisten dem Wissen verwandt sein und darum sich am Meisten vor dem Wissen fürchten müssen. Mit anderen Worten: ein Glaube kann nicht mit Bewußtsein konstruirt werden.

Ein Glaube, der „Offenbarung“ hat und „Mythos“, ist als Glaube weit geeigneter als ein Denk-Glaube, von dem das Wort des alten Professors Marheinecke gilt: „Er denkt zu glauben und er glaubt zu denken!“ Es gilt also, daß die Menschen, die nicht in religiösen Traditionen leben, die aber die Nothwendigkeit des Glaubens anerkennen, sich nicht voreilig zur Förderung eines zwecklosen Rationalismus entschließen, sondern sich lieber vor ihrem Entschlusse etwas in die Naturgeschichte des Glaubens vertiefen. Zeit und Anlaß dazu kann die heilige Weihnacht geben.

Frankfurt a. M.

Pfarrer Friedrich Naumann.



## Köppings Gläser.

**M**an giebt sich ja so redliche Mühe bei uns im lieben Vaterlande mit allem Möglichen, auch mit dem Kunstgewerbe. Man hat sogar Geld dafür ausgegeben, viel Geld, und giebt es noch aus. Häuser sind gebaut worden von Ziegel, auch von Marmelstein, mit prächtigen Hallen, durchfluthet vom scharfen, hellen Oberlichte, mit kostbaren Treppen und weiten Korridoren. Und alle diese Räume sind angefüllt und vollgepfropft mit dem Köstlichsten, was an alten kunstgewerblichen Schätzen nur aufzutreiben war. Redliche Mühe hat man sich gegeben und an Fleiß und emsigem Spürsinn hat es nie gefehlt, noch Dies aufzutreiben, Jenes zu entdecken. Mit stolzem Blick, mit frohemuthen Luft kann jetzt der Jünger der Kunst umherschlendern in diesen geweihten Räumen, um Vergleiche anzustellen zwischen Dem, was unsere Väter und Vorväter geleistet im Gewerbe, das ihnen Kunst war, und Dem, was unsere heutige Zeit selbst erschafft im gedankenlosen Nachplappern alter, geheiligter Formen. Oft genug sind alle diese Sachen so glücklich wie nur denkbar geordnet und hergerichtet, so ordentlich, daß es wahres Vergnügen ist, daß sich viele dicke Bände über diese Vortrefflichkeit schreiben ließen. Auch damit hat man sich redliche Mühe gegeben.

Und dicht neben diesen Museen, auf die wir so stolz sind, giebt es andere hohe, lustige Gebäude, in denen es aus- und einschwirrt von jungen Männern und Damen, die viele, viele Stunden gebückt sitzen über die Zeichenbretter, um den Acanthus zu erschwitzen, diesen Abdruck unserer Kunstschulen. Und dann laufen sie hinüber in die Museen, sich Verständniß für die alte Schönheit zu erschauen; sie durchwühlen eifrig in den Bibliotheken alle Sammelwerke mit altem Formelkram, sie pausen das Gefundene und stückeln es zusammen nach eingepaukten Vorschriften, um Neues zu komponiren.

Trotz dieser schönen Mühe pfeifen es nachgerade die Späßen von allen Dächern, daß nicht allzu viel los sei mit dem Kunstgewerbe der Neuzeit, insbesondere in Deutschland. Trotz unseren Museen, trotz der Schulen, trotz der großen Lehrerschaa, die sich den Acanthus zur Lebensaufgabe gemacht hat — ein Ziel aufs Innigste zu wünschen —, trotz dem Kopiren von Renaissanceformen und Zusammenkomponiren nach den besten Vorschriften ist bis zur Stunde verdammt wenig Neues, Gutes herausgekommen. Da liegt doch die Frage nahe, ob überhaupt mit diesen Mitteln eine Renaissance des Kunstgewerbes angebahnt werden könne, ob der Weg, der hier betreten wurde, nicht vielleicht ein dürrer, sandiger Weg ist, der niemals zu saftigen, grünen Tristen weisen kann. Es giebt Zeichen genug, die so gedeutet werden können; es giebt Stimmen genug, die darauf hinweisen, daß ein trodener Baum nie Früchte bringen werde, wenn er auch noch so zärtlich gehegt und gepflegt wird.

Der verdienstvolle Meurer hatte schon daran erinnert, daß nicht der geliebte Acanthus, sondern die lebendige Natur selbst der Nährboden für eine gesunde Entwicklung sei. An Blättern und Blüten, an Stengel und Früchten zeigte er wieder seinen Schülern jene erhabenen, einfachen und so unendlich mannichfachen Formen, aus denen unsere Vorfäter schöpften, er zeigte den Reichthum wieder, diesen unermesslichen Reichthum, der da liegt, diese Fund- und Schatzgrube, gefüllt für alle Jahrtausende menschlicher Arbeit. Er quälte sich mit dieser Entdeckung, er studirte und probirte. Dann wurde Alles sorglich gereiht, geordnet, in Systeme gebracht: endlich war es so weit, daß es den Jüngern mundgerecht vorgesetzt werden konnte. Und nun sollte die Erziehung beginnen. Aber siehe da, als man die geordnete und in Systeme gesteckte Natur mit der Lupe beschaute, die nur aus Fensterglas zu sein braucht, da war die lebendige Natur keine lebendige Natur mehr, — sie glich schon wieder sehr dem Acanthus.

Langsam scheint auch Das einzuschlafen — die Schüler pausen wie früher die guten alten Formen und kleben sie hübsch sauber an einander zu neuen Säckelchen. Ja, freilich! Was soll eine Schule machen, — die kann doch nicht Talente schaffen, wo keine sind. Sie kann doch nicht aus Stroh Funken schlagen! Kein billig Denkender wird Das verlangen, mögen noch so viele Mörgler umherlaufen, die schadenfroh auf den langen Pöppel weisen, den so manche dieser Schulen hinten lustig baumeln hat.

Nein, von dieser Seite ist nichts zu erwarten, die Hilfe muß von einer anderen Seite kommen. Es giebt nur eine Möglichkeit, die Weiterentwicklung verspricht: Kunst und Handwerk müssen wieder Eins werden und damit zurückgehen auf den Nährboden, der in alter Zeit das Kunstgewerbe zu jener herrlichen Blüthe gebracht hat, die wir heute bewundern, nach der wir seufzen, — und an der wir uns verständigen, indem wir sie dumm-dreist kopiren.

Dieser eine Weg, der zum Paradiese führt, ist beschritten worden. Leider ist uns das Ausland voran, weit voran. Man braucht nur an die Engländer zu denken mit ihrem Walter Crane, an die Franzosen, die im Marsfeldsalon Jahr für Jahr zeigen, wie sehr sie begriffen haben, worauf es ankommt, an die Amerikaner mit ihrer Glasindustrie, an die Dänen mit den wunderlichen, tief urwüchsigten Werken ihrer Keramik, — Sachen, die leider in Deutschland bisher gar nicht bekannt sind, denen aber ein großer Erfolg prophezeit werden muß, sollte es einmal gelingen, eine repräsentative Anzahl herzubringen. Bei uns will man noch nicht recht heran. Jeder Schmierer und Dugensfabrikant käuflicher Bilderwaare fühlt sich stets im Innern zu sehr Künstler, um sich mit dem Handwerk zu befassen. Seine Anschauung findet ihren Stützpunkt im Publikum, fast in allen Kreisen, die sich mit Kunst befassen, sich als deren Hüter und Wächter berufen glauben.

Mit heiterem Lächeln muß ich hierbei einer kleinen Episode gedenken, die vor zwei, drei Jahren in Schultes Ausstellung spielte. Wir waren gerade dabei, die Ausstellung der XI. zu arrangiren, wir waren besonders stolz, weil gerade in diesem Jahre Friedrich Stahl seine herrlichen, farbig gläsernen Vasen bei uns ausstellte — es war der erste schüchterne Versuch, hier in unserem Sinne das Kunstgewerbe zu beleben —, als Herr Schulte hinzutrat und ganz erschrocken fragte, was denn Das für Dinge wären und was sie in seinem Lokale sollten. Er erklärte, daß seine Räume nur für „Kunst“ da wären, nicht für Töpfe! Wir hatten Mühe, ihn von unserer Anschauung zu überzeugen. Nun, seit jenen drei Jahren ist auch hier ein Umschwung eingetreten. Trotz seinem damaligen Ausspruch „Nie wieder“ hat Herr Schulte in diesem Jahre einer ähnlichen, aber weitaus reiferen, originelleren Sache mit einer Ausstellung gute Dienste geleistet. Ich spreche von den Biergläsern des Professors Köpping, des bekannten Rabirers. Und damit bin ich bei dem Erfreulichsten, was gesagt werden soll. Mit diesen Gläsern Köppings ist uns ein werthvolles Geschenk geworden. Köpping hat das deutsche Kunstgewerbe um einen prachtvollen Schatz bereichert. Er hat Formen gefunden, die durchgehend neu, im besten Sinne modern genannt werden müssen. Und wodurch? Nun, weil er in der Natur suchte, in der Natur fand. Mit seinem persönlichsten, künstlerischen Blick ging er auf diese Urformen zurück und formte Neucs. Er hat es verstanden, diesen Formen Farben zu verleihen, die nur für sie gefunden, in sie aufgegangen, mit ihnen Eins geworden sind.

Auf diesem Gebiete ist Köpping der Erste und der Einzige bei uns. Was sonst noch geschaffen wurde, sind schwächliche, unselbständige Versuche. Die Arbeiten Hermanns Obrist, die vielleicht Mancher hier genannt wissen möchte, sind nach meiner Auffassung nur dem Japonismus nachgeschaffen, ohne durch den Japonismus zu neuen, selbständigen Werthen hinauferschaffen zu sein. Allein die wahre, innere Güte der Arbeiten Köppings erklärt den großen, durchgreifenden Erfolg, den sie in so kurzer Zeit überall gefunden haben, wo es Leute giebt mit offenen Augen und klarem Verständniß für unsere Zeit und ihre künstlerischen Bedürfnisse.

Raum ein Jahr ist es her, seit Köpping die ersten Gläser fertigstellte, und heute finden wir schon Kollektionen im Luxembourg, im Musée des arts décoratifs in Paris, in den Museen von Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Kopenhagen. Das ist eine außerordentliche Erscheinung und Beweis genug, wie viele Freunde, wie viele Bewunderer diese köstlichen Gläser gefunden haben. Hier und da hört man freilich ein lebhaftes Bedauern: aber man kann sie ja gar nicht gebrauchen, man kann sie ja nicht anfassen! Mir scheint der hierin liegende Tadel unverdient. Muß denn Alles, was schön sein soll darum auch angefaßt werden? Ist eine Blume deshalb weniger köstlich, we-

wir ihren Duft nur riechen, nicht auch essen können? Die selben Leute lassen sich ja die Zerbrechlichkeit der venetianischen Gläser ruhig gefallen, obwohl ihre Formen so viel plumper, ihre Farben so viel gewöhnlicher sind.

Röpping kam es zu Gute, daß er in früheren Jahren Chemie studirt hatte. Ohne diese chemischen Kenntnisse wäre es ihm nicht gelungen, auch nur eine dieser weichen, ineinanderlaufenden, schimmernden Farben zu erzielen. Das ist ein deutlicher Fingerzeig. Ohne Wissen kein Können. Sollten die Kunstschüler nicht viel mehr auf technische Grundlage sehen als auf den Acanthus?

Seitdem Röppings Gläser bei Schulte ausgestellt, seitdem sie im Hohenzollern-Kaufhaus in der Leipzigerstraße käuflich zu erwerben sind, glaube ich, daß man sie allgemein kennt und daß hier eine Beschreibung nicht nöthig ist. Der schlank aufstrebende Stiel, mit seinen feinen Biegungen, den leichten Drehungen, ist aus gezogenen Glasstäben oder Glasröhren geblasen und endet gewöhnlich in Tulpen und Glockenblumen nachgeahmten Kelchen. Die beiden Seitenblätter, die unten dem Stengel entsprossen, um ihm hoch hinauf zu folgen, ehe sie seitwärts abbiegen, sind ebenfalls aus gezogenem Glase geformt und später angefest. Röpping hat Arbeiter gefunden, die es verstehen, auf alle seine Intentionen einzugehen und seine Angaben gewissenhaft auszuführen. Er machte darüber mit der Gewissenhaftigkeit, die bei Allen, die ihn kennen, so sehr bekannt ist. Gewöhnlich bestimmt er erst bei der Bläserarbeit die letzten Biegungen und Schwenkungen, die so überaus feinen Unregelmäßigkeiten und kleinen Abweichungen, die diesen Gläsern den persönlichen Stil seiner Kunst aufdrücken. Er zeigt dem Bläser genau die Stelle, an der er das Blatt ansetzen, zeigt ihm die Höhe, bis zu der es hinaufgeführt werden soll, und läßt es dann seitwärts umbiegen, jedes einzelne Stück nach eigenen, persönlichen Gesetzen. Ihn verdrießt keine Mühe. Mit liebevoller Sorgfalt prüft er und wählt er, ehe ein Glas seinen Ansprüchen genügt. Viele Gläser müssen verändert und vernichtet werden, ehe eins vor seinem kritischen Blick Gnade findet.

Hieraus ergeben sich leicht die Schwierigkeiten, die sich bei dieser Art des künstlerischen Schaffens dem handwerkmäßigen Betrieb entgegenstellen. Er müßte ja seine ganze Zeit, seine ganze Kraft dieser Sache weihen, er müßte Alles darüber vergessen, seine ganze große Kunst, die ihm seinen Namen gemacht hat, wenn er der stets steigenden Nachfrage gerecht werden wollte. Schon heute läßt sich der Zeitpunkt voraussehen, wo er Das einfach nicht wird leisten können. Doch Dies ist für uns das Unwesentlichere. Die That als solche bleibt bestehen. Sie wird und muß immer mehr Anerkennung finden, immer mehr geschätzt werden.

Es wäre wahrlich mehr als merkwürdig und befremdlich, wenn jetzt Röpping bei uns nicht als Das wirken sollte, was er ist: als ein Erzieher, ein Irreger. Ist es nicht möglich, mit diesem Stabe aus dem dürrn Felsen

unserer Künstlerschaft Wasser zu schlagen, dann wäre der Prophet uns zu früh erschienen. Aber Das wollen wir nicht glauben. Wir sind überzeugt, daß dieses Beispiel nachwirken muß, daß es, erregend, befruchtend, erzeugend, Neues schaffen wird. In dieser Hoffnung liegt der größte Werth der kunstgewerblichen That Röpplings.

Von dieser zum Nachschaffen anregenden Wirkung ist wirklich schon Etwas zu spüren. Leider in verkehrter Richtung, auf einem Wege, der zu verdammen ist. Bei Kayser in der Leipzigerstraße sind im Fenster Gläser zu schauen, die ihre plumpe, dilettantische Nachahmung jedem Kundigen allzu bald enthüllen; sie sind das wenig preiswürdige Werk des Herrn Zitzmann, des ersten Glasarbeiters unseres Röpping, also eines Mannes, der auf diese nicht erfreuliche Art Das, was er bei dem Meister gesehen und gelernt hat, zu verwerthen gedenkt. Röpping ist dadurch gezwungen worden — um ähnlichen unangenehmen Wirkungen zu entgehen —, fortan jedes seiner Gläser unter Musterschutz zu stellen. Eine langwierige und zeitraubende Angelegenheit. Hoffen wir, daß er nie wieder auf diese Art ein „Anreger“ werde.

Walter Leistikow.



## Nächstensucht.

Sie waren Freunde von Klein auf. Da sie ungefähr in den gleichen Verhältnissen lebten, mit ähnlichen Zielen vor Augen, Beide gut veranlagt und tüchtigen Charakters, paßten sie zu einander, schienen sie Beide berufen zu sein, ans Ziel zu kommen und sich im Leben einen ehrenvollen Platz zu erringen. Jedoch das Wesen der Freunde war grundverschieden. Erwin, der Ältere und körperlich Kräftigere und Schönere, besaß eine „Ellbogen-Natur“. Schon in der Schule drängte er sich vor und schob Alle, die ihn daran hindern wollten, rücksichtslos bei Seite. Wenn es auf der Straße Etwas zu sehen gab und eine Menschenmenge sich angesammelt hatte, wußte er sich mit seinen kräftigen Armen einen Weg zu bahnen und in den Menschenknäuel ein Loch zu reißen, während Friedrich, der Jüngere, still bei Seite wich, Allen gefällig Raum gab und auf diese Weise niemals Etwas zu sehen bekam. Auch in der Schule that Friedrich sich niemals hervor. Er war bescheiden und leicht zu verschüchtern. Er war eben so begabt wie Erwin; aber er wußte nichts aus sich zu machen. Und so gab sich auch Niemand die Mühe, seine Begabung herauszufinden.

Beide waren die Söhne von Kaufleuten; und Beider Väter wollten, die Söhne Das würden, was die Väter waren. Friedrich bezwang seine natürliche Neigung zum Universitätsstudium und trat in das Geschäft seines Vaters. Er fühlte sich da unglücklich, nicht an seinem Platze, und konnte sich der Uezeugung, daß er, wenn man ihm volle Freiheit in der Wahl seines Lebenslaufes gelassen hätte, mehr und Besseres geleistet haben würde, nicht verschließen. Erwin, der, wie sein Freund, studiren wollte, widersetzte sich dem väterlich

Wünsche und blieb dabei, daß er Das werden wolle, wozu er sich veranlagt fühlte. Er setzte nach vielen Kämpfen und häuslichen Szenen seinen Willen durch und bezog die Univerſität. Er war ein hervorragender Menſch und richtete den ſcharfen Blick nicht auf Einzelheiten, ſondern ins Allgemeine. Die Dummheit, die Schwachen, kurz Alle, die einer fremden Stütze bedürfen, um nicht zu fallen, wies er ruhig zurück. Es wäre ihm Zeit- und Kräftevergeubung erschienen, ſich mit ihnen und ihren kleinen Leiden zu befaſſen. Einzelnen zu helfen und die Krüde Anderer zu ſein, fiel ihm nicht ein. Familiengeſchichten ging er aus dem Wege. Wer ſich an ſeine Kleiderſalten hängen wollte, Den ſchüttelte er energiſch ab. Er war weder ſchlecht noch hart. Er fühlte nur, daß man ſeine Zeit, ſeine Empfindungen, ſeine Gedanken nicht in kleinlichen Samariterdienſten verzetteln dürfe, wenn man ein Ziel erreichen wolle, das ungetheilte Kraft erheiſcht. Er hielt Haus mit ſeiner Kraft. Er wußte, daß er, wenn er wirklichen Nutzen ſtiften wollte, ſeine ganze Kraft dazu nöthig haben würde. Seine Familie, ſeine Verwandten, ſeine Bekannten und auch Fremde ſtellten tauſend kleine und große Anſprüche an ihn. Dagegen blieb er konſequent taub. Und ſo kam er, durch nichts gehindert, durch nichts aufgehalten, raſch vorwärts. Er ward ein berühmter Gelehrter, der auf ſeinem Gebiete nennenswerthe Neuerungen und Verbeſſerungen einführte und dadurch der Wiſſenſchaft und der Menſchheit nützte. Er hatte ſein Ziel erreicht.

Friedrich hingegen fuhr fort, ſich im Kleinen zu opfern. Wie Andere an der Selbſtſucht leiden, litt er an der „Nächstensucht“: er konnte Niemanden klagen hören, ohne helfen zu wollen. Und ſo kam er nicht vorwärts. Sobald er einen Schritt gemacht hatte, blieb er ſtehen, weil Jemand Etwas von ihm haben wollte. Jrgend ein Beter zehnten Grabes brauchte Etwas: ſoſort war Friedrich zur Stelle, um dem Beter beizuspringen. Keine alte Tante ging ungetröſtet von ihm. Jeder Bettler und Vagabund erhielt ein Almosen. Er verhalf thörichten Menſchen zu thörichten Heirathen; er hob deren Kinder aus der Taufe und gab ihnen reichliche Paſſengeshenke; er ward der Vormund der Kinder, wenn der Vater ſtarb; er quälte ſich für untüchtige Menſchen; er verſagte ſich jeden Lebensgenuß, um ja Niemandem Etwas abſchlagen zu müſſen. Und doch fehlte ihm die innere Befriedigung. Im Stillen war er unzufrieden mit ſich und der Welt.

Nach langer Trennung begegneten die Freunde einander wieder. Erwin war jung geblieben, ſah blühend und ſelbſtzufrieden aus; Friedrich hingegen hatte das Ausſehen eines grämlichen alten Mannes und ſein Haar war grau geworden.

„Was haſt Du aus Dir gemacht?“ fragte Erwin ganz erſtaunt.

„Ich? Nichts! Die Menſchen haben Das, was Du ſiehſt, aus mir gemacht —, nicht ich.“

„Und warum haſt Du Das aus Dir machen laſſen?“

„Warum? Wie hätte ichs hindern können? Auch ſind wir verarmt. Die Sorgen erhalten keinen Menſchen jung.“

„Verarmt! Ihr hattet doch das blühende Geſchäft!“

„Gewiß. Aber ich taugte nicht zum Kaufmann. Unter meiner Leitung iſt es abwärts gegangen.“

„Und warum biſt Du Kaufmann geworden, wenn Du nicht dazu paſteſt?“

„Die Familie hats gewollt, der Vater. Das weiſt Du ja bereits.“

„Und da haſt Du Dich geopfert?“



„Nun ja. Wie es schon geht. Es ist so schwer, der ganzen Familie Stand zu halten, ihr einen Lieblingswunsch zu kreuzen.“

„Wenn man aber einsieht, daß sie Verlehtes von uns verlangen? Du siehst ja an Dir selbst, was Dein Opfer gefruchtet hat!“

Friedrich schwieg. „Was ist aus Deinen Geschwistern geworden?“ fragte Erwin nach einer Stille. Der Andere winkte mit der Hand. „Nicht viel,“ sagte er. „Die Brüder waren gewöhnt, sich auf mich zu stützen, sich von mir gängeln zu lassen. Ich habe für Alle gearbeitet, für Alle gesorgt. Als dann am Ende kein Geld mehr da war, fühlten sie sich wie verloren.“

„Wäre es nicht besser gewesen, sie sich ihren Weg allein bahnen zu lassen? Meinst Du nicht, daß ein fähiger Mensch Besseres zu thun habe, als Schwächlinge zu halten und zu stützen? Daß ein fähiger Mensch nimmermehr geopfert werden dürfe, damit ein paar Schwache und Untüchtige um Gottes Willen nicht zu Grunde gehen? Findest Du, daß Dein Opfer der Mühe werth war?“

„Ich fürchte, daß es nicht der Mühe werth war,“ entgegnete Friedrich. „Auch die Schwestern haben sich wie Bleigewichte an mich gehängt. Natürlich haben sie heirathen wollen. Ich bin mit ihrer Wahl nicht einverstanden gewesen. Aber sie haben nicht loder gelassen, — und ich kann nun einmal nicht Nein sagen. Und so haben sie geheirathet. Versorgt waren sie darum nicht. Ich habe immer geben, geben müssen. Für mich ist niemals Etwas übrig geblieben.“

„Nun, wenigstens bist Du ein Tugendheld gewesen!“ bemerkte Erwin mit einem leisen und mitleidigen Lächeln. „Hast Das, was man die innere Befriedigung nennt. Oder nicht?“

„Ich habe nicht einmal Das,“ erwiderte sein Freund und schüttelte den Kopf. „Ich werde die Reue nicht los. Das Leben ist mir zerstückt und zerhackt worden. An einem verfehlten Berufe allein zu schleppen haben, ist ein Ding, mit dem kein Mann fertig wird. Und was ich sonst entbehrt habe, — es ist nicht zu sagen. Und doch habe ich nichts Unrechtes gethan, bin ein guter Mensch gewesen. Warum kann ich mich denn wenigstens nicht darüber freuen, darin meinen Trost suchen und finden?“

„Weil Du Unrecht gethan hast Dein Leben lang,“ versetzte Erwin. „An Dir selber, meine ich. Du hast tausenderlei Pflichten erfüllt — Pflichten — und darüber die größte und wichtigste versäumt: die Pflicht gegen Dich selbst. Sogar die Religion der Liebe fordert nicht mehr von uns, als daß wir unseren Nächsten wie uns selber lieben sollen. Und Das hast Du nicht gethan; hast das natürlichste Gebot, die Liebe zu uns selber, umgestoßen. Wäre es nicht besser und klüger gewesen, Deine Anlagen auszubilden, Deinen Neigungen zu folgen und die Talente, mit denen die Natur Dich ausgestattet hat, zu verwerthen? Damit wärest Du nicht nur Dir selber, sondern auch den Anderen gerechter geworden. Du hast Dich verkrüppelt und gewöhnt, damit Gute thun; hast Deine Zeit und alle Deine edlen Kräfte in kleinlichen Baderdien vertröbelt, hast da ein Pflaster aufgelegt, dort eine Salbe aufgestrichen, kleine, thörichte Existenzen aufbauen, thörichte Ehen schließen helfen, aus d abermals thörichte Menschen hervorgegangen sind . . . und nun fühlst Du so, daß Du einen falschen Weg gegangen bist. Sich für eine große Sache, Menschen, die größer als wir sind, zu opfern, Das lohnt das Opfer. Aber

für armsfällige Geschöpfchen aufzureiben, hat keinen Sinn. Ich predige nicht die brutale Selbstsucht. Ich meine nur, wenn man mich fragt, wer geopfert werden soll, ob ein tüchtiger Mensch oder ein Duzend haltloser Schwächlinge, dann besinne ich mich keinen Augenblick und sage: Nieber mit den Schwächlingen! Ein einziger fähiger Mensch ist mehr werth als Hunderte solcher Kreaturen, die nur hemmen und den Fähigen den Weg versperren und erschweren."

"So sollen wir die geistig Unmündigen und Schwachen hilflos versinken lassen?"

"Sobald wir vor die Wahl gestellt sind, entweder etwas Tüchtiges zu leisten und ein paar Schwächlinge zu opfern oder aber das Tüchtige, den Schwächlingen zu Liebe, unausgeführt zu lassen: Ja! Dann mögen sie in Gottes Namen versinken. Man jammert so leicht über das Leid der Untüchtigen. Die Befähigten aber, die geopfert wurden, damit Untüchtige leben bleiben, zählt man nicht. Man überlasse das Geschäft, Wunden zu verbinden und heilende Salben zu schmieren, den mitleidigen Seelchen, die auf dieser Welt nichts Besseres zu thun haben. Der leistungsfähige und thatkräftige Mensch halte sich von dieser kleinlichen Arbeit frei. Er hat eine größere Aufgabe zu erfüllen. Darum kann man immer noch gutherzig bleiben und soll es auch. Es fragt sich eben nur, was unter Güte zu verstehen ist. Der ist doch gewiß gut zu nennen, der, ohne Salben und Pflaster zu vertheilen, den Blick auf die Allgemeinheit richtet und der Menschheit im Großen und Ganzen zu helfen trachtet und darum nicht die Zeit hat, sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten. Dieses Berücksichtigen der Dummheit und Schwäche ist mir immer verhaßt gewesen. Denn wer erhält schließlich die Welt, wer bringt sie vorwärts und schafft schlechte Einrichtungen ab? Die Tüchtigen oder die Untüchtigen? Und diese sollen geschont, jene geopfert werden?"

"Ich bin eben wahrscheinlich kein tüchtiger Mensch gewesen!"

"Du warst es. Aber ein Haufe Untüchtiger zertrümmert einen Tüchtigen immer zu Boden. In ihrer Schwäche, die so leicht zum Mitleid hinreißt, liegt eine gefährliche Kraft. Dieser Kraft bist Du erlegen. Und so hast Du wenig geholfen und bist zu Grunde gegangen, — an Deiner Güte im Kleinen, an Deiner Salben-schmiererei. Was hast Du nun davon? Und was haben Andere davon?"

"Ich nichts und die Anderen wenig genug," gab Friedrich trüb zu. "Du hast Recht: der Weg, den ich gegangen bin, war falsch, grundfalsch. Es hätte etwas Anderes, Besseres, Nützlicheres aus mir werden können, wenn ich nicht meine Natur, meine Anlagen und Bedürfnisse gewaltsam unterdrückt hätte. Das habe ich immer geahnt und habe wohl darum keine Befriedigung gefunden. Meine Nächstensucht ist wie eine Krankheit, an der ich langsam sterbe."

"Befreie Dich von ihr! lehre um!"

"Es ist zu spät. Meine Kraft ist verbraucht, verzettelt, erlahmt. Die Krankheit ist schon zu alt. Ich werde sie nicht mehr los."

"Dann ist Dir freilich nicht mehr zu helfen," sagte Erwin und drückte mitleidsvoll die Hand. Und damit schieden sie von einander, um sich nie der zu begegnen. Der Eine beneidete den Anderen, der Beneidete trug eine von mitleidiger Geringschätzung für den Jugendfreund mit sich fort . . . so war es mit ihrer Freundschaft zu Ende.

lien.

Emil Marriot.



## Der Arbeiterbetriebschutz.

Die Bedienung von Motoren und Maschinen, das Zusammenarbeiten vieler Menschen und Maschinen in einem engen Raume, die Erzeugung von Staub und Dämpfen, Mässe, Kälte oder Hitze, der scharfe Wechsel der Temperatur, die schlechte Beschaffenheit der Arbeitsräume, das Fehlen von Nothausgängen u. s. w. bilden die Ursachen vieler Gefahren und Schäden für Gesundheit und Leben der Arbeiter. Der einzelne Arbeiter ist nicht in der Lage, sich hiergegen ausreichend zu schützen; die durch Konkurrenzrücksichten gebundenen Arbeitgeber wiederum tragen zum Theil Bedenken, freiwillig diese oder jene kostspielige Vorrichtung zum Schutze gegen die mit dem Betriebe verknüpften Uebelstände zu treffen. Man hat es deshalb als eine Aufgabe der Gesetzgebung betrachtet, gewisse Bestimmungen für Anlage und innere Einrichtung der Fabriken und fabrikartigen Unternehmungen und deren Betrieb zu schaffen. Leider aber ist der gesetzliche Eingriff zu Gunsten des Betriebsschutzes nicht von dem wünschenswerthen Erfolge begleitet gewesen. Zum Theil liegt Das daran, daß bei der großen Menge von Fabriken und Werkstätten die Zahl der staatlichen Aufsichtsbeamten viel zu gering ist, um bei der Fülle ihrer Obliegenheiten alle Betriebe untersuchen oder gar die Ausführung aller Anordnungen überwachen zu können. Zum Theil kommt in Frage, daß die eigene Initiative der Arbeitgeber zurücktritt, weil die Einrichtungen des Betriebsschutzes meist eine erhebliche finanzielle Belastung bedingen. Dann fällt auch ins Gewicht, daß die Arbeiter selbst für die zu ihrem Besten getroffenen Vorkehrungen oft sehr wenig Verständnis besitzen; und schließlich ist nicht zu vergessen, daß über das Wesen und die Bedeutung der durch den Gewerbebetrieb bedingten Schädlichkeiten wie über das Mindestmaß des Betriebsschutzes in den Kreisen der Fabrikaufsichtsbeamten wie der Betriebsunternehmer bisher recht wenig Klarheit herrschte. Kein Wunder! Streifen doch die meisten hygienischen Hand- und Lehrbücher — und sogar die Bearbeitungen, die speziell die Gewerbehygiene zum Gegenstande haben — die technische Seite der Fabrikhygiene nur nebenher. Es war daher ein guter Gedanke, als H. Albrecht in seinem „Handbuch der praktischen Gewerbehygiene“\*) im Verein mit befreundeten Fachmännern den Versuch einer umfassenden Darstellung aller der Einrichtungen unternahm, die nach dem heutigen Stande der Technik in Fabrikbetrieben zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter durchführbar sind, und als er dieser Darstellung einen auch für den Laien verständlichen Abriss der Grundsätze vorausschickte, die die wissenschaftliche Hygiene für den Gesundheitsschutz der Arbeiter aufstellt. Zum Theil an der Hand dieses Buches, das, wie ich hoffe, zahlreiche aufmerksame Leser finden und gute Früchte tragen wird, will ich im Folgenden die wichtigsten Fragen des Arbeiterbetriebschutzes einer kurzen Erörterung unterziehen.

Bei den Schädigungen, denen Gesundheit und Leben der Arbeiter im werbebetriebe ausgesetzt sind, handelte es sich erstens um Betriebsunfälle, die durch Betriebsereignisse plötzlich eintretenden Schädigungen, zweitens um

\*) Berlin, R. Oppenheim (B. Schmidt), 1896. 1054 S.

werbekrankheiten, d. h. gewisse, dem einzelnen Betriebe eigenthümliche schädliche Einflüsse, die durch ihre dauernde Einwirkung auf den Körper den Gesundheitszustand des Arbeiters beeinträchtigen und sein Leben verkürzen. Die Bedeutung der Unfallverhütung ist in den einzelnen Gewerben natürlich sehr verschieden, in den einen (im Bergbau, in Steinbrüchen, in Eisenhütten u. s. w.) sehr groß, in anderen wieder nur gering. In den folgenden Ausführungen soll auf sie nur insoweit eingegangen werden, als sie mit der Fabrikhygiene zusammenfällt.

Zu den die Gesundheit schädigenden Einflüssen beim Gewerbebetriebe zählt in erster Linie die Einwirkung der chemisch oder mechanisch verunreinigten Luft des Arbeitsraumes auf den Arbeiter. Die Erfahrung lehrt, daß in jedem Raume, worin Menschen wohnen und arbeiten, eine Erneuerung der Athemluft in einer Menge von etwa 60 Kubikmetern zugeführter Luft pro Kopf und Stunde erfolgen muß, wenn alle die Luft verunreinigenden Einflüsse kompensirt werden sollen. Die wesentlichste chemische Verunreinigung der Luft der Wohn- und Arbeitsräume geht von dem Menschen selbst aus, der als Erwachsener während der Arbeit 35 bis 40 Liter Kohlensäure pro Stunde produziert. Auch aus der Bodenluft und aus schlecht konstruirten Ofen gelangt Kohlensäure in die Luft der Wohn- und Arbeitsräume. Das Selbe geschieht bei künstlicher Beleuchtung, wobei gleichzeitig Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff erzeugt werden. Zu diesen Luftverschlechterungsquellen, die sich in den verschiedenen Gewerben in verschiedenem Maße bemerkbar machen, treten noch andere hinzu, so z. B. der sich zersehende Schmutz der Arbeitskleidung, Gerüche von Eßwaaren und Tabak, Ausdünstungen des Arbeitsmaterials und seiner Verarbeitung u. s. w. Deshalb ist dem Arbeiter nicht nur ein bestimmter Luftraum zuzumessen, sondern es ist unter gewissen Umständen auch eine besondere Ventilation erforderlich. Bettenkofer hält einen Luftraum von 38 Kubikmetern für einen Erwachsenen im Ruhezustande für ausreichend und verlangt, daß stündlich nicht mehr als dreimal so viel Luft in gleichmäßiger Vertheilung ein- und austreten kann, wie der zu lüftende Raum groß ist.

Neben den Schädigungen, die die Gesundheit der Arbeiter durch die Einwirkung chemisch verunreinigter Luft erleidet, kommen die Schädigungen durch das Athmen in mechanisch verunreinigter Luft in Betracht. Der in die Luftröhre, in die Bronchien und Lunge gelangende Staub verschont zwar Niemanden, bleibt, je nach seiner Beschaffenheit, vielfach auch ohne wesentlich schädigenden Einfluß, wirkt aber in anderen Fällen mehr oder weniger verlezend. Zu den in jeder einigermaßen erheblichen Quantität verlezenden Staubarten zählt eine Reihe von organischen Staubarten, so der beim Reinigen von Lumpen entstehende Lumpenstaub, der Teppichstaub beim Reinigen von Teppichen, der Haarstaub beim Reinigen von Pelzen, der Bürstenstaub bei der Bürstenfabrikation, der Roßhaarstaub beim Roßhaarzupfen, der Fischbein- und Federstaub, der sich beim Poliren der Schildkrötenschalen entwickelnde Schildkrotstaub u. s. w. Alle diese Staubarten rufen bei längerer Einwirkung chronische Bronchialkatarrhe mit ihren Folgen hervor, die größere Mehrzahl führt Augenbindehautentzündungen herbei, die, wie die Bronchialkatarrhe, nur nach Aufgabe der betreffenden Arbeit geheilt werden können und bei Wiederaufnahme sofort wieder erscheinen, falls inzwischen nicht durch sanitäre Maßregeln für die Staubunterdrückung gesorgt worden ist. Unter den anorganischen Staubarten, die theils in geschlossenen Räumen, theils

im Freien erzeugt werden, sind die am Gefährlichsten, die bei der Be- oder Verarbeitung von kieselstoffhaltigen Mineralien entweder als reiner Staub oder als Staubb Gemische verschiedener Substanzen entstehen. Kieselstaub liefern namentlich die Metalkiesel, wie Kupfergrün, Kupferblei und Galmei, die Siliziumoxyde (Sandstein, Quarze, Achat, Edelsteine) und die Leichtmetall-Silikate (Topas, Granat, Asbest, Serpentin, Meer Schaum, Porzellanerde, Schiefer u. s. w.) Welchen Schädigungen die Gesundheit der Arbeiter durch diese Staubbarten ausgesetzt ist, sei an einigen Beispielen bewiesen.

Nach Untersuchungen von Sommerfeld\*) betrug die durchschnittliche Lebensdauer von 344 innerhalb 4 bis 5 Jahren verstorbenen Steinmehren 35 Jahre, 7 Monate, 21 Tage, die Sterblichkeitsziffer 39,1 ‰. Von 497 in der Zeit von 1886 bis 1892 verstorbenen Steinmehren erlagen 444 = 89,3 ‰ der Lungenschwindsucht, sonstigen Erkrankungen der Athmungsorgane noch 24,2 ‰. Von 240 Steinmehren, die Sommerfeld im Jahre 1891 untersuchte, litten bereits 61, also 25,4,1 ‰, an Lungenschwindsucht, 19, also 7,9,1 ‰, an Kehlkopfschwindsucht.

Von 6065 in der Hütte Ballerysthal in den Jahren 1876 bis 1881 beschäftigten Glasarbeitern erkrankten nach Anader 16,8 ‰ mit einer durchschnittlichen Krankheitsdauer von 3,73 Tagen; nach Berechnungen der Betriebsergebnisse, die Sommerfeld an 23 Zahlstellen der Krankenkasse der Glasarbeiter in Berlin anstellte, schwankte die Morbidität zwischen 28 und 42 ‰. Die Mortalität, unter deren Ursachen die Lungenschwindsucht die erste Stelle einnimmt, betrug in Ballerysthal 1,35 ‰, unter den Mitgliedern der Krankenkasse 1,1 ‰.

Von 5066 Krankheitsfällen, die unter den Mitgliedern des Gewerbevereins der Porzellanarbeiter in den Jahren 1878 bis 1891 beobachtet wurden, betrafen 1571 = 31 ‰ die Athmungswege. Die Sterblichkeitsziffer unter den Arbeitern der königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin betrug in dem Zeitraum von 1885 bis 1892 1,03 ‰; als Todesursache nahm die Lungentuberkulose mit 60 ‰ die erste Stelle ein. Ueber die Einwirkungen des Metallstaubes liegen ebenfalls zuverlässige Zahlen vor.

Nach Untersuchungen Sommerfelds, die sich auf 38 berliner Krankenkassen mit 906340 Mitgliedern und 9761 Todesfällen während der Beobachtungszeit der Jahre 1885 bis 1893 erstreckten, stellte sich die Betheiligung der einzelnen Gruppen an der Schwindsuchtssterblichkeit folgendermaßen dar:

Berufsart.	Von 1000 Lebenden sind an Schwindsucht gestorben	Von 1000 Sterbefällen entfallen auf Lungenschwindsucht
Berufe ohne Staubbentwicklung . . .	2,39	381,0
„ mit „ . . .	5,42	480,0
Berufe mit Entwicklung:		
metallischen Staubes . . . . .	5,84	470,58
von Kupferstaub . . . . .	5,31	520,5
„ Eisenstaub . . . . .	5,55	403,7
„ Bleistaub . . . . .	7,79	501,0
mineralischen Staubes . . . . .	4,42	403,43
organischen Staubes . . . . .	5,64	537,04
von Leder- und Fellstaub . . .	4,45	565,9

\*) Mitgetheilt in Albrechts Handbuch der Gewerbehygiene, S. 806

Berufsarten.	Von 1000 Lebenden sind an Schwindsucht gestorben	Von 1000 Sterbefällen entfallen auf Lungenschwindsucht
<b>Berufe mit Entwicklung:</b>		
organischen Staubes		
von Wolle- und Baumwollstaub	5,35	554,1
„ Holz- und Papierstaub . .	5,96	507,5
„ Tabakstaub . . . . .	8,47	598,4
im Durchschnitt . . . . .	5,16	478,9

**Berliner männliche Bevölkerung im Alter**

von mehr als fünfzehn Jahren . .	4,98	332,8
----------------------------------	------	-------

Unter den Staubarten kommt hiernach dem metallischen Staube der höchste Grad von Gefährlichkeit zu. Das bestätigen auch einige andere Zahlen. So starben in Solingen nach Oldendorff von der Bevölkerung überhaupt 19,6 Personen von 1000, aber 23,0 von 1000 Eisenarbeitern und 30,4 von 1000 Metallschleifern. Die Metallschleifer von Sheffield erreichten nach Popper gegen ein Durchschnittsalter der Gesamtbevölkerung von 55 Jahren nur ein solches von 28 bis 32 Jahren.

Zu den mechanisch wirkenden Staubarten treten weiterhin Gemisch wirkende hinzu, die bei der Atmung in die Mundhöhle eintreten, entweder in die Lunge, oder, mit dem Speichel vermischt, in den Verdauungskanal gelangen, hier wie dort gelöst werden und eine spezifische, meist giftige Wirkung äußern. Es handelt sich hierbei um den Staub von Arsen, Calcium (in der Thomasschlacke), Baryum, Blei und Tabak. Am heftigsten wirkt das Blei, sowohl als reines Metall wie auch in Form seiner Verbindungen; als schleichendes Gift bringt es in den Körper ein und schädigt nicht nur Den, der es in sich aufnimmt, sondern auch dessen Nachkommenschaft. Es bedroht die beim Verhütten der Bleierze wie in Bleiglätte-, Bleiweiß-, Mennige-Fabriken u. s. w. beschäftigten Arbeiter und verkürzt das Leben vieler Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich der fertigen Bleifabrikate in der Industrie bedienen müssen. Unter diesen sind es namentlich die Buchdrucker, insbesondere die Schriftsetzer, deren Organismus schweren Schädigungen ausgesetzt ist. Freilich ist Das in erster Linie deshalb der Fall, weil sich die Schriftsetzer wenig an den Bleigehalt der Lettern kehren, sie in den Mund zu nehmen, mit den mit Bleistaub stark beschmutzten Händen zu essen und die Setzerkasten in wenig rationeller Weise zu reinigen pflegen.

Den Gesundheitsschädigungen durch Staub stehen nun jene Schädigungen nicht nach, die durch das Einathmen gasförmiger Produkte entstehen. So üben vorerst die Fluorwasserstoff-, Salz-, Salpetersäure, schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, Ammoniak u. A. zum Theil selbst bei fortgesetzter Einathmung auch nur geringer Mengen eine stark giftige Wirkung aus. Das Selbe gilt von Arsenwasserstoff, der selbst in geringen Mengen tödlich wirkt. Da das Arsen übrigens viel verbreitet und in der Industrie nicht nur direkt verarbeitet wird, sondern auch in höchst lästiger Weise anderem zu verarbeitenden Material beigemengt ist, kommen Arsenvergiftungen ziemlich häufig vor. Dagegen ist das Leiden der Phosphornekrose, das durch den schädlichen Einfluß der Phosphordämpfe der Zündhölzchenfabrikation entsteht, heute viel seltener geworden wegen der Einschränkung der Fabrikation und des Verbrauches der mit weißem Phosphor



hergestellten Zündhölzchen, aber auch in Folge der besseren staatlichen Gewerbeaufsicht. Größere Bedeutung besitzen die Schädigungen, die durch das Einathmen von Kohlenstoffverbindungen (Kohlensäure, Kohlenoxyd und Schwefelkohlenstoff) wie durch das Einathmen von Quecksilberdämpfen hervorgerufen werden. Das Quecksilber führt zu den Erkrankungen an Mercurialismus, dem außer den Hüttenarbeitern besonders die Spiegelbeleger, Berggolber, Bronzearbeiter, die Verfertiger von Barometern, Thermometern u. s. w., die Arbeiter in Fabriken von Glühlampen für elektrische Beleuchtung, die Filzarbeiter und Putzmacher ausgesetzt sind. Schließlich ist noch hervorzuheben, daß auch die Dämpfe einer Reihe von organischen Verbindungen (z. B. Aethyl- und Methylalkohol, Nitroglycerin, Anilin, Toluidin, Naphthalin, Pyridin) schwere Gesundheitsstörungen bewirken.

Geringere Bedeutung als die Gesundheitsschädigungen durch Staub und Einathmen gasförmiger Produkte besitzen die Schädigungen in Folge von Parasiten und Uebertragung von parasitären Mikroorganismen. Die Zahl der Industrien, in denen sie vorkommen, ist gering die Verbreitung meist territorial beschränkt. Anders steht es hinsichtlich der äußeren Krankheiten und Schädigungen, die die gewerbliche Arbeit mit sich bringt. In erster Reihe sind hier die in den verschiedensten Formen auftretenden Hautkrankheiten (Anilindermatitis; Theer-, Hütten-, Zucker-, Chinin-, Wassertrüge; Bassinrankheit der Seidenarbeiter, Gewerbeergyrie der Silberarbeiter u. s. w.) zu nennen. An sie schließen sich die Hautverbrennungen an, denen besonders alle Feuerarbeiter, dann die Brauer, Drahtarbeiter, Färber und Weber ausgesetzt sind. An Augenkrankheiten leiden namentlich die Feinmechaniker, Kupferstecher, Lithographen, Uhrmacher und Diamantschleifer, an deren Sehkraft hohe Anforderungen gestellt werden, wie die Bergleute, die in ungewöhnlicher Lage und bei schlechter Beleuchtung angestrengt nach oben sehen müssen. Ohrenleiden entstehen bei Schmieden, Schlossern, überhaupt Eisenarbeitern, die ihre Arbeit unter andauerndem betäubendem Lärm zu verrichten gezwungen sind. Von Krankheiten, die auf der Einwirkung rasch auf einander folgender Temperaturunterschiede beruhen (z. B. Rheumatismus), werden besonders die Feuerarbeiter, die Töpfer, Ziegel- und Sandsteinarbeiter, Former und Aschatschleifer betroffen. Mechanische Schädigungen endlich werden sowohl in Folge einer einseitigen Anstrengung der Körpermuskulatur wie auch dadurch hervorgerufen, daß sich junge oder schwache Personen Anstrengungen unterziehen müssen, denen ihr Körper nicht gewachsen ist. Unter diesen Schädigungen sind am Bekanntesten die Schusterbrust, die Hakenhand der Glasmacher und das Bäckerbein.

Ueberblickt man die große Zahl der — in Albrechts Handbuch nach Entstehung und Folgen anschaulich geschilderten — Schädlichkeiten, die die Gesundheit und das Leben des Arbeiters bedrohen, und erwägt man, daß in den meisten Industriebetrieben schädigende Einwirkungen der verschiedensten Art gleichze ihren Einfluß geltend machen, so wird man zugestehen müssen, daß der Arbeiter im modernen Fabrikbetriebe unter Verhältnissen zu arbeiten hat, die ein offenes Eingreifen angezeigt scheinen lassen. Wie berechtigt und nothwendig solcher Eingriff ist, zeigt sich am Besten, wenn man an der Hand der Statistiken den Einfluß der gewerblichen Thätigkeit auf die Häufigkeit und Verbreitung der Tuberkulose betrachtet.

Nach der Berufszählung von 1882 beschäftigten sich von 1000 Personen

in der Provinz	mit Landwirtschaft	mit Industrie	mit Industrie gefährlicher Be- triebe *)	Von 10 000 der Gesamt- bevölkerung starben an Tuberkulose
Ostpreußen . . .	643,8	167,8	65,1	19,2
Westpreußen . . .	605,5	192,0	77,5	17,8
Berlin . . . . .	7,8	542,8	188,4	28,4
Brandenburg . . .	444,3	326,5	209,2	24,1
Pommern . . . . .	545,1	226,4	90,6	21,5
Posen . . . . .	646,6	171,2	63,7	23,2
Schlesien . . . . .	447,8	352,4	201,7	28,6
Sachsen . . . . .	374,9	403,0	207,1	24,6
Schleswig-Holstein	442,5	297,0	114,0	32,6
Hannover . . . . .	500,6	290,4	134,6	31,0
Westfalen . . . . .	351,5	516,3	298,4	46,4
Hessen-Nassau . . .	405,3	344,1	170,2	32,9
Rheinland mit Hohenzollern . . .	317,8	473,7	289,1	43,9

Noch auffälliger tritt der Zusammenhang zwischen Tuberkulose und gewerblicher Thätigkeit hervor, wenn man die Provinzen in eine östliche Gruppe (Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Sachsen) und in eine westliche Gruppe (Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland und Hohenzollern) theilt. Dann ergibt sich Folgendes:

	Von 1000 der Gesamtbevölkerung beschäftigten sich mit Landwirtschaft gefährlichen Industrien	Es starben von 10 000 der Gesamtbevölkerung an Tuberkulose
in der östlichen Gruppe	507,0	148,6
in der westlichen Gruppe	384,2	228,7

Diesen Zahlen ist ein Kommentar jedenfalls nicht hinzuzufügen. So sehr sie aber auch die Verhältnisse in einem ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, so besteht doch andererseits die berechtigte Hoffnung auf eine bessere Gestaltung. Die technischen Vervollkommnungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Einrichtungen zur Verhütung der gesundheitsschädlichen Einwirkungen des Gewerbebetriebes entstanden sind, haben bereits ganze Industrien umgewandelt und ihnen ihren die Gesundheit gefährdenden Charakter genommen. Vieles ist dabei dem Vorgehen wohlthörender Industrieller zu danken. Immerhin begegnet man noch recht vielen Großbetrieben, in denen man über das gesetzliche Mindestmaß hinaus an eine gesundheitliche Verbesserung der Arbeitsräume nicht denkt, und in den Mittel- und Kleinbetrieben, vor Allem in der Hausindustrie, liegen die Zustände viel trauriger. Hier scheint man die Kosten sanitärer Einrichtungen, die im Verhältniß zum Geschäftsgewinn in umgekehrter Progression wachsen, natürlich noch viel mehr. Dem gegenüber ist es dringend nöthig, zunächst in den theilhabenden Kreisen mehr Kenntniß über Das zu verbreiten, was zur Verhütung der durch

\*) Bergbau und Hüttenbau, Industrie der Steine und Erde, Metallindustrie, Textilindustrie, Baugewerbe.



den Aufenthalt in den Arbeitsräumen und durch den Arbeitsprozeß bedingten Schädlichkeiten überhaupt geschehen kann. Dann wird, wie ich meine, der Erlaß allgemeiner gesetzlicher Normen zu fordern sein, auf Grund deren an die Aufgabe der Schaffung geräumiger, gut ventilirter, möglichst staub- und giftfreier Arbeitsräume herangetreten werden kann, und schließlich wird es meines Erachtens zur Durchführung dieser Normen noch einer gründlichen Reorganisation unserer Gewerbeaufsicht bedürfen.

Die Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung, so weit sie eine Handhabung zur Beseitigung solcher Mißstände bieten sollen, die das Leben, die Gesundheit oder die Sittlichkeit der Arbeiter gefährden, sind im Wesentlichen die folgenden:

§ 120a. Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, die Arbeitsräume, Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten und den Betrieb so zu regeln, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit so weit geschützt sind, wie es die Natur des Betriebes gestattet.

Insbesondere ist für genügendes Licht, ausreichenden Luftraum und Luftwechsel, Beseitigung des bei dem Betriebe entstehenden Staubes, der dabei entwickelten Dünste und Gase, sowie der dabei entstehenden Abfälle Sorge zu tragen.

Eben so sind diejenigen Vorrichtungen herzustellen, die zum Schutze der Arbeiter gegen gefährliche Berührungen mit Maschinen oder Maschinenteilen oder gegen andere in der Natur der Betriebsstätte oder des Betriebes liegende Gefahren, namentlich auch gegen die Gefahren, die aus Fabrikbränden erwachsen können, erforderlich sind.

Endlich sind diejenigen Vorschriften über die Ordnung des Betriebes und das Verhalten der Arbeiter zu erlassen, welche zur Sicherung eines gefahrlosen Betriebes erforderlich sind.

§ 120b. Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, diejenigen Einrichtungen zu treffen und zu unterhalten und diejenigen Vorschriften über das Verhalten der Arbeiter im Betriebe zu erlassen, welche erforderlich sind, um die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes zu sichern.

Insbesondere muß, so weit es die Natur des Betriebes zuläßt, bei der Arbeit die Trennung der Geschlechter durchgeführt werden, sofern nicht die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes durch die Einrichtung des Betriebes ohnehin gesichert ist.

In Anlagen, deren Betrieb es mit sich bringt, daß die Arbeiter sich umkleiden und nach der Arbeit sich reinigen, müssen ausreichende, nach Geschlechtern getrennte Ankleide- und Waschräume vorhanden sein.

Die Bedürfnisanstalten müssen so eingerichtet sein, daß sie für die Zahl der Arbeiter ausreichen, daß den Anforderungen der Gesundheitspflege entsprochen wird und daß ihre Benutzung ohne Verletzung von Sitte und Anstand erfolgen kann.

§ 120c. Gewerbeunternehmer, die Arbeiter unter achtzehn Jahren beschäftigen, sind verpflichtet, bei der Einrichtung der Betriebsstätte und bei Regelung des Betriebes diejenigen besonderen Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit zu nehmen, welche durch das Alter dieser Arbeiter geboten sind.

§ 120d (Absatz 1). Die zuständigen Polizeibehörden sind befugt, Wege der Verfügung für einzelne Anlagen die Ausführung der Maßnahmen anzuordnen, die zur Durchführung der in §§ 120a bis 120c enthaltenen Grund-

sätze erforderlich und nach der Beschaffenheit der Anlage ausführlich erscheinen. Sie können anordnen, daß den Arbeitern zur Einnahme von Mahlzeiten außerhalb der Arbeitsräume angemessene, in der kalten Jahreszeit geheizte Räume unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Wenn man diese gesetzlichen Bestimmungen durchsieht, so wird man kaum sagen können, daß darin — wie in den Arbeiterschutzgesetzen einiger anderen Staaten — wirkliche Normen enthalten sind. Es ist ja selbstverständlich, daß bei der großen Mannichfaltigkeit des Betriebes die Unterordnung aller Betriebsarten unter gemeinsame detaillierte Gesetzesbestimmungen als unmöglich erachtet werden muß; immerhin lassen sich aber gewisse Normalvorschriften treffen, die allgemeine Geltung besitzen und sowohl dem Gewerbeaufsichtsbeamten als auch dem Fabrikherrn eine Unterlage zum weiteren Ausbau eines Schutzes gegen die dem Arbeiter aus dem Gewerbebetriebe erwachsende Gesundheitsschädigungen dienen können. Um eine zweckentsprechende Durchführung der Normalvorschriften zu sichern, ist es nun freilich nötig, daß an die Organisation der Gewerbeaufsicht wesentlich andere Anforderungen gestellt werden. Ich habe bereits früher, auch in der „Zukunft“, und neuerdings in meinem Buch über den „Arbeiterschutz\*“) ausgeführt, daß ein einzelner Gewerbeaufsichtsbeamter niemals die Aufgaben wird erfüllen können, die man heute im Deutschen Reiche an ihn stellt. Man setzt zur Zeit von ihm voraus, daß er ein besonderes Interesse für das Erfassen und Behandeln von Fragen sozialer und wirtschaftlicher Natur besitzt, daß er neben humaner Gesinnung, unermüdlicher Energie und großer Arbeitsfreudigkeit den nötigen Takt im Verkehr mit Hoch und Niedrig und in der Vermittelung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern entwickelt und daß er schließlich — um die strenge Ausführung der Arbeiterschutzbestimmungen sichern und überwachen zu können — nicht allein ein guter Techniker, Ingenieur und Chemiker ist, sondern auch über medizinische und hygienische Kenntnisse verfügt. Daß ein Beamter alle diese Eigenschaften jemals in sich vereinigt hat oder selbst bei der besten Ausbildung künftig in sich vereinigen wird, dürfte wohl Jeder verneinen. Ich bin daher der Ansicht, daß eine gute Organisation der Gewerbeaufsicht nur dann vorhanden sein wird, wenn für nicht zu große Aufsichtsbezirke besondere, mit den notwendigen Machtbefugnissen auszustattende Gewerbeaufsichtsbehörden gebildet werden und innerhalb dieser Behörden eine zweckmäßige Arbeitsteilung stattfindet. Diese Arbeitsteilung müßte sich etwa so gestalten. Die sich auf die Unfallverhütung und die Durchführung der Unfallverhütung beziehende Aufsichtsthätigkeit, so weit sie nicht durch die Beauftragten der Berufsgenossenschaften ausgeübt wird, wäre in die Hände der staatlichen Dampfesselrevisoren und besonderer, technisch vorgebildeter Staatsbeamter (Ingenieure) zu legen. Für die Sicherung der Durchführung jener Gesetzesbestimmungen aber, die sich auf Arbeitszeit- und Arbeitrubeschutz, Verwendungsverbote, Sittlichkeit, Verkehrs- und Vertragsschutz beziehen, wie für die soziale Berichterstattung wären vorzugsweise oder ausschließlich ebenfalls besondere Beamte — Gewerbeinspektoren — anzustellen. Mit

\*) Der Arbeiterschutz. Seine Theorie und Politik (Bd. 14 der I. Abth. des Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften, herausg. von Runo Frankenstein) gr. 8<sup>o</sup> S. Leipzig, C. E. Hirschfeld, 1896.

Rücksicht auf die bedeutungsvollen Aufgaben, die sie zu erfüllen hätten, müßte von ihnen eine gute persönliche Qualifikation, tüchtige allgemeine Bildung, unbefleckliche Redlichkeit, humane Gesinnung, Energie und Lust zur Arbeit gefordert werden. Es wäre nöthig, daß sie über tüchtige volkswirtschaftliche Kenntnisse verfügten, längere Zeit dem Studium sozialer Verhältnisse obgelegen hätten und mit der Sozialgesetzgebung der verschiedenen Länder vertraut wären. Ein mehrjähriges Studium der Staatswissenschaften an Universitäten, praktische Uebungen in sozialstatistischen Arbeiten, längerer Aufenthalt in Industriebezirken, um die sozialen Zustände kennen zu lernen, praktische Thätigkeit als Fabrikbeamter und schließlich längere Zeit andauernde Beschäftigung als Assistent bei älteren Gewerbeinspektoren —: alles Das wird die Schule der Gewerbeinspektoren bilden müssen.

Nun handelt es sich aber nicht nur darum, die Durchführung und Ueberwachung der Unfallverhütungsvorschriften und des Arbeitszeit- und Arbeitsruhe-schutzes, der Verwendungsverbote wie des Verkehrs- und Vertragsschutzes zu sichern oder die soziale Berichterstattung in bewährte Hände zu legen, sondern es gilt auch, dafür Gewähr zu schaffen, daß der Theil des Arbeiterschutzes, der sich auf die Abwehr von Gesundheitsschädigungen richtet, erfolgreich durchgeführt wird. Meines Erachtens ist Das nur dann möglich, wenn der Staat besondere, für ihren Beruf eigens vorzubildende Aerzte — Gewerbeärzte — oder ergänzend Techniker, die über tüchtige Kenntnisse der Gewerbehygiene verfügen, mit der Ausführung und Ueberwachung des Betriebs- oder Gesundheitsschutzes betraut. Diese Personen würden am besten wissen, mit welchen Mitteln und Vorschriften spezifischen Gesundheitsschädigungen und Berufskrankheiten vorzubeugen wäre und in welchen Industriezweigen die Rücksicht auf die Gesundheit die Beschäftigungen bestimmter Arbeiterkategorien (jugendlicher Personen, Frauen) unthunlich erscheinen ließe. Auch insofern dürfte es zweckmäßig sein, die Sicherung der Durchführung der gewerbehygienischen Schutzbestimmungen in die Hände besonders vorgebildeter Aerzte und Techniker zu legen, als diese Beamten nicht nur die am Meisten geeigneten Berather der Verwaltungsbehörden in gewerbehygienischen Angelegenheiten, sondern auch die geeigneten Personen wären, denen laufende medizinisch- und sozialstatistische Erhebungen (z. B. der Krankheit- und Sterblichkeitsursachen bei Arbeitern) als Aufgabe überwiesen, Untersuchungen über die körperliche Entwicklung der Arbeiter zur Pflicht gemacht werden könnten u. s. w. Einer derartigen Thätigkeit würde — wie ich auch in meinem Buch über den „Arbeiterschutz“ betonte — zweifellos ein reiches Material entspringen, gleich wichtig für die medizinische wie für die sozialen Wissenschaften und bedeutungsvoll für Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung.

Ein Rückblick auf meine bisherigen Ausführungen zeigt wohl, daß auf dem Gebiete des Arbeiterbetriebsschutzes für Gesetzgebung und Verwaltung noch recht viel zu thun bleibt. Was geschehen könnte, sollte aber geschehen; denn gut organisirter Betriebsschutz wird zur Hebung der Volksgesundheit und Hebung der Wehrkraft beitragen; und „nur ein gesundes Volk kann“, wie Bill treffend bemerkt, „ein zufriedenes Volk sein“. Die Hoffnung, dieses Ziel erreichen zu können, ist sicher gemeinsamer rastloser Arbeit werth.

Dr. Runo Frankenski



## „Frei nach Nietzsche.“

„Welche triviale Idee, so geistreich zu sein!“

Nichtenberg sagt einmal: „Das Buch hatte die Wirkung, die gemeinlich gute Bücher haben: es machte die Einfältigen einfältiger, die Klugen klüger, — und die übrigen Tausende blieben ungeändert.“ Friedrich Nietzsches Buch „Also sprach Zarathustra“ gehört zu den „guten Büchern“. Richard Strauß hat es gelesen, eine Wirkung verspürt und flugs dem Orchester nachgegeben, seinem Herzen in einer symphonischen Dichtung Luft zu machen. Er nannte sie kühn und stolz: „Also sprach Zarathustra“. Der Geist, der aus dieser Titelwahl spricht, ist wohl werth, eine kritische Beleuchtung zu erfahren. Hören wir, was Strauß selbst über sein Werk sagt: „Wer in meinem Werke direkt in Töne übersetzte Philosophie erwartet, dürfte arg enttäuscht sein, wenn er, wie es in meiner Absicht liegt, in ‚Also sprach Zarathustra‘ ein nach rein musikalisch-logischen Gesetzen aufgebautes Musikstück, noch dazu in C-dur, findet, das den aus allen klassischen Symphonien uns wohl vertrauten Dualismus eines männlichen und weiblichen Hauptthemas beinahe in der alten Viersätzigkeit entwickelt. Von Freunden altklassischer Werke würde ‚Also sprach Zarathustra‘ sogar um der in meinem Stücke enthaltenen fünfstimmigen Fuge willen möglicher Weise als ein Erzeugniß ihrer Richtung erkannt und reklamiert werden, wenn Dies nicht durch einige Beziehungen, die ich zu Nietzsches Werk hineingeheimnigt habe und die ihm vielleicht ein aktuelleres Interesse verleihen, verhindert würde.“ Merkwürdig fürwahr! Lohnt es sich, auf diesen Unsinn erst näher einzugehen? Es liegt in Straußens Absicht, den Hörer ein nach rein musikalisch-logischen Gesetzen aufgebautes Musikstück finden zu lassen, fast eine klassische Symphonie, in der er zeigt, daß er sogar eine fünfstimmige Fuge schreiben kann! Aber was sollen da die hineingeheimnigten Beziehungen, die die Erkennung und Reklamation der Freunde altklassischer Werke verhindern? Nietzsche hat schon Vielen den Kopf verdreht; und Strauß gehört seiner That und der naiven Briefstelle nach scheinbar nicht zu den Klugen, die, wie Nichtenberg sagt, klüger geworden sind.

Den Versuch Richards Strauß, sich selbst gegen Das zu verteidigen, was man ihm auf Grund der Titellentlehnung oder auf Grund des thörichten Unterfangens, Nietzsches Werk in seiner Totalität musikalisch-symphonisch zu reproduzieren, vormerken könnte, dürfen wir als gänzlich mißglückt betrachten. Den Vorwurf der Sensationmacherei hat er nicht nur nicht entkräftet, sondern sogar als berechtigt anerkannt. Eine fast noch ungeschicktere und unglücklichere Vertheidigung hat er später in dem Programmbuch des vierten Philharmonischen Konzertes erfahren müssen, eine Vertheidigung, die wohl nicht unternommen worden wäre, wenn Strauß und seine Freunde sie nicht als bitter nothwendig erkannt hätten. Herr Dr. Heinrich Reimann sucht da nachzuweisen, daß Friedrich Nietzsches Buch „Also sprach Zarathustra“ ein nach Sprache, Form und Inhalt weit mehr dichterisches als philosophisches Werk sei und daß mit dieser Thatsache „der

bereits öffentlich ausgesprochene Verdacht, es handle sich bei dieser neuen, sensationellen Komposition um „in Musik gesetzte Philosophie“ bzw. „philosophirende Musik“, beseitigt sei.“ Zur Bekräftigung der von den „besten Kennern Nietzsches“ einmütig anerkannten Thatsache, daß dessen „Zarathustra“ ein vorwiegend dichterisches Werk sei, führt Herr Dr. Reimann eine Stelle aus der Vorrede zu „Zarathustra“ an und giebt eine eigene kleine kritische Werthung Nietzsches, wodurch er das direkte Gegentheil von Dem erreicht, was er erreichen will, nämlich den Beweis führt, daß „Zarathustra“ ein vorwiegend philosophisches Werk ist. „Ich lehre Euch den Uebermenschen. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. Was habt Ihr gethan, ihn zu überwinden? . . . Der Uebermensch sei der Sinn der Erde. . . . Der Mensch ist ein Seil über einem Abgrunde.“ Das ist eine Stelle aus der Vorrede; und Herr Dr. Reimann spricht nachher von dem großen Problem, das Zarathustra durch seine Reden lösen will, den Menschen die Vergöttlichung des Lebens zu lehren. „Alle menschlichen Werthe müssen umgewerthet und damit eine neue Weltordnung ‚jenseits von Gut und Böse‘ geschaffen werden. Zarathustra ist diese ‚jenseitige‘ Welt, ist der Freieste der Freien, der in allem Werden nur die Sehnsucht nach seiner Person, nach seiner Lehre erblickt.“ Nun kommt Herr Dr. Reimann zu höchst merkwürdigen Ausführungen. Er sagt, Strauß habe seine Tonbildung „frei nach Nietzsche“ entworfen. Auf das Wörtchen frei ist ein besonderer Nachdruck gelegt, denn es ist an zwei Stellen des Programmbuches fett gedruckt. Strauß ist nach Herrn Dr. Reimann sogar in einem Theile seines Werkes so frei gewesen, sich zu einer anti-nietzscheischen Deutung zu versteigen. „Jedenfalls hat der Komponist seinem Werke als Grundzug die Sehnsucht, das Kämpfen und Ringen nach einem höchsten Ideale — wie es Nietzsche in dieser Art ganz fremd ist — gegeben.“ Das sind höchst verwunderliche Deduktionen. Strauß hat also seinem Werke eine Entwicklungslinie von Empfindungen vorgezeichnet, wie es Beethoven und hundert Andere in ihren Werken gethan haben, die noch zumal „in dieser Art Nietzsche ganz fremd“ ist, und dann, um der Sache „vielleicht ein aktuelleres Interesse zu verleihen“, ihr das Etikett „Also sprach Zarathustra“ aufgeklebt. Ist Das nun Sensationmacherei oder nicht? Der Schein ist jedenfalls dafür; und der Glaube an sie wird durch sophistische Nebereien nicht aus der Welt geschafft.

In dem bei H. Bechthold in Frankfurt a. M. erscheinenden Musikkührer finden wir ebenfalls eine recht wenig geglückte Apologie des Komponisten. Sie rührt von Arthur Hahn her, der in ungleich tiefer eindringender Weise als Dr. Reimann die Beziehungen Straußens zum Buche Nietzsches darstellt. Auch er verweist auf den „tief sinnigen Dichter“, den man wohl über den „großen Philosophen“ etwas vergessen habe. Aber was er nachher sagt, vermag uns nicht die Ueberzeugung beizubringen, daß Strauß lediglich durch dichterische Partien angeregt worden sei. Wir lesen folgende Sätze: „Er (Strauß) schildert uns Entwicklungstadien, wie sie eben jeder nach Befreiung vom Hergebrachten und nach Ergründung des Weltgeheimnisses Trachtende durchläuft. Erst in der Art, wie auch in der musikalischen Schöpfung die geistige Selbstbefreiung erfolgt, tritt uns die Zarathustragestalt in ihrem ganzen Sonderwesen entgegen, so daß man auch in ihrem musikalischen Charakterbilde den ‚Uebermenschen‘ erblicken mag, der ‚jenseits von Gut und Böse‘ wandelt, der nur die Erde liebt und auf ihr

seinen Daseinszweck sucht. So schildert uns denn der Symphoniker die Entwicklung des höheren Menschen zur Zarathustra-Persönlichkeit, d. h. bis zu jenem geistigen Standpunkt, auf dem ein Nietzsche in seinem Hauptwerke steht. Das Ganze aber werden wir nicht sowohl als reine musikalische Nachempfindung nietzscheischer Ideen aufzufassen haben, sondern vielmehr, wie die eingehendere Analyse noch ergeben wird, als den künstlerischen Niederschlag aus den subjektiven Betrachtungen und Gedanken des Komponisten über Nietzsche und sein Werk.“ Ob wir aus Straußens symphonischer Dichtung nun erfahren sollen, wie sich die Entwicklung des höheren Menschen zum Uebermenschen vollzieht, oder ob wir des Komponisten subjektive Betrachtungen und Gedanken über Nietzsche und sein Werk in ihr finden sollen: in beiden Fällen will es mir scheinen, als ob das Problem, dessen Lösung versucht wird, ein vorwiegend philosophisches und nicht ein vorwiegend dichterisches ist. Jedenfalls kann ich dem Urtheile des Herrn Pahn, der aus dieser neuesten Schöpfung auf eine „geistvolle, groß empfindende künstlerische Individualität“ schließt, nicht beipflichten. Ich muß vielmehr mit dem feinsinnigen Nietzschekenner, der mein Nachbar in dem Philharmonischen Konzerte war, das uns die symphonische Dichtung gebracht hat, ausrufen: „Welche triviale Idee, so geistreich zu sein.“ Eine groß angelegte, künstlerische Individualität kann schlechterdings nicht auf den Gedanken verfallen, auf den Strauß verfiel. Eine Naivetät spricht sogar aus seinem Unterfangen, die höchst bedenklicher, aber auch höchst lehrreicher Natur ist. Eine Persönlichkeit, die so zwischen Pro und Contra steht, die so dithyrambisch umjauchzt und so herb abgelehnt wird wie Strauß, muß man nicht ausschließlich aus ihrer Produktion an sich zu erkennen und zu messen suchen, sondern eben so sehr aus ihren sonstigen kleineren und größeren Lebensäußerungen. Der vorhin erwähnte Brief Straußens ist eine der bezeichnendsten, die ich von ihm kenne, und seine Zarathustra-Idee die Ausschlag gebende. Sein Werk, über das ich mich hier nicht eingehender verbreiten will, hat ihm für mein Gefühl schließlich nicht Recht gegeben; es ist im innersten Kern unbedeutend, darüber kann alles Raffinement der technischen Arbeit und des orchestralen Aufpuges — Beides halte ich im Gegensatz zu Anderen lebiglich für den Zweck, nicht für das Mittel — nicht hinwegtäuschen.

Die glücklichste Vertheidigung, die einzige, die Strauß hätte erfahren können, wäre der Hinweis auf ein wirklich bedeutendes Musikstück gewesen. Und hatten furchtsame Freunde ihn zu einer Erklärung genöthigt, so wäre es „klüger“ und „größer“ gewesen, wenn er etwa geschrieben hätte: „Die Lecture des Buches, besonders einzelne Partien aus ihm, haben mich zu einer symphonischen Dichtung angeregt. Nehmt die Ueberschrift ‚Also sprach Zarathustra‘, die ich als eine Mißverständniß herbeizuführen geeignete anerkennen muß, als eine dem verehrten Dichter-Philosophen dargebrachte Huldbildung, beurtheilt im Uebrigen mein Werk als ein reines Musikstück, das ich Euch ohne Programm überreiche, mit der Bitte, auch nach keinem Programme zu forschen.“

---

Bevor ich Straußens Werk kennen lernte, hatte ich mich zum Zwecke der Ergänzung meiner eigenen Anschauungen an verschiedene Freunde gewandt, Schriftsteller, die ich zu den „besten Kennern Nietzsches“ zählen darf. Ich fragte sie:

„Was denkt Ihr über die Idee, eine symphonische Dichtung ‚Also sprach Zarathustra‘ zu schreiben? Schmückt Das nach Sensation?“ Die Antworten fielen aus, wie sie schließlich ausfallen mußten.

Der Erste äußert sich kurz und bündig: „Richard Strauß — Ja, warum soll Zarathustra nicht auch musikalisch also sprechen? Wenn über der Eroica oder dem Donauwalzer nicht Eroica oder Donauwalzer stände, sondern ‚Also sprach Zarathustra‘, — wären sie weniger schön? Ich wünsche dem Komponisten, daß seine Symphoniemusik weniger aus zweiter Hand ist als ihr Name.“ Der Zweite schreibt: „Straußens Zarathustra-Idee braucht wohl von vorn herein nicht als ein Sensationcoup beargwöhnt zu werden. Ich könnte mir zum Beispiel denken, daß die ‚Sieben Siegel‘ (Ende des dritten Buches) ganz oder auszugeweiße sehr wohl als Unterlage zu einer symphonischen Komposition verwendbar sind. Freilich müßte gerade die Musik dann hineinbringen, was für mein Gefühl in Nietzsches Dichtung fehlt: die melodische Steigerung des schmerzlichen Grundempfindens zu einem wirklich freudigen Hochgefühl. Und ob gerade hierzu Strauß fähig ist, möchte ich nach seinen bisherigen Leistungen bezweifeln, bleibt jedenfalls abzuwarten.“ Was er über Straußens Art im Allgemeinen sonst noch sagt, ist so interessant und deckt sich mit meinen eigenen Empfindungen so vollkommen, daß ich die Stelle noch hierher setze. „In seinen meisten Werken kommt Strauß mir vor wie ein großes künstliches Baumstelett, das wundervoll mit lebendem Epheu und allen möglichen Ranken grün und blühend bewachsen ist. Es sieht entzückend aus und hat auch große Linien, aber im Grunde ist es eben doch ‚gemacht‘, trotz der Natürlichkeit der Kletterpflanzen. Darin eben unterscheidet er sich von Wagner: bei Dem ist gerade das Hauptgerüst natürlich aus der Wurzel gewachsen, dann aber oft mit künstlichem Beiwerk umkleidet.“ Nun kommt der Dritte, der gleichfalls auf Wagner exemplifizirt: „Was Straußens Zarathustra angeht, so theile ich vollkommen Ihr Mißtrauen. Wagner als einer der sehr seltenen Menschen, die nicht bloß Künstler, sondern Funktionen der Menschheit sind, Einheitmenschen, wird von diesen Epigonen nicht gefühlt; sie glauben, ihn zu erkennen, wenn sie sagen: er war ein großer Komponist, ein großer Dichter, ein großer Philosoph; seien wir auch ein großer Komponist, Dichter, Philosoph. Aber die Rechnung ist nicht richtig. Warum nicht? Das geht in die Metaphysik. Ein untrügliches Merkmal, daß es nichts ist mit solchen Nachahmungen, ist, daß sie sich immer so furchtbar ‚literarisch‘ geben. Der ganze ‚Guntram‘ hat als dichterische Aeußerung, als Wortwirkung, nicht so viel Werth wie ein Satz aus Beethovens berühmtem Testament. Originalität liegt viel tiefer als im Originellen. Und Zarathustra: mit diesen Erkenntnißwerthen, dieser gar nicht aufzuspürenden Entwicklungslinie, — Das kann ein sehr schönes Musikstück werden, sicherlich, aber kann mit Zarathustra nichts gemein haben. Etikettenphilosophie!“

Ein weiteres Dokument lautet: „Wir drehen uns Alle nur um den se. Erdenkern, wandern in dem selben Licht, — und haben Alle die selbe Sehns nach der Sonne. In dem Sinne ist das Problem aller unserer großen K in Kern und Richtung eins und das selbe. Aber jede Kunst hat ein unmi bares Verhältniß dazu, kraft ihrer eigensten Auffassung- und Ausdruckswei Und ich habe nie begriffen, wie Künste erst der Vermittelung fremder Auffassu und Ausdrucksweisen bedurften, um sich auf ihre eigenen Eigenthümlichk-

inneren Lebens, d. h. hier Kunstereignisse, zu besinnen. Was dabei herauskommt, zeigen z. B. die symbolistischen Dichter, die nur immerfort im malerisch-optischen Symbolismus stecken bleiben. Ich kenne nun Strauß gar nicht, aber rein aus diesem selben Gefühl würde ich bedenklich sein, daß ein Musiker hier einen Dichter-Philosophen als Geßelsbrücke zum großen Erlebniß gebraucht. Man muß doch denken: Nietzsches Welt war gar nicht anders überhaupt da als nur als dichterisch-philosophische Welt. Und wenn er sie als Musiker erlebt hätte, wäre gewiß niemals ein ‚Also sprach Zarathustra‘ daraus geworden. Es ist deshalb auch nur Zweierlei möglich: entweder giebt mir Nietzsche seine dichterisch-philosophische Welt. Und ich könnte nicht mit allen Mitteln diese fremde Welt in Musik setzen — dann kanns wohl ohne viel Wollen und Klügeln und allerhand sonstige Stützen nicht abgehen, — und jedenfalls ist es eine Kunst und Welt aus zweiter Hand, wenn ich technisch auch noch so raffinirt verfahre. Ich glaube auch niemals, daß nicht ihr Eigenthümlichstes gerade als ungehobener Rest verbleibt. Oder ich erlebe eine Welt, mein eigenes Leben, so elementar in Auffassung- und Ausdrucksweise musikalisch wie Nietzsche dichterisch-philosophisch. Nun, was soll dann der Titel? Das sind dann eben zwei Welten, die ein Wort auch nicht verbindet.“ Ein Fünfter meint: „Ueber das Thema ‚Also sprach Zarathustra‘ eine Symphonie zu schreiben, ist nach meinem Dafürhalten schlanter Unsinn. Man könnte mutatis mutandis nach dieser Methode über die ganze Bibel eine Symphonie zu Stande bringen. Der Zarathustra hat so und so viele Theile, jeder dieser Theile eine Reihe von Kapiteln, jedes dieser Kapitel eine Fülle gedanklichen Gehaltes, mag dieser nun original sein oder nicht. Ein Komponist könnte nun wohl diesen oder jenen ‚Gesang‘ symphonisch illustriren, wenn er niekschischen Geistes einen Hauch verspürt hat. Das tiefste Werk Nietzsches indessen in seiner Totalität durchleuchten zu wollen, diejenige Arbeit, in der er so zu sagen einen Extrakt seiner reifsten Lebensanschauungen, seines ganzen Denkens und Empfindens zu geben sich mühte, ist nach meinem Dafürhalten, um es gelind auszudrücken, ein waghalsiges Unterfangen. Ich vermuthe, Nietzsche wäre höchlichst amüsirt gewesen, wenn beispielsweise Wagner Solches unternommen hätte. Zwischen Wagner und Strauß die Differenz zu ziehen, erlassen Sie mir wohl.“ Wir sehen in diesen Stimmen eine recht drastische Uebereinstimmung. Wie könnte es auch anders sein! Ich hätte diese kleine Privatumfrage nicht gehalten und sie nicht mitgetheilt, wenn mir der vorliegende Einzelfall nicht ausreichend typisch vorgekommen wäre, um etwas eingehender auf ihn hinzuweisen.

---

Da ich mit Lichtenberg begonnen habe, will ich auch mit ihm schließen: „Die Wahrheit finden wollen, ist Verdienst, wenn man auch in dem Wege irrt.“ War es Strauß eine ernste, heilige Sache mit seinem Thema, trotz allen Zeichen, die dagegen sprechen, so wollen wir in diesem Sinne ihm also ein Verdienst zubilligen.

Max Marschall.





## Silbersachen.

**A**uf den steigenden Verbrauch von Silber im Haushaltungsgeräth und im Bijouteriefach wird schon seit geraumer Zeit geachtet. Nicht zum Wenigsten wird die Nachfrage durch den tiefen Preisstand des weißen Metalles hervorgerufen; und Das gerade macht diese Erscheinung weit über die nächsten Handelskreise hinaus interessant. In jüngster Zeit sind aber noch Bestrebungen wahrnehmbar, zu dem Reichsgesetz über den Feingehalt von Gold- und Silberwaaren Abänderungsvorschläge durchzusetzen. Die kölnische Juwelierversammlung wollte bei Goldwaaren einen ziemlich niedrigen Minimalsatz für den noch stempelfähigen Feingehalt festgesetzt wissen; dagegen wünschen Pforzheim, Heidenheim (wegen Schwäbisch-Gmünd) und Hanau nach unten zu überhaupt keine Grenze und erklären deshalb die Auffassung der Kölner für „unzutreffend“. Ich habe nun versucht, mich auf diesem weiten und wichtigen Gebiet etwas zu unterrichten.

Was mir sofort auffiel, war die strenge Trennung zwischen dem Handel mit Silber- und dem mit Bijouteriewaaren. Ganz abseits steht dann das feine Juwelengeschäft; bei Schmuckgegenständen im Werthe von vielen Tausenden kann es unmöglich auf einige Mark mehr oder weniger für die Silberfassung ankommen. Uebrigens zieht man jetzt auch die Platinafassung vor, weil dieses Metall nicht anläuft. Anders ist es natürlich beim Bijouteriefach, wo eine Broche höchst selten mit tausend, meistens aber mit fünf und zehn Mark bezahlt wird. Hier kommt es allerdings auf den Silberpreis an und dessen Sinken hat fast auf der ganzen Linie die sogenannten Double-Sachen, nämlich eine Deckung mit einer leichten Lage von Silber, gegen echtes Silber zurücktreten lassen. So dürfte z. B. Pforzheim fast alle sogenannten halben Edelsteine jetzt mit Silber verarbeiten und in diesem wichtigen Sitz der Schmuckimitationen versteht man sich schon auf seinen Nutzen. Bei Gold- und Silbergegenständen kann man ein Drittel als Zahlung für die Façon rechnen. Brillanten aber erwirbt man nur zum wirklichen Werth, wie sie denn auch stets mit nur etwa zehn Prozent Abschlag wieder verkäuflich sind. Pforzheim, dessen goldene Ketten sogar vielfach vor den französischen bevorzugt werden und nach Paris gehen, würde übrigens in Bijouteriewaaren vom Inlandsbedarf allein kaum bestehen können, seine Ausfuhr in solchen Artikeln, besonders nach Südamerika, giebt den Ausschlag.

Im Hausstand ist die Zunahme des Silbergebrauches außerordentlich groß. Zwar könnte man auf England, Frankreich und die Vereinigten Staaten verweisen, wo von je her, also auch bei den hohen Preisen, echtes Metall als praktischer bevorzugt wurde; aber in Deutschland war man eben einfacher und sparsamer bis zum dem Augenblicke, wo die Entwerthung des weißen Metalles begann. Dann erst trat auch hier ein größeres Luxusbedürfnis hervor. Die bisherigen Besitzer von versilberten Sachen gingen zum Edelmetall über, — in Berlin allerdings zu einer leichten Waare, die besonders für diesen Platz fabriqirt wird, während die schon länger Wohlhabenden sich schwereres Silber anschafften. In dieser Beziehung ist ein Vergleich z. B. mit den bescheidenen Besteden recht lehrreich, die vor einem Menschenalter im Gebrauch waren. Was heute, zum halben Preise von früher, an Tellern, Töpfeln, Schüsseln, Leuchtern u. s. w. beständig gekauft wird, bezeugen allein die neu entstandenen Fabriken. Unsere leistungsfähigsten Silber-

etablissements sind in Heilbronn, Bremen, Schwäbisch-Gmünd und Hanau; diese Entwicklung kam daher, daß dort kundige Arbeiter zu finden waren, die dann einen Stamm bilden konnten. Man thut gut, Dies zu betonen, da heutzutage oft behauptet wird, daß die Industrie den Unternehmern Alles und den Arbeitern angeblich gar nichts verdankt. Auffallend stark soll die Vorliebe für den milden Glanz des Silbers in jüngeren Weltstädten wie Berlin, Budapest u. a. sein. In Ungarns Hauptstadt soll es jetzt zu den Gewohnheiten der Wohlhabenden gehören, sich gleich ein Duzend Silberteller mit Monogrammen machen zu lassen; früher leisteten sich gewöhnlich nur Fürsten solchen Luxus. Unter diesen Umständen wird es auch erklärlich, daß sich unsere Juweliere ebenfalls auf die Silberfabrikation werfen, weil man dabei noch immer insofern verdient, als das billige Material eine höhere Façonzahlung erleichtert. Unwögentlich treffen denn auch von jenen Etablissements Preisverzeichnisse ein, die aber nur die Façonpreise enthalten, — mit einer Bemerkung, die zwar nicht ganz neu ist, gewiß aber Herrn Bryan in seinem Wahlkampfe hätte dienlich sein können: „Silber wird zum billigsten Tagespreise berechnet!“ So liegt mir ein solches Verzeichniß von einer Fabrik aus einer unbedeutenden sächsischen Stadt vor. Empfohlen werden 38 verschiedene Arten von Rößeln, Messern, Gabeln, Löffeln, Sieben, Streuern, Zangen u. s. w.; darunter sind allein neun besondere Arten von Punschlöffeln, bei denen die Vergoldung noch in den Preis für die Façon hineingerechnet wird. Bei den Tischmessern in zehn Gattungen werden auch französische, türkische und amerikanische angeführt, aber die geschweiften Stahlklingen sind, wie ausdrücklich gesagt wird, aus Solingen. Gabeln und Obstmesser werden sogar als gothische bezeichnet, obgleich die alten Gothen wahrscheinlich ihr Obst ungeschält zu sich nahmen. Als feinstes Silber kann oder will man bei uns das englische nicht entbehren, während wir früher das französische wegen seines Stiles als erstes hochhielten. Selbst das englische plattirte Silber ist heute eben so theuer wie unser gewöhnliches Silber. Nur die deutschen Hotels und die großen Vergnügungsorte halten nach wie vor am Christopfle fest. Denn echtes Geräth kann mitgenommen werden, wie die alljährlich veröffentlichten Verlustlisten zeigen. Da lieft man erstaunlich hohe Ziffern und den Wirthen bleibt nur der Trost, daß die bösen Gäste wenigstens kein echtes Silber heimgeschleppt haben..

Unser Export steht sowohl in Silberwaaren als in Bijouterien obenan, — England natürlich immer ausgenommen, das seine sämmtlichen Kolonien als Absatzgebiet hat. England hat überall eigene Häuser und außerdem riskirt der britische Kaufmann mehr als der deutsche, — und kann auch mehr riskiren. Die weitaus größten Silberfabriken der Welt sind auch in Birmingham und Sheffield mit etwa 2000 Arbeitern. Das deutsche Uebergewicht soll drei Ursachen entstammen: erstens kommen die billigen Arbeitslöhne in Betracht, mit denen nur noch Italien konkurriren kann, weil da der Arbeiter naturgemäß geringere Bedürfnisse hat als bei uns im Norden; ferner sind unsere Muster mannichfacher und der Kaufmann versteht sich den verschiedenen Wünschen besser anzupassen; und drittens machen unsere Fabriken bedeutend mehr Verbrauchsartikel. Deutsche Silberwaaren gehen vor Allem nach Nordamerika, dann nach England, Belgien, Frankreich und Italien. Rußland und besonders Südamerika erhalten wiederum mehr Bijouteriewaaren.

Wie steht es nun mit dem Staatsschutz für den Gehalt der Edelmetalle? In dieser Beziehung ist eigentlich das deutsche Publikum weniger geschützt als z. B. das englische und französische. In diesen beiden Ländern werden alle Gegenstände aus Edelmetall als feste Werthe angesehen, die, wie eine Münze, vorwichtig sein müssen. So verlangt England für alle im Lande fabrizirten Waaren bei Silber 925 pro Mille Silber und 75 pro Mille Kupfer, bei Gold 22 Karat. Doch Das gilt nur im Inlande, für den Export ist es weniger nöthig. Freilich ist der englische Kaufmann meist sehr stolz darauf, daß er nach seinen Kolonien nur mit der staatlichen Silbermarke ausführt. Kommen französische Silber- oder Goldwaaren nach England, so genügt der französische Staatsstempel nicht — er könnte ja nachgeahmt sein —, sondern die Waare wandert zunächst in die Münze, wo sie auf den vorgeschriebenen Feingehalt geprüft wird und man der bereits vorhandenen Marke noch die englische beifügt. Ist der richtige Feingehalt nicht erweislich, so wird die Sendung zurückgeschickt. Die Stempelfkosten sind, obgleich sie bereits einmal herabgesetzt worden sind, noch immer bedeutend; das Bedenklichste ist aber, daß Waaren mitunter bei solchen Proben verlegt werden. Die Franzosen machen es an ihren Grenzen eben so; sie erheben außer dem Stempel auch noch Zoll. Frankreich hat für Silber sogar einen premier titre mit 950 pro Mille und nur 50 pro Mille Kupfer, dann einen mit 800 wie Deutschland. Nur haben wir keinen Staatsstempel und müssen uns also mit den Marken von Privatanstalten behelfen. Dagegen erheben wir auf fremde Silberartikel den hübschen Satz von 600 Mark für 100 Kilogramm. Vorläufig wäre demnach Deutschland nicht einmal in der Lage, einen Initiativantrag zu stellen, daß die Staaten unter einander ihre Marke anerkennen sollen und so das lästige Probiren aufhöre. Man bedenke nur, wie viele Nippes in Silber und Gold z. B. Genua nach Paris schickt und wie viele Franzosen alljährlich nach Pforzheim gehen, um dort Bijouterie-Einkäufe im größten Stil zu machen. Uebrigens bestehen solche Weitläufigkeiten auch in anderen Ländern. So läßt der deutsche Reisende der Bequemlichkeit halber seine Waare nicht erst nach Wien, sondern nach Linz senden, wo sich ebenfalls eine staatliche Probiranstalt befindet.

Allmählich haben unsere Kaufleute Manches von Anderer Schaden gelernt. Da z. B. die Franzosen nur achtzehnkarätiges Gold verarbeiten durften, ging ihr Export so zurück, daß man jetzt gern den Brunnen zudecken möchte. Pforzheim dagegen nimmt ganz nach Belieben auch achtkarätiges und hat dadurch besonders Südamerika gewonnen. Vor Jahren schon war der Deutsche Reichstag zu ähnlichen Maßnahmen bereit, als der Abgeordnete Chini noch während dazwischen trat. Der Mann war früher selbst ein großer Exporteur in Goldwaaren und besaß Filialen in New-York und Mexiko. Der Vortheil der Franzosen und Engländer im Inlande selbst ist ganz offenbar; der Kunde sieht sofort, was er kauft, während der Deutsche leichter angeführt werden kann, auch seiner Natur nach kaum beschwert ist. Freilich würde unser Bijouterie-Export — billige Sachen —, ein Staatsstempel kaum vertragen können, denn der Fiskus arbeitet naturgemäß immer theurer als Private. Bestraft doch auch unser Gesetz schon heute falsche Stempelangaben auf Silber ausdrücklich als Betrug.

Würden Haushalt und Luxus das weiße Metall noch gleich stark verwenden, falls der Preis stiege? Schwerlich, — das Publikum hat selbst in geringe Vertheuerungen seiner Luxusartikel gewöhnlich sehr scharfe Sinne. Plut

## Zwischen den Festen.

**W**ährend ringsum aus den beschlagenen Fenstern die brennenden Bäumchen grüßten, hatte ich mich in der vorigen Weihnacht auf den Weg nach dem Kreuzberge gemacht, wo die alte Dame aus dem Apollotempel bei Kumae jetzt haust, und, nach einem Interview, das länger dauerte als der vom Kammerdiener bestätigte Besuch des Herrn Ledert beim Onkel Chlodwig, wortgetreu hier berichtet, was die weise Sibylle über das kommende Jahr zahnlos zu raunen und räthseln wußte. So ziemlich wenigstens hat ihre Weissagung sich erfüllt. Das Jahr 1896 war politisch unfruchtbar; weder die Mandschukomoebie noch die Zarenreise sind für Deutschland zu den erfreulichen Erscheinungen zu zählen und weder die hastige Durchpeitschung des Bürgerlichen Gesetzbuches noch das wüste Geschrei über Bismarcks angeblichen Landesverrath sind geeignet, die Achtung vor dem öffentlichen Wesen des Deutschen Reiches zu mehren; zwei froh zu begrüßende Ereignisse brachte erst der letzte Monat des argen, verdrießlichen Jahres: die Bestattung der unheilvollen Justiznovelle und die Ernennung des Obersten Liebert, der seit Jahren hier für eine leitende Stellung im Kolonialdienst genannt worden war, zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Alles Uebrige, wie der Peterskandal und die Verleihung des Herrn Kayser an das wehrlose Reichsgericht, läßt fast ausschließlich Unlustempfindungen zurück. Für die prophezeiten Feste hat ganz besonders die Berliner Gewerbeausstellung gesorgt, die, wie die Sibylle vorausgesagt hatte, mit einem beträchtlichen Defizit schloß und auch sonst die hochgeflatterten Hoffnungen von Parnenupolis nicht erfüllte. Und daß es an Prozessen nicht gefehlt hat und die Skandalsucht der Menge wonnesam gekitzelt wurde, lehrt ein Blick auf die schier endlose Kette, die von Elise Sanke, Hammerstein und Friedmann, über Volbeding, Levy, Bräunewitz und Blumenreich, vorläufig bis zu Ledert, Lübow und Herrn von Tausch reicht. Auch darin hat die weise Frau Recht behalten, daß die Wege des Todbringers Lucanus unerforschlich sind, und sie mag jetzt in schmunzelnder Freude daran denken, daß sie auf die feste Frage nach einem etwa möglichen Ministerwechsel dem dreisten Bedränger keine Antwort gab. Selbst die älteste Sibylle konnte ja nicht ahnen, daß gerade Bronsart uns entrisen werden sollte, der tapferste und fähigste Bekenner monarchischer Ueberzeugungen, den wir seit Bismarcks Entlassung an der Arbeit gesehen hatten. . . . Nun dämmert uns wieder die Weihnacht, wieder brennen an den geputzten Tannen die Richte, Karpfenschuppen werden gesammelt und zum Bleigießen die Vorbereitungen getroffen, — und wieder kriecht auch die bange Frage hervor, was uns das neue Jahr an Gutem und Bösem wohl bringen mag. Diesmal soll die alte Weisheit in ihrer Kreuzberghöhle nicht aufgescheucht werden. Dafür mag den allzu festlich Bestimmten eine Mahnung ins Stammbuch geschrieben werden, die Paul de Lagarde, der deutsche Prophet, schon vor sechzehn Jahren für nöthig hielt: „In einem so armen Lande wie Deutschland ist für Sedanfeste, Erinnerungspuppen, Monumentalbauten, Gewerbeausstellungen, für die Sintfluth der nicht Allen nützenden Schulen, schlechthin kein Pfennig zur Verfügung. Die öffentliche Meinung muß sich ernstlich gegen die im Namen des Patriotismus, der Dankbarkeit, der Kunst, der Bildung geübte Verschwendung auflehnen; es müssen Wege gefunden werden, um den von irgend welchem großsprecherischen Eigennutze genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen abzugewöhnen, das Welt ihrer Mitbürger in Flumi-